



Institut für Hochschulforschung (HoF)
an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg

**Daniel Hechler | Peer Pasternack |
Steffen Zierold**

Unter Mitwirkung von Uwe Grelak und Justus Henke

WISSENSCHANCEN DER NICHTMETROPOLEN

**Wissenschaft und Stadtentwicklung
in mittelgroßen Städten**



Berliner
Wissenschafts-Verlag

Wissenschancen
der Nichtmetropolen

Hochschul- und Wissenschaftsforschung Halle-Wittenberg

Herausgegeben für das Institut für Hochschulforschung (HoF) von
Peer Pasternack

Daniel Hechler | Peer Pasternack | Steffen Zierold

Unter Mitarbeit von Uwe Grelak und Justus Henke

WISSENSCHANCEN DER NICHTMETROPOLEN

Wissenschaft und Stadtentwicklung in
mittelgroßen Städten



Berliner
Wissenschafts-Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Angaben sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8305-3883-7

Reihe „Hochschul- und Wissenschaftsforschung Halle-Wittenberg“
© Institut für Hochschulforschung an der Universität Halle-Wittenberg (HoF)
Collegienstraße 62, 06886 Lutherstadt-Wittenberg,
institut@hof.uni-halle.de, <http://www.hof.uni-halle.de>

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtes
ist unzulässig und strafbar.

Hinweis: Sämtliche Angaben in diesem Werk erfolgen trotz sorgfältiger Bearbeitung und Kontrolle ohne Gewähr. Eine Haftung der Autoren oder des Verlags aus dem Inhalt dieses Werkes ist ausgeschlossen.

Druck: docupoint, Magdeburg
Gedruckt auf holzfreiem, chlor- und säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.
Printed in Germany.

2018 BWV | BERLINER WISSENSCHAFTS-VERLAG GmbH,
Markgrafenstraße 12–14, 10969 Berlin
E-Mail: bwv@bwv-verlag.de, Internet: <http://www.bwv-verlag.de>

Inhaltsübersicht

Zentrale Ergebnisse	11
1. Problem und Vorgehen	23
A. Die Erklärungsthesen der Theorie	41
2. Passiver Hochschulregionalismus: Die traditionellen Konzepte.....	46
3. Aktiver Hochschulregionalismus: Nicht nur sein, sondern tun.....	54
4. Governance: Jenseits der Steuerungswiderstände Stadt und Hochschule	84
5. Mittelgroße Städte: Jenseits der Metropolen und zum Teil peripherisiert.....	114
B. Empirie	137
6. Hauptmerkmal der mittelgroßen Städte: gruppeninterne Heterogenität	139
7. Der Wettbewerb „Stadt der Wissenschaft“	150
8. Zwei Kleinere Großstädte: Halle und Magdeburg	165
9. Mittelstädte und ihre Hochschulen: Beispiele in Sachsen-Anhalt.....	206
10. Hochschulen und Forschungsinstitute und die IBA „Stadtumbau 2010“	234
C. Auswertungen und Schlussfolgerungen	241
11. Das Grundproblem: Zweckfreiheit vs. Nützlichkeit	243
12. Abgleich und Verdichtung: Die empirischen Befunde im Lichte der Theorie-Angebote	253
13. Governance der Stadt-Wissenschaft-Kooperationen	269
14. Fazit	309

Inhaltsverzeichnis

Zentrale Ergebnisse	11
Mittelgroße Städte als Orte der Wissenschaft (11). Anwesenheits- und Aktivitätseffekte (12). Stadt und Hochschule: Wechselseitige Chancensteigerungen (13). Kooperationsinstrumentarium (14). Strategische Erfolgsfaktoren (16). Lokales Wissensmanagement (17). Stadt-Wissenschaft-Interaktionstypen (20)	
1. Problem und Vorgehen	23
1.1. Problemstellung: Wissenschaft – Stadtentwicklung – mittelgroße Städte	23
Stadt + Hochschule = Hochschulstadt? (23). Metropolitane Konzepte – überwiegend nichtmetropolitane Kontexte (26). Planungsversuche für soziale Totalphänomene (27). Vom passiven zum aktiven Hochschulregionalismus (28). Wissensgesellschaft jenseits der Metropolen (30)	
1.2. Untersuchungsdesign: Fragestellungen und methodisches Vorgehen	31
Kapitel A.: Theorien und Konzepte (31). Kapitel B.: Fallstudien und Querschnittsauswertungen (32). Kapitel C.: Synthesen (37). Überblick und Projekthistorie (38)	
A. Die Erklärungsthesen der Theorie	41
2. Passiver Hochschulregionalismus: Die traditionellen Konzepte	46
2.1. Inkludierend: Hochschulen als regionaler Bildungsfaktor	46
2.2. Neubauten: Hochschulen und Stadtraum	47
2.3. Nachfrageeffekte: Hochschulen als regionaler Wirtschaftsfaktor	51
3. Aktiver Hochschulregionalismus: Nicht nur sein, sondern tun	54
3.1. Zeitdiagnosen	54
3.1.1. Triple Helix	55
3.1.2. Wissensgesellschaft	58
3.1.3. mode 2	60
3.2. Leitbildgetriebene Empirie	63
3.2.1. Innovation	63
3.2.2. Hochschulen als regionaler Innovationsfaktor	69
3.2.3. Kreativität: Hochschulen als umfassender Entwicklungsfaktor	71
3.3. Empiriegetriebenes Leitbild (<i>Mitautor: Justus Henke</i>)	76
3.3.1. Third Mission: Die Debatte	76
3.3.2. Third Mission: Definition	78

4. Governance: Jenseits der Steuerungswiderstände Stadt und Hochschule	84
4.1. Governance-Arenen.....	86
4.1.1. Regional und Local Governance	86
4.1.2. Hochschulgovernance	89
4.1.3. Hochschule-Stadt-Governance.....	96
4.1.4. Leitende Zusammenhangsannahmen	99
4.2. Netzwerke als lokale Problemlöser?.....	104
4.2.1. Leistungsfähigkeiten und Erfolgsfaktoren von Netzwerken.....	104
4.2.2. Risikofaktoren für Netzwerke.....	107
4.2.3. Erfolgs- und Scheiternsbedingungen: empirische Beispiele.....	108
5. Mittelgroße Städte: Jenseits der Metropolen und zum Teil peripherisiert (Mitauteur: Uwe Grelak)	114
5.1. Definitorisches	115
5.2. Schrumpfung	117
5.3. Peripherisierte Städte: Merkmale und Szenarien.....	122
5.4. Wissensgesellschaft?	125
5.4.1. Bildung	125
5.4.2. Hochschulen.....	127
5.4.3. Hochschulen gegen Peripherisierung.....	131
5.4.4. Wissensdiffusion im städtischen Raum.....	132
B. Empirie	137
6. Hauptmerkmal der mittelgroßen Städte: gruppeninterne Heterogenität	139
6.1. „Strampeln im Morast“?.....	139
6.2. Schwarmstädte als Gegenpol der Peripherisierung: Die Sehnsucht nach Dichte	143
7. Der Wettbewerb „Stadt der Wissenschaft“	150
7.1. Wettbewerbsverlauf.....	152
7.2. Wettbewerbswirkungen.....	155
7.3. Folgeinitiativen	160
8. Zwei Kleinere Großstädte: Halle und Magdeburg	165
8.1. Kommunale Rahmenbedingungen	167
8.2. Halle (Saale)	169
8.2.1. Stadträumliche Verdichtung: Der Weinberg Campus	170
8.2.2. Formalisierung der Kooperation zwischen Wissenschaft und Stadt: Das Dienstleistungszentrum Wirtschaft und Wissenschaft	172
8.2.3. „Stadt der Wissenschaft“: Hochschulen und Wissenschaft in Stadtplanung, Leitbildern und Bürgerwahrnehmung.....	182

8.2.4.	Zukunftsstadt-Wettbewerb.....	186
8.3.	Magdeburg	193
8.3.1.	Stadträumliche Verdichtung: Wissenschaftsquartier (<i>Mitautor: Uwe Grelak</i>).....	194
8.3.2.	Formalisierung der Kooperation zwischen Wissenschaft und Stadt: Das Team Wissenschaft	198
8.3.3.	„Stadt der Wissenschaft, Bildung und Kultur“: Stadtentwicklung und Stadtentwicklungskonzepte	201
9.	Mittelstädte und ihre Hochschulen: Beispiele in Sachsen-Anhalt	206
9.1.	Kommunale Rahmenbedingungen	207
9.2.	Wissenschaftliche Strukturen	210
9.2.1.	Die Hochschulen und ihre stadträumlichen Einbettungen.....	210
9.2.2.	An-Institute und außeruniversitäre Forschungseinrichtungen	211
9.2.3.	Wissenschaftsaffine Einrichtungen.....	212
9.3.	Aktivitäten und Prozesse	214
9.3.1.	Gemeinsamkeiten und Ähnlichkeiten in den Städten	214
	Ökonomische Interaktionen (214). Schülerarbeit und nichtökonomische Interaktionen (215)	
9.3.2.	Besonderheiten in einzelnen Städten	218
9.4.	Lokale Wahrnehmungen der Hochschulen.....	221
9.4.1.	Wernigerode	222
	Lokalpresse (222). Öffentlichkeitsformate der Kommunal- verwaltung (225). ISEK (226)	
9.4.2.	Stendal	227
	Berichterstattung in der Lokalpresse (227). Hochschul- zeitschrift (228). Städtische Homepage (229). Positionspapier „Hochschulstandort Stendal – Unser Selbstverständnis“ (230)	
9.5.	Zwischenresümee.....	232
10.	Hochschulen und Forschungsinstitute und die IBA „Stadtumbau 2010“ (<i>Mitautor: Uwe Grelak</i>)	234
10.1.	Beteiligungsverhalten der Hochschulen und Forschungseinrichtungen.....	234
10.2.	Kooperationsqualitäten: durchwachsene Befunde	238
C.	Auswertungen und Schlussfolgerungen	241
11.	Das Grundproblem: Zweckfreiheit vs. Nützlichkeit	243
11.1.	Zweckfreie Nützlichkeit	243
11.2.	Die Programmkonkurrenz: Qualitätsorientierung vs. Relevanzorientierung.....	245
11.3.	Gesellschaft und Wissenschaft	248
11.4.	Wissenschaft und außerwissenschaftliche Praxis.....	249

12. Abgleich und Verdichtung: Die empirischen Befunde im Lichte der Theorie-Angebote	253
12.1. Wissenschaft und ihre direkten Umwelten: Region und Stadt.....	253
12.1.1. Erwartungsverschiebungen.....	253
12.1.2. Regionale Problemlagen und Problemwahrnehmungen	254
12.1.3. Limitationen in den Hochschulen.....	256
12.1.4. Wissenschaft und Stadt: Wechselseitige Chancensteigerung	257
12.2. Wissenschaft in mittelgroßen Städten.....	261
12.2.1. Theorieangebote und Praxisanforderungen	261
12.2.2. Stadtgröße und -charakteristik als ermöglichende und limitierende Rahmenbedingungen.....	263
13. Governance der Stadt-Wissenschaft-Kooperationen	269
13.1. Kommunikation	270
13.1.1. Schnittstellenkommunikation	271
13.1.2. Instrumente der Abstimmung.....	274
13.2. Kooperationen	276
13.2.1. Reibungswiderstände, Risiken und deren Bearbeitung.....	276
13.2.2. Strategische Erfolgsfaktoren	283
13.3. Modell lokalen Hochschulhandelns (<i>Mitautor: Justus Henke</i>).....	287
13.3.1. Rahmenbedingungen: Voraussetzungen und Ressourcen	289
13.3.2. Programmierung: Problem- und Zieldefinitionen, Handlungsprogramm.....	291
13.3.3. Implementation: strategisch handeln und mit Abweichungen rechnen	294
13.3.4. Auswertung: Neuprogrammierung vorbereiten	296
13.4. Kooperationsinstrumente.....	298
13.4.1. Netzwerke und Kooperationsplattformen	298
13.4.2. Aufsuchende Lokalarbeit: Wissensmanagement	301
13.4.3. Studierende in der Stadt	306
14. Fazit	309
14.1. Selbstbeschreibungsbilder und Interaktionstypen	310
14.1.1. Relevante Faktoren zur Selbstbeschreibung der Städte.....	311
14.1.2. Selbstbeschreibungsbilder	314
14.1.3. Modell der Interaktionstypen	316
14.1.4. Kriterien zur Einordnung in Interaktionstypen.....	318
14.2. Schluss: Wissensgesellschaftsfähig werden.....	319
Literatur	329
Verzeichnis der Übersichten	350
Autoren und Mitwirkende	352
Die Studien im HoF-Forschungsprogramm „Raumbezogene Wirkungen von Hochschulen, Forschungs- und Bildungseinrichtungen“ 2007–2018.....	353

Zentrale Ergebnisse

Mit der Ankopplung an Wissensentwicklungen entscheide sich, so die allgemeine Auffassung, die Zukunftsfähigkeit einer Region. Das hier zentrale zeitdiagnostische Schlagwort der Gegenwart ist „**Wissensgesellschaft**“. Diese wiederum wird typischerweise exklusiv mit Metropolen und verdichteten Räumen assoziiert. Allerdings leben zwei Drittel der deutschen Wohnbevölkerung in ländlich und klein- bzw. mittelstädtisch geprägten Regionen. Dort sind zentrale Voraussetzungen dafür, was die Wissensgesellschaft institutionell, infrastrukturell und kulturell nach landläufiger Meinung ausmacht, häufig nicht oder nicht vollständig gegeben. Ob und wie weit dies der Fall ist oder nicht, bestimmen überwiegend die jeweiligen städtischen (d.h.: nicht die dörflichen) Kontexte. In der vorliegenden Untersuchung werden die **Kontexte mittelgroßer Städte** in den Fokus gerückt.

Mittelgroße Städte als Orte der Wissenschaft

Der Begriff „Mittelgroße Städte“ fasst hier **Mittelstädte** (20.000 bis unter 100.000 Einwohner) und **Kleinere Großstädte** (100.000 bis unter 500.000 Einwohner) zusammen, also: Städte, die zwischen 20.000 und 500.000 Einwohner haben. Damit werden Ansiedlungen in den Fokus gerückt, die typischerweise nicht im Blick sind, wenn **Großtheorien und -konzepte** zum Zusammenhang von Wissensgesellschaft und Stadtentwicklung formuliert werden: Wissensgesellschaft, Kreative Stadt, Knowledge City, Wissensmilieus usw., aber auch Ansätze, die mit dem Attribut *smart* ihre Orientierung an Fragen der Digitalisierung signalisieren.

Die Literatur zu räumlicher Wissensdiffusion und die daran geknüpfte Entstehung wissensintensiver bzw. kreativer Milieus zeigt sich wenig sensibel für die Gattung mittelgroßer Städte. Wenn aber im nicht-

metropolitanen Raum metropolitane Konzepte als Planungsgrundlage herangezogen werden, ist dies in Hinblick auf die kommunale Zukunftsfähigkeit risikoreich. Auch Hochschulen in den mittelgroßen Städten schließen in ihren Selbstbeschreibungen mitunter daran an, ohne den **fehlenden großstädtischen Kontext** angemessen zu berücksichtigen. Sie sehen sich etwa als Nukleus von Wissensmilieus oder behaupten, die entscheidende Voraussetzung für die Entwicklung einer kreativen Stadt zu sein.

Mit abnehmender Einwohnerzahl von Städten fallen jedoch die Ausprägungsgrade von Heterogenität, Diversität, Toleranz, Dichte und Offenheit tendenziell ab. Damit verbunden sinkt die Wahrscheinlichkeit, auf **Unbekanntes, Unerwartetes, Ungleiches und Unfertiges** – die Basis noch nicht gedachter und ausprobierteter Alternativoptionen – zu treffen. Es sinkt folglich die Innovationswahrscheinlichkeit, soweit sie vorrangig auf Milieueffekten gründet.

Entsprechend unterscheiden sich die Herausforderungen, vor denen mittelgroße Städte stehen, von denen der Metropolen (ab eine Million Einwohner) bzw. der Großen Großstädte (ab 500.000 Einwohner) – und nichtmetropolitane Orte werden auch nicht dadurch zu ihrem Gegenteil, dass man sie zum Bestandteil von „Metropolregionen“ erklärt. Häufig sind die Ausgangsbedingungen zukunftsfähiger Entwicklungen in mittelgroßen Städten schlechter als in Großen Großstädten. **Zukunftsrisiken** bestehen im besonderen Maße hinsichtlich Peripherisierung, Schrumpfung und wissensgesellschaftlicher Anschlussfähigkeit.

Mittelgroße Städte sind auch keine Miniaturen von Metropolen. Sowohl die Bevölkerungsheterogenität als auch die Redundanz sozialer Beziehungen sind größenabhängig, ebenso die Bereitstellung verschiedener benötigter Ressourcen. Immerhin

aber sind es unter den Nichtmetropolen die mittelgroßen Städte, also die Kleineren Großstädte und die Mittelstädte, die zumindest **Teilaspekte wissenschaftlicher Entwicklungsvoraussetzungen** haben:

- Nicht nur in jeder deutschen Großen Großstadt, sondern auch in vier von fünf Kleineren Großstädten (79 %) befindet sich mindestens eine staatliche Hochschule. Hochschulische Teilstandorte einbezogen, findet in knapp 90 Prozent der Kleineren Großstädte Hochschulbetrieb statt.
- Aber auch zwei Fünftel (44 %) der Großen Mittelstädte haben mittlerweile eine Hochschule, und selbst 24 Kleinere Mittelstädte (5 % dieser Kategorie) verfügen über eine Hochschule. Bezieht man die hochschulischen Teilstandorte ein, so ist in beinahe jeder zweiten Größeren Mittelstadt und jeder achten Kleineren Mittelstadt ein Hochschulteil bzw. eine Hochschule vertreten (56 absolut bzw. 12 % aller Mittelstädte).
- Insgesamt verteilen sich die staatlichen Hochschulen zu knapp 30 Prozent auf Große Großstädte, zu etwas unter 40 Prozent auf Kleinere Großstädte sowie einem Drittel auf Mittel- und Kleinstädte.

Nimmt man angesichts der Seltenheit echter Metropolen in Deutschland – es gibt nur vier Millionenstädte – die Großen Großstädte als ‚Ersatzmetropolen‘ (im folgenden: semi-metropolitan), so ist festzuhalten: 171 staatliche Hochschulen sind nicht in solchen meist dynamischen Agglomerationen verortet. Über 70 Prozent der Hochschulen haben ihren Sitz in Städten mit unter 500.000 Einwohnern – die Teilstandorte eingerechnet, sind sogar knapp 80 Prozent aller Hochschulstandorte abseits Großer Großstädte verortet. **Städtisch, aber nichtmetropolitan** – dies ist folglich für die meisten deutschen Hochschulen ein Charakteristikum ihrer Umweltbedingungen.

Die Beleuchtung der mittelgroßen Städte öffnet für den Blick für relevante Rahmenbedingungen und Handlungspotenziale,

die entweder auch jenseits der Metropolen für eine wissenschaftliche Entwicklung bereits gegeben sind oder an deren Herstellung gearbeitet werden sollte. Die Unterschiede zu (semi-)metropolitanen Situationen wiederum lassen sich nicht allein auf die Stadtgrößendifferenzen zurückführen. Weitere **Bestimmungsfaktoren für die wissenschaftliche Platzierung** der Städte sind:

- historischer Art: insbesondere wirtschaftliche Branchenstrukturen und traditionelle Ausstattung mit öffentlichen Hochschulen und Kultureinrichtungen;
- geografisch und infrastrukturell bedingt: Lagegunst, Verkehrsanbindung;
- administrativer Art: Mittel- oder Oberzentrum;
- demografisch induziert: schrumpfende, nicht schrumpfende oder expandierende Stadt bzw. schrumpfendes oder nicht schrumpfendes regionales Umfeld;
- die aktuellen wirtschaftlichen Entwicklungen: dynamisch, stabil oder zurückgehend;
- politischer Art: Landesentwicklungsplanung, Förderprogrammschwerpunkte und das Maß ihrer Nutzung, lokalpolitische Entwicklungsfoki sowie
- bestimmt durch die wissenschaftliche Ausstattung: keine, eine oder mehrere Hochschulen, Vorhandensein von Forschungsinstituten, Profile der Einrichtungen.

Aufgrund des fehlenden metropolitanen Kontextes sollten Mittelstädte und Kleinere Großstädte in den offerierten Konzepten zur wissenschaftlichen Stadtentwicklung **keine vermeintliche Blaupause** erkennen, sondern **eher Inspirationen** für solche Maßnahmen entdecken, die an die je eigene Stadtsituation angepasst sind.

Anwesenheits- und Aktivitätseffekte

Lange Zeit beschränkten sich die lokalen und regionalen Erwartungen an Hochschulen weitgehend auf die Versorgung mit Bildungsangeboten und die Stimulati-

on der lokalen Wirtschaft durch **Nachfrageeffekte**. Diese konnten durch die schiefe Existenz der Hochschulen als erfüllt betrachtet werden. Heute dagegen sehen sich Hochschulen zunehmend mit einer weitergehenden Herausforderung konfrontiert: Die schlichten Anwesenheitseffekte der Hochschulen sollen um **Aktivitätseffekte** ergänzt werden.

Die Annahme, lokal aktive Hochschulen würden in den lokalen Problemlagen zentrale Herausforderungen sehen und ihre Handlungsprogramme entsprechend ausrichten, lässt sich empirisch in Teilen bestätigen, wenn auch **nicht programmatisch**: Diesbezügliche *strategische* Verankerungen sind nur bedingt zu identifizieren. Zugleich finden viele Aktivitäten statt, die Beiträge zur Bearbeitung von regionalen und lokalen Herausforderungen leisten, ohne als solche deklariert zu werden.

In ein entsprechendes Selbstverständnis der Hochschulen, etwa als lokale Problembearbeiter, münden diese durchaus zahlreichen Aktivitäten – fragmentiert und nur vereinzelt strategisch verankert – insofern bislang kaum. Dies ergibt eine Auswertung von Studien, Gutachten und Evaluationen zur wissensbezogenen Stadtentwicklung, also Papieren, die nicht aus den Hochschulen selbst stammen:

- Inhaltlich dominieren dort **ökonomische Betrachtungsweisen**. Der Handlungsbereich, Beiträge zur Bewältigung nicht-ökonomischer Herausforderungen zu liefern, ist dagegen wenig ausgearbeitet.

- Unabhängig von lokalen und regionalen Differenzen wird den Hochschulen durchgehend eine zentrale Funktion für die Stadt- und Regionalentwicklung zugesprochen. Insbesondere in den Bereichen Beschäftigung, Innovation, Bildung und soziale Integration wird von den Hochschulen erwartet, dass sie lokale und regionale Effekte generieren. Allerdings sind die Beschreibungen dessen, was einerseits erwartet und andererseits angereizt sowie unterstützt werden soll, häufig **wenig konkret**.

- Nur punktuell nehmen die Papiere Bezug auf tatsächliche lokale Entwicklungen, Problemlagen und Herausforderungen. Aussagen mit **stark verallgemeinernder** Aussagekraft – wie die Empfehlung, Kooperationen und Netzwerkstrukturen zu fördern – überwiegen gegenüber der Benennung konkreter Maßnahmen und Wirkungszusammenhänge deutlich. Ein Großteil der einzelnen Texte wäre auch umstandslos in die Konzepte der jeweils anderen Städte kopierbar. Indem Stadt- und Regionalentwicklungskonzepte vielerorts **Allgemeinplätze** bemühen, erreichen sie nur bedingt das, was sie eigentlich leisten sollen, nämlich umsetzungsfähige Konzepte mit zieladäquaten Instrumentarien zu sein.

- Die meisten der formulierten Handlungsoptionen zeichnen sich durch ein **hohes Maß an Erwartbarkeit** aus. Überwiegend werden sie in den ausgewerteten Texten mehrfach, d.h. von unterschiedlichen Autoren und Autorinnen formuliert. Zum Teil erscheinen sie geradezu kanonisch, insofern sie sich in jedem Text finden, sobald dieser das entsprechende Thema berührt. Sie sind zudem häufig eher plausibilitätsgestützt als stringent aus der jeweils konkreten Empirie gearbeitet. Infolgedessen entsteht und verfestigt sich im Laufe der Zeit ein größeres Set an Empfehlungen und Handlungsoptionen, die die Wissenschaft an die Akteure des Praxisfelds richtet, das regelmäßig auftaucht und wiederholt wird.

Stadt und Hochschule: Wechselseitige Chancensteigerungen

Hochschulen nehmen eine lokale und regionale **Versorgungsfunktion** wahr, die sich auf Studienplätze, akademische Fachkräfte, Forschung und Entwicklung sowie den Anschluss an überregionale Entwicklungen und Netzwerke bezieht. Sie stellen Hochqualifikationsangebote bereit und können system-, prozess- und produktbezogenes Problemlösungswissen erzeugen.

Insbesondere in demografisch herausgeforderten und entwicklungsgeschwächten

Regionen sind die Hochschulen eine zentrale Bedingung, um Resonanzfähigkeit ihrer Regionen für wissensbasierte Entwicklungen zu erzeugen bzw. zu erhalten. Sie stellen dort ein **Verödungshemmnis** erster Güte dar, etwa indem sie eine jüngere Klientel in der Region halten bzw. von außen anziehen.

Erscheinen auf den Sitzort bezogene Aktivitäten der Hochschulen zunächst vor allem als zusätzliche Aufgabe, so können damit doch auch **organisationale Gewinne** generiert werden:

- Für eine Minderheit der Hochschulen besteht aufgrund ihrer Leistungsstärke die Chance, in ihrer Gesamtheit auf eine vorrangig überregionale bzw. internationale Orientierung setzen zu können.
- Für einen sehr viel größeren Teil der Hochschulen dagegen besteht ggf. die Möglichkeit, *einzelne* – mancherorts bereits vorhandene – exzellente Fachgebiete zu stabilisieren oder/und zu entwickeln.
- Es liegt dann nahe, dass der Exzellenzorientierung in Teilbereichen die Lokal- und Regionaloption zumindest gleichberechtigt zur Seite tritt. Damit lassen sich Legitimationsgewinne einfahren, die für den größeren Teil der Hochschulen bzw. ihrer Fachbereiche auf dem Wege von Exzellenzwettbewerben nicht zu erlangen sind.

Insbesondere Hochschulen in peripheren Regionen fällt es leichter, die eigene **Unentbehrlichkeit** nicht nur zu behaupten, sondern auch zu plausibilisieren, wenn sie auch auf ihre Sitzstadt und -region bezogen agieren. Werden berechnete Forderungen nach angemessener Hochschulausstattung mit lokal und regional relevanten Leistungszusagen verbunden, so lässt sich auch hochschulfernen Gesprächspartnern, etwa in der Politik, vermitteln, dass die überwiesenen Gelder nicht nur außerhalb der Region Wirkungen zeitigen.

Dabei ist die lokale und regionale Wirksamkeit von Wissenschaftseinrichtungen dann am aussichtsreichsten, wenn diese

ihre Stadt und Region an die **überregionalen Kontaktschleifen der Wissensproduktion** und -verteilung anschließen. Hierzu wiederum sind die Hochschulen und Forschungsinstitute wie keine sonstige Institution in ihren Städten in der Lage: Anders als sonstige Akteure sind sie prädestiniert dafür, Entwicklungen nicht einfach geschehen zu lassen, sondern einen wissensgestützten strategischen Umgang damit zu entwickeln. Sie verfügen aber nicht nur über die entsprechenden intellektuellen Ressourcen, sondern zählen auch zu den Einrichtungen, die im Vergleich institutionell sehr stabil sind – da öffentlich finanziert und von den Ländern (Hochschulen) bzw. Bund und Ländern (Forschungsinstitute) unterhalten.

Kooperationsinstrumentarium

Ein besonderes Interesse der Wissenschaft(einrichtungen) für ihren jeweiligen Sitzort ist keineswegs zwangsläufig zu erwarten und auch kaum zu erzwingen. Dem stehen die fehlenden Möglichkeiten zentraler Steuerung und die lokal ungebundene Orientierung am Wissenschaftssystem entgegen. Zudem sind in der einschlägigen Forschung sowohl **Stadt- als auch Hochschulentwicklung** als besonders **planungsresistente Handlungsfelder** herausgearbeitet worden. Ihre Kopplung erscheint dann in einem ersten Zugriff als Planungsresistenz im Quadrat. Hier zu synchronisieren, ist eine Herausforderung.

Als Alternative zur planungsgebundenen Intervention gilt das Konzept der **Kontextsteuerung**. Die Gestaltung günstiger Kontexte für die Wissenschaft-Stadt-Interaktion soll darauf zielen, Fühlungskontakte zu erleichtern. Damit werden Gelegenheitsstrukturen für potenziell produktive, wechselseitige Verstärkungen der Hochschul- und Stadtentwicklung geschaffen, also die entsprechenden Rahmenbedingungen verbessert. Innerhalb dieser haben potenzielle Partner zum einen die Chance, Interessenüberlappungen und -schnittstellen zu entdecken. Zum anderen können diese qua förderlicher Kontexte in erleich-

terter Weise in gemeinsames Handeln überführt werden.

Dabei sind wissensbezogene Such- und Findeprozeduren grundsätzlich nicht planbar. Gelegenheiten werden genutzt oder auch nicht. **Plan- und gestaltbar** sind hingegen Arrangements und Kontexte, welche die Wahrscheinlichkeit von Kontakten, Kopplungen und letztendlich Kooperationen erhöhen. Dafür hat im Grundsatz jede Stadt Möglichkeiten, sei sie groß-, mittel- oder kleinstädtisch.

Eine Reihe von **Instrumenten** wird inzwischen regelmäßig eingesetzt, wenn eine Governance lokaler Wissenskooperationen etabliert werden soll. Ihr zielführendes Funktionieren hängt aber jeweils von bestimmten Bedingungen ab:

- **Kooperationsverträge** sind Rahmung. Für sich genommen bewirken sie i.d.R. nichts. Sie entfalten Wirkung zumeist nur, wenn sie der institutionellen Absicherung bereits existierender Zusammenarbeit auf der Mikroebene dienen, nicht aber deren Ausgangspunkt bilden.
- Regelmäßige **Treffen auf Leitungsebene** – Oberbürgermeisterin und Rektor – hängen von der Vorbereitung durch Stäbe und substanzieller Untersetzung ab, etwa durch Maßnahmenpläne.
- **Lenkungsausschüsse** funktionieren am ehesten da, wo (und wenn) sie die zentralen Kooperationsinteressenten vereinen.
- **Netzwerke** funktionieren nur, wenn sie stabil und erreichbar sind. Ohne ein dauerhaft ansprechbares Netzwerkmanagement fehlen Verantwortlichkeiten und besteht das Risiko, dass Kontakte nicht zustandekommen, weil Reaktionen zu lange auf sich warten lassen oder gar unterbleiben. Zugleich kann Netzwerkbildung mit Hilfe eigens dazu eingerichteter Stellen, wenn organisatorisch unzureichend durchdacht, in Kooperationsbürokratie ausarten.
- Das Anliegen, **möglichst viele Akteure** einzubinden, kann einen Zielkonflikt erzeugen, wenn die Absicht besteht, vor-

rangig innovative Lösungen zu entwickeln: Je mehr Akteure integriert werden, desto zahlreicher und intensiver sind auch Partikularinteressen repräsentiert. Der dann notwendige Ausgleich zwischen den verschiedenen Interessen erzeugt meist eine Orientierung auf das Mehrheitsfähige, also das, was typischerweise gerade nicht innovativ ist.

- Jährlich aktualisierte **Maßnahmenpläne** zeichnen sich häufig dadurch aus, dass die Aktualisierung zum größten Teil im Kopieren des Vorjahresplanes in eine neue Datei besteht. Positiv ließe sich sagen: Die Absichten haben erfolgreich ihre Geltung verteidigen können.
- **Stabstellen „Wissenschaft“ in Stadtverwaltungen** funktionieren – da Städte in Bezug auf wissenschaftliche Einrichtungen kaum über Steuerungsmechanismen verfügen – nur als Dienstleister, und dies wiederum nur, wenn sie auch tatsächliche Dienste leisten können, d.h. (materielle und immaterielle) Ressourcen organisieren können.
- Verpflichtende **Berichterstattungen** an das jeweilige Stadtparlament erzeugen Druck auf die Verwaltung (nicht aber die wissenschaftlichen Einrichtungen), etwas Vorzeigbares berichten zu können, also zuvor etwas zu unternehmen.

An den Hochschulen bleiben die lokalen Erwartungen, die an sie adressiert werden, nicht ohne Echo. Hier ist mittlerweile eine Art **Standardrepertoire** stadtbezogener Aktivitäten etabliert. Zu diesem zählen:

- Technologie-Transfer-Zentrum
- Career Center
- Existenzgründer-Unterstützung
- strukturierte Weiterbildungsangebote
- Kinderuni
- Seniorenuniversität
- Lange Nacht der Wissenschaften
- Kooperation mit lokalen Gymnasien

Es handelt sich um Hochschulaktivitäten, die sowohl auf ökonomische Wirkungen zielen als auch auf die nichtökonomischen

Voraussetzungen lokaler Entwicklungen bzw. auf Wirkungen in sozialen oder kulturellen Bereichen abstellen.

Strategische Erfolgsfaktoren

Für jegliche Kooperationen zwischen Wissenschaftseinrichtungen und lokalen Partnern muss immer auf der Grundlage der jeweiligen städtischen Situation, der Interessenlagen und der einsetzbaren Ressourcen entschieden werden, welche Schwerpunkte gesetzt werden sollen und können. Dafür sollten einige strategische Erfolgsfaktoren in die institutionellen Policies der wissenschaftlichen Einrichtungen und der Stadtverwaltungen eingebaut werden. Sie lassen sich in drei Gruppen sortieren:

(1) Wechselseitigkeit:

■ **Inhaltliche Anknüpfungspunkte:** Elementare inhaltliche Voraussetzung jeglicher Kooperation ist, dass sachbezogene Anknüpfungspunkte zwischen Hochschulen und den Partnern bestehen und erkannt werden. Die Offenlegung der jeweiligen Eigeninteressen ist hier hilfreich.

■ **Wechselseitige Resonanzfähigkeit:** Um seitens der wissenschaftlichen Einrichtungen Ideen für die Stadt zu entwickeln, bedarf es eines Problembewusstseins für die lokalen Gegebenheiten. Ist dieses entwickelt, muss es auf Resonanz in der Stadt treffen. Das heißt: Auch die lokalen Akteure müssen für die Problemlagen und Handlungsbedarfe der eigenen Stadt und die Möglichkeiten, darauf mit Hilfe der Wissenschaft reagieren zu können, sensibilisiert sein.

■ **Beidseitiger Nutzen:** Im Anschluss daran muss die Einsicht in den je eigenen Nutzen der Kooperation bestehen bzw. erzeugt werden. Ideal sind Positivsummenspiele, in denen sich Nutzen für alle Beteiligten ergibt, also sog. Win-Win-Situationen erzeugt werden.

■ **Kooperationskosten und Kooperationsnutzen:** Immer dann, wenn die Kooperationskosten die (pronostizierten) Kooperationsgewinne übersteigen, ist jede Initi-

ative gefährdet. Aufgrund der wissenschaftsseitig vorrangig kognitiven Kooperationsmotive werden z.B. Entfernungswiderstände gegen fachliche Kooperationen eher schwach wirksam.

(2) Voraussetzungen klären:

■ **Ressourcen:** Elementare formale Voraussetzung jeglicher Kooperation ist, dass angemessene, d.h. aufgabenadäquate Ressourcen zur Verfügung stehen bzw. organisiert werden können: personelle, sächliche und – vor allem zur Umsetzung konkreter Projekte – finanzielle.

■ **Akteurssystem ermitteln:** Ratsam ist es, Kooperationsanbahnungen mit einer Diagnose des Akteurssystems, innerhalb dessen die Ziele umgesetzt werden sollen, zu verbinden: Wer sind die relevanten Personen, die den Kooperationserfolg maßgeblich beeinflussen und ihn damit relevant entweder behindern oder unterstützen können? Dann lässt sich z.B. abschätzen, woher Einwände und Widerstände zu erwarten sind, und es kann dementsprechend agiert und vorgebeugt werden.

(3) Prozessgestaltung:

■ **Verbindlichkeit:** Vereinbarungen über Ziele und Inhalte der Partnerschaft sowie verbindliche Absprachen über zu erbringende Leistungen dürfen nicht der operativen Umsetzung überlassen bleiben, sondern stellen strategische Weichenstellungen dar.

■ **Synchronisation und Kontinuität:** Es bedarf einer Synchronisierung von Zeitvorstellungen und Planungshorizonten der Partner, da diese unterschiedlichen Funktionslogiken und Zeitregimen folgen. Damit werden zugleich die Voraussetzungen für Kontinuität geschaffen, welche die Kooperationseffizienz steigert: Es müssen nicht fortlaufend neue Partner gesucht und gewonnen werden. Die Kontinuität ist organisatorisch abzusichern, da sie nicht zwingend im Selbstlauf entsteht und häufig personengebunden ist. Die organisatorische Absicherung wiederum gelingt

leichter, wenn Kontinuität ein Bestandteil der strategischen Zieldefinition ist.

■ **Vermeidung von Dysfunktionalitäten und Kooperationsbürokratie:** Beide wirken als Kooperationskiller. Zu vermeiden sind grobe Dysfunktionalitäten, etwa Überbeanspruchungen oder Konformitätsdruck, der dem Ausprobieren innovativer Ideen entgegensteht. Ebenso haben Institutionalisierungen von Kooperationen immer dann höhere Erfolgchancen, wenn Kooperationsbürokratie vermieden wird.

■ **Motivation:** Die motivierte Mitarbeit von Wissenschaftler:innen an lokalen Kooperationen wird wahrscheinlicher, wenn sie diese nicht als zusätzliche Aufgabe, sondern als Möglichkeitsraum zur Entfaltung von Forschungs- und Lehrinteressen – d.h. als eine besondere Art der wissenschaftlichen Tätigkeit – erfahren.

■ **Dezentralität als Ressource:** Die Dezentralität der Hochschule und der Durchführung lokal relevanter Hochschulaktivitäten sollte als Potenzial und Motivationsressource anerkannt werden. Eine künstliche Zentralisierung bei der Hochschulleitung würde ohnehin an administrative Grenzen stoßen. Rektorat bzw. Präsidium und Zentrale Verwaltung sollten aber Unterstützungswünsche bedienen.

■ **Zentralität als Ressource:** Die grundsätzliche Dezentralität muss abgesichert sein durch Etablierung definitiver Ansprechpartner für Wissenschaftsthemen auf Seiten der Stadt, Netzwerkstrukturen zwischen Stadt, Wissenschaft, Wirtschaft und möglichst auch Kultur, zentral bereitgestellte Formate der Wissenschaftskommunikation, ggf. einen strategischen Entwicklungsplan – bei dem dann zugleich auch mit Abweichungen zu rechnen ist, aber der Plan ermöglicht einen kontrollierten Umgang mit diesen – und möglichst auch die Absicherung der wissensbasierten Stadtentwicklung über formale Stadtratsbeschlüsse.

■ **Realismus und Sichtbarkeit von Erfolgen:** Kooperationsprozesse und -akteure dürfen nicht überfordert werden, gegebene Ressourcenbegrenzungen sind zu be-

rücksichtigen, und in zumindest einigen Bereichen sollen auch möglichst schnell sichtbar werdende Erfolge erreicht werden. Letztere können zudem die Mitwirkungsbereitschaft zunächst zögerlicher Partner fördern.

Lokales Wissensmanagement

Wissenschaftseinrichtungen haben ihre Kernkompetenzen in der Aufbereitung, Erzeugung, Verwaltung und Vermittlung von Wissen. Insofern liegt hier eines nahe: Das Instrument, mit dem sie ihre lokalen Kontexte durch Nutzung eigener Kompetenzen gestalten und systematisieren können, ist der Aufbau und das Betreiben eines lokal bzw. regional vernetzten Wissensmanagements. Neben den diesbezüglichen Kompetenzen spricht dafür zweierlei: Zum einen entspricht eine **offensive Selbsteinordnung in lokale** (bzw. regionale) **Wissensinfrastrukturen** dem Selbstverständnis von Hochschulen und Forschungsinstituten als Wissensproduzenten und -distributoren am ehesten. Zum anderen hat eine solche Selbsteinordnung in einer wissenschaftsgesellschaftlichen Perspektive eine unmittelbare Plausibilität: Sie steigert die Wahrnehmung der Wissenschaftseinrichtungen als Teil eines Netzes, das Zukunftsfähigkeit verbürgt, indem es für Innovation und Problembearbeitung steht.

Andersherum: Wenn zur Bearbeitung lokaler Problemlagen gescheite Einordnungen zunächst unsortierter Informationen benötigt werden, sollte es die Wissenschaft beunruhigen, wenn nicht sie es ist, die um diese Einordnungen gebeten wird. Ebenso sind wissenschaftliche Wissensbestände für lokale Akteure nutzlos, wenn sie nicht von **ansprechbaren Experten** gewusst und mit Blick auf die Situation vor Ort durchsucht, geordnet, aufbereitet und kommuniziert werden.

Ein lokales Wissensmanagement müsste **dreierlei sicherstellen:**

- Erstens ist der Zugang zu dem in Stadt und Region – an verteilten Orten, in differenzierten Formaten und unter-

schiedlichem Besitz – vorhandenen Wissen niedrigschwellig zu ermöglichen: entweder unmittelbar oder durch entsprechende Navigation.

- Derart soll zweitens eine solche Zugänglichkeit und Verfügbarkeit von Wissen erreicht werden, die Problemlösungsbedarfe mit den lokal vorhandenen problemlösungsbezogenen Wissensressourcen verbindet.
- Drittens müssen Wissensbedarfe, die lokal nicht zu befriedigen sind, überregional weitervermittelt werden.

Dazu bedarf es der **Kommunikationsfähigkeit der Wissenschaft** mit den lokalen Akteuren hinsichtlich deren spezifischer Wissens-, Kooperations- und Innovationsbedürfnisse. Forschungsergebnisse sind nicht immer umstandslos ‚lesbar‘, d.h. durch Praktiker in ihrer Relevanz für konkrete Problemlösungen einzuschätzen. Deshalb sind **Übersetzungsleistungen** zwischen unterschiedlichen Rationalitäten zu erbringen, denn die Praxis kommuniziert nicht wissenschaftlich, sondern praktisch.

Wissenschaftler:innen sind es gewohnt, den Aspekt der Erklärungskraft für wissenschaftlich definierte Fragestellungen und nicht ihre Praxisrelevanz in den Vordergrund zu rücken. Dagegen erwarten Akteure der Praxis anwendungsrelevante Informationen, transferfähige Konzepte, Handlungs- sowie Beratungswissen, und die allgemeine Öffentlichkeit muss mit einem Wissen angesprochen werden, das zu Botschaften verdichtet und zugespitzt ist. Daher bedarf es entsprechender Formate, die **an die Kommunikationsgewohnheiten der Adressaten anschließen**. Denn welche Expertise sie zu welchem Zweck nutzen, bestimmen immer die Nachfrager, nicht die Anbieter.

Sobald nichtwissenschaftliche Akteure in Kooperationsarrangements einbezogen werden, geht es für die beteiligten Wissenschaftler:innen um sog. transdisziplinäre – präziser: transakademische – Kommunikation: Wissenschaftliches Wissen ist in **außerwissenschaftliche Anwendungskontexte** zu übersetzen. Es geht um die Frage:

Wie lässt sich empirisches und Erklärungswissen (was passiert und warum?) transformieren in Handlungs- und Beratungswissen (was und wie kann es getan werden?)? Hier sind einige Grundsätze zu berücksichtigen:

- **Wissenschaftskommunikation muss externe Erwartungen integrieren**, weil sie andernfalls nicht anschlussfähig ist. Dieses Kommunizieren über Wissenschaft darf jedoch nicht heißen, den Beobachtungen und Analysen wissenschaftsexterne Prämissen zugrunde zu legen. Denn das würde in eine doppelte Irrelevanz führen: Einerseits wäre dann die Erkenntnisproduktion durch nichtwissenschaftliche Vorannahmen kontaminiert, welche Intuitionen, Fallauswahl oder Deutungen anleiten und derart zu gleichsam verunreinigten Ergebnissen führten. Andererseits kann auch die Optimierung praktischen Entscheidungshandelns – im Sinne eines höheren Maßes an Vernunftbasiertheit – mit solcherart verunreinigtem Wissen nicht gelingen.

- Es besteht in der Regel eine zeitliche **Entkopplung zwischen Wissen und Wissensbedarfen**: Praktiker benötigen Wissen nicht deshalb, weil es gerade angeboten wird, sondern dann, wenn praktische Probleme zu lösen sind. Das kann vor, während oder nach der Erzeugung des einschlägigen Forschungswissens sein. Hier muss also eine Überbrückung der zeitlichen Entkopplung zwischen Wissensproduktion und Wissensbedarfen durch zugriffsfähige überzeitliche Wissensspeicherung organisiert werden.

- Die herkömmliche Vorstellung, ein hinreichend definiertes **Praxisproblem** könne umstandslos zu einer wissenschaftlich bereitgestellten **Problemlösung** führen, ist durch eine realitätsnähere Betrachtung zu ersetzen: Ein Praxisproblem wird zunächst von der herangezogenen Wissenschaft theoretisiert, um in seinen Dimensionen und Implikationen erfasst zu werden, und daran kann sich eine iterative Erarbeitung einer Problemlösung anschließen.

■ Der bei den außerwissenschaftlichen Adressaten anfallende **Nutzen** des Informiert-Seins über wissenschaftlich begründetes Wissen muss größer sein als die (zeitlichen) **Kosten** des Sich-Informierens.

Ein lokales Wissensmanagement umfasst folglich mehr als die Einrichtung von Technologietransferstellen und Forschungsdatenbanken. Es muss Wissensbedarfe etwa bei der ortsansässigen Wirtschaft, öffentlichen und zivilgesellschaftlichen Einrichtungen **aktiv identifizieren**, statt allein passive Informationsangebote zu unterhalten. Bei digitalen Angeboten sind **Niedrigschwelligkeit** der Zugänge und intuitive Nutzerführung basale Anforderungen – aber bisher kein Standard. Benötigt werden

- datenbankbasierte **Wissenssysteme** wie Transferatlanten oder Transferportale,
- **Online-Wissensatlanten** zu einzelnen Themenfeldern,
- **Experten-Pools**,
- **Verfügbarkeitskataloge** zu Spezialgeräten und Laboren, die an Wissenschaftseinrichtungen existieren und auch von Partnern genutzt werden können, etwa für Rapid Prototyping.

Darauf aufbauend und es weitertreibend sind auch denkbar:

- jährliche **Third-Mission-Bilanzen** der Hochschulen, die sich in deren ohnehin stattfindenden Jahresberichterstattungen integrieren ließen,
- in einem fortgeschrittenen Stadium **Wissensplattformen**, die nicht nur bereits Vorhandenes präsentieren, sondern auch aktiv Wissensbedarfe identifizieren und Wissensproduktion anregen, oder
- ein auf Stadt und Region angewandtes **Wissensbilanzmodell**, mit dem das Management von Wissen in der Stadt oder Region für bestimmte Zeiträume und, durch wiederholte Vorlage, auf der Zeitachse abgebildet wird.

Gleichfalls geht es um die aktive Verknüpfung der hochschulischen **Lehrangebote** mit regionalen Wissensbedarfen:

- Berücksichtigung der Bedürfnisse von KMUs bei der **Studienreform** – d.h. konkret vorrangig die Ausbildung von Generalisten statt (Nur-)Spezialisten, da kleine und mittlere Unternehmen auf Grund ihrer vergleichsweise kleinen Belegschaften besonders auf flexibel einsetzbares Personal angewiesen sind;
- Nutzung des **Service Learning**, das auf elegante Weise die Aspekte der Theorie-Praxis-Verflechtung im Studium und des lokalen Wirksamwerdens von Hochschulen verbindet: Studierende wenden erworbenes Wissen auf konkrete gesellschaftliche Fragen und Probleme an, indem sie sich im Rahmen entsprechend konzipierter Lehrveranstaltungen in Einrichtungen und Prozesse verschiedener Gesellschaftsbereiche einbringen;
- **duale Studiengänge**,
- Kooperation bei **Praktika und Studienabschlussarbeiten**,
- **Weiterbildungsangebote** zur innovatorientierten Personalentwicklung in Unternehmen und öffentlichem Dienst, z.B. zur Stärkung der betriebswirtschaftlichen Kompetenz in technologieorientierten KMUs.

Die Navigation durch die öffentlich finanzierten Wissensangebote sollte nicht den unter Wettbewerbsdruck stehenden privaten Unternehmen, den personell angespannt arbeitenden Stadtverwaltungen oder unterfinanzierten Vereinen und Initiativen überantwortet werden, die sämtlich unter Zeitknappheit agieren. Ebenso erfolgversprechend wie gut kommunizierbar dürfte es sein, **One-Stop-Agencies** als definierte Ansprechstellen einzurichten bzw. bestehende Transferstellen entsprechend zu transformieren: Solche zentralen Ansprechpartner innerhalb einer Hochschule können als **Gatekeeper in der hochschulischen Außenkommunikation** fungieren und zugleich die hochschulinterne Informationsweitergabe vereinfachen. Überdies können Hochschulen damit auch

Klagen über mangelnde Transparenz ihrer Angebote den Boden entziehen:

- In der One-Stop-Agency wird ein Wissensproblem bzw. -bedarf aufgenommen und ggf. gemeinsam eine Präzisierung des Anliegens vorgenommen.
- Sodann wird von dort aus dieses Problem aufbereitet. Dabei bleiben für den jeweils Anfragenden die im Hintergrund bestehenden internen und externen institutionellen Grenzen, etwa zwischen Instituten, weitestgehend unsichtbar, müssen ihn also nicht beschäftigen und seine Aufmerksamkeit nicht unnötig binden.
- Am Ende wird für das je konkrete Wissensproblem ein Lösungspaket präsentiert, das, soweit im konkreten Falle sachlich geboten, sämtliche Instrumentarien mobilisiert, die zur Verfügung stehen: Informationsrecherche, Erschließung bereits analysierter vergleichbarer Fälle, ggf. empirische Untersuchung, neu auszulösende FuE-Aktivitäten, Lehrforschungsprojekt, studentische Abschlussarbeit, Zugang zu technischem Equipment, Weiterbildung von Mitarbeiterinnen, Vermittlung von Absolventen usw.

Ein in dem hier dargestellten Sinne komplexes Wissensmanagement lässt sich nur mit Beteiligung der lokal vorhandenen Wissenschaftseinrichtungen umsetzen. Zu leisten ist dabei ein **doppelter Transfer**: einerseits aus der Wissenschaft in Anwendungskontexte, andererseits aus den überregional verfügbaren Wissensbasen in lokale Kontexte.

Stadt-Wissenschaft-Interaktionstypen

Schließlich lässt sich eine Heuristik für eine Wissenschaft-Stadt-interaktionsorientierte Typenbildung mittelgroßer Städte gewinnen. Mit dieser Systematik können sich Städte typologisch einordnen, indem fallweise die nötigen quantitativen Daten und qualitativen Informationen aufgefüllt werden. Dies eignet sich dazu, dass die Hochschulen und Städte **realistische**

Selbstwahrnehmungen gewinnen und auf dieser Basis Handlungsoptionen entwickeln können.

Die Bestimmung der Beziehungstypen zwischen Städten und ihren Hochschulen und Wissenschaftseinrichtungen erfolgt anhand von drei Gruppen wesentlicher **Faktoren**: (a) drei auf die örtlichen Rahmenbedingungen bezogene: die Infrastruktur, die sozioökonomische Situation, die örtliche Demografie und Einwohnerschaft; (b) die soziale und räumliche Präsenz der Hochschul- und Wissenschaftseinrichtungen; (c) zwei Faktoren, die Handlungs-routinen und -dynamiken einfangen: die Aktivitätscharakteristik der lokalen Akteure und das Interaktionsprofil der Wissenschaftsakteure. Diese sind mit 30 Indikatoren unterlegt und lassen sich zu vier **Beschreibungskategorien** verdichten: städtischer Kontext, Resonanzpotenziale, Wissenschaftspräsenz, Aktivitätsmuster. Anhand dieser kann ein Gesamtbild der jeweiligen Interaktionsbeziehungen zwischen Stadt und Hochschule gezeichnet werden. Als so erzeugte **Bilder** ergeben sich in einer modellhaften Verdichtung:

■ **Das traditionelle Modell**: Stadt mit traditionsreicher Wissenschaftseinrichtung von signifikanter Größe, deren organisch gewachsene Beziehungen zur Stadt lebensweltlich und informell abgesichert sind.

■ **Das aktiv-organische Modell**: kleinere Wissenschaftseinrichtungen in kleinerer Stadt, die trotz kurzer Traditionslinie über informelle, ggf. bürgergesellschaftlich verankerte Strukturen verfügen. Am Sitzort wird die Wissenschaftseinrichtung als Privileg empfunden. Dieses Gefühl verdankt sich nicht nur dem Engagement für die Ansiedlung und den Erhalt der Wissenschaftseinrichtung angesichts ggf. bestehender oder drohender Gefährdungen, sondern auch langfristiger Herausforderungen für die Stadtentwicklung.

■ **Das passiv-organische Modell**: reflektierte und konsensuale Selbstbezüglichkeit im Verhältnis von Wissenschaftseinrichtungen und Stadt. Beide orientieren sich

an unterschiedlichen Zielsetzungen und hegen keine oder lediglich geringe wechselseitige Erwartungen. Soweit Erwartungen bestehen, werden diese bereits durch die bloße Anwesenheit der Institutionen und das Halten eines gewissen Niveaus der städtischen Entwicklung als erfüllt angesehen werden. Entsprechend gibt es nur wenige formelle und informelle Verbindungen.

■ **Das aktiv-formalisierte Modell:** angesichts intern und/oder extern induzierten Handlungsdrucks – in der Regel geringe Wachstumsdynamik – Etablierung formalisierter und damit sichtbarer Kooperationsstrukturen. Diese lösen zumeist das traditionelle oder passiv-organische Modell ab. Die formalisierte Kooperation dient zugleich Legitimations- und Profilierungsabsichten.

■ **Das passiv-formalisierte Modell:** Konsequenz enttäuschter Entwicklungshoffnungen, als deren Relikt eine weitgehend symbolische Formalstruktur fortbesteht, dies primär zur Bedienung externer Anfragen. Die Enttäuschungen, die sowohl auf Seiten der Stadt als auch der Wissenschaft eine frustrationsinduzierte Selbstbezüglichkeit erzeugen, können interne oder externe Ursachen haben.

Die mittelgroßen Städte haben ein Interesse an selbsttragender Entwicklung. Die in ihnen ansässigen Hochschulen haben ein Interesse an organisationaler – was mitunter (etwa für einzelne Fachbereiche oder Studiengänge) heißt: überlebensrelevanter – Stabilität. Beides lässt sich durchaus zusammenführen, erfolgversprechend allerdings nur auf der Basis realistischer Einschätzungen und Selbstbilder.

1. Problem und Vorgehen

Mit der Ankopplung an wissenschaftsgesellschaftliche Entwicklungen entscheide sich, so die allgemeine Auffassung, die Zukunftsfähigkeit einer Region. Das hier zentrale zeitdiagnostische Schlagwort der Gegenwart – „Wissensgesellschaft“ – wird indes typischerweise exklusiv mit Metropolen und verdichteten Räumen assoziiert. Allerdings leben zwei Drittel der deutschen Wohnbevölkerung in ländlich und klein- bzw. mittelstädtisch geprägten Regionen (BBSR 2018). Dort sind zentrale Voraussetzungen dafür, was die Wissensgesellschaft institutionell und infrastrukturell nach landläufiger Meinung ausmacht, häufig nicht oder nicht vollständig gegeben.

Das verweist auf ein wissenschaftsgesellschaftliches Gestaltungsproblem, das Zentren-Peripherie-Verhältnis, und entsprechende Fragen: Wie lassen sich geografische Randlagen in wissenschaftsgesellschaftliche Entwicklungen einbinden? In welcher Weise partizipieren kleinere und mittelgroße Orte an der rasanten Verbreiterung von Qualifikationserfordernissen, Bildungsbedürfnissen und Verwissenschaftlichungstendenzen? Wie ist zu verhindern, dass es zum biografischen Mangel gerät, außerhalb großstädtischer Milieus aufgewachsen, sozialisiert worden und die Bildungslaufbahn absolviert zu haben?

1.1. Problemstellung: Wissenschaft – Stadtentwicklung – mittelgroße Städte

Stadt + Hochschule = Hochschulstadt?

Ursprünglich kam eine Stadt auf einen von vier Wegen zu einer Universität: Lehrende und Lernende, die sich zusammenschlossen, erwählten eine Stadt als Standort – so verhielt es sich um 1200. Weltliche oder kirchliche Landesherren gründeten eine Universität und bestimmten deren Ort – so beginnend mit Prag 1348 und dann der übliche Fall innerhalb des deutschsprachigen Raums. Mitunter schritt eine bestehende Universität zur Translokation, wenn das Verhältnis zur Stadt zu unerträglich erschien. (vom Bruch 2007: 191f.)

Von Anfang an war das Verhältnis, welches die Universitäten zu ihrer unmittelbaren Umgebung entwickelten, widersprüchlich. Zum einen waren sie mit einem Ort verwoben. Zum anderen aber waren sie in ihrer Struktur und Gestalt weit stärker von überörtlichen Institutionen als von ihrem Sitzort geprägt. Es war aus Sicht der Studenten kaum entscheidend, welche Universität man besuchte, denn die Fächerstruktur, selbst die Größenverhältnisse, in dem die Fächer der drei oberen Fakultäten (Theologie, Rechtswissenschaften, Medizin) zueinander standen, waren überall nahezu gleich. Im Mittelalter kam es nicht selten vor, dass eine Universität und ihre Professoren aus Pfründen finanziert wurden, die in großer Entfernung erwirtschaftet wurden; in diesem Fall organi-

sierte die Kirche die dafür notwendigen Sach- und insbesondere Geldtransfers (Boockmann 1999: 40f.).

Schließlich konnte die Initiative zur Universitätsansiedlung auch von der Bürgerschaft einer Stadt ausgehen – ein frühes Beispiel ist Erfurt (1392), späte Beispiele sind Frankfurt a.M. (1914), Hamburg (1918) und Köln (1919), aber auch die Handelshochschulgründungen um 1900. Auf diesen Wegen kam es zu der dezentral-kleinräumlichen Struktur der deutschen Universitätslandschaft. (vom Bruch 2007: 192f.)

Seit dem 18. Jahrhundert lassen sich dezidierte Motive entdecken, die heute unter dem Begriff „Standortfaktoren“ gehandelt werden. Es kam zu vermehrten Gründungen technisch orientierter Einrichtungen in den Residenzstädten, die französischem Muster folgten. An diesen wurden Bergbau-, Artillerie- und Festungsingenieure oder Militärärzte ausgebildet – etwa in Berlin, Braunschweig, Karlsruhe oder Stuttgart.

Dagegen war bei Ingenieur- und Gewerbeschulen, Berg- und Forstakademien – den Vorläufereinrichtungen der heutigen Fachhochschulen und Technischen Universitäten – eine Ortsbindung schon immer ausgeprägter. Diese Einrichtungen wurden dort aufgebaut, wo es eine Nachfrage für ihre Absolventen und das in ihnen produzierte und vermittelte Wissen gab. Als diese Einrichtungen zum Ende des 19. Jahrhunderts zu Hochschulen wurden, kam damit ein weiterer Ortsbezug ins Hochschulwesen. Mit diesem wurden räumlich bezogene Nützlichkeitsersparungen transportiert.

Eine spezifische Grenzlandkulturpolitik hatte Anfang des 19. Jahrhunderts zu den preußischen Gründungen in Bonn, Straßburg und Posen geführt. Mit der Posener Universität sollte zugleich eine strukturschwache Region belebt werden. (Ebd.: 194f.) Dieses Motiv sollte dann ab der Hochschulexpansionsphase seit den 1960er Jahren mitbestimmend werden.

Das entsprechende Regionalisierungskonzept verfolgte primär bildungspolitische Ziele, in zweiter Linie auch regionalpolitische. Die Hochschulen standen damit im Gesamtzusammenhang der damals gültigen Zielstellung, die Lebensverhältnisse in Stadt und Land, Zentrum und Peripherie anzugleichen. Hochschulgründungen wurden derart zugleich Instrument einer inklusionsorientierten Bildungspolitik wie einer regional orientierten Infrastrukturpolitik. Letzteres gilt auch heute, wenngleich weniger im Kontext von Angleichungsprozessen, sondern eher als Teil eines „Wettbewerbs der Regionen“ (vgl. Kauffmann/Rosenfeld 2012).

Bevor eine Hochschule global, international, gesamtstaatlich oder regional wirksam wird, ist sie immer zunächst einmal lokal situiert. Am Sitzort wirkt sie, auch unabhängig von etwaigen Verflechtungsbestrebungen, in jedem Falle prägend, nämlich durch schlichte Anwesenheitseffekte: bauliche Präsenz im Stadtraum, Belegung der Lokalität (und Lokalitäten), kulturelle Heterogenisierung durch das studentische Milieu, ggf. auch in Dissonanz mit der angestammten Bevölkerung, Konsum und Mietzahlungen der Hochschulangehörigen, Dienstleistungsnachfrage der Hochschule, Einkommenssteuerzahlungen der Hochschulbeschäftigten (15 Prozent verbleiben bei der Wohnortgemeinde).

Neben diesen anwesenheitsbedingten Effekten werden von den Hochschulen explizite Wirkungen durch sitzortbezogene Interaktionen erwartet. Wie stark solche zustandekommen, liegt sowohl an der jeweiligen Hochschule als auch an der Resonanzfähigkeit der Umwelt. Städte verfügen grundsätzlich über Merkmale, die der Ausbildung solcher Resonanzfähigkeit förderlich sein können – und zwar, weil sie Städte sind.

Stadt soll hier verstanden werden als die kulturelle Form des verdichteten Zusammenlebens größerer und intern heterogener Menschengruppen in einer integrierten und nach außen hin abgegrenzten Ansiedlung, die entweder historisch gewachsen oder intentional gewollt städtebaulichen Charakter trägt. Kulturelle Form wird eine solche Ansiedlung, indem die in ihr sich vollziehende und gerinnende menschliche Tätigkeit mit explizierten Bedeutungen versehen wird, Häuser und Zwischenräume sinn geladen in Beziehung gesetzt werden und so eine verständliche Gestalt erhalten. Vom nur bebauten Raum entwickelt sich derart die Agglomeration zum verdichteten Kulturraum.

Stadt wird insoweit nicht politisch, ökonomisch oder sozial, sondern kulturell erzeugt. Politisch, ökonomisch oder sozial lassen sich Ansiedlungen erzeugen, also Baumassen- und Menschenverdichtungen auf einem engeren Raum. Doch eine Stadt entsteht daraus erst, wenn ihre Bewohner:innen die Ansiedlung als kulturelle Form entfalten, d.h. die Architektur und Stadtmorphologie sowie die städtischen Alltagsroutinen symbolisch aufladen: mit Bedeutungen versehen, mit Ideen verknüpfen und mit sinngebenden Handlungen in Besitz nehmen. Stadt wird damit unterschieden von Siedlungen, Lagern, Dörfern, Verwaltungsgemeinschaften, räumlichen Netzwerken.

Die Quellen dieser Definition von Stadt sind dreierlei: Es werden

- die drei zentralen Merkmale einer Stadt nach Louis Wirth (1974 [1938]) – Größe, Dichte und Heterogenität (die als Basis eines Stadtbegriffs für sich genommen reduktionistisch sind, da in zwei von drei Merkmalsbestimmungen quantitativ fokussiert) – zusammengeführt mit
- der Bestimmung der Stadt als „Formgefüge, welches alltagsrelevant als städtische Einheit erlebt wird“ (Löw 2008: 70) und
- der Fassung von Stadt als kulturellem Bedeutungs- und Vermittlungsraum mit spezifischen Vorstellungsbildern (Gerndt 1985: 13).

Die Resonanzfähigkeit einer Stadt für Irritationen – wie sie von ortsansässigen Hochschulen ausgehen können oder sollen – sind in hohem Maße von der Dichte, Heterogenität, dem Alltagserleben der Einwohnerschaft und ihren spezifischen Vorstellungsbildern bestimmt. Diese wiederum korrelieren in der Regel wesentlich mit der jeweiligen Stadtgröße.

Werden sämtliche Hochschulen einbezogen, so kommt man in Deutschland auf 428 Einrichtungen,¹ die sich mit Haupt- und Nebensitzen auf 619 Standorte

¹ <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/247238/umfrage/hochschulen-in-deutschland-nach-hochschulart/> (25.11.2017)

verteilen (Hüning et al. 2017: 11).² Die Zahl der staatlichen Hochschulen beträgt 240. Nahezu alle dieser öffentlich unterhaltenen Hochschulen bzw. Hochschulteile sind heute in Städten angesiedelt, auch dann, wenn diese Städte in ländlich geprägten Räumen liegen.

Indem knapp 30 Prozent der Hochschulen (69) in Großen Großstädten angesiedelt sind und 94 weitere Hochschulen sich auf 53 der 66 Kleineren Großstädten verteilen, verfügen zwar die Großstädte insgesamt über zwei Drittel der öffentlichen Hochschulen. Zählt man jedoch Klein-, Mittel- und Kleinere Großstädte, also Nichtmetropolen, zusammen, so ergibt sich auch: Über zwei Drittel (171) der Hochschulen haben ihren Sitz in Städten mit weniger als 500.000 Einwohnern. (HRK 2018, StatÄBL 2018a; eigene Berechnungen) Zieht man die hochschulischen Nebenstandorte in die Berechnung ein, sind sogar mehr als drei Viertel der Hochschulstandorte in Nicht-Metropolen beheimatet. Dies ist auch dadurch begründet, dass besonders in den Kleineren Mittelstädten zahlreiche Teilstandorte angesiedelt sind. Städtisch, aber nichtmetropolitan – dies ist folglich für die meisten deutschen Hochschulen ein Charakteristikum ihrer Umweltbedingungen.

Von diesen Städten werden hier die Mittel- und die Kleineren Großstädte in den Blick genommen: zusammengefasst zu „mittelgroßen Städten“, die zwischen 20.000 und unter 500.000 Einwohner haben. Damit rücken wir solche Ansiedlungen in den Fokus, die typischerweise nicht im Blick sind, wenn Großtheorien und -konzepte zum Zusammenhang von Wissensgesellschaft und Stadtentwicklung formuliert werden.

Metropolitane Konzepte – überwiegend nichtmetropolitane Kontexte

Die überwiegende Abwesenheit eines metropolitanen Hochschulumfelds steht in gewisser Spannung zu einem Umstand: Ein Großteil der einschlägigen Debatte zum Zusammenhang von Hochschulen und ihren Sitzorten – wobei auch die internationale Diskussion einbezogen werden kann – widmet sich großstädtischen bzw. metropolitanen Existenzbedingungen und Wirkungen von Hochschulen. Die Konzepte zu Wissensgesellschaft, Kreativer Stadt, Wissenschaftsstadt (*Knowledge City*), Wissensmilieus, aber auch Ansätze, die mit dem Attribut *smart* ihre Orientierung an Fragen der Digitalisierung signalisieren – *smart city*, *smart economy*, *smart people*, *smart governance*, *smart mobility*, *smart environment* oder *smart living* – gehen fraglos von (großen) großstädtischen Kontexten aus, wenn sie den Zusammenhang von Wissens- und Stadtentwicklung thematisieren.

Auch Hochschulen in mittelgroßen und kleineren Städten schließen in ihren Selbstbeschreibungen mitunter daran an, ohne den fehlenden großstädtischen Kontext angemessen zu berücksichtigen: Sie sehen sich etwa als Nukleus von Wissensmilieus oder behaupten, die entscheidende Voraussetzung für die Entwicklung einer kreativen Stadt zu sein.

² Insgesamt sind an den privaten Hochschulen lediglich knapp acht Prozent der Studierenden eingeschrieben (StatBA 2017a: 140; eigene Berechnungen), weshalb im weiteren nur die staatlichen Hochschulen und deren Sitzorte beachtet werden.

In diesen Städten gibt es aber eher kleinere Hochschulen und daher häufig keine sehr hohe Studierendenzahl. Die hochschulinduzierte wissensintensive Dienstleistungsnachfrage ist gedämpft, ebenso das derartige Gründungsgeschehen. Außeruniversitäre Forschung wird eher durch ausstellungsvorbereitende Arbeiten des örtlichen Naturkunde- oder Stadtmuseums repräsentiert als durch Max-Planck-Institute. Verdichtungen von Hochtechnologieunternehmen kommen nur ausnahmsweise vor. Dementsprechend verhält es sich auch mit dem Konzentrationsgrad an FuE-intensiver oder anderweitiger Hochqualifikationsbeschäftigung. Die Informations- und Medienwirtschaft beschränkt sich vornehmlich auf lokale bzw. regionale Bedürfnisbefriedigung: Der Bäcker benötigt Flyer, der Maschinenbauer eine Website, und das Autohaus ist zu der Auffassung gelangt, dass ein eMail-Kundennewsletter nicht schaden könnte. Das kulturelle Leben wird eher durch ein traditional-bildungsbürgerliches Milieu dominiert als durch innovationsgeneigte Avantgardisten.

Unabhängig von den jeweiligen Größenverhältnissen aber knüpfen sich in den Hochschulstädten Erwartungen an die ortsansässigen akademischen Einrichtungen. So beschreibt der Bürgermeister Senftenbergs mit dem Pragmatismus des kommunalen Machers die Vorteile, eine Hochschule zu haben, in fünf Punkten: Hochschule als Bildungsschmiede, als stabiler Arbeitgeber und Leistungsnehmer, als Partner der Wirtschaft („verlängerte Forschungsbank“), als Imagefaktor für die Region und als Partner der regionalen Gebietskörperschaften (Fredrich 2012).

All das fehlt den Städten ohne Hochschule. Der Umstand, kein Hochschulstandort zu sein, wird auch in der Regel als defizitär empfunden – und ist zugleich für die Mehrzahl der Städte der Normalfall. Im Zuge vermehrter privater Hochschulgründungen sehen viele kleinere und mittlere Städte eine Chance aufzusehen, dem Defizit abzuweichen – wenn auch meist mit unerfüllbaren Erwartungen hinsichtlich der größenordnungsbedingten Effekte solcher Hochschulansiedlungen. An privaten Hochschulen sind heute lediglich knapp acht Prozent aller Studierenden eingeschrieben (StatBA 2017a: 140; eigene Berechnungen). Entsprechend klein und im Stadtbild nur wenig auffällig sind die privaten Hochschulen.

Planungsversuche für soziale Totalphänomene

Städte sind „soziale Totalphänomene“, die sich nicht einzelnen, funktional spezialisierten Systemen wie der Ökonomie oder der Kunst zuordnen lassen. Vielmehr vernetzen sich in ihnen heterogene soziale Praktiken ganzer kultureller Lebensformen, Formen des Arbeitens, des Konsumierens, des privaten Wohnens, der Kunst und der Wissenschaft (Reckwitz 2012: 275). Diese Pluralität wird bereits durch die Mehrdeutigkeit der alltäglichen Verwendung des Begriffs „Stadt“ markiert: Wahlweise ist damit die Stadtverwaltung, das Gemeinwesen, die städtische Gesellschaft, die gebaute Stadt oder das Zusammenspiel dieser Komponenten gemeint (vgl. Ziegenbein 2007: 171).

Städte prägen somit ihre je eigene soziale Materialität aus, ohne dass ihnen jedoch ein Akteursstatus zugeschrieben werden kann. Ein solcher käme höchstens der Stadtverwaltung als Organisation oder einer organisierten Bürger-

schaft zu. Nicht zuletzt aufgrund der begrifflichen Mehrdeutigkeiten und der Komplexität der darunter subsummierten Sachverhalte eignet sich Stadt aber als Projektionsfläche politischer Programme.

Diese Programme suchen die Komplexität städtischer Entwicklung oftmals mit der Formulierung von Leitbildern zu rahmen. Sie binden diskursiv wirkungsmächtige Zeitdiagnosen, aktuelle Fördergesichtspunkte und lokale Herausforderungen zusammen. Exemplarisch kann hier das Leitbild der Landeshauptstadt Sachsen-Anhalts genannt werden: Es benennt in höchst komprimierter Form die historische Identität, Weltoffenheit, Nachhaltigkeit, den demografischen Wandel, Wirtschaft, Tourismus, Kreativwirtschaft, Wissenschaft, Bildung und Kultur, Ökologie, Bürgergesundheit, Heterogenität, Mobilität und Regionalität als wesentliche Orientierungspunkte (Landeshauptstadt Magdeburg 2013: 4).

All diese Gesichtspunkte haben zweifellos ihre Berechtigung und können Herausforderungen und Entwicklungschancen markieren. Als problematisch erweist sich jedoch eines: Insbesondere im Hinblick auf die Rolle von Hochschulen und Wissenschaft wird sowohl in der Problemfassung als auch in der Lösungsformulierung auf Ansätze rekurriert, die entlang globaler Perspektiven und anhand metropolitaner Fallbeispiele gewonnen wurden.

Damit gelingt es ihnen zwar einerseits, die Fantasie der Stadtentwickler zu beflügeln und Energien für die Umsetzung innovativer Ansätze zu generieren. Andererseits aber fehlt ihnen oftmals der Blick für die Einschränkungen und Adaptionenotwendigkeiten, die sich aus einem fehlenden metropolitanen Kontext, den entsprechend geringeren Ressourcen sowie den regionalen Rahmenbedingungen ergeben. Sie teilen damit im Hinblick auf ihre Selbstbeschreibung die Perspektive von Politik und Medien: Sie schauen gerne auf Metropolen (Portz 2011: 115). Enttäuschungen sind somit erwartbar.

Vom passiven zum aktiven Hochschulregionalismus

Verbindend für Ansätze wie Kreative Stadt, Knowledge City oder Wissensmilieus ist die Abkehr von einem passiven zu einem aktiven Hochschulregionalismus, der zugleich einen Hochschullokalismus einschließt – gerade im Bezug auf kleinere und mittelgroße Städte wäre eine Begrenzung auf den Raum innerhalb der Sitzstadtgrenzen künstlich, da sich Partner, Herausforderungen und Kooperationsoptionen eher zufällig dies- oder jenseits der Stadtgrenze befinden. Der aktive Hochschulregionalismus impliziert eine sukzessive Ausweitung der Erwartungshaltung gegenüber den Hochschulen hinsichtlich ihrer regionalen Funktion. Dabei ist es mehrfach zu Neuakzentuierungen und Erweiterungen, nicht jedoch zu einer Rücknahme einzelner Zielstellungen gekommen.

Im passiven Hochschulregionalismus standen noch die Stärkung der regionalen Bildungsbeteiligung, die Fachkräftesicherung sowie die Stimulation der lokalen Wirtschaft durch direkte und indirekte Nachfrageeffekte im Mittelpunkt. Diese Ziele waren zunächst im Horizont einer inklusiven Bildungspolitik und der Herstellung gleicher Lebensverhältnisse im gesamtstaatlichen Rahmen formuliert worden. Seit den 1980er Jahren fand eine Neuakzentuierung und Ausweitung der regionenbezogenen Erwartungen an die Hochschulen zunächst durch eine

Ökonomisierung, später durch Kulturalisierung und Demografisierung statt – der Fokus verschob sich auf eine „Dritte Mission“ jenseits der traditionellen Funktionen Forschung und Lehre:

■ *Ökonomisierung*: Die Betonung von Innovation, Clusterbildung und Ausgründungen aus den Hochschulen markierte die verstärkte Fokussierung auf ökonomische Zielstellungen. Das Spektrum der Erwartungen reichte vom Wissenstransfer in die Region durch Absolvent:innen über Patentierungsaktivitäten und Ausgründungen bzw. Gründungsförderung bis hin zu Kontrakten mit Industrie und öffentlichen Aufgabenträgern.

■ *Kulturalisierung*: Im Zentrum der Entdeckung der kulturellen Wirkungen von Hochschulen steht der Kreativitätsbegriff. Das Interesse richtet sich hier auf das Potenzial von Hochschulen, über die Versorgung der Region mit Fachkräften hinaus zweierlei zu bewirken: Zum einen sollen sie die weichen Standortfaktoren, etwa eine lebendige Kulturszene, stärken. Zum anderen gibt es die wesentlich hochschulbezogene Hoffnung, das, was als Kreativwirtschaft gelabelt wurde, lokal etablieren bzw. ausbauen zu können. Die erwarteten Wirkungen dessen gehen über die unmittelbare kulturelle und kreativwirtschaftliche Vitalisierung hinaus. Sie beziehen sich auch auf gesteigerte Partizipation der Hochschulen an politischen Prozessen, die Teilhabe am sozialen Geschehen vor Ort und die Mitwirkung an *public understanding of science*-Programmen.

■ *Demografisierung*: Stadtbezogene Zielsetzungen müssen zunehmend unter demografischen Vorzeichen formuliert werden. Sie stellen sowohl das Ergebnis von als auch eine Gegenmaßnahme zu zunehmenden räumlichen Polarisierungen dar. Konfrontiert mit einer schrumpfenden und alternden Bevölkerung sehen sich Hochschulen als stabile staatliche Infrastruktur mit neuen Erwartungen konfrontiert: Sie sollen zur Sicherung der öffentlichen Daseinsvorsorge und der Stärkung der Zivilgesellschaft beitragen sowie der Abwanderung der jüngeren Menschen entgegen- bzw. deren Zuwanderung bewirken. Die demografischen Herausforderungen der Städte waren und sind insbesondere in den ostdeutschen Ländern zu beobachten: Dessen Kommunen sehen sich mit dem Ergebnis „eines ökonomischen Wendemanövers“ konfrontiert, welches sich „nicht als Strukturwandel, sondern als rapider Strukturbruch vollzog und deshalb im Osten keine *postindustrielle* (wie im Westen), sondern eine *deindustrialisierte* Landschaft hervorgebracht hat“ (Kil 2004: 57).

Zugespitzt ließe sich formulieren: Einstmals konnten Hochschulen soziale und ökonomische Umweltbedingungen voraussetzen (und entsprechend vernachlässigen), die eine Nachfrage nach ihren spezifischen Leistungen in Forschung und Lehre beständig reproduzieren. Heute dagegen sehen sich Hochschulen zunehmend mit der Herausforderung konfrontiert, selbst wesentlich zur (Re-)Produktion jener Umweltbedingungen beitragen zu müssen, die sie unentbehrlich machen. Genügten früher Anwesenheitseffekte, die einfach deshalb entstehen, weil die Hochschulen da sind, geht es nun um explizite Aktivitätseffekte.

Wissensgesellschaft jenseits der Metropolen

Die Fokusverschiebung von einem passiven zu einem aktiven Hochschulregionalismus gründet in der Gegenwartsdiagnose, dass die industrielle Gesellschaft zunehmend durch eine Wissensgesellschaft abgelöst werde. Der entsprechend einhergehende Aufstieg einer wissensbasierten Ökonomie und damit des Wissens als zentraler Produktionsfaktor erhöhe den Stellenwert von Hochschulen und Wissenschaftseinrichtungen – einerseits. Andererseits setze dies die Hochschulen zugleich Prozessen der Politisierung, Ökonomisierung und Medialisierung aus. (Weingart 2003: 8f.) So wird es etwa zu einem zentralen Anliegen der Städte, Netzwerke zwischen Wissenschaftseinrichtungen und ansässigen Unternehmen zu etablieren. Auf diese Weise sollen endogene Potenziale freigesetzt werden, die vermutet werden, aber noch nicht entfaltet und erprobt sind.

Zugleich bestehen die Ziele, dass sich weitere Wissenschaftseinrichtungen und wissensbasierte Unternehmen ansiedeln sowie die Hochschulen und Institute sich an den (wirtschaftlichen) Bedürfnissen der Region orientieren. Am Ende dieser Entwicklung steht idealerweise eine Wissenschaftsstadt mit „regional verankerten, jedoch wissenschafts- und wirtschaftsübergreifenden innovativen Milieus“ (Franz 2004: 155f.). Bereits in diesem, auf vorhandene Ressourcen fokussierten Ansatz sind die Beschränkungen für nichtmetropolitane Städte leicht erkennbar – zumal sie gerade in den Bereichen Hochschule und Wissenschaft über nur wenige Mittel und Entscheidungsmacht verfügen.

Die lediglich bedingte Übertragbarkeit populärer Konzepte tritt noch deutlicher hervor, wenn die Städte als Kontext der Wissensgesellschaft betrachtet werden. Die Stadt bildet einen Ort, an dem eine große Zahl relevanter Akteure zusammenkommt und so der Austausch und die Neukombination von Wissen wahrscheinlicher wird. Neben den institutionellen gewinnen hier vor allem die menschlichen Akteure eine besondere Relevanz. Diese unter dem Begriff der „kreativen Klasse“ vereinten Wissensarbeiter verkörpern das vor Ort vorhandene formalisierte und implizite Wissen, und sie definieren neben der Ausstattung mit einem gewissen technologischen Knowhow wesentlich die ökonomischen Potenziale eines Landstrichs.

Die Wissensarbeiter würden sich bei der Wahl ihres Wohn- und Arbeitsortes von postmateriellen Werten wie der lokalen Toleranz, den Kulturangeboten oder der Lebensqualität leiten lassen. Richard Florida (2002) fasst diese Aspekte in seiner berühmten 3T-Formel zusammen. Städte bedürften demnach zur Sicherung wirtschaftlicher Prosperität vor allem dreierlei: Technologie, Talente und Toleranz. Angezogen von einer attraktiven städtischen Kultur würden die Kreativen in tolerante Städte strömen und erzeugten dort wirtschaftliche Prosperität. Damit lenke nicht länger das Jobangebot die Mobilitätsströme der Kreativen, vielmehr folgten die Jobs den Wissensarbeitern.

Entsprechend müsse das Ziel der Stadtentwicklung vornehmlich darin bestehen, die Bildung kreativer Milieus zu fördern und dadurch die Stadt in einen Anziehungspunkt für Wissensarbeiter zu verwandeln. Freilich rückt damit (auch von dieser Seite) die Frage der Lebensqualität in den Mittelpunkt der Stadtentwicklung. Jenseits der Frage, ob mit Technologie, Talenten und Toleranz bereits hinreichend die Voraussetzungen für ökonomischen Erfolg benannt sind, wird

schnell deutlich: Die Ansprüche der hochmobilen kreativen Klasse können kaum durch kleinere Städte bedient werden – Florida (2002a) vermutet hier die kritische Grenze bei etwa einer Million Einwohnern.

All dies bestreitet keineswegs den Wert dieser Ansätze. Deutlich werden sollte jedoch, dass sie – oftmals implizit – eine städtische Infrastruktur und eine städtische Kultur voraussetzen, die Kleinere Großstädte und Mittelstädte nur bedingt vorhalten (können). Darüber hinaus sind die konzeptionellen Ansätze nur selten soweit empirisch fundiert, dass konkrete Handlungsanweisungen daraus destilliert werden können. Deshalb sollten Kleinere Großstädte und Mittelstädte darin keine vermeintliche Blaupause erkennen, sondern eher Inspirationen entdecken, welche u.U. in Maßnahmen überführt werden können, die an die eigene Stadtsituation angepasst sind.

1.2. Untersuchungsdesign: Fragestellungen und methodisches Vorgehen

Zunächst ist auf zwei Ungenauigkeiten hinzuweisen, die bei der Bearbeitung unseres Themas in Kauf genommen werden müssen:

- Zum einen geht es hier um „Wissenschaft und Stadtentwicklung“, doch ein Großteil der einschlägigen Debatte fokussiert bei diesem Thema vor allem auf die Hochschulen. Da die Hochschulen – insbesondere durch ihre Studierenden – in aller Regel die lokal größten wissenschaftlichen Einrichtungen sind, ist das nachvollziehbar und berechtigt. Entsprechend stehen sie auch in unserer Untersuchung im Mittelpunkt. Gleichwohl werden, wo immer möglich, auch außeruniversitäre Forschungseinrichtungen in die Betrachtung einbezogen.
- Zum anderen finden sich Hochschule und Wissenschaft hinsichtlich ihrer nahräumlichen Wirkungen stärker in der Regional- als in der Stadtforschung thematisiert. Insbesondere konzeptionelle Angebote beziehen sich vorrangig auf die regionale Ebene, integrieren dabei aber in der Regel die städtische Ebene. Daher kann sich auch unsere Untersuchung der beständigen Oszillation zwischen Regionalem und Lokalem nicht vollständig entziehen.

Die Untersuchung vollzieht sich in einem dreischrittigen Vorgehen, dem auch die Gliederung der Buchkapitel (A., B., C.) folgt.

Kapitel A.: Theorien und Konzepte

Eingangs wird die Forschungsdebatte zu wissenschaftlicher Stadtentwicklung und den (möglichen) Interdependenzen von Stadt- und Wissenschaftsentwicklung aufbereitet. Dies erzählt die einschlägige Debatte nicht einfach nach, sondern gliedert sie entsprechend den Erkenntnisbedarfen unseres Themas. Zusammgeschaltet werden dafür verschiedene Diskurse, die wesentlich die Erwartungshaltungen und Steuerungsbemühungen im Hinblick auf lokale und regionale Wirkungen von Hochschulen und Wissenschaft prägen:

■ Eine zunächst eingenommene zeithistorische Perspektive zeigt, dass sich bereits seit der bundesdeutschen Bildungsexpansion der 1960er und 70er Jahre mit der Gründung von Hochschulen immer auch Erwartungen verbanden, damit die regionalen Entwicklungen zu fördern. Seitdem haben sich beständig die Schwerpunkte derartiger Hoffnungen verschoben und ihr Spektrum kontinuierlich erweitert. Die wohl wichtigste Verschiebung markiert der Übergang von einem passiven zu einem aktiven Hochschulregionalismus.

■ Geformt wird der Diskurs zudem durch Zeitdiagnosen, die oftmals mit umfassendem Deutungsanspruch die Veränderungen innerhalb der Wissenschaft sowie ihrer gesellschaftlichen Rolle beleuchten. Dazu gehören Konzepte wie Triple Helix, die Wissensgesellschaft oder *mode 2*. Nachhaltig werden die Erwartungen an die Hochschulen auch durch den Aufstieg des Innovations- und Kreativitätsdiskurses geprägt, der insbesondere innerhalb der Stadt- und Regionalentwicklung wirksam ist. Ebenso wirken neue gesellschaftliche Herausforderungen wie der demografische Wandel auf die Erwartungshaltungen gegenüber den Hochschulen. Nicht zuletzt in Reaktion darauf hat die Diskussion um eine dritte Mission der Hochschulen neben Forschung und Lehre diskursive Kraft gewonnen.

■ Vor diesem Hintergrund stellen sich Fragen der Handlungskoordination, die es erlauben, angemessen auf die genannten Entwicklungen zu reagieren. Auf diese Weise verknüpft sich die Frage nach der Rolle von Hochschulen und Forschungsinstituten in ihren Sitzorten mit Fragen der Governance. Dabei haben insbesondere die Möglichkeiten der Handlungskoordination durch Netzwerke Relevanz erhalten. Die diesbezüglichen Fragen wiederum sind unterschiedlich akzentuiert, je nachdem, ob es sich um metropolitane Stadtsituationen – wie sie die einschlägigen Konzepte oft voraussetzen – oder solche mittelgroßer Städte handelt. Daher enthält dieses Kapitel auch eine Aufbereitung der spezifischen governancerelevanten Bedingungen, die Mittelstädte und Kleinere Großstädte kennzeichnen.

■ Schließlich wird eine Bestandsaufnahme des Forschungswissens zu mittelgroßen Städten unternommen. Sie bezieht sich auf definitorische Ansätze und spezifische Stadtproblematiken mit Relevanz für lokale wissenschaftliche Entwicklungen (Schrumpfung, Peripherisierung, Schwarmstadt) und behandelt die wissenschaftlichen Potenziale und Limitierungen.

Auf diese Weise entsteht ein multiperspektivischer Analyserahmen, der Einblicke in die Komplexität des Verhältnisses von mittelgroßen Städten und wissenschaftlichen Einrichtungen sowie dessen Gestaltungsmöglichkeiten erlaubt.

Kapitel B.: Fallstudien und Querschnittsauswertungen

Auf verschiedenen Wegen wird die Einbeziehung von Hochschulen und Forschungseinrichtungen in die Entwicklung solcher Städte, die zwischen 20.000 und 500.000 Einwohner haben, empirisch erschlossen. Betrachtet werden also Mittelstädte und Kleinere Großstädte, hier zusammengefasst zu mittelgroßen Städten.

Im Rahmen der Behandlung von lokaler Governance und mittelgroßen Städten wird bereits eine Ausweitung der ausgewerteten Textsorten vorgenommen, da sich für diese Themen die Theorieangebote als nur wenig ergiebig erweisen. Deren Auswertung wird deshalb ergänzt um die Auswertung (a) von Texten, die nicht theoriegenerierend angelegt sind, von ihren Autoren aber auf einer mittleren Ebene als konzeptionell anleitend verstanden werden, und (b) Untersuchungen, die sich Standorteigenschaften mittelgroßer Städte widmen:

- Hier wird zum ersten eine Meta-Auswertung von 68 Gutachten und Studien aus den Jahren 2000 bis 2010 vorgenommen, die einzelne Förderprojekte, Förderprogramme, Hochschulen oder Regionen in den östlichen Bundesländern untersucht haben.
- Zum zweiten werden in Ermangelung bundesweiter Vergleichsuntersuchungen zu mittelgroßen Städten Studien und Datenaufbereitungen zu Standorteigenschaften von Landkreisen mit mittelgroßen Städten ausgewertet. So lässt sich über die Regionalsituationen die Nicht-Einheitlichkeit von mittelgroßen Städten beschreiben.
- Zum dritten werden die Texte zum Stifterverbands-Wettbewerb „Stadt der Wissenschaft“ (2005–2012) einer systematischen Auswertung unterzogen. Damit lässt sich eine bundesweite Praxisanwendung wissensbasierter Stadtkonzepte auf mittelgroße Städte erschließen.
- Zum vierten werden für einzelne Fallbeispiele Stadtentwicklungskonzepte im Blick auf die Thematisierung des Verhältnisses von Wissenschaft und Stadt ausgewertet.

Auf diese Weise werden 26 Städte für die Untersuchung erschlossen. Im Anschluss daran werden empirische Detailuntersuchungen für sechs mittelgroße Städte unternommen, ergänzt um zwei Querschnittsanalysen. Für diese ziehen wir die Hochschulstädte in Sachsen-Anhalt heran. Das ist nur zum Teil unserer besonderen Vertrautheit mit der dortigen Situation geschuldet. Eine solche Vertrautheit könnte, im Gegenteil, auch begründen, auf sachsen-anhaltische Fallbeispiele gerade zu verzichten. Diesen Verzicht nicht zu üben, wird durch deren besondere Eignung motiviert. Sie entsteht daraus, dass die Untersuchungsfälle in Sachsen-Anhalt liegen und so in einem Kontext angesiedelt sind, der sich nur bedingt bei anderen Fallbeispielen finden ließe: Das Land verfügt hinsichtlich der sozialen, wirtschaftlichen, demografischen und Bildungsentwicklungen über eine bundesweit einmalige Problemdichte. Diese Problemdichte ermöglicht es, besonders viele Fragen zu adressieren. Damit verspricht die empirische Untersuchung, besonders aufschlussreich und sozialwissenschaftlich ergiebiger zu sein, als es solche Fälle wären, die durch eher wenige Probleme gekennzeichnet sind.

Insbesondere durch den Umstand, dass Sachsen-Anhalt – neben Mecklenburg-Vorpommern – das vom demografischen Wandel am stärksten betroffene Bundesland darstellt, ist die Situation des Landes aber auch nicht allein regional relevant: Dort besteht weniger eine sachsen-anhaltische Sondersituation, sondern eher ein Problemvorsprung gegenüber anderen Regionen und Städten in der Bundesrepublik. Dieser lässt sich bei entsprechender Bearbeitung in einen *Problemlösungsvorsprung* überführen – wobei das Problem nicht zum Ver-

schwinden gebracht, sondern in einen produktiven Bearbeitungsmodus überführt wird. Insofern ist Sachsen-Anhalt für andere Bundesländer ein Fenster in die Zukunft: Dort lässt sich besichtigen, ob und wie die Folgen des demografischen Wandels jenseits des grassierenden Demografie-Alarmismus produktiv bearbeitet werden.

Überregional interessieren sollte das deshalb, weil schrumpfende Städte und Regionen zum Regelfall werden. Sie stellen „ein strukturelles Langzeitphänomen und keine kurzlebige Unterbrechung des generellen Wachstumspfades“ dar (Wiechmann 2015: 33). In Deutschland gab es bereits von 1990 bis 2010 unter den Gemeinden mit mehr als 5.000 Einwohnern 438 permanent schrumpfende Städte (ebd.: 31).

Die Auswahl der konkreten Fallbeispiele soll Repräsentativität für das Untersuchungsfeld herstellen. Dazu werden die beiden Universitätsstädte Sachsen-Anhalts – Halle (Saale) und Magdeburg – einbezogen, mithin zwei kleinere Großstädte. Deren eine verfügt über eine breit aufgestellte Voll-Universität (ohne Ingenieurwissenschaften), die andere über eine Universität mit MINT-Schwerpunkt. Beide haben zudem weitere Hochschul- und Forschungseinrichtungen.

Von den infragekommenden Mittelstädten mit Hochschul- bzw. Forschungseinrichtung(en) werden vier näher untersucht. Deren Auswahl bildet das institutionelle Muster der hochschulischen und der nichtuniversitären Wissenschaft in Mittelstädten repräsentativ ab: Die einbezogenen Städte enthalten eine Sitzstadt einer Ein-Standort-Hochschule (Merseburg), den Hauptstandort einer Zwei-Standorte-Hochschule (Wernigerode), den Nebenstandort einer Zwei-Standorte-Hochschule (Stendal) sowie einen Ort mit Forschungseinrichtungen, aber keinen Studiengängen und Studierenden (Lutherstadt Wittenberg).

Die Interaktionen zwischen Hochschulen und sonstigen Wissenschaftseinrichtungen einerseits und den Sitzstädten andererseits stellen ein sehr dynamisches Entwicklungsfeld dar. Ihre Erfassung erfordert eine systematische Vorgehensweise unter Mobilisierung verschiedener methodischer Zugänge und Quellen. Die Darstellung der Fallbeispiele erfolgt daher auf Basis der Auswertung folgender Quellen:

- Zunächst werden die Integrierten Stadtentwicklungskonzepte (ISEK) ausgewertet. Diese definieren die langfristigen Schwerpunkte der jeweiligen Stadtentwicklung. Damit geben sie mitunter auch Auskunft darüber, welcher Stellenwert der Wissenschaft und den ortsansässigen Hochschulen für die Stadtentwicklung zugeschrieben wird – und sei es durch Nichterwähnung.
- Einbezogen werden darüber hinaus auch andere Dokumente der Sitzorte, so sie Hinweise auf Kooperationen mit Hochschulen und sonstigen wissenschaftlichen Einrichtungen enthielten. Dazu gehören etwa jährliche Verwaltungsberichte oder Dokumentationen, die im Rahmen der Beteiligung an Einzelinitiativen entstanden.
- Die Dokumentenanalysen werden für die Fallbeispiele Stendal und Wernigerode durch die exemplarische Auswertung der Regionalberichterstattung eines Jahres in der örtlichen Tageszeitung, der „Volksstimme“, ergänzt. Als Untersuchungszeitraum wurde das Stichjahr 2010 ausgewählt. Ziel dieses Untersu-

chungsschrittes ist es, neben dem Abgleich mit den Ergebnissen aus anderen Rechenschritten einen Eindruck zu gewinnen, inwieweit die ansässige Hochschule vor Ort medial präsent ist, welche Resonanz ihre Aktivitäten dort finden und welche Rolle das Zusammenwirken von Hochschule und Stadt in der medial vermittelten Wahrnehmung spielt.

■ Als zentrale Quelle erweisen sich die Internetauftritte der Hochschulen und die ihrer Sitzorte. Hierzu sind die Homepages Seite für Seite nach Hinweisen zu stadtbezogenen Aktivitäten der Hochschulen geprüft worden. Die so gewonnenen Informationen wurden in ein vorstrukturiertes Datenblatt übertragen, wobei neben der Maßnahmenkategorie auch Schlagwörter zugewiesen wurden. Die Schlagwörter beziehen sich einerseits auf Aktivitäten in Lehre, Forschung oder Transfer sowie sozialräumliche Wirkungen. Andererseits werden Kooperationspartner, Themenkreise und Zielgruppen festgehalten. Den Hochschulen als zentralen Knotenpunkten der hier interessierenden Aktivitäten wurden die Datenblätter für eine Überprüfung zur Verfügung gestellt. Die Respondenten erhielten so die Möglichkeit, noch nicht erfasste Maßnahmen ihrer Hochschule zu ergänzen bzw. Angaben zu korrigieren und damit die Qualität dieses empirischen Instruments weiter zu verbessern. Die ergänzten Daten der jeweiligen Hochschule wurden anschließend in die Aktivitätendatenbank übertragen und flossen in die Auswertung mit ein.

■ Ebenfalls ergiebig zeigt sich die Auswertung der Hochschulzeitschriften: Sichtbar wird dabei nicht nur, welche stadt- oder regionenbezogenen Aktivitäten von Seiten der Hochschule entfaltet werden. Gleichfalls deutlich wird, wie sich diese Aktivitäten durch die jeweilige Hochschulleitung gewichtet und in die institutionelle Selbstdarstellung integriert finden.

■ Nicht zuletzt, weil sich die Interaktion von Hochschulen und ihren Sitzorten oftmals auf informellen Wegen vollzieht, erweisen sich Interviews sowohl mit Vertretern der Städte als auch der Hochschulen als unverzichtbare Informationsquelle. Dadurch kann Praxiswissen der vor Ort beteiligten Akteure erschlossen werden. Die Erfassung subjektiver Einschätzungen und Problemwahrnehmungen sowie Handlungsorientierungen einzelner Anspruchsgruppenvertreter verhilft, ein differenzierteres Bild der Stärken und Schwächen sowie spezifischer Bedarfslagen der ansässigen Hochschulen und ihrer Sitzregion zu gewinnen. Gleichzeitig ermöglichen die Interviews eine Tiefensondierung zu handlungsansatzübergreifenden Umsetzungsproblemen und möglichen Überwindungsansätzen. Methodisch wurden die Gespräche als offene leitfadengestützte Interviews geführt. Mit Hilfe des Leitfadens konnte die Gesprächsführung durch den Interviewer auf die interessierenden Untersuchungsaspekte und Sachverhalte gelenkt werden. Zugleich ließ die offene Interviewform Freiraum für narrative Elemente, so dass auch auf jeden Interviewpartner individuell eingegangen werden konnte. Darüber hinaus wurde durch den Leitfaden die Vergleichbarkeit der einzelnen Interviews gewährleistet (vgl. Nohl 2006: 19ff.). Interviewt wurden im Zeitraum vom 26.5.2011 bis 8.9.2016 insgesamt 23 Vertreter:innen von

sachsen-anhaltischen Hochschulstädten und Hochschulen. Im einzelnen standen für Interviews zur Verfügung:³

(a) aus Hochschulen und Forschungseinrichtungen:

- *Susanne Borkowski*, Geschäftsführerin KinderStärken e.V. (An-Institut der Hochschule Magdeburg Stendal), Hansestadt Stendal, Mitarbeit beim Aufbau der lokalen Bildungslandschaft
- *Heike Brückner*, Landschaftsarchitektin, Wissenschaftliche Mitarbeiterin der Stiftung Bauhaus Dessau, von 2002 bis 2010 tätig für die IBA Stadtumbau
- *Raimund Geene*, Professor am Fachbereich Kindliche Entwicklung und Gesundheit der Hochschule Magdeburg-Stendal
- *Hardy Geyer*, Professor am Fachbereich Soziale Arbeit.Medien.Kultur der Hochschule Merseburg
- *Leonard Helten*, Professor am Institut für Kunstgeschichte an der MLU Halle-Wittenberg, Europäisches Romanik Zentrum Merseburg
- *Thomas Müller-Bahlke*, Direktor der Franckeschen Stiftungen zu Halle
- *Wolfgang Patzig*, Prof. Dr., Prorektor für Hochschulentwicklung und -marketing sowie für den Standort Stendal, Hochschule Magdeburg-Stendal
- *Armin Willingmann*, Prof. Dr., Rechtswissenschaftler, Rektor der Hochschule Harz

(b) aus Stadtverwaltungen:

- *Friedrich Busmann*, 1995 bis 2002 Beigeordneter für Planen und Umwelt der Stadt Halle (Saale), von 2007 bis 2010 IBA-Koordinator der Stadt Halle (Saale)
- *Barbara Kaaden*, Bürgermeisterin und Leiterin Stadtentwicklung Merseburg, IBA-Verantwortliche der Stadt
- *Katrin Kaltschmidt*, Mitarbeiterin Stadsanierung/Welterbe Quedlinburg, IBA-Verantwortliche der Stadt
- *Jochen Kirchner*, Fachbereichsleiter Stadtentwicklung Lutherstadt Wittenberg
- *Holger Köhncke*, Baudezernent Bernburg, IBA-Verantwortlicher der Stadt
- *Janine Lehmann*, Team Wissenschaft Magdeburg
- *Judith MacKay*, Sachgebietsleiterin Landschafts- und Freiraumplanung Magdeburg, Projektentwicklung Wissenschaftshafen
- *Torsten Mehlkopf*, Leiter des Amtes für Schule, Sport und Jugend der Hansestadt Stendal, IBA-Koordinator der Stadt
- *Klaus Puchta*, Team Wissenschaft Magdeburg
- *Liane Radike*, Abteilungsleitern Vorbereitende Bauleitplanung Magdeburg, Leiterin der IBA-Stabsstelle
- *Petra Sachse*, Dr., stellv. Leiterin der Wirtschaftsförderung Halle und Leiterin des Teams Technologie, Innovation, IT und Medien bzw. Leiterin des Fachbereichs Wissenschaft der Stadt Halle bzw. Leiterin des Dienstleistungszentrums Wirtschaft und Wissenschaft der Stadt Halle
- *Klaus Schmotz*, Oberbürgermeister der Hansestadt Stendal

(c) aus der Kreativwirtschaft:

- *Christoph Bernstiel*, Leiter Kommunikation bzw. Öffentlichkeitsarbeit Mitteldeutsches Multimediazentrum (MMZ)
- *Matthias Hiller*, selbstständiger Diplom-Designer im Designhaus Halle
- *Doris Sossenheimer*, Leiterin des Designhauses Halle

³ Angegeben wird jeweils die Position, die der/die Interviewte zum Interviewzeitpunkt inne hatte. Diese wird im Einzelfall ergänzt durch die Benennung der Rolle, aufgrund derer die Person im hiesigen Kontext als Interviewpartner.in interessiert.

Den Interviewpartner.innen wurden die im Text verwendeten Zitate zur Bestätigung übersandt. Weitere Interviewaussagen flossen als Hintergrundinformationen in die Auswertungen ein.

Die Recherchen verdeutlichen: Die relevanten Tätigkeitsfelder und Vernetzungen sind so vielfältig und die Quellen so unterschiedlich hinsichtlich ihres Maßes an Realitätsabbildung, dass in den empirischen Bestandsaufnahmen mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht alle einschlägigen Aktivitäten und Aspekte erfasst und abgebildet werden. So ist etwa die Dokumentation regional bezogener Hochschulaktivitäten bestenfalls verstreut und meist zufallsgesteuert. Zugleich sichert die Quellenkumulation und -kreuzung aber, dass zumindest ein sehr großer Teil der einschlägig relevanten Informationen ermittelt werden kann. Die gewonnenen Informationen werden mehrstufig zusammengeführt und in weiteren Auswertungsschritten aufeinander bezogen. Damit wird sichergestellt, dass die Befunde aus den verschiedenen empirischen Zugängen wechselseitig ergänzt und kontrolliert werden. Durch diese Triangulation von Quellen lassen sich die jeweiligen Schwächen der einzelnen empirischen Zugriffe gegenseitig ausgleichen.

Der Rahmen, um eine angemessene Kontextualisierung der durch Desktop Research, Dokumentenauswertung, Presseanalyse und Interviews gewonnenen Informationen zu ermöglichen, wird durch statistische Sekundärauswertungen, den Rückgriff auf die eingangs in Kapitel A. dargestellten theoretischen bzw. konzeptionellen Ansätze sowie die Auswertung ähnlich ausgerichteter Untersuchungen hergestellt.

Kapitel C.: Synthesen

Ergiebig sollen die insgesamt 26 in die Untersuchung einbezogenen Städte vor allem dahingehend sein, dass weniger die Analyse spezifischer lokaler und regionaler Situationen interessiert, sondern überlokal relevantes Wissen generiert wird. Indem die stadtbezogenen Resultate mit der zuvor aufbereiteten Forschungsdebatte kurzgeschlossen werden, erwarten wir Einsichten und Erklärungen, die nicht lediglich lokal relevant sind.

Wissenschaftseinrichtungen sind Quellen und Agenturen sowohl wirtschaftlicher als auch sozialer Innovationen. Sie können system-, prozess- und produktbezogenes Problemlösungswissen erzeugen, ihre Sitzorte an die globalen Wissensströme anschließen, und Hochschulen stellen hochqualifizierte Arbeitskräfte bereit. Damit sind Wissenschaftseinrichtungen eine zentrale Voraussetzung dafür, die Resonanzfähigkeit ihrer Sitzorte für wissenschaftsbasierte und damit zukunftssträchtige Entwicklungen zu verbessern bzw. zu erhalten. Zugleich geht es nicht nur darum, was sie für ihren Sitzort tun können, sondern auch darum, was die jeweilige Stadt für die Wissenschaft in ihren Mauern tun kann. Insofern geht es um zwei Perspektiven. Diese werden nun anhand folgenden Fragekatalogs erschlossen:

- Wie werden Hochschulen und Wissenschaft als Gegenstände von Stadtentwicklungskonzepten genutzt? Wie können sie erfolgreich in Stadtentwicklungskonzepte eingebaut werden? Welche kulturellen, sozialen und ökonomischen

Wirkungen sind von ihnen zu erwarten, und wie werden diese Erwartungen erfüllt?

■ Wie werden Wissenschaftseinrichtungen als Agenturen der Verteilung des Wissens im Raum wirksam? Welche Prägungen der Raumstruktur sind durch Hochschulen leistbar, etwa als regionale Infrastruktur? Stehen die Hochschulen vor der Aufgabe, sich zu den zentralen Inkubatoren regionaler Wissensproduktion zu entwickeln, da sie als einzige Akteure in der Lage sind, ihre jeweilige Region an überregionale Wissenskreisläufe anzudocken?

■ Welche Einflüsse auf ihre Qualität hat die Verortung von Hochschulen in Zentren oder Peripherien? Welche (je nach Standort unterschiedlichen) Aufgaben ergeben sich für Hochschulen aus einer erwartbaren dauerhaften Differenzierung des Raumes in Prosperitätsinseln und Abschwungkorridore?

■ Werden Hochschulen und Forschungsinstitute dereinst in entwickelungsgeschwächten, weil schrumpfenden Regionen die alleinigen Träger einer Kultur der Neugierde, Forschung und Innovation in ansonsten kulturell entkernten Räumen sein? Wie können sie sich unter Schrumpfungsbedingungen so im Raum positionieren, dass sie überlebensrelevante Stabilität gewinnen?

Im Ergebnis der theorieaufbereitenden und der empirischen Analysen findet eine doppelt vergleichende Aufbereitung der Resultate statt. Zum einen werden die Fallbeispiele miteinander in Beziehung gesetzt, zum anderen vorhandene theoretische Einsichten und erzeugte empirische Befunde miteinander konfrontiert. Dieser synthetische Untersuchungsschritt soll zur Bestimmung förderlicher bzw. hemmender Faktoren, die Eingrenzung notwendiger Resonanzbedingungen für wissenschaftliche Einrichtungen an ihren jeweiligen Sitzorten und umgekehrt für die Sitzorte in ihren Hochschulen sowie die Formulierung von Handlungsoptionen führen.

Überblick und Projekthistorie

Wie deutlich geworden ist, sind die methodischen Zugänge überwiegend qualitative, die fallweise durch quantitative Erhebungen und Sekundärdatenauswertungen angereichert werden. Übersicht 1 stellt diese im Überblick dar.

Die Darstellungen bauen zunächst auf Untersuchungen auf, die 2007–2018 am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF) zu raumbezogenen Wirkungen von Hochschulen, Forschungs- und Bildungseinrichtungen durchgeführt worden sind. Diese zugrundeliegenden und auch gesondert veröffentlichten Studien hatten entweder spezifische Fokussierungen oder gingen thematisch über das hiesige Thema hinaus.⁴ Als ein projektübergreifender Ertrag ergab sich aber, dass mittelgroße Städte im wissenschaftsgesellschaftlichen Kontext ein bislang unzureichend bearbeiteter und daher aufklärungsbedürftiger Gegenstand sind.

Daher wurden die empirischen Erkundungen und Ergebnisse der früheren Einzelstudien auf das hiesige Thema hin zusammengefasst, an zahlreichen Punkten

⁴ vgl. am Ende des Bandes die Übersicht „Die Studien im HoF-Forschungsprogramm ‚Raumbezogene Wirkungen von Hochschulen, Forschungs- und Bildungseinrichtungen‘ 2007–2018“

Übersicht 1: Methodische Zugänge im Überblick

1. Literatúrauswertungen	
Forschungsdebatte zu wissens-basierter Stadtentwicklung	zeithistorische Rekonstruktion; aktuelle Zeitdiagnosen; Interdependenzen von Stadt- und Wissenschaftsentwicklung
lokale Governance	fragestellungsspezifische Auswertung
Hochschulgovernance	fragestellungsspezifische Auswertung
mittelgroße Städte	Spezifika des Stadttyps
Wettbewerb „Stadt der Wissenschaft“	Erfolgs- und Risikofaktoren; 35 Städte
IBA-Stadtumbau-Sachsen-Anhalt-Literatur	hochschul- und wissenschaftsbezogene Auswertung; 15 Städte
2. Statistische Auswertungen	
Sekundäranalysen	amtliche Statistik und Sonderauswertungen von Stadtverwaltungen; Auswertungen für mittelgroße Städte, Verortung von Hochschulen nach Stadttypen anhand Gemeindeverzeichnis und KMK-Hochschulliste; Städte außerhalb Sachsen-Anhalts; Sachsen-Anhalt: insgesamt und 6 Fallstädte
3. Desktop-Research	
Erhebung Hochschule-Stadt-Interaktionen	6 Fallbeispiele; Prüfung und Ergänzung der daraus generierten Datenblätter durch die Hochschulen (Rücklauf 100 %)
4. Dokumentenanalysen	
Erhebung Hochschule-Stadt-Interaktionen	6 Fallbeispiele
Wissenschaft-Stadt-Strategiepapiere	22 Dokumente
Stadtentwicklungskonzepte	10 Konzepte
Metaauswertung Aufbau-Ost-Gutachten	68 Studien und Evaluationen; Erhebung des fallübergreifend relevanten Wissens
IBA-Stadtumbau-Sachsen-Anhalt-Dokumentation	IBA-Archiv Stiftung Bauhaus Dessau; 15 Städte
5. Presseanalysen	
Hochschulzeitschriften	4 Fallbeispiele
Regionalberichterstattung	2 Fallstädte
6. Experteninterviews	
Hochschulen und Forschungseinrichtungen	8 Interviews
Hochschulstädte	12 Interviews
Kreativwirtschaft	3 Interviews

durch ergänzende Recherchen erweitert, aktualisiert sowie theoretisch eingeordnet. Die hier nun vorgelegte Studie zieht insoweit einerseits eine Zwischenbilanz eines langjährig betriebenen HoF-Forschungsprogramms und spitzt dies andererseits zu auf das Thema der mittelgroßen Städte. Dabei ergeben sich weitere Fragen, die es nahelegen, dieses Thema weiterzuverfolgen.

So wird z.B. derzeit am Institut ein Projekt bearbeitet, das einen Vergleich von Mittelstädten – also solchen mit 20.000 bis 50.000 Einwohnern – mit und ohne Hochschulen unternimmt. Dabei geht es um die Frage, welche Entwicklungspotenziale Städte dieser Größenordnung tatsächlich dadurch gewinnen, dass sie eine Hochschule beherbergen, indem sie verglichen werden mit Städten, die über diese Standorteigenschaft nicht verfügen, und um die Frage, ob und wie Mittelstädte ohne Hochschule diesen Standortnachteil ggf. durch andere Aktivitäten auszugleichen vermögen.

A.

Die Erklärthesen der Theorie

Das Verhältnis von Hochschule und Stadt und dasjenige von Hochschule und Region ist konzeptionell nur schwer auseinanderzuhalten – jedenfalls in Bezug auf mittelgroße (Hochschul-)Städte. Hochschulregionalismus schließt dort in der Regel den Hochschullokalismus mit ein, da sich Partner, Herausforderungen und Kooperationsoptionen eher zufällig dies- oder jenseits der Stadtgrenze befinden.

Eine Rekonstruktion des Diskurses zum Verhältnis von Stadt bzw. Region und Hochschule lässt eine synchrone Verschiebung der politischen Interessenlagen und thematischen Schwerpunktsetzungen erkennen.¹ Dieser Umstand kann kaum verwundern, verdanken sich doch Diskurse der Problematisierung spezifischer Gegenstände. Eine solche Problematisierung des Verhältnisses von Hochschule und ihrem Standort erweist sich als recht voraussetzungsreich und bedarf zumeist externer – sprich: politischer – Motivation.

Bereits ein flüchtiger Blick offenbart, dass die einschlägigen Themenkonjunkturen vor allem durch eine beständige Ausweitung der Erwartungshaltung gegenüber den Hochschulen gekennzeichnet sind. Zunächst erfolgte in den 1960er Jahren unter bildungspolitischen Zielstellungen ein massiver Ausbau der Hochschullandschaft. Bereits zu diesem Zeitpunkt wurden die Standortentscheidungen für die Neugründungen als strukturstärkende Maßnahmen für die entsprechenden Regionen entworfen. Allerdings dominierten noch die Ziele einer inklusionsorientierten Bildungspolitik. Mit der Gründung der Hochschulen gerieten Fragen des Makro- und Mikrostandortes sowie der angemessenen Standortentwicklung in den Fokus.

Das Erlahmen des Gründungsseifers in den 1970er Jahren ließ die Rolle der Hochschulen als Aspekt der regionalen Infrastruktur und damit wirtschaftliche Fragen zunehmend in den Vordergrund treten. Nicht zuletzt um den gebremsten Ausbau der Hochschullandschaft mit zusätzlicher Legitimation zu versehen, wurden nun jene langfristigen ökonomischen Effekte bilanziert, die durch die bloße Existenz der Hochschule entstehen, etwa die Generierung von Beschäftigung und Einkommen. In derartigen Bestandsaufnahmen von Anwesenheitseffekten erschienen (und erscheinen) Hochschulen letztlich „wie eine beliebige Infrastrukturinvestition“ (Fritsch 2009: 40).

Als weitergehende inhärente Entwicklungspotenziale wurden seit den 1980er Jahren mögliche Innovationsimpulse der Hochschulen für die Region ausgemacht. Damit war ein Wechsel von einem passiven zu einem aktiven Regionalismus markiert: Die primäre Orientierung an den überkommenen Bildungs- und Wissenschaftsfunktionen sowie die Wahrnehmung der Hochschulen als Teil der staatlichen Infrastruktur erscheint nun als insuffizient, bringt diese doch nur zufällig die erwünschten innovativen Potenziale für die Sitzregion zur Geltung. Notwendig erscheint daher die Aktivierung und Öffnung der Hochschulen, wenn auch zunächst primär im Hinblick auf die wirtschaftlich relevanten Aspekte Wissenstransfer, Kooperationen und Ausgründungen.

¹ Kompakte Überblicke bieten Giese (1987), Fromhold-Eisebith (1992: 21-37), Tata (2004: 53-59), Pasternack/von Wissel (2010: 25-31) sowie Burs (2013).

Die vorerst letzte Stufe der Ausweitung gesellschaftlicher Erwartungen verbindet sich im Kontext der Proklamation einer aufziehenden Wissensgesellschaft mit den Begriff der Kreativität. Diese extensive Erwartungshaltung, die schon im Innovationskontext als „Dritte Mission“ den Hochschulen als Aufgabe übereignet wurde, bezieht spätestens jetzt auch das soziale und politische Geschehen vor Ort mit ein – bis hin zu solchen Entwicklungen wie dem demografischen Wandel.

Zu beobachten war also eine diskursive Transformation des Verhältnisses von Hochschulen und Stadt innerhalb eines halben Jahrhunderts von der Förderung der Chancengleichheit und einer bildungsgetriebenen Modernisierung der nationalstaatlich organisierten Gesellschaft hin zur Hochschule als einem umfassenden regionalen Entwicklungsfaktor (Übersicht 2).

Übersicht 2: Thematische Interessen der hochschulbezogenen Forschung und der Politik im Hinblick auf die Sitzorte und -regionen der Hochschulen

Forschungsinteresse	Hochphase	Schwerpunktt Themen
Traditionelle Diagnosen		
Hochschulen als regionaler Bildungsfaktor	<ul style="list-style-type: none"> • 1960er Jahre (1. Phase) • 1980er Jahre (2.Phase) 	<ul style="list-style-type: none"> • regionale und sozialschichten-spezifische Bildungsbeteiligung • regionale Herkunft der Studierenden • Bildungswanderung, Motivforschung
Hochschulen als Gegenstand der Stadtplanung und -entwicklung	1960 und 1970er Jahre	<ul style="list-style-type: none"> • Analyse und Planung des Makro- und Mikrostandortes von Hochschulen • Analyse des Planungsprozesses
Hochschulen als regionaler Wirtschaftsfaktor	<ul style="list-style-type: none"> • 1970er und 1980er Jahre • aktuell eine Renaissance 	<ul style="list-style-type: none"> • Beschäftigungs-, • Einkommens- und • Ausgabeeffekte
Zeitdiagnosen		
Hochschulen als regionaler Innovationsfaktor	1980er und 1990er Jahre	<ul style="list-style-type: none"> • regionale Kooperationen • Wissenstransfer in die Region • Ausgründungen
Hochschulen als umfassender [regionaler] Entwicklungsfaktor	1990er und 2000er Jahre	<ul style="list-style-type: none"> • „Third Role“ / „Third Mission of Universities“ • Hochschulen als strategische Akteure und Partner

Quelle: Tata (2004: 54)

Scheinbar konkurrierend zur Ausweitung der regionalen Rolle von Hochschulen bewegt sich seit neuerem ein Debattenstrang, der die Exzellenzorientierung als das zentrale Moment der Hochschulentwicklung ausmacht. So erblickt etwa Burs (2013) in der Orientierung an Exzellenz und Wettbewerb sowie in der damit einhergehenden Stärkung von Autonomie, Verantwortung und Profilbildung der Hochschulen die aktuelle hegemoniale Diskursformation. In dieser Betrachtung erscheint die herkömmliche Orientierung an den endogenen regionalen Entwicklungspotenzialen als alternatives Leitbild, welchem gegenüber dem nunmehr hegemonialen Modell nur geringe Durchsetzungsfähigkeit attestiert wird (ebd.: 139).

Übersehen wird dabei allerdings eines: Die Bemühungen um Exzellenz und Ressourcenkonzentration an wirtschaftsstarken Standorten zielen auf eine vertikale Differenzierung der Hochschullandschaft ab, schließlich sind diese Ziele nur für eine geringe Zahl von Einrichtungen erreichbar. Doch müsste jede Diskursformation, die keine positiven Modelle für die große Zahl der ‚Differenzierungsverlierer‘ anbietet, unvollständig und instabil sein. Die verstärkte Integration von Hochschulen in die regionale oder städtische Entwicklung markiert daher weniger das Gegenmodell der exzellenten Hochschule in einer prosperierenden Region, sondern ihr komplementäres Leitbild.²

Zusammengefasst: Seit der bundesdeutschen Bildungsexpansion der 1960er und 1970er Jahre verbanden sich mit der Gründung von Hochschulen immer auch Erwartungen, damit die regionalen Entwicklungen zu fördern. Seitdem haben sich beständig die Schwerpunkte derartiger Hoffnungen verschoben und ihr Spektrum kontinuierlich erweitert. Die wohl wichtigste Verschiebung markiert der *Übergang von einem passiven zu einem aktiven Hochschulregionalismus*:

■ Lange Zeit beschränkten sich die Erwartungen weitgehend auf die regionale Versorgung mit Bildungsangeboten sowie die Stimulation der lokalen Wirtschaft durch Nachfrageeffekte und konnten von den Hochschulen durch ihre bloße Existenz als erfüllt betrachtet werden.

■ Der aktive Hochschulregionalismus hingegen beschreibt Hochschulen als Akteure, denen eine „Dritte Mission“ zukomme. Die Definition von „Dritte Mission“ erfolgt daher qua Negation, umfasst sie doch alle Aufgaben, die nicht durch die traditionellen Funktionsbeschreibungen Forschung und Lehre abgedeckt sind. Das Spektrum reicht entsprechend vom Wissenstransfer durch Absolventinnen und Absolventen in die Region, Patentierungsaktivitäten und Ausgründungen über Kontrakte mit Industrie und öffentlichen Aufgabenträgern bis zur Partizipation am politischen Leben, der Teilhabe am sozialen Geschehen vor Ort und der Mitwirkung an *public understanding of science*-Programmen (vgl. Inzelt et al. 2007: 121; Laredo 2007: 58 f.).

² Da der Exzellenzdiskurs durch seine Fokussierung auf wissenschaftliche Leistungsfähigkeit und Innovationskraft eine primär internationale Orientierung aufweist, findet er im weiteren nur am Rande Beachtung.

2. Passiver Hochschulregionalismus: Die traditionellen Konzepte

2.1. Inkludierend: Hochschulen als regionaler Bildungsfaktor

Unter den Schlagworten des „Bildungsnotstandes“ (Picht 1964: 16) und der „Bildung als Bürgerrecht“ (vgl. Dahrendorf 1965) in den späten 1950er und 1960er Jahren eine ökonomische und eine gesellschaftspolitische Problembe-
schreibung. Sie rückten den Ausbau der Hochschulen in den Regionen in den
Mittelpunkt politischer Bemühungen. Als zentraler Schnittpunkt erwies sich da-
bei die Diagnose des Zusammenhangs von geringer Bildungsbeteiligung und
schlechter regionaler Ausstattung mit Bildungseinrichtungen, wie er in Studien
zur Studierendenmobilität und -motivation sowie zu regionalen und sozialen
Spezifika der Bildungsbeteiligung herausgearbeitet wurde.

Forderungen nach der Erschließung von Bildungsreserven zur Sicherstellung des
wirtschaftlichen Wachstums verkoppelten sich mit inklusionsorientierten politi-
schen Ambitionen, die auf die Herstellung bildungsinduzierter Chancengleich-
heit drängten. Aus der Koalition ökonomischer und sozialer Motive resultierte
eine Expansion und Regionalisierung des Hochschulsystems. So entstand allein
in den 1960er Jahren in der Bundesrepublik neben einem Netz aus Fachhoch-
schulen 24 neue Universitäten bzw. Gesamthochschulen.

Dieses Regionalisierungskonzept verfolgte primär bildungspolitische und erst in
zweiter Linie auch regionalpolitische Ziele. Im einzelnen umfassten diese Ziele

- die Entlastung der alten Hochschulen,
- die Studienfachwahlbeeinflussung durch den bevorzugten Ausbau von Man-
gelfächern,
- die Minderung des Wachstums der Metropolenhochschulen,
- den Abbau der Chancenungleichheit,
- das Bewusstmachen von Bildungsmöglichkeiten durch ihre Präsenz vor Ort,
- die Stärkung der regionalen Wissensressourcen und schließlich
- die Verbesserung der Infrastruktur in den Regionen. (Becker 1975: 206)

Insgesamt lässt sich die Hochschulexpansion als Phase deuten, in der die Hoch-
schulen als staatliche Infrastruktur entdeckt wurden und damit in den Gesamt-
zusammenhang der Zielstellung einrückten, die Lebensverhältnisse in Stadt und
Land, in Zentrum und Peripherie anzugleichen. Doch mochten die Hochschul-
gründungen neben der inklusionsorientierten Bildungspolitik auch als Instru-
ment standortorientierter Infrastrukturpolitik initiiert worden sein – es kann
keine Rede davon sein, dass die Einbindung von Hochschulen in räumlich bezo-
gene Nutzenkalküle von diesen akzeptiert, geschweige denn positiv in ihre
Selbstdefinition aufgenommen wurde. Solche Einbindungen wurden vielmehr
als Instrumentalisierung kritisiert (etwa Schelsky 1969: 120).

Eine verstärkte Integration regionaler Wirkungen in das Selbstverständnis der Hochschulen – und sei sie rein rhetorischer Natur – erfolgte erst im Rahmen zunehmender eigener Legitimationsbedürftigkeit. Diese entstand zum einen aufgrund der prekärer werdenden öffentlichen Hochschulfinanzierung, zum anderen infolge der diskursiven Verschiebung zu einem aktiven Hochschulregionalismus.

2.2. Neubauten: Hochschulen und Stadtraum

Die Geschichte der Hochschulen als Gegenstand der stadträumlichen Reflexion ist wesentlich mit dem Hochschulausbau verbunden. Sie verliert mit dessen Ende, vor allem aber mit der Wiederentdeckung der „europäischen Stadt“ in den 1970er Jahren, ihre herausragende Rolle. Dabei divergierten die Entwicklungen in der DDR und der BRD deutlich. Erst im Rahmen des aktiven Hochschulregionalismus – insbesondere im Umfeld der Diskussion um die Aktivierung innovativer Potenziale und der Schaffung kreativer Milieus – erfährt die Ausgestaltung der Mikrostandorte der Hochschulen wieder verstärkt Beachtung.

In der ehemaligen Bundesrepublik stand mit der Hochschulexpansion die Frage nach den Makrostandorten im Vordergrund. Dabei ging es wesentlich darum, entlang von Regionalprognosen zum Aufkommen von Studierenden und deren Wanderungsbewegungen geeignete Hochschulstandorte zu identifizieren. Parallel diskutierten Architekten und Stadtplaner Fragen der Mikrostandorte, die sowohl die Lokalisierung und Einbindung in der Stadt, die Wechselbeziehung von Universitäts- und Stadtentwicklung und nicht zuletzt die Verkehrsanbindung betrafen. (Giese 1987: 3) Derartige Überlegungen erfuhren im Rahmen des ostdeutschen Hochschulumbaus der 1990er Jahre eine kurze Renaissance, allerdings vor einem deutlich veränderten stadtplanerischen Hintergrund und – trotz massiver Transferleistungen – mit geringeren mobilisierbaren Ressourcen.

Die Diskussionen um die bauliche Ausgestaltung der Hochschulen wurden in der Bundesrepublik während des Hochschulausbaus vor allem im Rahmen des Leitbilds der funktional gegliederten und aufgelockerten Stadt geführt. Dieses Leitbild, das nicht zuletzt als Ausdruck des Wunsches nach einem gesellschaftlichen Neuanfang nach dem Zweiten Weltkrieg verstanden werden kann, realisierte sich im Hochschulbau zumeist als Campushochschule. Die neuen Hochschulen boten sich dabei als erste Umsetzungsmöglichkeiten neuer architektonischer und planerischer Ideen an:

„Die damaligen Universitätsplanungen sind im Sinne der Konzipierung von Modellen für die Errichtung neuer Städte entworfen. Aufgrund geklärter Finanzierungen und Besitzverhältnisse der Grundstücke bieten sie in der westlichen Welt die relativ seltene Chance, die Anlage umfangreicher und komplexer, aber wegen der homogenen Bevölkerungsstrukturen, ‚vereinfachter Stadtkonzepte‘ für eine potenzielle Zukunft zu proben.“ (Ziegenbein 2007: 57)

Sie lassen sich damit – ähnlich den zeitgleich entstandenen Großwohnsiedlungen – als Experimentierfelder der Moderne identifizieren. Allerdings wird bei den neuen Einrichtungen in der Bundesrepublik – im Gegensatz zu ähnlichen

Projekten in Westeuropa – auf eine Integration von Wohnmöglichkeiten in den Hochschulcampus verzichtet und damit das soziale Leben der Hochschulangehörigen aus den Campusanlagen ausgeschlossen. Sie sind entsprechend durch einen Monofunktionalismus geprägt. Daraus resultierte nicht nur eine geringe Akzeptanz der neuen Hochschuleinrichtungen bei den Hochschulangehörigen, sondern vor allem eine ungenügende Einbindung in die Stadt.

Im Zuge der Wiederentdeckung der „europäischen Stadt“ in den 1970er Jahren kehrten deshalb die Hochschulen – so es realisierbar ist – sukzessive in die Städte zurück. Aufgrund der nun gebremsten Hochschulexpansion kam es zudem kaum noch zu Neugründungen. Dominierend waren jetzt kleinteiligere Baumaßnahmen, eine sensiblere Integration in die Stadt sowie die Fokussierung auf Bestandssicherung. Ab den 1980er Jahren nutzen die Campushochschulen, die ihre Lage zunehmend als isoliert empfinden, Technologieparks und Gründerzentren, um auf diese Weise eine verstärkte Einbindung in den städtebaulichen Kontext zu erreichen und zugleich die neuentdeckten innovativen Potenziale zu aktivieren. (Ebd.: 69)

Während in der ehemaligen Bundesrepublik zahlreiche neue Hochschulanlagen an der Peripherie der Städte entstanden, die dann wieder in die Stadt verlagert und schließlich durch Technologieparks ergänzt wurden, waren die Baumaßnahmen in der DDR „bescheidener und kleinteiliger“ (ebd.: 75). Hier verblieben die Hochschulen zumeist im Stadtzentrum. Trotz gewisser Tendenzen, ebenfalls repräsentative Neugründungen am Stadtrand zu realisieren, dominierten bei Erweiterungen und Neubauten von Hochschulen die Leitideen der Funktionsverdichtung und der kurzen Wege. Insgesamt lassen sich vier Phasen der DDR-Hochschulbauplanung unterscheiden:³

- 1945–1955 standen Planungen für den Wiederaufbau der im Krieg zerstörten Hochschulkomplexe und -bauten im Mittelpunkt.
- Zugleich begannen 1950 Planungen für den Neubau Technischer Hochschulen sowie für die Erweiterung und Verlagerung von Hochschulkomplexen. Diese bestimmten dann bis 1965 das Hochschulbaugeschehen.
- 1965 begann eine neue, dritte Planungsperiode, die neben – wie zuvor schon – Erweiterungen und Verlagerungen von Hochschulkomplexen deren Neubau gewidmet war. Ähnlich wie in Westdeutschland wurde die Neusetzung der Schwerpunkte dadurch ausgelöst, dass die Politik die schnelle Erhöhung der hochschulischen Ausbildungskapazitäten forderte. Architektonisch kam es zu unterschiedlich bewerteten Lösungen. Die Unwirtlichkeit der Betonbauten suchte man, wo der zur Verfügung stehende Platz es ermöglichte, durch räumliche Freizügigkeit auszugleichen.
- Ab 1972 folgte dann die vierte Periode der DDR-Hochschulbauplanung. Die Konzentration lag jetzt auf der komplexen Rekonstruktion von Hochschulen. Politisch wurde auf die „intensiv erweiterte Reproduktion der Grundfonds“ orientiert. Sanierung, Umbau und Modernisierung des Bestehenden rückten in den Vordergrund. Zugleich begann sich die beginnende wirtschaftlichen Agonie der DDR auszuwirken. (Rücker 1999: 74f.)

³ Diese Periodisierung erfolgt in Anlehnung an Rothe (1985: 51–53).

Im Zuge des Hochschulumbaus infolge der deutschen Vereinigung setzten in Ostdeutschland massive Neubaumaßnahmen ein. Auch diese lassen sich in verschiedenen Entwicklungsphasen unterteilen: Nachdem in einer ersten Phase (1990–1992) zunächst eine Angleichung der administrativen Abläufe an das westdeutsche Hochschulmodell sowie einige Hochschulneugründungen erfolgten, wurden in einer zweiten Phase (1993–1996) der Gebäudebestand evaluiert sowie Nutzungskonzepte und Raumentwicklungspläne erstellt. In der eigentlichen Neubauphase (1997–2000) wurden die ersten und meist prestigeträchtigsten Neubauprojekte ausgeschrieben und umgesetzt. Dieses umfasst in vielen Fällen die Konversion ehemals industriell oder militärisch genutzter Gelände. Mit dem neuen Millennium kann im Bereich des Hochschulbaus eine weitgehende Angleichung an das Niveau der westlichen Bundesländer konstatiert werden, und es setzt eine Normalisierung der baulichen Aktivitäten ein. (Ziegenbein 2007: 78)

Übersicht 3: Formen der Integration von Hochschulen in den städtischen Kontext

Hochschulstandort	Stärken des Standortes	Schwächen des Standortes
Monozentrische große Hochschulen		
Die Traditionshochschule in der Mittelstadt <i>Bsp.:</i> EMAU Greifswald, U Heidelberg, U Tübingen	<ul style="list-style-type: none"> • Etablierte, überschaubare Hochschule der kurzen Wege mit überregionalem Image • Starke gesellschaftliche Einbindung in die lokale Gesellschaft • Traditionswohnungsmarkt für Lehrende und Studierende • Nähe zum metropolitanen Zentrum und seinen Wissenschaftseinrichtungen 	<ul style="list-style-type: none"> • In der Regel wenig flexible Erweiterungspotenziale für Wissensindustrien
Die urbane Traditionshochschule <i>Def.:</i> Kompakte alte Hochschule (U/TU/FH), über Jahrzehnte am Traditionsstandort im Zentrum der Stadt <i>Bsp.:</i> TU Dresden, U Karlsruhe, U Freiburg	<ul style="list-style-type: none"> • Starke Identifikation der lokalen Gesellschaft mit der Hochschule • Hochschule ist Teil der Stadtgeschichte und des Stadtprofils • Tradierter Wohnungsmarkt für Studierende und Hochschulangehörige • Studierende oft in lokale Politikprozesse eingebunden 	<ul style="list-style-type: none"> • Keine Erweiterungsflächen/ hohe Grundstückskosten • Veralteter Gebäudebestand • Wenige Spielräume für F&E-Cluster • Hohe Unterhaltskosten und geringe räumliche Flexibilität • Geringe lokale ökonomische Wirkungen • Keine Parkplätze → ÖPNV-Abhängigkeit
Die Hochschulfabrik am Stadtrand <i>Def.:</i> Neue Hochschule am Stadtrand (nach 1945), gelegentlich auch mit einem Repräsentationsgebäude im Stadtzentrum	<ul style="list-style-type: none"> • Fast unbegrenzte Erweiterungsmöglichkeiten • Konzentration aller HS Einrichtungen in einem Neubau an einem Standort • Vergleichsweise geringe Unterhaltskosten 	<ul style="list-style-type: none"> • Geringe Wahrnehmung durch lokale Gesellschaft • Nur allmähliche Integration in lokale wirtschaftliche und politische Netzwerke • Kein studentisches Leben im Hochschul Umfeld

Hochschulstandort	Stärken des Standortes	Schwächen des Standortes
<i>Bsp.:</i> U Dortmund, U Trier; U Duisburg, U Augsburg		<ul style="list-style-type: none"> • Geringe Verweildauer der Hochschulangehörigen • Selten funktionale Integration von Hochschule und Stadtteil • Starke Pendlerabhängigkeit
Die Anker-Hochschule <i>Def.:</i> Kompakte neue Hochschule auf ehemaliger Industriebrache am Rande der Innenstadt <i>Bsp.:</i> U Essen, TU Hamburg-Harburg	<ul style="list-style-type: none"> • Innenstadtnähe und günstiges Umfeld für Kultur und kreative Industrien • Flexibles städtisches Umfeld für studentischen Wohnungsmarkt und Start-ups • Gute verkehrliche Anbindung 	<ul style="list-style-type: none"> • Insulare Lage in einem wissensfernen städtebaulichen Umfeld • Enge Beziehungen zwischen Hochschule und lokaler Wirtschaft im Umfeld
Polyzentrische große Hochschulen		
Die bi-polare Hochschule <i>Def.:</i> Kompakte Hochschule mit einem ausgelagerten, meist technisch-naturwissenschaftlich orientiertem Campus am Stadtrand <i>Bsp.:</i> HU Berlin(-Adlershof), MLU Halle-Wittenberg, TU München/Garching, U Frankfurt	<ul style="list-style-type: none"> • Verknüpfung von innerstädtischem Traditionsstandort mit flexiblen Erweiterungspotenzialen 	<ul style="list-style-type: none"> • Interne Polarisierung der Hochschule • Stadtrand-Campus hat den Charakter eines Produktionsstandortes
Die fragmentierte Hochschule <i>Def.:</i> Hochschule an mehreren jeweils thematisch spezialisierten Standorten in der Stadtregion <i>Bsp.:</i> U Köln, U München, U Potsdam	<ul style="list-style-type: none"> • Flexible Erweiterungsmöglichkeiten • In der Regel unproblematischer universitätsbezogener Wohnungsmarkt 	<ul style="list-style-type: none"> • Geringe innere Kohäsion und Zusammenarbeit • Nur schwache gesellschaftliche Integration in die jeweiligen Stadtteile
Kleine Hochschulen		
Die private Eliteschmiede <i>Def.:</i> private Hochschule mit in der Regel kleiner Zahl von Dozenten und Studierenden <i>Bsp.:</i> ebs Oestrich-Winkel, U Witten, HUW Koblenz	<ul style="list-style-type: none"> • Meist an einem privilegierten Standort in der Stadtregion 	<ul style="list-style-type: none"> • Geringe Integration in das städtische Umfeld und relative Abgeschlossenheit gegenüber der lokalen Gesellschaft
Die Universität der Künste <i>Def.:</i> Akademien für Kunst und Design, Musik und Film <i>Bsp.:</i> KA Düsseldorf, HFF Potsdam, UdK Berlin	<ul style="list-style-type: none"> • Traditionsstandort in der Innenstadt • Etablierte Vernetzung zum lokalen Kulturleben 	<ul style="list-style-type: none"> • In der Regel geringe Ausstrahlung auf lokale Ökonomien • Als Element der Wissensstadt nicht wahrgenommen

Quellen: Kunzmann (2004: 38f.), Dreiteilung der Hochschulen nach Ziegenbein (2007: 218), eigene Einordnung der ostdeutschen Hochschulen

Als Ergebnis dieser Entwicklungen – unter Einbeziehung der traditionellen Hochschulstandorte – lassen sich heute in Deutschland im wesentlichen acht Modelle der stadträumlichen Integration von Hochschulen unterscheiden. Diese Modelle hochschulischer Mikrostandorte können wiederum gruppiert werden in monozentrische große Hochschulen, polyzentrische große Hochschulen und kleine Hochschulen. Jede dieser Formen der baulichen Integration der Hochschule in die Stadt weist spezifische Stärken und Schwächen auf. Die Katalogisierung von Stärken und Schwächen – welche oftmals erst im Rahmen des Diskurses eines aktiven Hochschulregionalismus als solche erscheinen – indiziert zugleich Ansatzpunkte für eine Politik zur Erschließung wissensstädtischer Potenziale (vgl. Übersicht 3). Festgehalten werden muss jedoch zunächst, dass hier – wie im gesamten wissenschaftsgesellschaftlichen Diskurs – reine Fachhochschulstandorte keine Berücksichtigung finden.

Eine solche Politik zur Erschließung hochschulischer Potenziale für die Stadtentwicklung findet heute unter den Bedingungen limitierter finanzieller Ressourcen statt. Damit sind ambitionierte Großprojekte oder Hochschulgründungen weitgehend ausgeschlossen, stattdessen dominieren Optimierungsstrategien. Aber auch reduzierte städteplanerische und bauliche Eingriffe können nicht nur das Zusammenwirken von Stadt und Hochschule verbessern, sondern sichern zudem eines: den Zufluss von Ressourcen und damit die Erzeugung von Nachfrageeffekten, welche die regionale Wirtschaft stabilisieren.

2.3. Nachfrageeffekte: Hochschulen als regionaler Wirtschaftsfaktor

Hochschulen erzeugen in ihren jeweiligen Sitzregionen Nachfrageeffekte: Sie beschäftigen Personal, ziehen Studierende und Gäste an, entfalten Bautätigkeiten, erwerben Großgeräte und fragen Dienstleistungen nach. Neben den Angebotseffekten, die aus der Lehrfunktion der Hochschulen entstehen, stellen diese Nachfrageeffekte einen zentralen Bezugspunkt des passiven Hochschulregionalismus dar: Hochschulen erzeugen diese Effekte einfach aufgrund des Umstands, dass sie vor Ort präsent sind. Zudem weisen diese direkten Effekte gegenüber allen später angenommenen indirekten Wirkungen, auf die der aktive Hochschulregionalismus abhebt, einen zentralen Vorteil auf: Sie treten nicht nur immer, sondern auch sofort ein.

Theoretische Herausforderungen sind bei der Rekonstruktion regionaler Nachfrageeffekte kaum zu gewärtigen. Hingegen werfen Versuche, diese zu quantifizieren, erhebliche methodisch-konzeptionelle Schwierigkeiten auf – vor allem wenn man die Wirkungsketten der direkten und indirekten Effekte über mehrere Wirkungsebenen zu rekonstruieren sucht.⁴ Zahlreiche Studien haben seit den

⁴ Etwa: Die Hochschule verausgabt Ressourcen in Rahmen ihrer Bautätigkeit und stützt somit lokale Firmen, die aufgrund dieser Aufträge Arbeitsplätze sichern können, deren Inhaber wiederum eine erhöhte Nachfrage erzeugen. Für die Diskussion von Berechnungsmodellen derartiger Multiplikatoreffekte vgl. Stoetzer/Krähmer (2007).

siebzig Jahren – vor allem aus legitimatorischen Gründen – derartige Versuche mit unterschiedlicher Tiefenschärfe unternommen. Solche Bestandsaufnahmen behandeln Hochschulen letztlich „wie eine beliebige Infrastrukturinvestition wie ein Stück Autobahn oder eine Fußgängerzone. Man erfasst so überhaupt nicht das Spezifische, das die Hochschulen ausmacht“ (Fritsch 2009: 40). Dieses Spezifische besteht nach Fritsch

- in der Lenkung von gut ausgebildeten Menschen (Studenten und Wissenschaftler) in die Region und damit der Stärkung der regionalen Wissensbasis;
- der Bereitstellung von (innovationsrelevanten) Inputs für die Wirtschaft: qualifizierte Arbeitskräfte in Form von Absolventen, Laboreinrichtungen, wissenschaftliche Dienstleistungen, Wissen als Grundstoff für Innovationen);
- der Lenkung von privaten Investitionen in die Region durch Nähe zur Wissenschaft und zu benötigten akademisierten Arbeitskräften;
- der Erzeugung von Spin-off-Gründungen und
- der kreativen Anreicherung des regionalen Innovationsmilieus (ebd.: 40f.).

Freilich wäre es verfehlt, den Studien zu Nachfrageeffekten oder dem passiven Hochschulregionalismus allgemein ein prinzipielles Desinteresse an diesen Aspekten vorzuwerfen: So suggeriert keine der Studien, damit umfassend deren regionale oder auch nur die zentralen Wirkungen abzubilden. Gewählt wird dieser Realitätsausschnitt vielmehr, da sich die Abbildung von Ausgabenströmen – im Gegensatz zu den eher diffusen Wirkungen – besonders für einen quantifizierenden Zugriff eignet. Damit lässt sich empirisch zeigen, dass zur Legitimation von Hochschulen keineswegs allein aufklärerisch-emanzipatorische Ideale angerufen werden müssen, sondern auch auf handfeste ökonomische Kriterien verwiesen werden kann.

Auch der passive Hochschulregionalismus kann schwerlich durch die einseitige Fixierung auf umfassende Inklusion und ökonomische Nachfrageeffekte charakterisiert werden: Zwar waren die Hochschulneugründungen primär der bildungspolitischen Intention verpflichtet, eine breite Versorgung mit Bildungsangeboten zu schaffen. Allerdings zielte diese Intention naturgemäß auch auf eine Stärkung der lokalen Wissensbasis und rechnete zudem mit einer Steigerung der lokalen Attraktivität für Unternehmen. Doch wurden derartige regionale Nutzenkalküle damals von den Hochschulen zumeist als instrumentell zurückgewiesen, da sie nicht dem institutionellen Selbstverständnis der Hochschulen als Bildungs- und Forschungsstätten entsprachen.

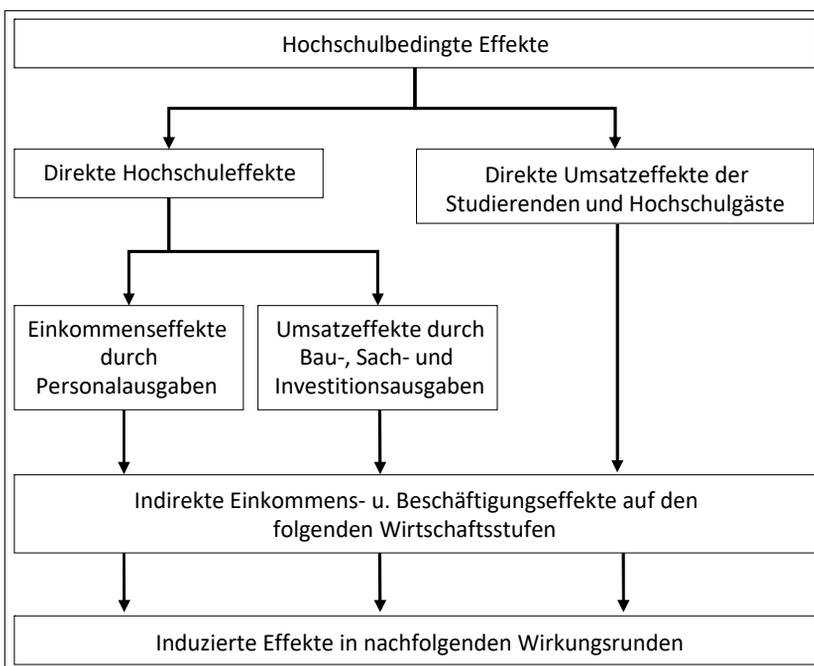
Der Vorwurf des Reduktionismus gegenüber den Studien zu regionalen Nachfrageeffekten der Hochschulen entspringt vornehmlich der Aufmerksamkeitsverschiebung im Zuge des aktiven Hochschulregionalismus. Insofern mag er seine Berechtigung haben. Dennoch verdankt sich diesen Untersuchungen zunächst die wesentliche Erkenntnis, dass die regionalen Effekte der Hochschulen die anderer öffentlicher Einrichtungen – zumindest aus der Perspektive der Sitzregion oder des Sitzlandes – deutlich übersteigen.

Die beachtlichen Einkommens- und Beschäftigungseffekte sind, wie gesagt, auf die reine Existenz der Hochschulen zurückzuführen, treten also unabhängig von

der Leistungserstellung bzw. den Leistungsergebnissen auf. Mithin leisten Hochschulen auch dann einen Beitrag zur Regionalentwicklung, wenn kein einziger Absolvent der regionalen Wirtschaft zur Verfügung stünde oder kein einziges Forschungsergebnis in die regionale Wirtschaft transferiert würde (Assenmacher/Leßmann/Wehrt 2004: 83). Stoetzer und Krähmer (2007: 39) errechnen in einer Metaanalyse verschiedener Studien einen durchschnittlichen Einkommensmultiplikator bei hochschulindizierten Ausgaben von 1,4, wobei starke regionale Unterschiede auszumachen sind. Ursächlich dafür sind die Ausgaben der Studierenden und die eingeworbenen Drittmittel.

Fragt man darüber hinaus, was an systematischem Wissen durch die Studien zu regionalökonomischen Effekten bereitgestellt wird, so ist im wesentlichen die Rekonstruktion der Wirkungsketten hochschulbedingter Ausgaben sowie die Unterscheidung von direkten, indirekten und induzierten Nachfrageeffekten hervorzuheben (vgl. Übersicht 4). Da die Nachfrageeffekte entsprechende Infrastrukturen der Leistungserbringung erzeugen, sind mit der Kartografierung der Geldströme wesentliche positive Aspekte in Verhältnis von Hochschule und Stadt markiert.

Übersicht 4: Anwesenheitseffekte von Hochschulen



Quelle: Stoetzer/Krähmer (2007: 19)

3. Aktiver Hochschulregionalismus: Nicht nur sein, sondern tun

Der Übergang vom passiven zum aktiven Hochschulregionalismus steht nicht nur im Zusammenhang mit dem sog. Neuen Regionalismus – der davon ausgeht, dass die entscheidenden Subjekte des wirtschaftlichen Wettbewerbs nicht mehr Nationalstaaten, sondern vielmehr Regionen sind (vgl. Heidenreich 2005) – und einer Einordnung der Hochschulen in den Kontext regionaler Innovationssysteme.⁵ Ebenso ist dieser Übergang geprägt durch neue Formen der Wissensproduktion, die verschiedene Modellierungen inspiriert haben. Beide Beschreibungen – Hochschule im regionalen Innovationssystem und zeitgenössische Modelle der Wissensproduktion – finden zusammen in zweierlei zupackenden (d.h. auch: normativ gut ausgestatteten) Konzeptualisierungen: einerseits von Kreativität als regionalem Entwicklungsfaktor, andererseits der sog. Third Mission als unterbewerteter, aber Lehre und Forschung gleichberechtigter Seite tretender Aufgabe der Hochschulen.

3.1. Zeitdiagnosen

Zeitdiagnostische Konzepte der Wissen(schaft)sentwicklung destillieren aus z.T. noch schwachen Signalen, die in Gegenwartsentwicklungen erkennbar werden, Trends und Trendanbahnungen. Im Zentrum dieser Konzepte, die mittlerweile auch wissenschaftspolitische Strategien und wissenschaftliche Positionierungen anleiten, stehen die Wissensgesellschaft und die daran gekoppelte Verschiebung der Wissenschaft von einem Modus 1 der Wissensproduktion hin zu einem Modus 2. Beiden vorgängig war das Triple-Helix-Konzept. Dieses nahm einerseits manches der Wissensgesellschafts- und mode-2-Beschreibungen vorweg; andererseits setzen sich letztere von ihm auch deutlich ab, insbesondere hinsichtlich ihres erweiterten Horizonts. Diese zeitdiagnostischen Konzepte sind nicht auf regionale oder Stadtentwicklungen bezogen, stellen aber Quellen dar, auf die sich Entwürfe wie Regionale Innovationssysteme, kreative Stadt oder Third Mission vielfältig beziehen.

Unabhängig davon, wie man im einzelnen zu den Diagnosen von Wissensgesellschaft, Modus 2 oder Triple Helix steht: Sie rahmen die aktuellen Debatten zum Hochschule-Stadt-Region-Verhältnis und entfalten hier erhebliche normative und politische Wirkungen. Diese haben höchst ambivalente Konsequenzen für Hochschulen: Einerseits attestiert die wissenschaftsgesellschaftliche Diagnose einen

⁵ Unter dem Begriff Neuer Regionalismus wird eine Diskurskonfiguration in Ökonomie, Geografie und Politikwissenschaft verstanden, die davon ausgeht, dass die entscheidenden Subjekte des wirtschaftlichen Wettbewerbs nicht mehr Nationalstaaten, sondern Regionen sind; Innovationspolitik müsse demzufolge eine regionale Komponente aufweisen (vgl. Heidenreich 2005).

dauerhaften Bedeutungszuwachs des Wissens – und damit der Hochschulen – für die ökonomische und soziale Wohlfahrt der Gesellschaft. Andererseits impliziert die konstatierte Vervielfältigung und Hybridisierung der relevanten gesellschaftlichen Wissensproduzenten zugleich einen Verlust der Monopolstellung, den die Hochschulen im System der Wissensproduktion inne hatten.

Diese postmodernen Modelle konstatieren und fordern zugleich eine verstärkte Öffnung der Hochschulen hin zu anderen gesellschaftlichen Akteuren. Gemäß den Diagnosen zur Wissensgesellschaft, zum Modus 2 oder zur Triple Helix kann eine erfolgreiche Öffnung nur durch Kooperation erfolgen, und zwar durch Kooperationen in Strukturformen jenseits der klassischen Kooperationsmodelle Markt und Hierarchie. Dafür gibt es zwei Varianten und eine häufig angewandte Verbindung dieser Varianten:

- Zum einen können Institutionen und damit Akteure durch räumliche Verdichtung zusammengeführt werden, um Kooperationswahrscheinlichkeiten zu erhöhen.
- Zum anderen steht – zunächst unabhängig von räumlichen Situationen – das Netzwerk als zentrale Strukturvariante zur Verfügung.
- Dabei wiederum stellen Cluster, Kooperationsplattformen und dergleichen regionsbezogene Varianten des Netzwerks dar, die zugleich räumliche Verdichtungspotenziale heben sollen.

Insofern ist es verbreitete Ansicht, dass mit dem regionalen Netzwerk dem aktiven Hochschulregionalismus eine Struktur zur Verfügung stehe, die adäquat sei für wissenschaftliche, innovative und Kreativitätsentwicklungen in (z.B. demografischen) Wandlungssituationen sowie zur Umsetzung von Third-Mission-Ambitionen. Das aber bedarf noch einer vertieften Betrachtung.⁶

3.1.1. *Triple Helix*

Wie kann ein aktuelles globales Wissensproduktions-Modell konzipiert werden? Zur Beantwortung dieser Frage entwickelten Etzkowitz und Leydesdorff ein Triple-Helix-Modell der Beziehungen zwischen Hochschulen, Unternehmen und Regierung (Leydesdorff/Etzkowitz 1996: 279) mit dem Ziel, diese Beziehungsverhältnisse als „new mode of science-policy-making“ zu analysieren (Etzkowitz/Leydesdorff 1997: 3).

Hierzu analysieren sie zunächst in einer historischen Perspektive die Entwicklung der verschiedenen Innovationssysteme entlang der Beziehungen von Politik, Hochschule und Industrie. Dabei werden drei zentrale historische Konfigurationen identifiziert:

- Im etatistischen Modell der *Triple Helix I* werden Wissenschaft und Wirtschaft staatlich gelenkt und deren Beziehungen untereinander staatlich gesteuert. Für dieses Modell steht etwa die staatssozialistische Wissenschaftsorganisation.

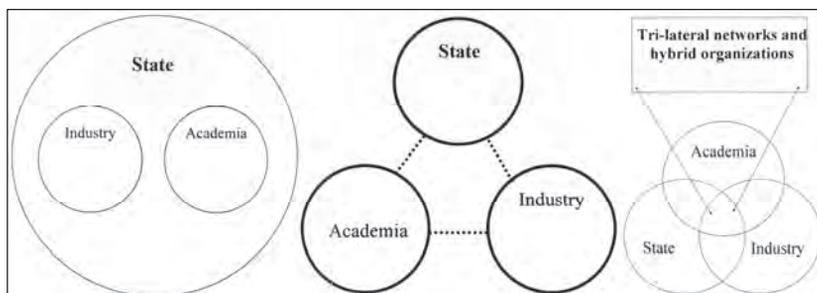
⁶ s.u. 4.2. Netzwerke als lokale Problemlöser?

■ Im „laissez-faire“-Modell *Triple Helix II* agieren die drei Sphären Politik, Wirtschaft und Hochschulen strikt getrennt, d.h. sie sind durch klare Grenzen voneinander geschieden. Diese deutliche Distanz zu politischen wie wirtschaftlichen Interessen lässt ein Wissenschaftsmodell erkennbar werden, das wohl dem tradierten Selbstverständnis (bzw. dem Modus 1, s.u.) entspricht.

■ Mit der *Triple Helix III* gelangen wir in eine modellierte Gegenwartsbeschreibung. In diesem Modell weisen die drei Sphären Politik, Wirtschaft und Wissenschaft Überlappungsbereiche auf, in welchen gemeinsame Netzwerke und hybride Organisationen angesiedelt sind. Diese Konfiguration wird auch als „Triple Helix of Innovation“ bezeichnet und diene – so die Zeitdiagnose des Ansatzes – aktuell als normatives Modell in den meisten Ländern. Ziel dieser Konfiguration sei die Erzeugung eines

„innovative environment consisting of university spin-off firms, tri-lateral initiatives for knowledge based economic development, and strategic alliances among firms (large and small, operating in different areas, and with different levels of technology), government laboratories, and academic research groups“.
(Etzkowitz/Leydesdorff 2000: 112)

Übersicht 5: Die „Triple Helix“-Konfigurationen: etatistisches Modell, laissez-faire-Modell und Modell der überlappenden institutionellen Sphären



Quelle: Etzkowitz/Leydesdorff (2000: 111)

Etzkowitz und Leydesdorff gehen dabei von drei Dynamiken aus, welche die Entwicklung wissensbasierter gesellschaftlicher Systeme antreiben:

- die wirtschaftliche Dynamik des Marktes,
- die innovative Dynamik der Wissensproduktion und der auf Wissen basierten Innovationen sowie
- die reflexive Dynamik aus der Steuerung auf unterschiedlichen Ebenen. (Leydesdorff/Etzkowitz 1996: 279; Etzkowitz/Leydesdorff 1997: 3)

Im Gegensatz zu einem stabilen System aus zwei Dynamiken wirke ein System aus drei Dynamiken komplex und potenziell instabil (Leydesdorff/Etzkowitz 1996: 281). Eine wissensbasierte Gesellschaft bringe so kontinuierlich Bewegung in die politischen Gegebenheiten und das Marktgleichgewicht (Leydesdorff 2012: 12). Das wesentliche dynamische Element sei die potenzielle Neuordnung oder Rekombination von Elementen zwischen den Sphären/Helices.

Die entstehenden Netzwerke seien allerdings nicht darauf angewiesen, eine dauerhafte Stabilität aufrecht zu erhalten, basierten sie doch auf kulturellen Evolutionen, die getrieben sind „by individuals and groups who make conscious decisions as well as the appearance of unintended consequences“. Formen staatlicher Steuerung dieser Innovationssysteme – ob mittels direkter und indirekter Finanzierungen oder durch quasi-staatliche Akteure – seien folglich nicht erfolversprechend. (Etzkowitz/Leydesdorff 2000: 112) Die Aufgabe der Politik liege hier in der Zusammenführung hochqualifizierter Bereiche, damit durch Rekombinationen neue Aktivitätsbereiche freigesetzt und vielfältige Nischen geschaffen werden könnten. (Leydesdorff/Etzkowitz 1996: 281, 285)

Die drei institutionellen Hauptsphären Wirtschaft, Staat und Wissenschaft interagierten, besonders auf regionaler Ebene, miteinander und produzierten Innovationen, um die wissensbasierte wirtschaftliche Entwicklung zu stimulieren (Etzkowitz/Leydesdorff 1997: 4). Zusätzlich zur Erfüllung der je eigenen traditionellen Funktionen greife jede institutionelle Sphäre in den traditionellen Aufgabenbereich der anderen Sphären ein (Etzkowitz et al. 2008: 683), so z.B. die Hochschule durch Technologietransfer und Unternehmensgründungen in den privaten Sektor.

Dieses komplexe System funktioniere transdisziplinär, indem es die Übersetzung von Inhalten aus Entdeckungen in Anwendungsinhalte (und *vice versa*) ermögliche, ohne die Integrität der unterliegenden Prozesse anzugreifen. Unterschiedlich kodierte Erwartungen könnten in dieser „Wissensinfrastruktur“⁷ ausgetauscht werden (Leydesdorff 2012: 3f). Mit zunehmender Interaktion unter den Institutionen entwickelten sich neue Strukturen innerhalb der Institutionen sowie Mechanismen zwischen den Sphären wie Netzwerke und Hybrid-Organisationen (Leydesdorff/Etzkowitz 1996: 280).

Innerhalb eines solch komplexen Systems fänden sich die Hochschulen allerdings in einer weniger zentralen Rolle wieder. Zweifellos bilde die forschungsbasierte Innovationsfähigkeit auch auf regionaler Ebene weiterhin einen wesentlichen Baustein wirtschaftlicher Prosperität. Doch seien die Hochschulen in der Konkurrenz mit den anderen wissenschaftlichen Einrichtungen diesen strukturell unterlegen. Ihre Daseinsberechtigung könne die Hochschule allerdings dauerhaft über ihre Bildungsfunktion sichern:

„They represent a dynamic flow-through of ‘human capital’ in academic research groups, as opposed to more static industrial laboratories and research institutes. Although they are sometimes considered a necessary distraction, the turnover of students insures the primacy of the university as a source of innovation.“ (Etzkowitz/Leydesdorff 2000: 118).

⁷ „Thus, a Triple Helix can be modeled that endogenizes not only technological development, but also the knowledge infrastructure of society. The recursive interactions create an overlay of tri-lateral networks and organizations among the three helices, formed for the purpose of coming up with new ideas and formats for high-tech development. The overlay system (‘regime’) is more complex than the trajectories and patterns on which it rests; its dynamics entrain the development of the lower-level systems. The economy thus tends to be transformed into a global knowledge economy.“ (Leydesdorff/Etzkowitz 1996: 284)

Die beschriebenen Grundmerkmale dieser Triple-Helix-Konfiguration lassen deutliche Parallelen zum Modell des Modus 2 der Wissensproduktion erkennen.⁸ Auch dort dominieren Transdisziplinarität, Kontextualisierung der Forschungsthemen, Diversität der Organisationen und Akteure. Im Gegensatz zu den Diagnosen eines Modus 2 wird hier jedoch weniger eine Ablösung des traditionellen Wissenschaftsmodells als vielmehr eine verstärkte Mischung von Elementen aus Modus 1 und 2 konstatiert. (Ebd.: 119)

3.1.2. *Wissensgesellschaft*

Im Zentrum der gesellschaftlichen Selbstbeschreibung als Wissensgesellschaft steht die Vermutung, dass Wissen gleichberechtigt, wenn nicht dominant neben die traditionellen Produktionsfaktoren Arbeit, Betriebsmittel und Werkstoffe getreten sei:

„Von einer Wissensgesellschaft oder einer wissensbasierten Gesellschaft läßt sich sprechen, wenn die Strukturen und Prozesse der materiellen und symbolischen Reproduktion einer Gesellschaft so von wissensabhängigen Operationen durchdrungen sind, daß Informationsverarbeitung, symbolische Analyse und Expertensysteme gegenüber anderen Faktoren der Reproduktion vorrangig werden.“ (Willke 1997: 12)

Eine solche globale Diagnose gewinnt ihre Plausibilität jedoch nur zu dem Preis, dass „immer ungreifbarer wird, was in all den Diskursen über Wissen als Wettbewerbsfaktor, über Wissensgesellschaft, Wissensökonomie und Wissensmanagement eigentlich noch unter Wissen verstanden wird“ (Kocyba 2004: 300). Dieser inklusive Charakter des Wissensverständnisses wird etwa erkennbar, wenn Wissen definiert wird als „eine auf Erfahrung gegründete, kommunikativ konstituierte und konfirmierte Praxis“ (Willke 2002: 14).

Freilich wurde – wie zumeist bei umfassenden oder wenig trennscharfen Definitionen – versucht, dieser Unbestimmtheit mit Typologisierungen zu begegnen. So wurde etwa in Bezug auf die Beschreibung von Wissensmilieus – also ein Modell des Zusammenhangs von Stadt- und Wissensentwicklung – die Unterscheidung von acht Wissensformen vorgeschlagen: ein alles umfassendes und fundierendes Alltagswissen, Milieuwissen, institutionelles und Marktwissen, Produktwissen, Experten- und Sonderwissen, Führungswissen, lokales Wissen sowie Reflexionswissen (Matthiesen/Bürkner 2004: 70f). Ob auf diese Weise allerdings eine höhere Klarheit hinsichtlich des Wissensbegriffs – vor allem: was er ausschließt – und eine empirische Operationalisierbarkeit hergestellt werden kann, sei dahin gestellt.

Vorsichtiger Begriffsbestimmungen versuchen hingegen, präzisere Differenzen zu vorhergegangenen Gesellschaftsformationen herauszuheben. So hält etwa Stichweh (2006: 10) zunächst fest, dass es nicht darum gehen kann, „daß Wissen heute wichtiger wäre, als dies in älteren Gesellschaftsordnungen der Fall

⁸ s.u. 3.1.3. mode 2

gewesen ist“.⁹ Vielmehr erscheinen ihm drei Aspekte in der Unterscheidung zu früheren Gesellschaftsformationen entscheidend:

- Erstens habe sich das Wissen aus der Bindung an die Tradition gelöst, sei also das, was unablässig neu produziert werde.
- Zum zweiten könne auf Grund der funktionalen Differenzierung heute kein gesellschaftliches Subsystem mehr erfolgreich eine Vorrangstellung für die Produktion gesellschaftlich relevanten Wissens reklamieren. Damit werde deutlich,
„daß das forschungsbasierte und als solches oft esoterische Wissen des Wissenschaftssystems nur eine der vielen Formen der Wissensproduktion ist und daß die Universität immer wieder wird entscheiden müssen, ob sie sich rein als wissenschaftliche Institution versteht oder ob sie sich auch für andere Formen des Wissens öffnet und welche von diesen anderen Formen aus welchen Gründen in Frage kommen“ (ebd.: 11).
- Drittens bilde Inklusion das dritte charakteristische Merkmal der Wissensgesellschaft, d.h. die „potentielle Einbeziehung eines jeden Gesellschaftsmitglieds in die Wissensprozesse eines jeden Funktionssystems“.

Diese Entwicklung scheine in die Logik der Funktionssysteme eingebaut und artikuliere sich etwa mit der Unterstellung der „potentiellen Studierfähigkeit fast jedes Gesellschaftsmitglieds“ (ebd.). An anderer Stelle geht Stichweh über die hier vorgenommene Definition der Wissensgesellschaft hinaus und rückt sie in die Nähe der zunehmenden Wissensbasierung aller Berufe, d.h. der Professionalisierung durch Akademisierung sowie der zunehmenden Instrumentalisierung von Wissen. Hier erkennt er einen gewissen Handlungsspielraum der Hochschulen. Diese müssten keineswegs automatisch den beobachtbaren Tendenzen zu mehr Nützlichkeitsorientierung und Professionalisierung folgen. (Stichweh 2012)

Insgesamt lässt die Bestimmung der Wissensgesellschaft zwar einen deutlichen Bruch zu vorangegangenen Gesellschaftsformationen erkennen (etwa einer stratifizierten Feudalgesellschaft). Dabei verbleibt sie jedoch im Rahmen klassischer Definitionen der Moderne: Auch diese stellen ja ebenfalls auf die Präferenz für das Neue oder die weitgehende Inklusion aller Gesellschaftsmitglieder in differenzierte Funktionssysteme ab.¹⁰

Die Angemessenheit der funktionalen Differenzierung als Beschreibungsmuster der Gesellschaft, die etwa Stichwehs Bestimmung der Wissensgesellschaft zugrunde liegt, ist umstritten. Allerdings teilen auch eher postmodern inspirierte Theorieansätze die Annahme, dass Wissenschaft in modernen Gesellschaften ebenso wenig wie jedes andere „Funktionssystem, sei es Politik, Ökonomie oder Wissenschaft, für das Ganze stehen [kann], ohne die Gesellschaft insgesamt zu deformieren“ (Willke 1998: 163).

⁹ Obwohl diese triviale Feststellung weitgehend geteilt wird, leiten nur wenige (etwa Weingart 2003: 8) daraus deutliche Vorbehalte gegenüber dem Begriff der Wissensgesellschaft ab.

¹⁰ Gegen den daraus resultierenden Eindruck, dass – zumindest wenn man die Beschreibungen der klassischen Moderne oder auch der tradierten Rolle von Städten als Orte des Wissens und der produktiven Heterogenität zugrunde legt – die Wissensgesellschaft kaum als neue Gesellschaftsformation zu werten ist, argumentieren umfassend Matthiesen/Mahnken (2009: 15f).

Entscheidender jedoch ist: Wird mit dieser Diagnose die Annahme vom Fortbestand eines spezifischen, wenn auch mit anderen gesellschaftlichen Feldern verstärkt gekoppelten Wissenschaftssystems verbunden oder dessen Auflösung in der Gesellschaft postuliert?

Deutlich für die erste Position steht Weingart (2003: 8f.), der die Substituierung der Formel „Wissengesellschaft“ durch „verwissenschaftlichte Gesellschaft“ vorschlägt: Wissenschaftliches Wissen träte zunehmend als dominierender Wissenstyp auf, sei zugleich aber auch Prozessen von Politisierung, Ökonomisierung und Medialisierung unterworfen. Hingegen beobachten Vertreter der Entdifferenzierungsthese, dass Wissen in allen gesellschaftlichen Kontexten produziert würde (auf den Begriff gebracht als „embedded intelligence“ oder „multiple ‚centers of expertise‘“). Dadurch übersteige jeder Versuch des Wissenschaftssystems, die Wissensproduktion und -verwendung zu kontrollieren und ggf. zu revidieren, dessen Ressourcen (Willke 1998: 165).

Tendenziell eingegeben wird damit vor allem die vertraute Unterscheidung zwischen wissenschaftlichem Wissen und anderen Wissensformen – mit ambivalenten Folgen für die Wahrnehmung des Wissenschaftssystems und der Hochschulen: Während letztere mit der Beförderung von Wissen zum dominanten Produktionsfaktor eine erhebliche Aufwertung erfahren, wird ihnen zugleich die Monopolstellung in der Wissensproduktion und -distribution entzogen.

Verbunden mit dieser oftmals als „Dezentrierung“ beschriebenen Verschiebung ist die Erwartung, dass die Entwicklung von Gesellschaft und von Hochschulen zunehmend enger miteinander verkoppelt sind. Die ambivalenten Folgen dieses Prozesses für die Hochschulen ziehen entsprechend konträre Wertungen nach sich:

„The thickening web of linkages [zwischen Gesellschaft und Hochschulen] typically is seen to lower the university's resistance to virulent external interests. But it is just as reasonable to see the elaborating connections as reflecting the university's mounting influence, and even dominance, in contemporary society. If the university is increasingly saddled with demands from society at large, it is obvious that society is even more besieged by the university.“ (Frank/Meyer 2007: 290)

Zunächst mutet die Debatte, ob die verwissenschaftlichte Gesellschaft oder Wissenschaftsgesellschaft eher durch die Stabilisierung oder eine Nivellierung der Grenzziehung von Wissenschaft und Gesellschaft gekennzeichnet sei, ein wenig akademisch an. Doch ist dies hier nicht zuletzt deshalb relevant, weil die Beantwortung der aufgeworfenen Frage (wissenschafts-)politische Programme anleitet. In diesem Kontext hat die These einer veränderten Form der Wissensproduktion, die deutlich die Grenzziehung zwischen wissenschaftlichem und nichtwissenschaftlichem Wissen einebnet, unter dem Label *mode 2* besondere Aufmerksamkeit gefunden.

3.1.3. *mode 2*

Traditionell sei die wissenschaftliche Wissensproduktion einem spezifischen Modell verpflichtet gewesen: Spezialisierte und disziplinengebundene Wissen-

schaftler.innen hätten entlang der kognitiven und sozialen Normen der je eigenen *scientific community*, nicht jedoch mit einem explizit praktischen Ziel wissenschaftliche Fragestellungen definiert. Diese Fragestellungen seien anschließend methodisch kontrolliert in zumeist individueller Weise bearbeitet worden. Die erzielten Forschungsergebnisse seien dann mit universellen und dauerhaften Geltungsansprüchen primär durch Publikationen öffentlich gemacht und so der Qualitätskontrolle durch die Angehörigen der eigenen Disziplin unterworfen worden. Die so beschriebene Logik der Forschung habe – von der Problemdefinition bis zur Qualitätskontrolle durch die *peers* – in einem institutionell stabilen Rahmen, zumeist Hochschulen und außeruniversitären Forschungseinrichtungen, stattgefunden.

Diese traditionelle Form der Wissensproduktion verliere jedoch, so neuere Diagnosen, rasant an Relevanz. Stattdessen sei zunehmend ein neuer postdisziplinärer Modus für die Generierung neuen Wissen prägend. Dafür wurde der – etwas inhaltsleere – Begriff „mode 2“ geprägt. Dieser stelle im wesentlichen eine Antwort auf jene Herausforderungen dar, die in den Diagnosen des wissenschaftlichen Umbruchs herausgestellt wurden:

„Modus 2 ist kein *Deus-ex-machina*-Mechanismus, sondern ein Organisationsprinzip der Wissenserzeugung, das auf dem Hintergrund durchaus realer, weltweiter Entwicklungen vor sich geht. Dazu zählt die Globalisierung der Wissenschaft, also die Tatsache, daß an der Forschung nicht mehr ausschließlich eine kleine Zahl westlicher Industrieländer beteiligt ist. Von großer Bedeutung ist aber vor allem der Prozeß der gesellschaftlichen Verteilung des Wissens innerhalb der Industriestaaten. Im Gefolge der Ausweitung des Bildungsniveaus sind die Voraussetzungen für heterogene Anwendungskontexte geschaffen worden, die nicht mehr lediglich als Transferstelle fungieren, sondern zu Orten der primären Wissenserzeugung werden. Dazu kommt die enorme Zunahme des Problemdrucks und ein hoher Grad an Komplexität, der sich der Auflösung vieler gesellschaftlich relevanter Probleme im Sinn einer herkömmlichen disziplinären Spezialisierung verweigert. Transdisziplinarität ist die privilegierte Form der Wissensproduktion nach Modus 2.“ (Nowotny 1999: 103f.)

Als zentraler – und wissenschaftspolitisch interessanter – Aspekt erweise sich, dass die Wissensproduktion nun primär im Kontext der Anwendung erfolge. Dabei seien in zeitlich begrenzten Netzwerken verschiedene gesellschaftliche Akteure, insbesondere auch die Betroffenen, an der transdisziplinären und transakademischen Wissenserstellung beteiligt. Hieraus resultiere eine erhöhte Reflexivität und gesellschaftliche Verantwortlichkeit des Wissens. Auf diese Weise könnten im Modus 2 der Wissensproduktion gesellschaftliche Relevanz und Nützlichkeit mit nichthierarchischen Arbeitsformen und demokratischen Partizipationschancen verkoppelt werden. Deutlich wird damit ein gewisses utopisches Potenzial, das mit der Diagnose eines neuen Modus der Wissensproduktion verbunden ist¹¹ (ebd.: 102f., vgl. auch die Gegenüberstellung zu Modus 1 in Übersicht 6).

¹¹ Dieses utopische Potenzial wird insbesondere durch die Berufung auf den Rhizom-Begriff von Deleuze und Guattari (2002: 11-42) markiert.

Übersicht 6: Modus 1 & 2 der Wissensproduktion

Mode 1: Disziplinorientiert	Mode 2: Problemorientiert
Wissensproduktion ohne explizites praktisches Ziel	Wissensproduktion soll hilfreich/sinnvoll sein, Imperativ der Nützlichkeit
Problemdefinition innerhalb der kognitiven und sozialen Normen der <i>scientific community</i>	Problemdefinition in einem Kontext der Anwendung (im weitesten Sinn) und des Problembezugs
Disziplinäre Ausrichtung, Spezialisierung	Transdisziplinäre/interprofessionelle Ausrichtung
Einzelarbeiterstruktur, individuelle Kreativität, institutionelle Verankerung an der Universität	Teamarbeit, vorübergehende Kooperations- und Organisationsformen, über institutionelle Grenzen hinweg
Trennung von Forschung und Anwendung, Grundlagenforschung und angewandter Forschung	Zusammenfallen von Forschung und Anwendung, permanentes Hin- und Herbewegen zwischen Theorie und Praxis, Entdeckung und Anwendung können nicht getrennt werden
Stabile Umwelt	Komplexe Umwelt
„feste“ Ergebnisse, Suche nach fundamentalen Prinzipien	„flüchtige“ Ergebnisse, können schlecht als disziplinäre Beiträge festgehalten werden, Interesse an konkreten Prozessen
Enge Qualitätskriterien, Qualitätssicherung durch <i>peer review</i> und die intellektuellen Interessen des disziplinären <i>gatekeeper</i>	Multidimensionale Qualitätskriterien, an den Kontext gebunden, Beitrag zur Problemlösung, Probleme können nicht wissenschaftlich-technisch allein gelöst werden, Werte/Präferenzen vieler Gruppen müssen einfließen, soziale Verantwortlichkeit hoch
Betonung von Methoden	Betonung von Kommunikation (zwischen Gesellschaft und Wissenschaft, zwischen wissenschaftlichen Praktikern, zwischen sozialen und physischen Einheiten) und Aushandlungsprozessen
Weitergabe durch Publikation, durch institutionalisierte Kanäle der Disziplin	Weitergabe durch „Praktiker“ – jene, die teilgenommen haben und sich dann wieder neuen Problemen zuwenden
Wissenschaft = autonomes Subsystem mit stabilen Institutionen	Wissenschaft permanent im Fluß und in Turbulenz; Flexibilität und Reaktionszeit sind zentral

Quelle: Pellert (1999: 24f.)

Die Beschreibung des Modus 2 der Wissensproduktion hat erhebliche Kritik erfahren.¹² Insbesondere könne kaum entschieden werden, ob es sich um den Versuch einer empirischen Beschreibung einer fundamentalen Transformation handelt oder vielmehr um ein normatives Muster für dessen Gestaltung. Hier seien nur einige der Kritiken genannt:

- Starke Zweifel bestehen etwa an der Signifikanz oder gar Verallgemeinerbarkeit der prognostizierten Veränderungen. Dies wird sichtbar, wenn man die historische Herleitung des Modus 2 – eine Sukzession von traditioneller, diszipli-

¹² vgl. für das Folgende Bender (2004), Pasternack/von Wissel (2010: 50-52) und insbesondere Weingart (1999)

närer zu extraakademischer Wissensproduktion – befragt: So seien die Universitäten erst spät, in einigen Ländern sogar nie die wichtigsten Orte der Forschung geworden; quantitativ sei die Industrieforschung den Universitäten immer mindestens ebenbürtig geblieben.

■ Vor diesem Hintergrund bliebe entsprechend unklar, wer als Träger des Modus 2 fungieren könnte. Mögliche Kandidaten – wie etwa Beratungsfirmen – seien quantitativ unbedeutend. Vor allem jedoch erweisen sie sich auf Grund der Abhängigkeit von originärer, disziplinärer Forschung eher als Makler denn als Generatoren von Wissen. Diese Abhängigkeit zeige sich auch in der – quantitativ eher marginalen – transdisziplinären Forschung, zumal diese nicht die Aufhebung disziplinärer Grenzen, sondern deren Verschiebung markiere.

Deutliche Zweifel wurden auch an der unterstellten Ausweitung partizipativer Wissensgenerierung artikuliert. Zum einen würden derartige Wünsche nur für die – recht marginalen – Wissensbereiche hervorgebracht, die Bezüge zu gesellschaftlichen Wertvorstellungen und subjektiven Risikowahrnehmungen aufweisen. Zum anderen politisierten derartige Partizipationsprojekte zwar die Differenz zwischen Laienwissen und wissenschaftlichem Wissen, könnten diese aber nicht aufheben.

3.2. Leitbildgetriebene Empirie

3.2.1. Innovation

Zumeist wird von Innovation in einem wirtschaftlichen bzw. unternehmerischen Kontext gesprochen. Dabei stellt man üblicherweise auf neue Produkte oder Produktionsprozesse ab. (Adolf 2012: 28) Doch in einer erweiterten Perspektive wird ein Verständnis von Innovation als Kommerzialisierung neuen Wissens oder ihre Reduzierung auf technische oder technologische Neuerungen hinfällig.

Zum einen ist Technologie „ohne ihre soziale Herkunft und ihre kulturelle Einbettung nicht zu haben“ (ebd.). Zum anderen erscheinen, sozialwissenschaftlich betrachtet, „die technische Innovation und die ökonomische Innovation als zwei, wenn auch prägnante Sonderfälle gesellschaftlicher Innovation“ (Rammer 2010: 22). So sehr wirtschaftliche Stabilität und Dynamik eine Steigerung des technisch-technologischen sowie organisationsbezogenen Innovationsgeschehens erfordern, benötigen gesellschaftliche Stabilität und Dynamik soziale Innovationen.

Was aber sind Innovationen, welcher Art auch immer? Jenseits eines alltags-theoretischen Verständnisses handelt es sich um überraschende Neuerungen, die zunächst Erwartetes diskontinuieren, dann soziale Akzeptanz erlangen und kollektiv als Neuheit attribuiert werden. Das Attribut ‚Innovation‘ wird mithin erst nachträglich vergeben, d.h. nachdem sich eine Veränderung, ein Produkt oder ein Verfahren durchgesetzt hat. (Aderhold 2010: 118)

Entsprechend vollzieht sich Innovation prozessual in einer Sequenz, für deren Beschreibung sich der Dreischritt Invention – Innovation – Diffusion durchgesetzt hat: *Invention* als Entdeckung neuer Problemlösungen oder neuer Ideen, *Innovation* als deren erstmalige Realisierung und *Diffusion* als deren allgemeine Verbreitung (Schätzl 2003: 115). Ist das Stadium der Diffusion noch nicht erreicht, lässt sich nur von „innovationsverdächtigen Entwicklungen“ sprechen (Gillwald 2000: 32).

Nach dem Zweiten Weltkrieg hatte sich als Standard-Betrachtungsmodell zunächst das *lineare Innovationsmodell* durchgesetzt. Dieses postuliert eine Innovationskette, die aus einer Abfolge von Grundlagenforschung – Angewandter Forschung – Entwicklung – (Produktion und) Diffusion besteht. Was etwas schematisch anmutet, hatte aber wissenschaftlich auch segensreiche Wirkungen: Am Anfang des Modells standen die unbestrittenermassen frei forschenden Wissenschaftler.innen. „Dieses Modell hatte eine Art Sozialvertrag zwischen Staat und Wissenschaft beinhaltet: Ersterer liess Letztere frei und unbehelligt forschen, damit daraus gesellschaftlicher Nutzen entstand. Diesen Vertrag gibt es so nicht mehr.“ (Hafner 2015: 23)

Zunächst aber formulierte die einschlägige Forschung seit den 1970er Jahren ein *interaktives Innovationsmodell*. Dieses beschreibt Innovation als einen ‚chain-linked process‘, der sich aus zahlreichen Feedback-Schleifen und Interaktionen zwischen unternehmensinternen und -externen ‚Abteilungen‘ entlang der Innovationskette zusammensetzt. (Polt et al. 2014: 31f.)

Eine andere wichtige Unterscheidung war die zwischen *radikalen und inkrementellen Innovationen*, letztere auch als derivative Nachfolgeinnovation bezeichnet. Es wurde also differenziert zwischen Basisinnovation und Nachfolgeinnovation(en) – realisiert von zunächst Pionieren und dann Imitatoren (Hotz-Hart/Rohner 2014: 28f.). Kritiker wandten ein, dass Innovation darauf auch nicht reduziert werden könne: Radikale Innovationen seien in der Regel ohne den sich anschließenden Prozess kumulativer inkrementeller Innovationen kaum hinreichend effizient nutzbar, und die Begriffe „radikal“ und „inkrementell“ bezeichneten Extrempunkte eines breiten Spektrums verschiedener Innovationstypen.

Die Antwort darauf sind zwei weitere Modellerweiterungen: die *modularen* und die *architekturellen Innovationen*. Im Falle modularer Innovationen würden zwar neue technologische Komponenten entwickelt und für eine Innovation genutzt. Doch das grundlegende (funktionale) Design einer Technologie werde dabei beibehalten. Anders beim Typus architektureller Innovationen: Dort „werden vorhandene technologische Komponenten in neuer Weise so miteinander (re-)kombiniert, dass insgesamt ein neues Produkt oder ein neuer Prozess entsteht“. (Hirsch-Kreinsen 2010: 76)

Diese Modellbildungen bezogen sich zunächst auf technische und technologische Neuerungen vor allem im verarbeitenden Gewerbe. Dann gab es Ausweitungen, die den Gegenstand des Innovierens umfassender in den Blick nahmen: Einbezogen wurden auch nicht-technologische Innovationen im Unternehmenssektor, d.h. organisatorische Verbesserungen in Unternehmen, Erschließung neuer Märkte und Entwicklung neuer Dienstleistungen. Schließlich folgte die Entwicklung des Konzepts der „sozialen Innovation“, „das sowohl die unterneh-

merische Innovation im non-profit-Bereich als auch genuine Innovation in sozialen Beziehungen in den Blick brachte“. (Polt et al. 2014: 11)

Diese letztgenannte und jüngste Erweiterung des Innovationsverständnisses folgt der Überzeugung, dass übergreifende Problemlagen – wie Klimawandel, Nachhaltigkeit oder demografischer Wandel – ohne Verhaltensänderungen kaum zu bearbeiten seien:

„Zum einen verändern gesellschaftliche Trends wie die Alterung der Gesellschaften, Migrationsbewegungen und die zunehmende Tertiärisierung und Globalisierung der Wirtschaftsstruktur den Rahmen, in dem sich Innovationen abspielen. Zum anderen können genau diese gesellschaftlichen Veränderungen selbst zum Ziel von Innovationen werden – im Rahmen einer missionsorientierten Innovationspolitik, die wesentlich auch technologische Neuerungen mit einschließt, aber auch in Form von ‚sozialen Innovationen‘, die gänzlich ohne technologische Innovation auskommen.“ (Ebd.: 99f.)

Definiert wird soziale Innovation als „eine von bestimmten Akteuren bzw. Akteurskonstellationen ausgehende intentionale, zielgerichtete Neukonfiguration sozialer Praktiken in bestimmten Handlungsfeldern bzw. sozialen Kontexten, mit dem Ziel, Probleme oder Bedürfnisse besser zu lösen bzw. zu befriedigen, als dies auf der Grundlage etablierter Praktiken möglich ist.“ Es handele sich dann und insoweit um eine soziale Innovation, wenn sie zum einen sozial akzeptiert werde. Zum anderen müsse sie breit in die Gesellschaft bzw. bestimmte gesellschaftliche Teilbereiche diffundieren, dabei kontextabhängig transformiert und schließlich als neue soziale Praxis institutionalisiert bzw. zur Routine werden. (Howaldt/Schwarz 2010: 89f.)

Oder kurz: Soziale Innovationen sind „das Ergebnis intendierten und zielgerichteten Handelns zur Etablierung neuer sozialer Praktiken in bestimmten Handlungsfeldern“ (ebd.: 92). Von technischen Innovationen unterscheiden sie sich dadurch, dass erstere *Mittel* gesellschaftlichen Wandels, soziale Innovationen hingegen *Akte* gesellschaftlichen Wandels sind (Gillwald 2000: 36).

Dabei wiederum impliziert das Konzept der sozialen Innovation keine Entgegensetzung von ökonomischen und nichtökonomischen Innovationen. Instruktiv sind hier sieben Typen sozialer Innovationen, die von Caulier-Grice et al. (2012: 25) unterschieden werden:

- neue Produkte (Beispiel: für Menschen mit Behinderungen entwickelte technische Hilfsmittel und Unterstützungstechnologien)
- neue Dienstleistungen (Beispiel: Online-Banking)
- neue Prozesse (Beispiel: Zusammenarbeit mittels Peer-to-Peer und Crowdsourcing)
- neue Märkte (Beispiel: Fair Trade oder Tauschringe)
- neue Plattformen (Beispiel: neue Koordinationsformen im Bereich der Fürsorge)
- neue Organisationsformen (Beispiel: gemeinwohlorientierte Firmen)
- neue Geschäftsmodelle (Beispiel: Entwicklung von nichtkommerziellen und gemeinwohlorientierten Franchisingmodellen oder die Nutzung von Just-In-Time-Modellen bei sozialen Herausforderungen).

Die Idee der sozialen Innovationen ist mittlerweile auch auf der Ebene politischer Programmatik angekommen. Die EU-Kommission formulierte 2011:

„Die soziale Innovation ist ein wichtiger neuer Bereich, der gepflegt werden sollte. Dabei geht es darum, den Einfallsreichtum von Wohltätigkeitsorganisationen, Vereinen und Sozialunternehmern anzuzapfen, um nach neuen Wegen zur Lösung gesellschaftlicher Probleme zu suchen, für die der Markt oder der öffentliche Sektor keine befriedigenden Antworten haben. Dieser Einfallsreichtum kann auch angezapft werden, um die Veränderungen im Verhalten zu bewirken, die gebraucht werden, um große gesellschaftliche Herausforderungen wie den Klimawandel angehen zu können. Über die Befriedigung sozialer Bedürfnisse und die Lösung gesellschaftlicher Probleme hinaus können soziale Innovationen Menschen ermutigen und neue gesellschaftliche Beziehungen oder Formen der Zusammenarbeit schaffen. Sie sind also von sich aus innovativ und zugleich gut für die Innovationsfähigkeit der Gesellschaft.“ (Europäische Kommission 2011b: 25f.)

Im Ergebnis dieser Entwicklungen des Innovationsverständnisses hat sich inzwischen – zumindest auf der konzeptionellen Ebene – eine deutliche Ausweitung ergeben. In Anlehnung an die entsprechende Zusammenfassung bei Polt et al. (2014: 4) lassen sich als Kernelemente des heutigen Innovationsbegriffs zusammenfassen:

- *Systemisches Innovationsverständnis*: Das Konzept von Innovation umspannt die gesamte Kette der Wissensproduktion, von der Grundlagenforschung bis zur Markteinführung oder anderweitigen Diffusion. Innovation wird als Resultat von Kooperation und Interaktion einer Vielzahl unterschiedlicher Akteure begriffen.
- *Große gesellschaftliche Herausforderungen*: Innovationspolitik sieht in Innovationen wesentliche Hebel zur Bewältigung der *Grand Challenges*, also von Klimawandel, demografischem Wandel usw.
- *Breites Innovationspolitikverständnis*: Innovationspolitik reicht über traditionelle Forschungs- und Technologiepolitik hinaus und schließt jedenfalls Bildungspolitik, im Bereich der *Grand Challenges* aber auch jeweilige Sektorpolitiken mit ein. Zunehmende Beachtung der Innovationspolitik finden die Bereiche der Innovation im öffentlichen Sektor und der sozialen Innovationen.

Polt et al. (ebd.: 38) machen aber auch darauf aufmerksam, dass diese Ausweitung des Innovationsbegriffs mit einer inhärenten Herausforderung verbunden sei: dessen Ubiquität. Damit einher gehe ein Bedeutungsverlust des Begriffs:

„Ist jede Anpassung von Arbeitsabläufen und jede soziale Veränderung (z.B. Steigerung des Anteils der Frauen an den Erwerbstätigen in den letzten Jahrzehnten, Nutzung von Fahrgemeinschaften, Änderungen im Konsumverhalten etc.) eine Innovation? Was ist dann noch nicht-innovativ? Eine zu starke Ausweitung des Begriffs sorgt dafür, dass ‚innovativ sein‘ kein differenzierendes ‚Qualitätsmerkmal‘ mehr ist und unter Umständen jedwede Art von ‚Neuheit‘ oder ‚Andersartigkeit‘ als Innovation bezeichnet werden muss. Innovation wird damit auch schwieriger verortbar.“

Wie herausgearbeitet, wird die herkömmliche Innovationsdebatte von einer Reihe zentraler Dichotomien bestimmt: radikale und inkrementelle Innovationen oder soziale Innovation als Folge technischer Innovation zum Beispiel.

Sämtliche dieser Dichotomien werden aber unterlaufen, wenn man sich Erfolgsbedingungen von Innovation vergegenwärtigt. Hierzu hat Steven Johnson (2013) in einer aufwendigen Auswertung von Innovationsprozessen mehrerer Jahrhunderte zentrale Aspekte herausgearbeitet. Die „produktiven Umgebungen“, in denen Innovationen¹³ gedeihten und gedeihen, wiesen und weisen demnach regelmäßig jeweils mehrere von sieben Rahmenbedingungen, Merkmalen bzw. Vorgehensweisen auf:

1. „*Das Nächstmögliche*“: Dies bezeichnet eine bestimmte Aufeinanderfolge von Kombinationen, die ‚in der Luft liegen‘, etwas, das „noch im Schatten liegt, ... sozusagen am Rand des bereits Existierenden schwebt“, und zwar als „Wegweiser zu den verschiedenen Möglichkeiten, wie die Gegenwart sich selbst neu erfinden könnte“ (ebd.: 41). Dazu bedürfe es der Affinität zu situativer Problemlösung und Grenzüberschreitung sowie des Wissens um mögliche Bausteine zur Problemlösung:
„Innovative Umgebungen unterstützen ihre Bewohner darin, das Nächstmögliche zu erkunden. Sie halten einen reichhaltigen Vorrat an Ersatzteilen bereit, seien sie technischer oder konzeptioneller Art, und sie inspirieren dazu, diese Ersatzteile neu zu kombinieren. Umgebungen, die Neukombinationen verhindern oder einschränken – weil sie Experimentieren bestrafen, neue Möglichkeiten verschleiern oder alles dort so angenehm ist, dass niemand auf die Idee kommt, etwas zu verändern – werden im Schnitt weniger Innovationen hervorbringen.“ (Ebd.: 52)
2. „*Flüssige Netzwerke*“: Sie ermöglichten zahlreiche wechselnde, aber auch sich wiederholende Kontakte mit hoher Offenheit: Nicht das Netzwerk selbst sei klug, sondern der Einzelne werde klüger, weil er mit dem Netzwerk verbunden ist. Flüssige Netzwerke erschufen eine Umgebung, in der „halb fertige Ideen miteinander in Verbindung treten können ...: Sie helfen, gute Ideen zu vervollständigen“. (Ebd.: 71, 89f.)
3. „*Die langsame Ahnung*“: Hierbei geht es um die Verknüpfung, vor allem aber die Bewahrung von unfertigen Problemlösungen. Damit verbunden ist die Bedeutung sozialer oder materieller Gedächtnisse in Netzwerken:
„die meisten genialen Ideen sind anfangs noch unausgereift, mehr Ahnung als Offenbarung. [...] Ahnungen, die sich nicht vernetzen können, sind dazu verdammt, nie über das Stadium der Ahnung hinauszukommen.“ (Ebd.: 89f.)
4. „*Serendipität*“: Etwas ursprünglich nicht Gesuchtes wird (scheinbar) zufällig beobachtet oder entdeckt und erweist sich als neu und überraschend. Dazu bedarf es der Offenheit gegenüber Randphänomenen und einer Institutionalisierung ihrer Behandlung:
„Das Geheimnis von Inspiration innerhalb einer Organisation liegt darin, Informationsnetzwerke einzurichten, die Ahnungen am Leben erhalten, ihnen gestatten, sich zu verteilen und neu zu kombinieren. Statt Ahnungen in Brainstorming-Sessions und Entwicklungsabteilungen zu kasernieren, braucht es eine Umgebung, in der das Brainstorming ununterbrochen im Hintergrund läuft.“ (Ebd.: 141)
5. „*Irrtum*“: Fehler sollten als Information, nicht als Störung interpretiert werden. Dazu brauche es eine Kultur der Fehlerfreundlichkeit:

¹³ und Inventionen – um diese Unterscheidung ist Johnson unbekümmert

„Gute Ideen treten eher in Umgebungen auf, in denen es einen gewissen Anteil von Störfaktoren und Irrtum gibt. [...] Störungsfreie Umgebungen sind häufig zu steril, und die Ergebnisse, die sie hervorbringen, zu vorhersehbar.“

Fehler seien natürlich nicht das Ziel, „sie sind und bleiben nun mal Fehler“. Aber: Genau deshalb möchte man sie möglichst schnell hinter sich bringen. (Ebd.: 157, 16)

6. „*Exaptation*“: Damit wird die Übertragung von Lösungsmustern aus einem Kontext in einen anderen bezeichnet. Voraussetzung sei die Schaffung von zahlreichen kontextüberschreitenden Kontakten:

„Innovation wird umso leichter, wenn eine neue Technologie, die in einem bestimmten Ideenraum entwickelt wurde, in einen anderen migrieren kann [...] Das hat weniger mit über den eigenen Tellerrand hinausschauen zu tun als damit, mehrere Teller vor sich zu haben.“ (Ebd.: 183, 189)

7. „*Plattformen*“: Sie schufen geschützte Milieus, die riskantes Agieren durch die Minimierung anderer, externer Risiken erlauben.

Netzwerke bilden, Affinität zu situativer Problemlösung und Grenzüberschreitung fördern, irrtumsfreundlich agieren, geschützte Plattformen schaffen, halbfertige Ideen miteinander in Verbindung bringen, Gedächtnis kultivieren und darauf basiert unfertige Problemlösungen fortführen, Lösungsmuster aus einem Kontext in einen anderen übertragen, gegenüber Randphänomenen offen sein: Die Logik hinter all diesen Aspekten ist die Privilegierung von Offenheit in jeder Hinsicht. Diese führt letztlich zum Austausch von Ideen: Offenheit für situative Problemlösungen, für soziale Kontakte und Austausch, für Erinnerung an zunächst nicht verwendbar gewesenes Wissen, für nicht zentrale Interessenfokussierung, für Falsifikation und deren produktive Verwendung sowie Offenheit für (kontext)fremde Erfahrungen.

Solche Offenheit ist immer auch für die Gefahr des Scheiterns offen. Dazu bedarf sie sozialer Umgebungen, die diese Offenheit entweder per se honorieren oder aber negative Konsequenzen abfangen bzw. limitieren. Daher stellen, so Johnson (ebd.: 250ff.), nicht-marktorientierte, kooperative Konstellationen die günstigsten Voraussetzungen für Innovationen dar – wie sie vor allem in der Wissenschaft kennzeichnend sind. Dort werde Offenheit und Risikofreudigkeit mit Sicherheit gekoppelt. Auch außerwissenschaftliche Innovateure waren demnach vorwiegend dann erfolgreich, wenn sie die wissenschaftliche Arbeitskonstellation kopierten, um produktive Umgebungen zu schaffen.

Neben dem Kopieren der wissenschaftlichen Arbeitskonstellation ist es aber vor allem die Wissenschaft selbst, welche die Problemhorizonte der Praktiker zu erweitern bzw. zu überschreiten und voranalytische Urteile durch wissenschaftlich gestützte und reflektierte Urteile zu ersetzen vermag. Sie reformuliert nicht einfach die Probleme der Praxis, indem sie diese in eine wissenschaftliche Sprache übersetzt. Vielmehr kann sie, auf der Grundlage gespeicherten Wissens, Problemlösungswege vor dem Hintergrund der Kenntnis langfristiger Trends, vergleichbarer Fälle, relevanter Kontexte, prognostischer Wahrscheinlichkeiten, typischer Fehler, nichtintendierter Handlungsfolgen und alternativer Optionen aufzeigen. So wird die Wissenschaft ihrer Aufgabe, „geläufige Sicherheiten auf-

zuberechnen, neue Differenzierungen einzuführen, die Komplexität des Problem-bewusstseins zu steigern“ (Huber 1999: 56), gerecht.

Letztlich sorgt sie damit wesentlich dafür, dass eine Gesellschaft irritationsfähig, also innovativ bleibt.

3.2.2. *Hochschulen als regionaler Innovationsfaktor*

Wie oben beschrieben: In der Phase des Hochschulausbaus dominierte die Wahrnehmung von Hochschulen als Einrichtungen zur Proliferation von Chancengleichheit und erweiterten Teilhabechancen sowie zur Bereitstellung qualifizierter Arbeitskräfte. Seit den 1980er Jahre hingegen werden Hochschulen vermehrt als Element einer innovationsorientierten Regionalpolitik thematisiert.

Diese Perspektivverschiebung resultiert nicht zuletzt aus der Entwicklung des Silicon Valleys zu einem der größten IT- und Hochtechnologiestandorte der Welt. Kern und Ausgangspunkt dieser paradigmatischen Erfolgsgeschichte bildet hier die Stanford University. Die Kooperationsbeziehungen zwischen Wissenschaft und Wirtschaft, die sich in einem intensiven Technologie- und Wissenstransfer sowie in zahlreichen Aus- und Existenzgründungen aus der Hochschule niederschlugen, wurden dabei als zentraler Aspekt wissenschaftlich-technischer Innovation und wirtschaftlicher Prosperität identifiziert.¹⁴

Dass regionale Nähe wesentlich zu diesen positiven ökonomischen sowie den wissens- und innovationsbezogenen Effekten beiträgt, bildet die gemeinsame Annahme jener zwei Ansätze, die den wesentlichen diskursiven Rahmen der innovationsorientierten Regionalpolitik abstecken: der Cluster-Theorie sowie dem Ansatz regionaler Innovationssysteme.

Clustertheorie beschreibt die räumliche Konzentration von Unternehmen eines bestimmten Wirtschaftszweigs sowie weiterer relevanter Organisationen – von Bildungs- bis Verwaltungseinrichtungen – als zentralen Wettbewerbsvorteil:

■ Der Wettbewerbsvorteil resultiere aus verschiedenen Dimensionen eines Clusters. So führe die Konzentration ähnlicher Organisationen auf der horizontalen Ebene zu einem intensivierten Wettbewerb. Dieser Wettbewerb erfahre eine Dynamisierung der Innovationsfreudigkeit und Qualitätsorientierung durch eine steigende Anspruchshaltung der Konsumenten, wie sie für erfolgreiche Ökonomien typisch ist.

■ In der vertikalen Dimension seien Cluster durch die Präsenz von verwandten und unterstützenden Unternehmen gekennzeichnet. Diese könnten nicht nur Agglomerationsvorteile nutzen (etwa Kostenvorteile durch *economies of scale*), sondern begünstigten auch einen kontinuierlichen Informationsaustausch über neue Ideen und Innovationen.

¹⁴ Streng genommen sind mit dem Innovationsbegriff bereits beide Aspekte angesprochen, impliziert er doch über die Produktion von neuem Wissen (insbesondere der Invention als einer wesentlichen Voraussetzung von Innovation) hinaus auch dessen erfolgreiche Diffusion in ökonomische Verwertungszusammenhänge.

- Desweiteren seien Cluster durch eine Ausstattung mit spezialisierten Faktoren charakterisiert, die nur in Clustern entstehen können. Diese gingen über zweierlei hinaus: (a) die grundlegenden Faktoren – vorhandene Ausstattungsmerkmale einer Region wie natürliche Ressourcen oder Arbeitskräfte – und (b) fortgeschrittene Faktoren – die Existenz einer grundlegenden materiellen und immatriellen Infrastruktur, etwa das Bildungswesen, Forschung und Entwicklung, Kommunikationsstrukturen oder ein ausgebautes Verkehrsnetz. Erst die Existenz weiterer, nämlich spezialisierter Faktoren erzeuge nichtpreisliche, systematische Wettbewerbsvorteile. Sie umfassten etwa die hochgradige Spezialisierung des Clusters, die schnelle Abrufbarkeit von Wissen oder besonderer Forschungskapazitäten und seien von Wettbewerbern schwer zu kopieren. Dieses umfasst auch die institutionelle Dimension, etwa die Ausbildung geteilter Werte und Vorstellungen sowie Vertrauensbeziehungen.
- Mit der Clusterbildung sind zugleich Gefahren von Lock-in-Effekten verbunden. Der damit bezeichneten kreativen Austrocknung eines Clusters lasse sich aber durch entsprechende Offenheit für externe Impulse begegnen. (Grundlegend: Meyer-Stamer 2000)

Ebenfalls auf die positiven Effekte regionaler Vernetzung fokussiert der Ansatz der *Regionalen Innovationssysteme* (RIS). Dieser Ansatz orientiert etwa die Regionalpolitik der Europäischen Union. Die EU bestimmt die RIS als „eine Reihe von Akteuren und Ressourcen in effektiver Wechselbeziehung mit dem Ziel, Innovation in der Region zu stimulieren“. Verbunden mit der Etablierung solcher Systeme ist die Hoffnung, mindestens drei Aspekte deutlich zu verbessern:

- „Identifizierung von verfügbaren Infrastrukturen und regionalen Quellen von Wissen und Sachkenntnis;
- Zugang zu Dienstleistungen in Bereich von Finanzierung, Erfahrungsaustausch, Nutzung von Wissen (Entwicklungsagenturen, Handelskammern, prospektive Akteure, Risikokapitalfonds usw.);
- effektiven Transfer von Kompetenz und Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen regionalen Entwicklungsakteuren.“ (EU-Kommission 2006: 5, vgl. grundlegend auch Fritsch 2013)

In Anlehnung an beide Ansätze und oftmals durch positive wie negative Sanktionen gefördert wurden die Hochschulen aufgefordert, Entwicklungen erfolgreicher Agglomerationen – wie eben das Silicon Valley – zu reproduzieren und damit zum Aufbau regionaler Netzwerke beizutragen. Diese vertrauens- und kooperationsorientierten Akteursverbindungen im Rahmen von Clustern oder RIS lassen vor allem die Relevanz von vier Aspekten hervortreten:

- *Region* als politische Einheit, die über ein Mindestmaß an politisch-administrativen Mitteln zur Förderung von Innovationen verfügt;
- *Innovationen* als Kommerzialisierung neuen Wissens;
- *institutionelles Lernen* als Fähigkeit, neue Ebenen und Arten von Wissen, Fertigkeiten und Fähigkeiten in Organisationen zu integrieren, sowie
- *Interaktionen*, die eine schnelle Diffusion von Wissen und somit *spillover*-Effekte ermöglichen. (Cooke 2009: 94f.)

Insgesamt kennzeichnet die Fokussierung auf regionale Innovationskreisläufe – wie schon die Theorien der Wissensgesellschaft und der Modus-2-Ansatz – die doppelte Bewegung von Aufwertung und Dezentrierung der Hochschulen in der Gesellschaft: Hochschulen erscheinen hier lediglich als ein, wenn auch wesentliches Element im Rahmen weitgespannter Mehrebenen-Netzwerke.

Trotz der Wirkmächtigkeit des regionenbezogenen Innovationsdiskurses – so verfügt heute zahlreiche Hochschulen über Gründerzentrum und Transferstelle – bleibt der räumliche Aspekt dieses Ansatzes weitgehend unterbelichtet. Die besondere Bedeutung, die der Netzwerkbildung zukommt, macht kenntlich, dass Nähe „lediglich als ein Proxy für soziale Nähe“ zu verstehen ist (Cantner/Graf/Meder 2009: 200). In welcher Weise diese soziale Nähe durch räumliche Strukturen geprägt wird, bleibt im wesentlichen ungeklärt.

Festzuhalten ist daher: Mit dem Innovationsdiskurs ist den Hochschulen eine aktive ökonomische Rolle in der Region zugewiesen worden, allerdings bleibt diese Neuakzentuierung des Hochschulregionalismus im Bezug auf die Stadt – den Sitzort – weitgehend unspezifisch. Mit Emphase wird dieser Aspekt erst mit der Herausbildung des Diskurses um die kreativen Städte betont, der freilich alle zentralen Aspekte des Innovationsdiskurses aufnimmt.¹⁵

3.2.3. *Kreativität: Hochschulen als umfassender Entwicklungsfaktor*

Der Kreativitätsbegriff hat seit seinem Import in den deutschen Sprachraum nach dem Zweiten Weltkrieg – nicht nur im Kontext von Stadtentwicklung – eine beachtliche diskursive Karriere vorzuweisen. Diese verdankt sich zweierlei:

- Zum einen dem impliziten demokratischen Grundimpuls: Im Gegensatz zum alteuropäischen Geniekult werden Kreativitätspotenziale prinzipiell allen Menschen, ja allen Tätigkeitsfeldern zugeschrieben. In dieser demokratischen Fassung stellt Kreativität zugleich ein anthropologisches Vermögen, eine verbindliche Norm, ein unabschließbares Entwicklungsziel und eine erlernbare Kompetenz dar. Analog zum Individualitätskonzept bindet Kreativität somit Standard und Einzigartigkeit, Norm und Abweichung zusammen.
- Zum anderen eignet der Kreativität eine besondere Anschlussfähigkeit an ökonomische Diskurse: Als Kennzeichen des durchsetzungsfähigen Neuen zeigt sich Kreativität als zentrales Element der unternehmerischen „schöpferischen Zerstörung“ (Schumpeter 1946: 137f.) und damit als herausragende ökonomische Ressource.

¹⁵ Gelegentlich entsteht jedoch der Eindruck, dass das Niveau der Ansätze zu regionalen Innovationsystemen in den theoretischen Ansätzen zu kreativen Städten deutlich unterschritten wird, etwa durch die fehlende Berücksichtigung wirtschaftlicher und administrativer Rahmenbedingungen. Umgekehrt bleibt in Untersuchungen zu urbanen Innovationssystemen die städtische Komponente seltsam blass. Diese Ablendungen können als Indiz dafür gewertet werden, dass städtische Spezifika nur bedingt einen adäquaten Analyserahmen darstellen.

Jenseits des demokratischen Impulses und der ökonomischen Relevanz beruht die Attraktivität des Kreativitätsbegriffs auf seinem schillernden Charakter, ruft er doch mindestens sechs Assoziationsfelder auf: So wird Kreativität verbunden mit künstlerischem Handeln, der Güterproduktion, dem problemlösenden Handeln, der revolutionären Neuerfindung des Sozialen, der Vitalität des biologischen Lebens und schließlich dem zweckfreien, also spielerischen Handeln (Bröckling 2004).

Deutlich wird die Bedeutungsvielfalt vor allem in Versuchen, diese in der Beschreibung des kreativen Menschen zusammenzubinden. Dabei erweist sich der Kreative als Verkörperung eines Zuges, der sonst nur im Zusammenhang mit Gott vermutet wurde – der *coincidentia oppositorum*:

„Als charakteristisch für eine kreative Person gilt z.B. eine offene Haltung der Umwelt gegenüber, Kritikfähigkeit, Flexibilität, Begeisterungsfähigkeit, viel Initiative und Originalität. Sie ist im Allgemeinen unkonventionell, energisch und mutig, hat eine Vorliebe für Neues, arbeitet ausdauernd an Lösungen, ist autonom, reif, emotional stabil und dominant. [...] Kreative Menschen verfügen über eine Menge physischer Energie, aber sie sind auch häufig ruhig und entspannt. Kreative Menschen sind häufig weltklug und naiv zugleich. Sie sind sehr diszipliniert und verantwortungsbewusst, aber gleichzeitig spielerisch und ungebunden. Sie wechseln zwischen Imagination und Phantasie auf der einen Seite und einem bodenständigen Realitätssinn auf der anderen Seite.“ (Frey 2009: 39)

Dieser schillernde Begriff lässt sich dank seiner Assoziationsvielfalt mit wissenschaftlichen Problembeschreibungen zusammenschalten. Im Begriff der „kreativen Klasse“ verweist er auf zentrale bildungs- und wissenschaftsbezogene Kompetenzen, auf das formalisierte und implizite Wissen seiner Träger. Die Möglichkeit, auf Arbeitskräfte aus der kreativen Klasse zurückgreifen zu können, definiert – so die humankapitaltheoretische Annahme – neben der Ausstattung mit einem gewissen technologischen Knowhow wesentlich die ökonomischen Potenziale eines Landstrichs.

Diese Wissensarbeiter wiederum würden sich bei der Wahl ihres Wohn- und Arbeitsortes von postmateriellen Werten wie der lokalen Toleranz, den Kulturangeboten oder der Lebensqualität leiten lassen. Richard Florida (2002) fasst diese Aspekte in seiner berühmten 3T-Formel zusammen: Städte bedürften zur Sicherung wirtschaftlicher Prosperität vor allem Technologie, Talent und Toleranz.

Aus diesen Annahmen resultiert eine „Theorie von nahezu biblischer Einfachheit“ (Steets 2011: 87): Angezogen von einer attraktiven städtischen Kultur strömten die Kreativen in tolerante Städte und erzeugten dort wirtschaftliche Prosperität. Damit lenke nicht länger das Jobangebot die Mobilitätsströme der Kreativen, vielmehr folgten die Jobs den Wissensarbeitern. Entsprechend müsse das Ziel der Stadtentwicklung vornehmlich darin bestehen, die Bildung kreativer Milieus zu fördern und die Stadt somit in einen Anziehungspunkt für Wissensarbeiter zu verwandeln.¹⁶ Damit rücken auch Hochschulen als Ausbilder der

¹⁶ Angesichts der geforderten Ausrichtung an den nichtmateriellen Bedürfnissen einer akademischen Elite sprechen Kritiker in diesem Zusammenhang auch von einer „Cappuccino-Stadtpolitik“ (Peck 2008: 108).

kreativen Klasse und Kerne kreativer Milieus vermehrt in den Fokus der Stadtentwicklungspolitik.

Empirische Belege für die These von den ökonomischen Wirkungen der Kreativen stehen allerdings noch weitgehend aus. Während das gleichzeitige Auftreten einer erhöhten Anwesenheitsdichte Kreativer und ökonomischer Prosperität gut belegt ist, scheitert die Identifikation von kausalen Zusammenhängen regelmäßig am Endogenitätsproblem. Dabei kann nicht entschieden werden, ob die wirtschaftliche Prosperität Voraussetzung oder Resultat der räumlichen Konzentration von Kreativen ist. Ebenso verfängt sich etwa die These von der postmateriell orientierten Arbeitsortwahl regelmäßig in zirkulären Argumentationsmustern: etwa wenn überdurchschnittliche Kultur- oder Bildungsangebote sowie eine gute ärztliche Versorgung – mithin Leistungen, die Stellenangebote für Wissensarbeiter voraussetzen – als Indikatoren für eine gesteigerte Attraktivität für eben jene Kreative dienen.¹⁷

Das „Phantom der Oper“ oder „Sex and the City“

Während es empirisch gut belegt ist, dass eine positive wirtschaftliche Entwicklung und die Anwesenheit Kreativer oftmals zusammen auftreten, verhindert das Endogenitätsproblem die Identifikation von eindeutigen Zusammenhängen. Einen interessanten Versuch, diesem unter Rückgriff auf historische Entwicklungen zu entgehen, unternehmen Falck, Fritsch und Heblich (2010, 2011). Ausgangspunkt der Untersuchung ist dabei die Annahme, dass Barockopern primär aus Prestige Gründen, also nicht als Ergebnis ökonomischen Erfolgs errichtet wurden. Gezeigt werden soll nun, dass sich an den Standorten der barocken Opern, die allsamt noch heute bestehen, positive Effekte auf die Anwesenheit von Hochqualifizierten und – damit verbunden – auf das Wirtschaftswachstum zeigen lassen. Da sich beides nicht auf endogene Faktoren wie Wohlstand oder Bildung zurückführen lasse, belege dieses die unabhängige, exogen induzierte Wirksamkeit des kulturellen Angebots. Da für die Errichtung der Opernhäuser alleine die – teilweise ruinöse – Nachfrage der Herrscher und ihrer Höfe, nicht aber die eines ökonomisch erfolgreichen Bürgertums ausschlaggebend war, kann die Verteilung der Opernhäuser als natürliches Experiment gelten.

Auf der Basis statistischer Auswertungen kommen die Autoren zu zweierlei Schlüssen:

- Mit „jeden 10 km, die ein Landkreis näher an einem barocken Opernhaus liegt, steigt der Anteil der heute dort vorhandenen hochqualifizierten Beschäftigten um 0,17 bis 0,28 Prozentpunkte“ (Falck/Fritsch/Heblich 2011: 34).
- Je nach regionalen Spezifika führt „ein um einen Prozentpunkt höherer Anteil der hochqualifizierten Beschäftigten ... im Landkreis zu einer um 0,24 bis 0,49 Prozentpunkte höheren Wachstumsrate des Bruttoinlandsprodukts im Landkreis“ (ebd.: 35).

¹⁷ vgl. für derartige Argumentationsmuster exemplarisch Fritsch/Stützer (2006)

Diese Korrelation von Opernhäusern, der Konzentration von Hochqualifizierten und wirtschaftlichen Wachstum sei auch nach der Kontrolle durch Variablen wie Küstennähe, Bodenbeschaffenheit, Höhe, Bergbau, Religion, Hansestadt sowie der Besitz einer Hochschule vor der industriellen Revolution nachweisbar. Daher halten die Autoren auch einen kausalen Effekt von heutigen kulturellen Einrichtungen auf die gegenwärtige räumliche Verteilung von Hochqualifizierten für evident. Belegt sei damit die Investition in Kultur als sinnvolle Regionalentwicklungsstrategie. (Ebd.)

Deutliche Zweifel an der Behauptung von Kausalzusammenhängen artikuliert eine Studie von Bauer, Breidenbach und Schmidt (2014) – und dies, obwohl die Autoren in der Lage waren, die statistischen Ergebnisse der Untersuchung von Falck, Fritsch und Hebllich zu reproduzieren. Für ihre Zweifel werden drei zentrale Argumente hervorgebracht:

- Erstens müsse die kausale Interpretation – Opernhäuser ziehen Kreative an, die wiederum erhöhtes Wachstum erzeugen – zeigen können, dass alternative Variablen keinen ähnlichen oder besseren Erklärungswert haben. Erfolge dies nicht, liegt ein Bias vor und wird die Heterogenität möglicher Ursachen abgeblendet. Um ein solches Abblenden alternativer Variablen zu illustrieren, prüfen die Autoren denkbare Kontrastbeispiele zu Barockopern. Sie können zeigen: Auch an Standorten von Bordellen und Brauereien der Barockzeit treten ähnlich positive Effekte auf, die in Größe und Signifikanz denen der Opern sehr ähneln. Die zwei Kontrastbeispiele wurden bewusst gewählt, da sie doch beide nicht im Verdacht stünden, eine besondere Anziehungskraft auf Kreative zu entfalten. Entsprechend müssten die Ursachen für den Erfolg dieser Standorte dann bei anderen Faktoren gesucht werden.

- Zweitens ließe sich der Charakter eines „natürlichen Experiments“, den Falck, Fritsch und Hebllich für die Standortwahl von Opernhäusern reklamieren, bezweifeln. Diese sind keineswegs – und das wäre Voraussetzung für den natürlichen Charakter – unabhängig von regionalen Spezifika gewählt worden. Vielmehr wurden Opernhäuser typischerweise in Verwaltungszentren gebaut, deren Standortwahl wiederum von Umständen wie Nähe zu Handelslinien oder zu natürlichen Ressourcen abhängen. Gleiches gilt für die erwähnten Bordelle und Brauereien. Damit droht der Rückfall in das Endogenitätsproblem.

Setzt man, drittens, an diesem Punkt an und wählt Städte mit großer legaler Macht – also Regierungsstädte und große Städte – als Ausgangspunkt einer Untersuchung, so zeige sich: Diese weisen mit oder ohne Opernhäuser ein erhöhtes Aufkommen an Hochqualifizierten auf. Mehr noch: Der Faktor Nähe zum Opernhaus verliere bei Berücksichtigung der Nähe zu Regierungszentren deutlich an Signifikanz. Dadurch sehen die Autoren Ansätze des Institutionalismus belegt, wonach ein hinreichendes Angebot an Institutionen wirtschaftliches Wachstum im Kontext endogener Wachstumstheorien erklären kann. Mit anderen Worten: Die Effekte der anderen historischen Gegebenheiten (incl. Opernhäuser, Brauereien und Bordelle) verschwinden, wenn sie im Hinblick auf die institutionelle Wichtigkeit kontrolliert werden. Zu vermuten sei mithin: Städte, die Einheiten der legislativen, politischen und ökonomischen Institutionensetzung beherbergen, genießen den langfristigen Vorteil, Hochqualifizierte anzuziehen. Da sich also die kausale Wirkung der Barockopern für die Städte und Regionen nicht mehr belegen lasse, werde auch fraglich, ob es sich bei größeren Investitionen in die Kultur tatsächlich um eine sinnvolle Regionalentwicklungsstrategie handelt.

Während also Studien zum Nachweis der Bedeutung kreativer Milieus für die ökonomische Entwicklung der Städte oder der Mobilität von Akademikern mit

deutlichen Schwierigkeiten konfrontiert sind, kommen andere Untersuchungen zu ernüchternden Ergebnissen:

■ So zeigt etwa eine Untersuchung aus dem Hause Roland Berger zum Verbleib der Kreativen: Die Städte Leipzig mit einem beeindruckenden kreativen Potenzial und Berlin mit einem hohen Maß an Heterogenität verfügten zwar einerseits über die Voraussetzungen wissensbasierter Stadtentwicklung. Andererseits konzentrierten sich dennoch die Kreativen weiterhin an Orten besonderer Wirtschaftskraft: in München und Stuttgart.¹⁸

■ Eine andere Studie verdeutlicht: Die Standortentscheidungen von Unternehmen sowohl der alten wie der neuen Ökonomie orientierten sich weiterhin an traditionellen Faktoren. Entsprechend spielten die Attraktivität des Standorts – Freizeit-, Kultur- und Tourismusangebote – oder sein Image eine nur marginale Rolle. (Behr 2004: 236)

Die Thesen zur kreativen Klasse, vor allem jedoch auch die unterstellten ökonomischen Wirkungen einer darauf basierenden Stadtentwicklung sind daher auch Gegenstand einer massiven Kritik geworden. Diese bezieht sich auf die Unklarheit über die Bestimmung der kreativen Klasse (Stehr/Adolf 2009: 201f.) oder die Ablendung notwendiger ökonomischer Strukturen, die die Kreativen aufnehmen können (Scott 2006: 11). Zugleich artikuliert diese Kritik den Verdacht, dass hier einer Politik das Wort geredet werde, die einer verstärkten Privilegierung gesellschaftlich erfolgreicher Gruppen Vorschub leiste – und zwar auf Kosten tatsächlich relevanter städtischer Probleme, etwa Segregation (Peck 2008).

Die zentrale – und wohl auch zutreffende – Kritik, dass die Theorie der Kreativen Klasse „dem bestehenden Standortwettbewerb lediglich die Komponenten Lebensqualität und Lifestyle“ hinzufügt (ebd.: 106), indiziert zugleich den Gewinn der Theorie: Eine primär funktionalistische Perspektive auf die Stadtentwicklung wird durch kulturelle Komponenten ergänzt – und damit gelingt auch eine Sensibilisierung für die kulturelle Produktivität nicht zuletzt von Hochschulen.

Insbesondere der Aspekt der Lebensqualität sollte hierbei nicht unterschätzt werden. Vielmehr kann dessen Steigerung im Interesse der gesamten Stadtbevölkerung durch das Zusammenwirken von Hochschulen und Städten gezielt für die Stadtentwicklung fruchtbar gemacht werden. Dieses kann etwa dadurch geschehen, dass Hochschulen vermehrt ihre Ausbildungs- und Forschungsfunktion in die Bearbeitung regionaler Problemlagen einbringen. Dieser Aspekt wird als Teil der „dritten Mission“ oder auch der „Mission Gesellschaft“ diskutiert.

¹⁸ <http://rangliste.faz.net/staedte/ranking.php> (16.10.2012)

3.3. Empiriegetriebenes Leitbild¹⁹

3.3.1. *Third Mission: Die Debatte*

Unter „Third Mission“ werden die (meisten) Aktivitäten der Hochschulen gefasst, die über die traditionelle Funktionszuschreibung von Lehre und Forschung hinausgehen. Die globale Fassung der „Dritten Aufgabe“ als „Mission Gesellschaft“ (Berthold/Meyer-Guckel/Rohe 2010) sprengt ältere Begriffsbestimmungen, welche die Third Mission vor allem auf wirtschaftsaffine Aktivitäten wie Innovations- und Patentierungsaktivitäten oder Ausgründungen beschränkten (ebenso aber auch die sehr enge Fassung, die allein Weiterbildung als dritte Aufgabe der Hochschulen betrachtet). In der erweiterten Fassung lässt sich die Dritte Rolle der Hochschulen in mindestens acht Tätigkeitsbereiche untergliedern. So „gehe es

- (1) um den Transfer von Humanressourcen, Absolvent.innen für die regionalen Arbeitsmärkte,
- (2) um Patentierungsaktivitäten und den Besitz von Patenten,
- (3) um *Spin Offs* und Ausgründungen,
- (4) um Industriekontakte und -kontrakte,
- (5) um Forschungskontrakte für öffentliche Auftraggeber,
- (6) um die Partizipation in Politikprozessen vor Ort,
- (7) um die Beteiligung von Hochschulen und ihren Angehörigen am örtlichen Sozialgeschehen und
- (8) schließlich um die Beteiligung an *Public Understanding of Science-Programmen* und Prozessen“ (Inzelt et al. 2007: 121; vgl. Laredo 2007: 58f.).

Räumlich ist die Third Mission hinsichtlich ihres geografischen Aktionsbereiches entweder unspezifisch (etwa Weiterbildung, PUSH, Citizen Science) oder lokal bzw. regional fokussiert (Kooperationen mit ansässiger Wirtschaft, sozialraumbezogene Interaktionen). Allerdings finden sich vor Ort die meisten Anlässe, um mit dem jeweiligen Umfeld zu interagieren. Daher ist die Third Mission jedenfalls überwiegend lokal bzw. regional verankert. Als etwa die britischen Hochschulen 2001 ihre regionalen Aufgabenfelder bestimmten, machten sie damit deutlich, dass diese ohne Third Mission nicht zu bedienen sind: regional competitiveness, urban and rural regeneration, lifelong learning and employability, cultural activities, social well-being and health, sustainability and the environment, regional decision-making capacity (Tata 2004: 59).

Nicht zuletzt vor dem Hintergrund solcher internationalen Entwicklungen fällt die Bewertung der Third Mission der deutschen Hochschulen durch den Stifterverband recht ernüchtert aus: So spielten in Deutschland die hochschulischen

„Aktivitäten im Bereich des gesellschaftlichen Engagements ... keine Rolle bei der leistungsorientierten Mittelvergabe, die wettbewerblichen Anreizsysteme – vor allem in der Forschungsförderung –, die quantitativen Kennzahlen, die Rankingkriterien und die damit verbundenen Reputationsmechanismen setzen

¹⁹ Mitautor: **Justus Henke**

Hochschulen unter einen einseitigen, forschungsorientierten Performancedruck, der gesellschaftlichem Engagement und damit gemeinnützigen Aktivitäten von Hochschulen wenig Raum lässt“ (Berthold/Meyer-Guckel/Rohe 2010: 4).

Überdies gebe es weder eine Tradition noch ein allgemein geteiltes Verständnis eines zivilgesellschaftlichen Auftrags für Hochschulen jenseits von Forschung und Lehre (ebd.: 9).²⁰ Gerade diese Problemfassung markiert fehlende Anreizsysteme oder eine unterausgeprägte Verankerung der „Dritten Aufgabe“ in der Organisationskultur weniger als prinzipielle Hürden, sondern vielmehr als Herausforderungen für neue Steuerungsbemühungen – und liefert entsprechende Ansätze gleich mit.

Insgesamt müssen für eine erfolgreiche Verankerung der „Mission Gesellschaft“ kulturelle Wertschätzung organisiert, politische Rahmenbedingungen justiert und schließlich Individuen motiviert werden (vgl. ebd.: 51-54). Sichtbar werden hier jene Mechanismen, die durch den Neoinstitutionalismus als maßgeblich für die Erzeugung von Homogenität unter Organisationen eines Feldes identifiziert wurden: rechtlicher Zwang, normativer Druck und Unsicherheitsbewältigung durch Imitation erfolgreicher Konkurrenten (DiMaggio/Powell 1983).

Eine Variante, die Akzeptanz der Third Mission durch die Hochschulen zu erleichtern, stellt die oben erwähnte Bemühung dar, den Begriff der „Dritten Aufgabe“ durch „Mission Gesellschaft“ zu ersetzen oder neu zu akzentuieren. Damit wird betont, dass es sich dabei keineswegs um eine neue Aufgabe jenseits von Forschung und Lehre handele. Vielmehr sei diese – analog zu Internationalisierung oder Gleichstellung – eine Querschnittsaufgabe (vgl. Fritsche 2011: 12; Berthold/Meyer-Guckel/Rohe 2010: 146). In dieser Begriffsbestimmung spielen die ökonomischen Aspekte (Patente, Ausgründungen, Industriekontakte etc.), welche zunächst für die Definition der Third Mission zentral waren, keine wesentliche Bedeutung mehr.

Eine solche Fassung der „Dritten Mission“ als Querschnittsaufgabe hat den Vorteil, dass sie sich nahezu organisch aus der traditionellen Funktionsbeschreibung der Hochschulen ableiten lässt und keiner weiteren Legitimation bedarf (Fritsche 2011: 12). Diese Ableitung kann sich weitgehend auf eine extensive Deutung wissenschaftlicher und pädagogischer Werte- und Normenkomplexe stützen (vgl. etwa Merton 1985), welche die Forschung und Lehre an Hochschule bestimmen sollen. Derartige Ableitungsversuche, die durchaus in Fortsetzung eines allgemeinen Trends zur Anspruchsinflationierung gegenüber den Hochschulen stehen, finden freilich nicht uneingeschränkt Zustimmung: Bereits vor anderthalb Jahrzehnten war eine Auffächerung des Zielkatalogs der Hochschulen von zwei auf zehn Ziele innerhalb von 20 Jahren identifiziert worden (Schimank 2001: 225–227).

²⁰ Positiv zu erwähnen ist: Die Studie des Stifterverbands redet trotz der Annahme, dass gesellschaftliches Engagement durch einen ausgebauten Sozialstaat eher gedämpft wird, keineswegs dessen Abbau das Wort. So sollen Hochschulen nicht Aufgaben des Sozialstaats übernehmen, sondern dort Impulse setzen, wo staatliche Angebote nicht mehr greifen oder für neuartige Problemlagen noch gar entwickelt wurden (Berthold/Meyer-Guckel/Rohe 2010: 140). Zentral bleibt dabei, dass das Engagement von Hochschulen für eine „Mission Gesellschaft“ nicht als billige Alternative zu bezahltem Personal fungiert (vgl. etwa zur grundlegenden Kritik an einer spezifischen Kultur des Ehrenamts Pinl 2013).

Die so gefasste „Mission Gesellschaft“ wird dann gerade für jene Hochschulen in demografisch und ökonomisch herausgeforderten Regionen attraktiv, denen die Legitimationssicherung über wissenschaftliche Reputation nur bedingt gelingt und die zudem mit Problemen der Studierendenrekrutierung konfrontiert sind. Doch leistet sie mehr, als nur die eigene Legitimität über die Stabilisierung ihrer Sitzorte zu generieren. Die gesellschaftlichen Aktivitäten der Hochschulen – etwa im Bereich des lebenslangen Lernens und der Öffnung der Hochschulen für neue Studierendengruppen – tragen auch dazu bei, eine kontinuierliche Nachfrage nach den zentralen Leistungsbereichen Forschung und Lehre zu organisieren. Auf diese Weise können sich in den herausgeforderten Regionen zunehmend die städtische und die hochschulische Überlebensfähigkeit verknüpfen.

3.3.2. *Third Mission: Definition*

Allgemein lässt sich sagen: Third Mission erweitert die erste und zweite Mission von Hochschulen, also Lehre und Forschung, um eine dritte. Dabei ist der Begriff „Third Mission“ zunächst ähnlich einfallslos, da für sich genommen inhaltlich unbestimmt, wie „Postmoderne“, „Neue Unübersichtlichkeit“, „Mode 2“ oder „Industrie 4.0“. Zugleich ist der Begriff dadurch geadelt, dass er infolge seines häufigen Gebrauchs eine zumindest intuitive Gleichgerichtetheit seines Verständnisses erzeugt: Man ahnt, was ungefähr gemeint ist.²¹

Alle alternativen begrifflichen Versuche wie „gesellschaftlich relevante Aktivitäten“, „engagierte Hochschule“ oder „Mission Gesellschaft“ leiden unter dem Nachteil, dass sie kein präzises Unterscheidungsmerkmal zu den herkömmlichen Aufgaben der Hochschulen enthalten – denn auch Lehre und Forschung lassen sich der gesellschaftliche Bezug und das Engagement kaum absprechen. Damit im Zusammenhang bereitet es bislang Schwierigkeiten, die hier interessierenden Aktivitäten inhaltlich nach zwei Richtungen hin trennscharf abzugrenzen: einerseits von Lehre und Forschung, andererseits von Zufällen geschuldeten Hochschulaktivitäten, die keinerlei Bezüge zur hochschulischen Leistungsspezifik aufweisen.

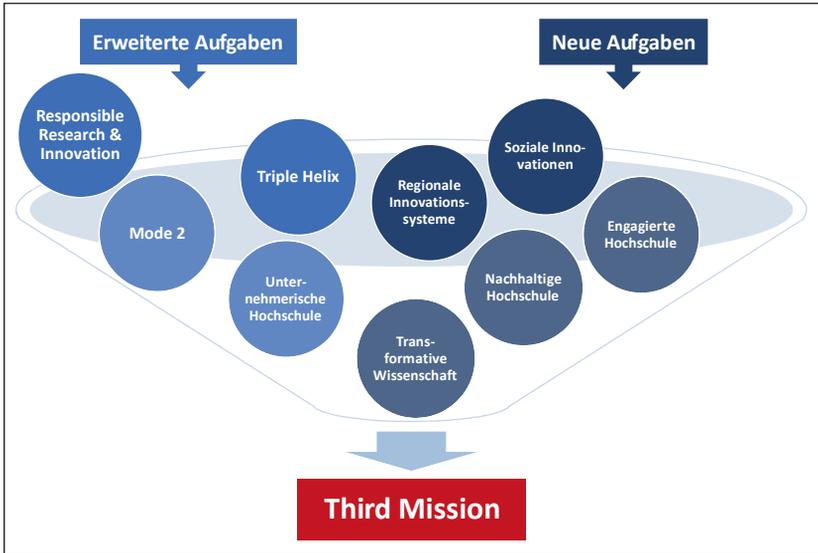
Am Ende landet man jedenfalls immer wieder bei dem Begriff „Third Mission“. Explizit oder implizit ist das, was damit gemeint sein kann, in verschiedener Weise konzeptualisiert worden. Unterscheiden lassen sich zwei Gruppen von Konzepten:

- zum einen solche, die primär die *traditionellen Hochschulfunktionen* Lehre und Forschung im Blick haben, diese aber in einen weiter reichenden Horizont einordnen und dabei Third-Mission-Elemente integrieren (z.B. Entrepreneurial University, Triple Helix, Mode 2, Transformative Wissenschaft);
- zum anderen solche Konzepte, die *neue Hochschulaufgaben* formulieren, welche sowohl an die traditionellen Hochschulfunktionen anschließen als auch diese in Richtung gesellschaftsrelevanten Engagements überschreiten

²¹ Ausführlich entwickelt ist das folgende in Henke/Pasternack/Schmid (2016).

und somit im Kernbereich der Third Mission operieren (etwa Engaged University, Regionale Innovationssysteme, Transdisziplinarität im Sinne der Verbindung von wissenschaftlichem und praktischen Wissen, Nachhaltige Hochschule).

Übersicht 7: Quellen der Third-Mission-Debatte



Die erste Aufgabe einer Definition der Third Mission besteht darin, die Aktivitäten der Third Mission von den Kernaufgaben Lehre und Forschung abzugrenzen. Zweitens ist abzugrenzen, was zwar nicht zu Lehre und Forschung zählt, aber aus anderen Gründen auch nicht als Third Mission, was also *nicht mehr* als Third Mission zu verstehen ist. Darauf aufbauend lässt sich drittens bestimmen, welche Art von Aktivitäten, die in Interaktion mit der Gesellschaft stattfinden, als Teil der Third Mission zu zählen sind.

Die möglichen zusätzlichen Aufgaben, die über die Kernleistungsprozesse der Hochschulen – Lehre und Forschung – hinausgehen, umfassen zwei Arten:

- solche, die auf die Leistungen in Lehre und/oder Forschung angewiesen sind, die also an das, was Hochschule im Kern ausmacht, gekoppelt sind;
- solche, die wahrzunehmen keinerlei Bindung an den Lehr- und Forschungsauftrag benötigt, die daher auch durch Organisationen erledigt werden könnten, welche nicht intern auf Lehr- und Forschungsleistungen zurückgreifen können.

Als Third Mission sollen hier nur solche weiteren Aufgaben der Hochschulen kategorisiert werden, die an das gekoppelt sind, was Hochschule im Kern ausmacht: Lehre und Forschung. Es handelt sich also um Aufgaben, die zwar nicht fachbühliche Lehre und/oder Forschung sind, aber den organisationsinternen

Rückgriff auf diese benötigen. Hochschulen sind nur dann Hochschulen, wenn sie lehren und forschen, wenn sie also daran beteiligt sind, Wissen sowohl zu produzieren und zu speichern als auch es zu rekonfigurieren und zu diffundieren. Deshalb waren sie gegründet worden, und deshalb werden sie primär unterhalten. Daher sind Lehre und Forschung die ‚First‘ und ‚Second‘ Mission der Hochschulen. Sie sind unabdingbar: Eine Hochschule, die nicht mehr forschen oder nicht mehr lehren würde, transformierte sich damit zu etwas anderem – ohne Lehre würde sie zur reinen Forschungseinrichtung, ohne Forschung zur reinen Bildungseinrichtung.

Das ist in Rechnung zu stellen, wenn es um die *Third Mission der Hochschule* geht. Es erscheint wenig sinnvoll, Aufgaben, die ebenso gut auch ein anderer Akteur erledigen könnte, als *Third Mission* zu zählen. Dies sollte Leistungen vorbehalten bleiben, die zwar nicht (allein) Lehre und Forschung sind, aber nur deshalb erbracht werden können, weil es an der jeweiligen Hochschule ein spezifisches Know-how gibt. Dieses wiederum gibt es dort nur, weil Lehre und Forschung stattfinden.

Andere weitere Aufgaben, die diese Kopplung nicht benötigen, könnten dagegen auch von gänzlich anderen Organisationen als Hochschulen erledigt werden. Sie sind mithin, soweit sie vorkommen, eher zufällig bei einer Hochschule angesiedelt und weisen keinen Bezug zu dem auf, was Hochschule im Kern ausmacht. Sie werden daher nicht zur *Third Mission* gezählt, da es hier um die *Third Mission der Hochschule* geht. Neben diesen Aktivitäten und Wirkungen, die nicht unmittelbar zu den herkömmlichen Aufgaben in Lehre und Forschung gehören, wird ebenso nicht zur *Third Mission* gerechnet, was

- lediglich den Betrieb der Hochschule sicherstellt bzw. organisationsinterne Belange betrifft, ohne dass dabei ein Impuls für die Gesellschaft erkennbar ist;
- allein aus der Anwesenheit der Hochschule und daraus folgenden, z.B. ökonomischen Effekten in deren Sitzregion (Nachfrage von Dienstleistungen, Kaufkrafteffekte usw.) resultiert.

Dabei sollte eine *Third-Mission-Definition* zwei Anforderungen erfüllen: zum einen hinreichend offen sein, um innovative Elemente nicht auszuschließen; zum anderen gleichzeitig trennscharf genug, um Aktivitäten als der *Third Mission* zugehörig identifizieren zu können. Für die Zurechnung als *Third-Mission-Aktivität* ist es nicht notwendig, dass ein gesellschaftlicher Nutzen vorrangiger Zweck der Aktivität ist. Hinreichende Bedingung ist, dass ein solcher Nutzen zumindest mitbeabsichtigt ist.

Demnach lässt sich die *Third Mission* der Hochschulen folgendermaßen definieren: Die *Third Mission* beschreibt solche Aktivitäten einer Hochschule, die außerhochschulische Entwicklungsinteressen unterstützen, dabei aber nicht oder nicht allein Lehre bzw. Forschung sind, allerdings einen Bezug zu Lehre oder Forschung aufweisen. Die Aktivitäten sind dadurch charakterisiert, dass sie

- Interaktionen mit Akteuren außerhalb der akademischen Sphäre darstellen
- gesellschaftliche Entwicklungsinteressen bedienen, die mit der herkömmlichen Leistungserbringung in Lehre und Forschung allein nicht zu bedienen sind, und

- dabei Ressourcen aus Forschung und/oder Lehre nutzen.

Nicht zur Third Mission gezählt werden hingegen Aktivitäten, die

- Teil des grundständigen Studienangebots sind,
- fachübliche Forschungsaktivitäten darstellen oder
- keinerlei Bezug zu den Kernaufgaben Lehre und/oder Forschung aufweisen, also auch von anderen Akteuren unternommen werden könnten.

Zwei Teilbereiche der Third Mission werden regelmäßig zuerst genannt, wenn Hochschulen ihr Engagement jenseits klassischer Aufgaben beschreiben sollen: Weiterbildung sowie Technologie- und Wissenstransfer. Diese beiden Bereiche sind auch dadurch herausgehoben, dass in den letzten Jahren nahezu jede Hochschule eine für Weiterbildung zuständige Organisationseinheit sowie eine Transferstelle oder vergleichbare Einrichtung aufgebaut hat. Damit handelt es sich zugleich um die einzigen hier interessierenden Bereiche, für die bereits konsolidierte Erfahrungen mit hochschulorganisatorisch verstetigten Aktivitäten vorliegen.

Daneben gibt es weitere Hochschulaktivitäten, die unter dem dritten Teilbereich „gesellschaftliches Engagement“ zusammengefasst werden. Diese sehr heterogenen Aktivitäten haben die Lösung bzw. Bearbeitung einer gesellschaftlichen Herausforderung zum Ziel und sind in ganz unterschiedlicher Intensität an die herkömmlichen Aktivitäten der Hochschule in Lehre und Forschung gekoppelt. Service Learning z.B. findet eingebunden in der Lehre statt, während individuelles Third-Mission-Engagement von Wissenschaftler:innen nur über diese selbst auf die Hochschule zurückzuführen ist.

Insoweit lassen sich drei Teilbereiche der Third Mission unterscheiden: Weiterbildung, Forschungs- und Wissenstransfer sowie gesellschaftliches Engagement. Auf der Ebene einzelner Handlungsfelder und Maßnahmen sind zwar immer auch inhaltliche Überschneidungen untereinander sowie mit den beiden Kernleistungsbereichen Lehre und Forschung möglich. Die Zuordnung der jeweiligen Aktivität kann sich in solchen Fällen aber an ihrem schwerpunktmäßigen Inhalt orientieren.

Fasst man die hier bereits getroffenen Unterscheidungen zusammen und ergänzt sie um weitere, die sich aus dem realen Third-Mission-Geschehen gewinnen lassen, so ergibt sich ein kompaktes Bild der Third Mission als neuer Hochschulaufgabe:

■ Grundlegend ist die Unterscheidung zwischen drei Leistungsbereichen der Hochschule: Lehre, Forschung und Third Mission. Letztere fasst Aktivitäten zusammen, die häufig nicht erst erfunden oder neu entfaltet werden müssen, sondern durchaus schon gängige Praxis sind, sich dabei aber nicht umstandslos den herkömmlichen Hochschulaufgaben zuordnen lassen. Da die Third Mission eine solche der Hochschule ist und Hochschulen nur dann Hochschulen sind, wenn sie Forschung und Lehre treiben, ist jedoch eine mindestens lose Kopplung an die Kernleistungsprozesse Lehre und Forschung vorauszusetzen.

■ Innerhalb der Third Mission werden drei Bereiche unterschieden: Weiterbildung, Forschungs- und Wissenstransfer sowie gesellschaftliches Engagement. Damit sind lange Listen, die sich dem neuen Leistungsbereich eher beschrei-

bend nähern und Schwierigkeiten der Kommunizierbarkeit produzieren, überflüssig.

- Unterhalb der Ebene der drei Third-Mission-Bereiche lassen sich Handlungsfelder voneinander absetzen – Weiterbildung: berufsbezogene Fortbildung, akademische Weiterbildung; Forschungs- und Wissenstransfer: Wissensentwicklung, Wissensvermarktung, Wissensvermittlung; gesellschaftliches Engagement: bürgerschaftliches Engagement, Community Service, Widening Participation.

- Die Third Mission ‚passiert‘ an den Hochschulen entweder, oder sie wird bewusst entwickelt. Bislang dominiert der erstere Fall, d.h. die Entwicklung der Third Mission erfolgt spontan, z.B. in Abhängigkeit von sich ergebenden Gelegenheiten. Die andere Variante gibt es aber auch schon, allerdings nur für Einzelbereiche, indem z.B. eigene Weiterbildungs- oder Technologietransferstellen der Hochschulen das jeweilige Third-Mission-Handlungsfeld bestellen.

- Inhaltlich richten sich gesellschaftliche Erwartungen an die Hochschulen, die über deren herkömmliche Aufgaben in Forschung und Lehre hinausgehen, vor allem in zweierlei Hinsicht: zum einen aktivere Kommunikation mit der Gesellschaft über Zukunftsfragen (*public understanding of science*), zum anderen ein stärkeres regionales Wirksamwerden.

- Dem entspricht, dass die Third Mission hinsichtlich ihres geografischen Aktionsbereiches räumlich unspezifisch sein kann (etwa Weiterbildung, PUSH, Citizen Science) oder regional fokussiert (ebenso Kooperationen mit regionaler Wirtschaft wie sozialraumbezogene Interaktionen). Die Third Mission bedeutet aber keine Trennung von regionaler vs. überregionaler Orientierung einer Hochschule. Vielmehr ist die regionale Wirksamkeit von Hochschulen dann am aussichtsreichsten, wenn diese ihre Region an überregionale Kontaktschleifen der Wissensproduktion und -distribution anschließen.

- Third-Mission-Aktivitäten werden als individuelle oder institutionelle unternommen, was aber jeweils nichts über deren Bedeutsamkeit aussagt. Dabei sind die institutionellen Aktivitäten eher auf Instituts- oder Fachbereichsebene als auf Hochschul(leitungs)ebene angesiedelt.

- Die Third Mission ist insofern ‚postideologisch‘, als die unter dem Label gefassten Aktivitäten sowohl ökonomisch als auch nichtökonomisch fokussiert sein können. Sie zielen im Einzelfall auf Monetarisierung oder sind frei von solchen Ambitionen.

- Die Behandlung der Third Mission im Hochschulalltag erfolgt auf zweierlei Weise: indem sie entwickelt oder/und kommuniziert wird. Hinsichtlich ihrer Entwicklung sind die spontanen Varianten weiter verbreitet als organisierte; an nahezu allen Hochschulen gibt es aber irgendwelche Third-Mission-Aktivitäten. Manche Hochschulen belassen es dabei in der Erwartung, Gutes werde sich schon herumsprechen. Andere Hochschulen entfalten eine gezielte Third-Mission-Kommunikation – im Wissen darum, dass dies die Platzierung der Hochschule in ihrem Umfeld deutlich verbessern kann.

- Für die Kommunikation ist die Unterscheidung von wissenschaftlicher und Wissenschaftskommunikation zu beachten. Ersterer ist eine Kommunikation innerhalb der Wissenschaft und unter Wissenschaftlern. Wissenschaftskommuni-

kation richtet sich die an wissenschaftsexterne Adressaten. Third-Mission-Kommunikation sollte sowohl nach innen als auch nach außen zielen.

■ Als Ebenen, auf denen Widerstände gegen die Third Mission entstehen können, lassen sich die Motivationsebene und die Organisationsebene unterscheiden. Auf der Motivationsebene können Widerstände aus der Überbeanspruchung des Personals, der Reformmüdigkeit an den Hochschulen, dem Verdacht, Forschung und Lehre sollten (erneut) für außerwissenschaftliche Zwecke funktionalisiert werden, und dem Reputationssystem der Wissenschaft resultieren. Auf der Organisationsebene spielen Organisationsspezifika der Hochschulen, mangelnde finanzielle Förderungen, bürokratische Begleiterscheinungen und die Funktionsweise interner Anreizsysteme eine Rolle. (Übersicht 8)

Übersicht 8: Zusammenfassung der zentralen Third-Mission-relevanten Unterscheidungen

Leistungsbereiche der Hochschule		Lehre	Forschung	Third Mission
Third Mission-Bereiche		Weiterbildung	Forschungs- und Wissenstransfer	gesellschaftliches Engagement
Handlungsfelder der Third-Mission-Bereiche	Weiterbildung	berufsbezogene Fortbildung		akademische Weiterbildung
	Forschungs- und Wissenstransfer	Wissensentwicklung	Wissensvermittlung	Wissensvermarktung
	gesellschaftliches Engagement	bürgerschaftliches Engagement	Community Service	Widening Participation
Umsetzungsmodi		spontan		bewusste Entwicklung
		individuell		institutionell
zentrale gesellschaftliche Third-Mission-Erwartungen an Hochschulen		Kommunikation mit der Gesellschaft über Zukunftsfragen		regionales Wirksamwerden
geografische Aktionsbereiche		räumlich unspezifisch		regional fokussiert
,postideologischer‘ Charakter		ökonomisch fokussiert		nichtökonomisch fokussiert
Third Mission im Hochschulalltag		Third-Mission-Entwicklung		Third-Mission-Kommunikation
Third-Mission-Kommunikation		wissenschaftliche Kommunikation		Wissenschaftskommunikation
Widerstände gegen die Third Mission		Motivationsebene		Organisationsebene

4. Governance: Jenseits der Steuerungswiderstände Stadt und Hochschule

Zu unterscheiden ist Governance grundsätzlich in dreierlei Hinsicht: (a) Governance-Prozesse als praktische Vorgänge, (b) die Governance-Perspektive als analytisches Konzept und (c) Good-Governance-Leitbilder als normative Konzepte:

- Die analytische Governance-Perspektive (b) befasst sich zum einen empirisch mit den praktischen Governance-Prozessen (a), die sie systematisiert und deren Voraussetzungen und Wirkungen sie aufklärt.
- Zum anderen kann die Governance-Perspektive (b) dann daraus wünschbare Good-Governance-Leitbilder (c) entwickeln.

Die Governance-Perspektive setzt sich von der traditionellen Steuerungsperspektive ab: Beziehungen zwischen verschiedenen staatlichen sowie zwischen staatlichen und nichtstaatlichen Akteuren werden nicht als quasi-mechanisch wirkende direktionale Interventionsverhältnisse zwischen Steuerungssubjekt und Steuerungsobjekten gefasst; politische Steuerung wird nicht im Sinne punktgenauen Eingriffshandelns begriffen. Vielmehr geht es um ein „Management von Interdependenzen“ (Benz 2006: 17) durch Strukturen und Prozesse der Handlungskoordination zwischen Akteuren (Scharpf 2000).

Governance lässt sich so als Koordination von und Kontrolle zwischen voneinander (mehr oder weniger) unabhängigen, aber aufeinander angewiesenen Akteuren begreifen. Beide finden in einem Regelsystem statt, in dem die unterschiedlichen Handlungsrationitäten der Akteure zu einer gemeinsamen Arena für kollektives Handeln verknüpft werden. (Benz 2007: 3) Operativ geht es dabei immer um die Erzeugung von kollektiv bindenden Entscheidungen und deren Implementation.

Die für den Governance-Analytiker zu beantwortende Frage sei: Wie kann soziale Ordnung trotz Interessengegensätzen und begrenzter Rationalität reproduziert und erhalten werden? Die Antwort müsse auf die Selbststeuerungskapazität von Gesellschaften zielen, und das Ensemble dieser Steuerungsmechanismen werde als „Governance“ diskutiert. Dann unternehme die Governance-Forschung Mikroanalysen gesellschaftlicher Institutionen und ihrer Integrationswirkungen, um die Beziehungskonstellationen von Akteuren zur Abstimmung von Zielen und gemeinsamer Ressourcenbildung empirisch zu bestimmen. (Schneider 2008: 171f., 175)

Während das traditionelle Steuerungsmodell typischerweise (auch) Steuerungsfiktionen erzeugt, wird in der Governance-Perspektive zweierlei analysiert und damit begreifbar: zum einen die Planungsresistenz sozialer, also nichtlinearer Prozesse; zum anderen Interessenkonflikte, die häufig durch die jeweilige Berechtigung der im Widerstreit stehenden Interessen gekennzeichnet sind. Dazu rückt die Governance-Perspektive vier Aspekte in den Mittelpunkt (vgl. Schimank 2007):

- Die Regelungsstrukturen, deren Zustandekommen, Wirksamwerden und Wirkungen: Dabei zielt sie auf *akzeptierendes Nebeneinander* der unterschiedlichen Regelungsmodi: hierarchische und kooperative, befehlsförmige und vertragliche, wettbewerbliche und verhandlungsorientierte, formelle und informelle;
- Die *Selbstregulierungspotenziale* gesellschaftlicher Akteure: Sie werden unter Inkaufnahme von suboptimalen Entscheidungsprozessen hingenommen, da sie den Vorzug aufweisen, geringere Widerstände zu erzeugen, als dies bei externen Vorgaben der Fall ist. Letztere können sich auf Rahmensetzungen beschränken;
- Die Vielfalt der beteiligten Akteure und ihre *unterschiedlichen Handlungsrationaltäten*:²² Einbezogen werden derart Interessengegensätze oder -unterschiede, so dass Widerstände kein Überraschungspotenzial mehr bergen.
- Die Mehr-Ebenen-Verflechtungen: Dem Umstand, dass Entscheidungsprozesse fast immer auf mehr als einer oder zwei Ebenen ablaufen, wird durch eine *Mehr-Ebenen-Betrachtung* Rechnung getragen, die jeweils Makro-, Meso- und Mikroebene beleuchtet.

Die auf diese Weise analysierte Handlungsarena lässt sich als Einheit von Differenzen betrachten. Demgemäß muss die Analyse zum einen die immanenten Differenzen herausarbeiten. Zum anderen zielt sie darauf, die Modi der Integration – fallweise auch Desintegration – dieser Differenzen zu identifizieren. Die Differenzen in einer Handlungsarena beziehen sich auf Interessen, Ressourcenverfügung, Funktionslogiken, Werthaltungen, Kommunikationsweisen, Relevanzen, Grad an Involviertheit und Informationslage, Legitimität sowie Autorität. Diese Differenzen müssen verarbeitet werden, will man zu Entscheidungen gelangen und diese dann implementieren. Die nötige Verarbeitung der Differenzen kann hinsichtlich einzelner Interessen, Werthaltungen usw. berücksichtigend und kompromissbereit oder marginalisierend bzw. aktiv ignorierend geschehen.

Governance-Prozesse basieren mindestens zum Teil auf absichtsvollen, zielgebundenen Handlungen. Dies unterscheidet sie nicht von traditionellem Steuerungshandeln, allerdings ist Governance stärker auf Kontextgestaltung gerichtet (und stellt gegebene Kontexte, die historisch gewachsen sind, stärker in Rechnung, nimmt also Pfadabhängigkeiten zur Kenntnis, statt sie zu ignorieren). Den Bemühungen, für erwünschte Entwicklungen förderliche Kontexte zu gestalten, liegen mehr oder weniger rationale Wirkungsannahmen zugrunde, also Annahmen über Zusammenhänge zwischen bestimmten Kontexten und durch diese ermöglichte Prozesse.

²² Handlungsrationaltäten orientieren sich z.B. in der Wirtschaft an Produktivität, Liquidität oder Profitabilität, in der Wissenschaft an Wahrheitsorientierung, Methodenbindung oder intersubjektiver Nachvollziehbarkeit, in der Politik an Machterwerb und -sicherung, in der Verwaltung an überzeitlicher Anschlussfähigkeit an frühere und künftige Entscheidungen.

4.1. Governance-Arenen

Die voneinander unabhängigen, aber interdependenten Akteure, die in Governance-Prozessen – je nachdem – miteinander handeln, aufeinander reagieren oder sich gegenseitig zu ignorieren suchen, gehören verschiedenen Funktionssystemen an. Die dort jeweils geltenden unterschiedlichen Handlungsrationaltäten der Akteure sollen zu einer gemeinsamen Arena für kollektives Handeln verknüpft werden (Benz 2007: 3). Im konkreten Falle der Governance-Arena Stadt/Wissenschaft sind zwei Funktionssysteme aufeinander zu beziehen, die je für sich eigene Governance-Arenen bilden.

Dem folgt die Gliederung der folgenden Betrachtung: Zunächst werden die Eigenheiten von Local Governance und Hochschulgovernance in Augenschein genommen, wobei sich auf mancherlei elaborierte Konzepte Bezug nehmen lässt. Anschließend wird zusammenführend die Hochschule-Stadt-Governance behandelt. Dabei lassen sich allenfalls punktuell verstreut aufzufindende Anregungen einbauen, da die vorliegende Forschungsliteratur bislang recht schweigsam ist, wenn es um diesbezügliche konzeptionelle Entwürfe geht.

Bei der Local Governance erweitern wir den Kreis der auszuwertenden Literatur, da die Governance-Aspekte von Hochschule-Stadt-Beziehungen wissenschaftlich überwiegend im Kontext von Regional Governance bearbeitet werden. Indem wir uns auf Hochschulgovernance beschränken, schließen wir für die hiesige Berachtung nichthochschulische Wissenschaftsakteure aus, da es dazu kaum für unseren Zweck verwertbare Literatur gibt.

4.1.1. *Regional und Local Governance*

Soweit die Governance-Aspekte von Hochschule-Stadt-Beziehungen wissenschaftlich bearbeitet werden, geschieht dies überwiegend in den Forschungen zur Regional Governance. Auch für diese gilt, dass eine auffällige Häufung von Arbeiten zu Regional Governance in Metropolregionen – häufig identisch mit „Wissensregionen“ – zu konstatieren ist. Dies bewirke eine teils implizite, teils explizite Transformation der Regional-Governance-Debatte hin zur Metropolitan-Governance-Debatte. Daneben würden ebenfalls recht häufig Grenzregionen analysiert, hingegen ländlich geprägte Regionen seltener betrachtet. Der thematische Fokus liege grundsätzlich auf folgenden Themen: Klimawandel, Anpassungsfähigkeit von Regionen, Kultur(landschaften), Wasserver- und entsorgung, Tourismus und Raumordnung. (Diller 2016: 17)

Nach Dietrich Fürst (2007: 356) habe sich in der deutschen raumwissenschaftlichen Diskussion ein Konsens feststellen lassen, mit Regional Governance netzwerkartige regionale Formen der Selbststeuerung unter Einbeziehung von Akteuren aus Politik, Verwaltung, Wirtschaft und/oder Zivilgesellschaft zu bezeichnen. Die Prozesse seien darauf gerichtet, die regionale Entwicklung voranzutreiben. „Dabei kommt es primär auf die horizontale (gleiche hierarchische Ebene) und weniger auf die vertikale Kooperation (über hierarchische Ebenen hinweg)

an, wengleich Governance-Prozesse die vertikale Kooperation immer mit einbeziehen.“

In gewisser Spannung dazu steht, dass Städte und Regionen in den Rang eigenständiger Subjekte erhoben werden, die eine eigene Wirksamkeit als substaatliche Ebene zu entfalten hätten. Ablesbar ist diese Entwicklung auch an der Entfaltung des Diskurses zur regionalen Governance, die sich Fragen der Steuerung dieser Ebene widmet (vgl. etwa Holtkamp 2007). Nach einer euphorischen Anfangsphase, die sich nicht zuletzt dem Versprechen verdankte, Steuerungsbedürfnisse der Politik und Partizipationswünsche weiter Bevölkerungskreise synchronisieren zu können, scheint hier inzwischen eine deutliche Ernüchterung eingetreten zu sein.

Unterdessen habe sich, so Christian Diller (2016: 19), in der deutschen Regional-Governance-Debatte, anders als von Fürst prognostiziert, nicht die Definition von Regional Governance durchgesetzt, „die normativ vor allem auf das Moment der netzwerkartigen Steuerung und die Einbeziehung von Akteuren aus Wirtschaft und Zivilgesellschaft abhebt“. Vorherrschend sei nun vielmehr ein breiteres analytisches Regional-Governance-Verständnis, „das eher das Zusammenspiel unterschiedlicher Formen der Interdependenzbewältigung in den Blickpunkt stellt“.

Zwar sei die Regional-Governance-Forschung noch weit davon entfernt, einen Reifegrad zu haben, der sich durch vergleichende oder generalisierende Vorgehensweisen ausdrücken würde. Doch seien Unschärfen, etwa in der Definitionen von Regional Governance, auch unproblematisch, da sie auf eine Brückenfunktion für unterschiedliche disziplinäre und theoretische Zugänge hindeuten. (Ebd.: 25)

Wie auch immer man den Akteursbegriff im Detail fasst – um dann z.B. festzustellen, ob Städte und Regionen eigene Akteure sind –, grundlegend ist wohl die Unterstellung von Freiheit (und damit: von Handlungsfähigkeit). Oftmals ist diese Freiheit freilich kaum mehr als eine Konzession infolge fehlender Kontrollmöglichkeiten (Luhmann 1984: 156). Derartige Freiheitskonzessionen werden aber regelmäßig durch rigide, oft sanktionsbewehrte Erwartungshaltungen wieder eingehegt, inklusive der Zuweisung von Verantwortung.

Die erfolgreiche Zuschreibung eines Akteursstatus und der damit verbundenen Unterstellung von Freiheit, Handlungsfähigkeit und Verantwortung erweist sich als sehr voraussetzungsreich – und entsprechend unwahrscheinlich. Das wird bereits durch die Mehrdeutigkeit der alltäglichen Verwendung des Begriffs „Stadt“ deutlich: Wahlweise wird damit die Stadtverwaltung, das Gemeinwesen, die städtische Gesellschaft, die gebaute Stadt oder das Zusammenspiel dieser Komponenten gemeint (vgl. Ziegenbein 2007: 171). Letztere Bedeutungsverwendung dürfte wohl die gebräuchlichste sein.

Um diese Pluralität einzufangen, bietet sich die Beschreibung der Stadt als „soziales Totalphänomen“ (Reckwitz 2012: 275) an – dem dann freilich kaum ein Akteursstatus zugeschrieben werden kann. Ein solcher käme höchstens der Stadtverwaltung als Organisation oder einer organisierten Bürgerschaft zu. Nicht zuletzt auf Grund der begrifflichen Mehrdeutigkeiten und der Komplexität

der darunter subsummierten Sachverhalte eignet sich Stadt aber als Projektionsfläche politischer Programme.

Alternativ sei aber auch denkbar, danach zu fragen, was Akteure der Stadt- und Regionalplanung im Rahmen von Planungsprozessen gelernt haben: „Es ist durchaus möglich, wenn nicht sogar die Regel, dass Akteure im Laufe eines Planungsprozesses ihre Ziele und Maßnahmen hinterfragen und korrigieren. Sofern dies Ausdruck eines Lernprozesses ist, wäre es unangemessen, auf ein Scheitern der Planung zu schließen.“ So könne man auch das Emergente, Spontane und Unplanbare im Rahmen einer „Geplanten Emergenz“ zum Gegenstand von Planung machen. (Wiechmann 2016: 39)

Für die Regional-Governance-Forschung hat Fürst (2015) unlängst eine ernüchternde Forschungsstanddarstellung vorgelegt. Demnach sei der wissenschaftliche Ertrag gering geblieben, und eine eigene Theorie der Regional Governance habe sich nicht entwickeln lassen. „Wir alle ... sind zu lange der Illusion gefolgt, die in der Praxis erkennbaren neuen Governance-Arrangements seien so neuartig, dass dahinter ein spezifisches, wissenschaftlich zu erforschendes Phänomen verborgen sei.“

Stattdessen bestehe analytischer Bedarf in zwei Richtungen: Zum einen bedürfe es einer belastbaren analytischen Konzeption, welche die wichtigsten Elemente und Prozesse von Regional Governance zusammenstellt. Zum anderen sei eine Typologie der Regional-Governance-Arrangements sinnvoll. (Ebd.: 12) Mit anderen Worten: Fürst plädiert für eine Art intelligenter Katalogisierung, weil anderes nicht zu haben sei.

Betrachtet man beispielhaft speziell den Umgang mit lokalen Schrumpfungsprozessen, so ließen sich nach Thorsten Wiechmann (2015: 32f.) vier Governance-(Nicht-)Strategien identifizieren:

- *Ignorieren des demografischen Wandels:* Politik und Stadtplanung seien hier nicht in der Lage, auf die veränderten Rahmenbedingungen zu reagieren. Sie verharren in gewohnten Routinen und bewahrten die Illusion, dass neues Wachstum entstehen werde.
- *Trendumkehr durch wirtschaftliches Wachstum:* Hier werde der Bevölkerungsrückgang als Problem wahrgenommen und öffentlich diskutiert. Ziel sei es, Schrumpfung in Wachstum umzukehren – was als einzig überzeugende Antwort auf die Schrumpfungphänomene gesehen werde. Eine ansiedlungsorientierte kommunale Wirtschaftsförderung verwende die knapper werdenden Ressourcen, um die noch vorhandene ökonomische Basis zu halten und externe Investoren durch günstige Konditionen anzulocken. Typisch für diese Strategie sei das Setzen auf Hoffungsbranchen wie die Kommunikations- und Biotechnologie, die Gesundheitswirtschaft oder den Tourismus.
- *Anpassung an den Schrumpfungsprozess:* Angesichts anhaltender Einwohnerverluste und negative Prognosen machten sich Politik und Stadtplanung von der Illusion neuen Wachstums frei und strebten einen pragmatischen Rückbau an. Soziale und technische Infrastruktur werden den veränderten Bedarfen angepasst. Ziel sei eine pragmatisch-realistische Begleitung und Abfederung unvermeidbarer Schrumpfungsprozesse. Als Kernelemente dieser Strategie könn-

ten Bestandsentwicklung, Stabilisierung, Regeneration und qualitative Entwicklung identifiziert werden.

■ *Neuerfindung der Stadt*: Die kommunale Strategie akzeptiere, dass der Verlust der alten ökonomischen Basis unumkehrbar sei und die Rolle der lokalen Wirtschaft neu definiert werden müsse. Sie suche gezielt kreative Nischen und setze dabei auf vorhandene spezifische Potenziale der dort lebenden Menschen. Routinen würden hinterfragt, und es bestehe die Bereitschaft, Experimente zu wagen. Für eine langfristig tragfähige Entwicklung sei es erforderlich, den Abwanderungstrend bei den jungen Menschen zu stoppen. Kommunale Politik werde deshalb sensibilisiert für die Lebensstile, Erwartungen und Bedürfnisse dieser Gruppe, um gezielt deren Lebensqualität zu verbessern.

In jedem Falle nimmt der Regional-Governance-Ansatz an, dass Akteure gemeinschaftliche Lösungen finden müssen, und dies in einer zunehmend fragmentierten und sektoralisierten Welt:

„Wenn etwa in einer schrumpfenden Region jeder isoliert handelt, löst dies einen Circulus vitiosus sich beschleunigender Abwanderung aus, weil niemand Zukunftschancen sieht. Setzen sich dagegen die Akteure zusammen, entwickeln Ideen des ‚Standhaltens‘ und bemühen sich um eine gemeinsame Aufbruchstimmung, lässt sich der Prozess möglicherweise aufhalten.“ (Fürst 2007: 353)

Das erfordere einerseits die Identifikation und Bearbeitung von Gemeinschaftsaufgaben durch eine größere Zahl von Akteuren aus unterschiedlichen Bereichen, und diese bedürften andererseits zur Kooperation eines Anstoßes oder Promotors (ebd.).

4.1.2. *Hochschulgovernance*

Parallel zur Stadt wird auch die Hochschule als eigenständiger Akteur adressiert, und auf ähnliche Weise ließe sich auch hier eine Problematisierung des Akteursstatus vornehmen. Denn Hochschulen konstituieren sich sowohl *top down* als auch *bottom up*. Gerade die jüngeren Hochschulreformen haben eine Vervielfältigung der Governance-Mechanismen erzeugt. So setze sich das Hochschulgovernance-Regime heute zusammen aus staatlicher Regulierung, akademischer Selbstorganisation, zielbezogenen Außeninterventionen durch externe Stakeholder, hierarchisch-administrativer Selbststeuerung und Wettbewerb (Bogumil et al. 2013: 24).

Daraus entstehen wechselnde Kontrollprobleme, etwa Spannungen zwischen kollegialen und hierarchischen Steuerungsmustern. Hierbei haben die Wissenschaftler.innen einige Vorteile gegenüber denjenigen, die nach außen ‚die Hochschule‘ als Akteur vertreten, den Hochschulleitungen: Erstere verfügen hinsichtlich der konkreten Aufgabenerfüllung in Forschung und Lehre über uneinholbare Informationsvorsprünge gegenüber den Leitungen. Da Hochschulen um ihrer Expertise willen existieren, stellt das Wissen ihr wichtigstes Produktionsmittel dar. Dieses befindet sich in der Hand der Experten, welche deshalb über hohe individuelle Autonomie verfügen. Die individuelle Autonomie wird

dadurch gesteigert, dass Forschung und Lehre durch nur unklare, schwer formalisierbare Technologien gekennzeichnet sind.

Werden den Wissenschaftlern Ansinnen angetragen, die ihren Werthaltungen oder Interessen widersprechen, können sie ein reichhaltiges Arsenal an Obstruktionstechniken mobilisieren. Da es zur professionellen Grundausstattung von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern gehört, das Geschäft der Kritik zu beherrschen, sind sie in der Lage, empfundene Zumutungen einer Daueranfechtung durch rational begründete Infragestellung und faktische Nichtbeachtung zu unterwerfen. Hinzu tritt, dass die Loyalität der Wissenschaftler.innen gegenüber der Hochschule geringer ist als gegenüber ihrer jeweiligen Fachcommunity: Die Fachkollegen verteilen überlokale Reputation, die Hochschule lediglich lokale. Infolgedessen kann im Falle der Hochschulen kein konstantes Engagement der Organisationsmitglieder vorausgesetzt werden. (Vgl. Grossmann/Pellert/Gotwald 1997)

All dem versucht man aber gerade dadurch zu begegnen, dass Hochschulen zu Organisationen gestaltet werden, d.h. zu zielgebunden handelnden und steuerungsfähigen Einrichtungen, deren Mitglieder auf Mitwirkung verpflichtet werden können. Diese Bemühungen treffen dann naturgemäß auf einige Probleme. Sowohl die Problemlagen als auch die individuellen und kollektiven Präferenzen sind an Hochschulen auf Grund des Leistungscharakters – Forschung und Lehre – unklar. Lineares Entscheiden – von der Definition einer Problemlage und dem Abwägen von Problemlösungsoptionen über die systematische Problembearbeitung bis hin zur erfolgreichen Problemlösung – ist selten. Vielmehr bleiben zielgerichtete Entscheidungsfindungen dauerhaft unwahrscheinlich. Die konkreten Techniken, mit denen die Organisationsziele erreicht werden können, sind ebenfalls oft unklar, da insbesondere Forschungsprozesse nicht standardisiert werden können. (Vgl. grundlegend Hüther 2010; Meier 2009)

Daher werden Hochschulen als organisierte Anarchie charakterisiert. Sowohl nach innen als auch nach außen handele es sich um lediglich lose gekoppelte Organisationen (vgl. Cohen/March/Olsen 1972). Insofern ist auch ihr Akteursstatus dauerhaft heikel. Sich das zu vergegenwärtigen, kann immer dann hilfreich sein, wenn Erklärungen gesucht werden, warum z.B. eine stadtbezogene Kooperationsaktivität von der Hochschulseite her nicht funktioniert hat. Es nützt dann jedenfalls nichts, dies zu moralisieren, da es nicht an schlechten Menschen liegt. Vielmehr liegt es in der Regel an hochschultypischen Strukturen und Prozessen, die zwar in diesem Falle dysfunktional gewirkt haben mögen, im übrigen aber häufig auch Voraussetzungen sind, um Forschung und akademische Lehre erfolgreich zu realisieren.

Grundsätzlich sind Hochschulen sowohl global orientiert, insoweit sie Institutionen einer weltumspannenden Wissenschaft sind, als auch gesamtstaatlich, regional und lokal verankert. Ihre unaufgebbare Einbindung in ein globales Wissenschaftsnetz ist das institutionelle Korrelat zur Orientierung der in den Hochschulen stattfindenden Forschung und Lehre an den Fronten des Wissens. Daher muss Forschung auch den Beginn der sog. Forschungskette abdecken: nicht nur anwendungsorientierte Vorlaufforschung, Auftragsforschung, Transfer, Be-

ratung und Dienstleistungen im Bereich von Forschung und Entwicklung (FuE), sondern – als Grundlage all dessen – auch und vor allem Grundlagenforschung.

Diese einzelnen Forschungstypen müssen zwar nicht zwingend in jeder einzelnen Institution betrieben werden. Aber es ist vorteilhaft, wenn es zum einen regionale Mindestversorgungen gibt, und zum anderen auch an praxisorientiert forschenden Einrichtungen die Kontaktpunkte zur Grundlagenforschung jederzeit aktivierbar sind – nicht zuletzt, um auch regional wirksam werdende Impulse geben zu können. Anwendungsorientierter Forschung geht jedenfalls über kurz oder lang der innovative Atem aus, wenn sie nicht aus der Grundlagenforschung Impulse für neue Fragestellungen und neue Problemlösungen erhält und auf das dort erzeugte Vorratswissen zurückgreifen kann. Fortgesetzte Innovativität von Anwendungslösungen baut auf der Kenntnis langfristiger Trends, vergleichbarer Fälle, relevanter Kontexte, prognostischer Wahrscheinlichkeiten, nichtintendierter Handlungsfolgen, typischer Fehler und alternativer Optionen auf. Diese Kenntnis wird *außerhalb* der Arbeit an Anwendungslösungen erzeugt.

Ebensowenig lässt sich die Lehre allein ‚anwendungsorientiert‘, d.h. hier: praxisgebunden gestalten. Nicht nur die Wirtschaft, also der weitaus größte Beschäftigter von Hochschulabsolventen, von dem „die Absolventen ... eine angemessene Arbeit und entsprechendes Einkommen erwarten, ist für das Erziehungssystem unkalkulierbar“ (Luhmann 2002: 125). Vielmehr sind die beruflichen Anforderungssituationen generell durch Unklarheit, Deutungs Offenheit und Normenkonflikte gekennzeichnet.

Daher kann Hochschulbildung nicht (nur) für Routinetätigkeiten ausbilden. Die Hochschulabsolventen müssen sich auf die Offenheit von Situationen einlassen können, „ohne die im Studium angeeigneten Orientierungen aufzugeben, aber auch ohne sie ihrem Gegenüber in technokratischem Dogmatismus überzustülpen. Mit beidem würde ihre Praxis an den Widerständen der Betroffenen scheitern“:

„Geistliche haben es mit Sündern und Ketzern zu tun, Richter mit Rechtsbrechern und streitenden Parteien, Lehrer mit dem abweichenden Verhalten des Jugendalters, Psychologen mit Patienten, die an ihren neurotischen Infantilismen hängen, Verwaltungsbeamte mit Bürgern und Politikern, die sich dem bürokratisch Notwendigen nicht fügen wollen, Architekten mit Bauherrn und deren Idiosynkrasien, Ingenieure mit Betriebswirten, die ihren kreativen Entwürfen mit Kostenargumenten entgegentreten usw.“ (Lenhardt 2005: 101)

Insofern Hochschule immer an Wissenschaft gekoppelt ist und sein muss – andernfalls sie keine Hochschule wäre –, ist ihr Akteursstatus fortwährend prekär. Die einschlägige wissenschaftssoziologische Forschung hat die Gründe dafür herausgearbeitet:

„Die Governance der Wissenschaft muss der eigentümlichen sozialen Ordnung der Fachgemeinschaften Rechnung tragen, die durch ein endogenes Governance-Defizit charakterisiert ist (1). Dadurch entsteht ein systematisches ‚Gemeinschaftsversagen‘ der Wissenschaft bei der Erfüllung externer Leistungserwartungen (2). Formale Organisationen und Förderprogramme kompensieren dieses Gemeinschaftsversagen (3), sind aber auf die Partizipation der Wissenschaft in ihrer eigenen Governance angewiesen und deshalb in ihrer Wirksamkeit be-

grenzt (4). Neue Entwicklungen in der sozialen Ordnung und der Governance der Wissenschaft verringern die Autonomie des einzelnen Wissenschaftlers, können aber die inhärenten Begrenzungen einer Governance der Wissenschaft nicht grundsätzlich überwinden (5).“ (Gläser/Lange 2007: 437f.)

Eine ganze Reihe von modellhaften Hochschulbeschreibungen versucht, dies konzeptionell einzufangen, eben indem die Hochschulen als Organisationen und damit akteursfähig adressiert werden. Einschlägige Konzepte firmieren unter den Titeln „Hochschule als regionaler Bildungsfaktor“, „Triple Helix“, „Bildung in gesellschaftlicher Verantwortung“, „Responsible Research and Innovation“, „Hochschule als regionaler Innovationsfaktor“ oder „Hochschule als Standortfaktor“. Zwischen einzelnen dieser Konzepte gibt es zahlreiche inhaltliche Überlappungen. Gruppieren lassen sie sich vor allem danach, ob sie primär ökonomische Aspekte thematisieren oder sich vorrangig nichtökonomischen Wirkungsaspekten der Hochschulen widmen. Unter diesen modellhaften Hochschulbeschreibungen finden sich einige, die für das auch lokale und regionale Wirksamwerden von Hochschulen bedeutsam sind oder sein können und sich diesbezüglich zugleich als Varianten von Hochschulgovernance begreifen lassen:

■ *Offene Hochschule*: Der Begriff fasst verschiedene konzeptionelle Entwürfe zusammen, die seit den 1960er Jahren in unterschiedlichen Kontexten und von unterschiedlichen Akteuren entwickelt und/oder politisch vertreten wurden. Diese ziel(t)en darauf, eine sozial vielfältige und quantitativ breite Hochschulbildungsbeteiligung zu ermöglichen. Den verschiedenen Konzepten ist zum einen gemeinsam, dass sie einem traditionellen Verständnis von Hochschulbildung als exklusives Angebot für sehr geringe Anteile der entsprechenden Altersjahrgänge entgegenstehen. Zum anderen eint sie, dass Hochschulbildung in den Kontext der Demokratisierung von Bildung gestellt wird.²³

Hochschulbildung wird ebenso als Selbstentfaltung des Individuums wie als Instrument zur Beseitigung sozialer Ungleichheit gefasst. Mit letzterem stehen die Konzepte in einem unmittelbaren Zusammenhang mit den Hochschulregionalisierungskonzepten der 1960er und frühen 1970er Jahre: Diese verfolgten das Ziel, soziale Ungleichheit im Raum zu verringern, indem sie die Gründung von Hochschulen in bisher nicht mit Hochschulen versorgten Regionen betrieben (vgl. BAK 1970). Die entsprechenden programmatischen Schlagworte waren „Aufstieg durch Bildung“ (SPD 1963), „Bildung ist Bürgerrecht“ (Dahrendorf 1965), des weiteren Hochschulexpansion, Durchlässigkeit und BaFöG. Die Offene Hochschule begreift Heterogenität der Studierenden nicht nur als Herausforderung, sondern auch als Chance. Deshalb schafft sie Strukturen, die ein Studium für unterrepräsentierte Studierendengruppen – insbesondere aus der Region – attraktiv und möglich macht.

■ *Hochschule für die Region*: Spätestens zur Mitte der 1960er Jahre ist von Seiten der Politik damit begonnen worden, Hochschulgründungen regionalpolitisch gezielt zu betreiben. Die Aufnahme der Gemeinschaftsaufgaben ins Grund-

²³ Demgegenüber gab und gibt es auch Konzepte, die eine erweiterte Hochschulbildungsbeteiligung vorrangig aus Gründen der Standortsicherung und Humankapitalmobilisierung fordern. Für diese Position stand etwa die Rede von der „Erschließung der Begabungsreserven“ in den 60er Jahren und steht heute bspw. die OECD.

gesetz trug dem Rechnung. Zugrunde aber lag dem ein Regionalisierungskonzept, das nicht dem politischen Raum entstammte, sondern auf Planwerke zurückging (vgl. Becker 1975). Dann jedoch wurden die Hochschulen als staatliche Infrastruktur entdeckt und damit in einen Gesamtzusammenhang der damals gültigen Zielstellung, die Lebensverhältnisse in Stadt und Land, Zentrum und Peripherie anzugleichen, gestellt. Hochschulgründungen wurden damit zugleich Instrument einer standortorientierten Infrastrukturpolitik wie einer inklusionsorientierten Bildungspolitik.

Dieses Regionalisierungskonzept verfolgte primär bildungspolitische Ziele, in zweiter Linie auch regionalpolitische. Die Einbindung von Hochschulen in räumlich bezogene Nutzenkalküle wurde von vielen Zeitgenossen vor allem innerhalb der Universitäten als Instrumentalisierung wahrgenommen. Heute steht das Konzept im Kontext eines neuen Hochschulregionalismus: Ab der Mitte der 1990er Jahre wurden Regionen als Gegenstand von Innovationspolitik entdeckt. Hochschulen gelten seither (unter anderem) als Motoren regionaler Entwicklung. Sie sollen im Zentrum regionaler Netzwerke sitzen, deren treibende Kraft sie seien. Die aufgeklärte Variante der „Hochschule für die Region“ entzieht sich der allein ökonomischen Fokussierung. Die Hochschule versteht sich als wichtiger Partner in der und für die Region. Entsprechend zielen Studienangebote, Lehrinhalte und Forschungsaktivitäten auf Studieninteressierte, Unternehmen und gesellschaftliche Herausforderungen in der Region.

■ *Entrepreneurial University*: Damit wird ein Hochschulmodell beschrieben, in dem die Hochschule aktiv auf Veränderungen, vor allem reduzierte öffentliche Finanzmittel, reagiert. Die Entrepreneurial University verwalte ihre Ressourcen selbst und orientiere sich in Verhalten und Methoden an privaten Unternehmen, die sich am Markt durchsetzen müssen. Gleich einem Unternehmen wird von den Hochschulen in der Logik dieses Modells ein unternehmerisch-selbstständiger aktiver Umgang mit Partnern und Geldgebern erwartet. Die Verantwortung für Situation und Zukunft der Hochschule wird in den Händen der Hochschule selbst gesehen. Die Hochschule müsse sich zusätzliche Geldquellen erschließen und sich an ihren „Kunden“ orientieren, aktiv gestaltend werden, um am Markt überleben zu können.

Dazu setze die Hochschule auf Forschungsk Kooperationen, Innovationen und Gründungsförderung. Hierfür stelle sie die notwendigen Rahmenbedingungen in Lehre und Forschung bereit und baue auf starke Netzwerke mit externen Partnern. Das Konzept der Entrepreneurial University beschreibt also die Kommerzialisierung von Wissen, die Annäherung der Hochschulführung an Methoden und Arbeitsweisen privater Unternehmen sowie engere und vielfältigere Beziehungen zwischen Unternehmen und Hochschulen durch personelle Vermischung, Kooperationen und Beratung (Etzkowitz 1983: 217, 227). Zudem wird in den Konzepten zur Entrepreneurial University die Bedeutung der Hochschule für die regionale, wirtschaftliche und soziale Entwicklung der Region unterstrichen, da die Hochschulen und die Entrepreneure, die von der Hochschule ausgebildet werden sollen, diese aktiv gestalten. (Vgl. u.a. Woollard/Zhang/Jones 2007, Arroyo-Vázquez/Van Der Sijde/Jiménez-Sáez 2010: 25)

■ *RIS-University-Modell*: In der Beschreibung der EU-Kommission umfasst ein Regionales Innovationssystem (RIS)

„eine Reihe von Akteuren und Ressourcen in effektiver Wechselbeziehung mit dem Ziel, Innovation in der Region zu stimulieren. Solch ein System sollte folgendes erleichtern:

- Identifizierung von verfügbaren Infrastrukturen und regionalen Quellen von Wissen und Sachkenntnis;
- Zugang zu Dienstleistungen in Bereich von Finanzierung, Erfahrungsaustausch, Nutzung von Wissen (Entwicklungsagenturen, Handelskammern, prospektive Akteure, Risikokapitalfonds usw.);
- effektiven Transfer von Kompetenz und Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen regionalen Entwicklungsakteuren.“ (Europäische Kommission/Regionalpolitik 2006: 5)

Im Ansatz der Regionalen Innovationssysteme sind die Hochschulen Schlüsselakteure innerhalb eines Netzwerkes von anderen an regionalen Innovationsprozessen beteiligten Akteuren. Wie im Entrepreneurial-University-Modell steht auch im RIS-University-Modell der Wissenstransfer zwischen Hochschule und Unternehmen im Vordergrund. Im Gegensatz zu ersterem bildet aber nicht die Kommerzialisierung von Wissen den Aktivitätsschwerpunkt. Die Hochschulen definieren sich dementsprechend auch weniger als unternehmerisch handelnde Akteure, sondern eher als Schlüsselakteure einer regionalen Wissensinfrastruktur. Hochschulen schneiden hier ihre Wissensoutputs bevorzugt auf die regionalwirtschaftlichen Bedarfe zu.

Die Hochschulen stellen also keine ausschließlich autonom handelnden Akteure dar, sondern stehen in Abhängigkeit des regionalen Innovationssystems, der Nachfrageseite des regionalen Umfeldes wie auch der regionalpolitischen Ausrichtung (Cooke 2009). Eingebunden in regionale Kontexte können die Hochschulen eine einzigartige Rolle innerhalb der Region übernehmen und die verschiedenen Elemente gesamtstaatlicher Politik, die sich auf Lernen, Forschung und Innovation beziehen, in das RIS einbringen. Hochschulen als Wissensproduzenten und Wissenstransferknoten sind ferner wie keine andere regionale Organisation in der Lage, das RIS in überregionale Netzwerke einzubinden und diesem externes, in der Region nicht vorhandenes Wissen zuzuführen, d.h. kombinatorische Wissensdynamiken anzustoßen. Die öffentliche Finanzierung der Hochschulen versetzt sie in die Lage, derartige Beziehungsgeflechte auch dann aufzubauen, wenn diese erst auf längere Sicht einen wirtschaftlichen Mehrwert versprechen.

■ *Engaged University*: Das so benannte Konzept widmet sich den Verbindungen von Hochschule mit der Gesellschaft (vgl. etwa Brandenburg 2009; Berthold/Meyer-Guckel/Rohe 2010). Hier geht es nicht um vermarktungsfähige Kooperationen, sondern um Beiträge, welche die Hochschulen vor allem für die soziale Entwicklung einer Gesellschaft leisten: Für die jeweilige Hochschule stünden soziale Innovationen im Mittelpunkt; Lehrende und Studierende arbeiteten an der Lösung gesellschaftlicher Herausforderungen; Lehre und Forschung setzten dabei auf Zusammenarbeit mit gesellschaftlichen Akteuren.

Dazu zählten das Bestreben, Chancengleichheit beim Zugang zu Bildung zu schaffen und Vorteile einer heterogenen Studierendenschaft zu erkennen und zu nutzen. Leistungen würden im Rahmen gesellschaftlichen Engagements auch Nichtmitgliedern der Hochschule angeboten. Durch die Aufnahme und Weiter-

gabe bestimmter Werte werde gleichfalls gesellschaftliches Engagement realisiert. Die Hochschule agiere im Bewusstsein, Teil der Gesellschaft zu sein. Weitere Spezifizierungen des Konzepts beziehen sich auf all das, was als Third Mission der Hochschulen konzeptualisiert wurde.²⁴

■ *Nachhaltige Hochschule*: Nachhaltige Entwicklung bezeichnet – nach dem Brundtland-Bericht 1987 – eine Entwicklung, „in der die Bedürfnisse der Gegenwart befriedigt werden, ohne dabei künftigen Generationen die Möglichkeit zur Befriedigung ihrer eigenen Bedürfnisse zu nehmen“ (Weltkommission 1987: 26). Nachhaltigkeit meint also, dass einer Generation anvertraute intellektuelle, soziale, ökologische und ökonomische Kapital einer Generation nach Prinzipien zu behandeln, die für alle folgenden Generationen Gültigkeit beanspruchen können (Schneidewind 2009: 17). Bezogen auf Hochschulen heißt Nachhaltigkeit im oben definierten Sinne zweierlei: Zum einen, dass diese nachhaltige Organisationen werden, d.h. ihr Ressourcen-, Umwelt- und Risikomanagement am Prinzip der Nachhaltigkeit ausrichten und nicht, wie häufig, bei schlecht ausgestatteten Sicherheits- und Umweltbeauftragten ansiedeln; zum anderen und viel umfassender, dass sie ihre Forschung und Lehre unter Bezugnahme auf das Nachhaltigkeitsprinzip ausgestalten.

Eine dritte Säule des Nachhaltigkeitsgedankens bezieht sich auf intergenerationale und globale Gerechtigkeit. Demzufolge werden auch Aspekte von sozialer, globaler und Geschlechtergerechtigkeit unter dem Nachhaltigkeitsgedanken verhandelt. Die nachhaltige Hochschule ist damit auch immer eine geschlechtergerechte sowie sozial inkludierende Hochschule. Forschungs- und Lehrinhalte sowie Studiengangskonzeptionen seien demnach daran auszurichten, dass sie das Zusammenspiel mindestens dreier Elemente beinhalten: (a) Innovation, (b) Erhalt und Weiterentwicklung sozialer Ressourcen und (c) einen schonenden Umgang mit natürlichen Ressourcen (Gruppe 2004: 16). Die Hochschule passt sich

Übersicht 9: Konzepte und ihre Bezugsebenen

Kategorie	Konzepte
wissensbezogene Regionalkonzepte	<ul style="list-style-type: none"> • Lernende Region • Kreative Stadt • Wissensmilieus • TTT-Modell • Smart City • Regionale Innovationssysteme
regionsbezogene Hochschulkonzepte	<ul style="list-style-type: none"> • Entrepreneurial University • Engaged University • Knowledge Factory • Academic Entrepreneurship • RIS University Modell • Relational University
Integrationskonzepte Wissen und Region	<ul style="list-style-type: none"> • Triple Helix • Mode 2

den Bedürfnissen nachhaltiger Lehre und Forschung an, indem sie innovative Lehrmodelle ausprobiert, entsprechende Forschungscluster bildet und mit Partnern z.B. in der Sitzregion praxistaugliche Lösungen implementiert. Dabei wird auch die soziale und technische Infrastruktur auf Nachhaltigkeit hin angepasst.

²⁴ vgl. oben 3.3. Empiriegetriebenes Leitbild

Fragt man zusammenfassend, welche konkreten Rollen bzw. Funktionen Hochschulen bei der Entwicklung ihres unmittelbaren Umfelds potenziell wahrnehmen können, so lassen sich mit Elvira Uyarra (2010) die folgenden fünf identifizieren:

- **Ökonomisch fokussierte Funktionen:**
 1. *Rolle als ‚Wissensfabrik‘ (knowledge factory):* Sie schafft im Bereich der Forschung und Lehre erst die Grundlage für regionalen Wissens- und Technologietransfer, sei es durch Kooperationsprojekte oder durch den Transfer von Humankapital.
 2. *Rolle als ‚Relationale Universität‘ (relational university):* Diese Rolle schafft nicht nur einen zentralen Anknüpfungspunkt für Kooperationen regionaler Partner, sondern leistet oft auch einen aktiven Beitrag zur Verbesserung der Vernetzung (RIS-Universität).
 3. *Rolle als Erzeuger und Förderer technologiebasierter Unternehmensgründungen (academic entrepreneurship):* Damit belebt die Hochschule das unternehmerische Klima der Region und trägt aktiv zum Gelingen entsprechender Vorhaben bei.
- **Nichtökonomisch fokussierte Funktionen:**
 4. *Rolle als systemischer Akteur (systemic player):* Damit nimmt die Hochschule Einfluss auf die Entwicklung regionaler Meinungsbilder und Konventionen und hilft, Barrieren im Denken zu überwinden und überkommene Sichtweisen durch zeitgemäße zu ersetzen.
 5. *Rolle als regional engagierte Universität (engaged university):* In dieser Rolle beteiligt sich die Hochschule an Prozessen der politischen Strategiebildung, bringt sich aktiv in regionale Entwicklungsvorhaben ein und wirkt so an der Schaffung eines regionalen Bewusstseins mit.

4.1.3. Hochschule-Stadt-Governance

Die Wahrnehmung der regionalen und lokalen Rolle von Hochschulen wurde spätestens seit dem Hochschulausbau der 1960er und 70er Jahre durch Fragen der Inklusion bzw. der Erschließung von ungenutzten Bildungsreserven, der Planung von Mikro- und Makrostandorten sowie der Mobilisierung hochschulischer Nachfrageeffekte zur Förderung regionaler Entwicklung geprägt. Seit den 1980er Jahren wurde diese Rollenvorstellung jedoch zunehmend als insuffizient empfunden und den Hochschulen sukzessive eine aktivere Rolle in der Regionalentwicklung zugeschrieben.

Diese Verschiebungen vom passiven zum aktiven Hochschulregionalismus sind jedoch nur in begrenztem Ausmaß theoretischen Innovationen in der Stadt-, Regional- oder Hochschulforschung zu verdanken. Sie reflektieren vielmehr einen gesellschaftlich-politischen Wandel. Als zentrale Chiffren dieser Veränderung fungieren die Begriffe Globalisierung und Neoliberalismus.²⁵ Den Schnitt-

²⁵ Beide Begriffe sind unscharf. Während Globalisierung in der einfachsten Begriffsbestimmung die Zunahme weltweiter Verflechtung bezeichnet, fungiert der Begriff Neoliberalismus im

punkt beider Vokabeln bildet – durchaus in Fortsetzung von staatskritischen Diskursen der 1980er Jahre – die Annahme eines verschärften Wettbewerbsdrucks sowie der abnehmenden Bedeutung des Nationalstaats.

Sollen die wechselseitigen Resonanzbedingungen von Wissenschaft und Stadtentwicklung gezielt entwickelt werden, so stößt man auf charakteristische Hemmnisse. Sowohl die Entwicklung von Städten als auch die von Hochschulen gelten als in besonderer Weise planungs- und steuerungsresistent:

- Bei den Hochschulen sind es ihre Eigenheiten als unvollständige bzw. als Expertenorganisation, die ihren Ruf als widerständig gegen Interventionen begründen (Musselin 2007, zusammenfassend Hechler/Pasternack 2012: 9-39). Entsprechend zielen Steuerungsversuche zunehmend darauf ab, gerade diesen Organisationscharakter zu verändern und die Hochschulen somit in vollständige Organisationen zu transformieren (Brunsson/Sahlin-Andersson 2000).

- Die geringe Steuerbarkeit von Städten wird zumeist mit ihrer hohen Komplexität erklärt. Ein solches Verständnis dominiert heute die Stadtplanung, die lange Zeit – in einer Verbindung von naivem Umweltdeterminismus und Planungs euphorie – „Gesellschaftsbeglückungsträumen“ (Siebel 2009: 29) anhing. Inzwischen haben in der Stadtplanung auch Vorläufigkeit, Experimentalcharakter, Patchworks vieler kleiner Projekte und revidierbare kleine Schritte ihren Platz (Harth 2012). Ebenso reflektieren die aktuellen Konzepte urbaner Governance die hohe Komplexität von Städten jenseits stadtplanerischer Steuerungsversuche (Sack 2012; Fichter/Jähnke/Knorr-Siedow 2004).

Sollen nun beide, die Entwicklungen der Stadt und ihrer Hochschule(n), miteinander synchronisiert werden, hat man es folglich mit Steuerungsresistenz im Quadrat zu tun. Kommunale Selbstverwaltung und Hochschulautonomie sind zwar je für sich leistungsfähige Konzepte. Doch wo sie aufeinandertreffen, dort schützen sie vor Ansprüchen der jeweils anderen Seite und begründen, warum es kaum gegenseitige Beeinflussungsinstrumente gibt: Die Städte verfügen gegenüber den Hochschulen kaum über Steuerungsmechanismen und umgekehrt. Beide sind lediglich lose gekoppelt, und strukturelle Kopplungen ergeben sich – meist punktuell, weil temporär – allenfalls im Zusammenhang des Flächenmanagements. Stattdessen sind eigensinnige Funktionslogiken in Rechnung zu stellen, die aus unterschiedlichen Handlungsrationalitäten in den Governance-Arenen resultieren:

- In der Wissenschaft sind Wahrheitsorientierung, Methodenbindung und intersubjektive Nachvollziehbarkeit zentral. Dementsprechend gelten individuelle Autonomie und die Selbstbestimmung der fachlichen Professionsgemeinschaften als funktional unabdingbar.

- In der Kommunalpolitik gilt einerseits das Rationalitätskalkül des Erwerbs und der Erhaltung von Gestaltungsmacht – ohne diese in Rechnung zu stellen, muss das Handeln der Inhaber:innen von Wahlämtern unverständlich bleiben. Andererseits funktioniert die kommunale Verwaltung entsprechend der verwal-

deutschsprachigen Diskurs zur pejorativen Kennzeichnung (vermeintlich) marktfundamentalistischer Haltungen.

tungsspezifischen Rationalität. Sie folgt der an Ressourcenverfügbarkeit und Regelkonformität gebundenen Unterscheidung „machbar/nicht machbar“, d.h. dem Ziel, bürokratische Anschlussfähigkeit zu früherem Verwaltungshandeln herzustellen und zu künftigem Verwaltungshandeln zu ermöglichen, also Risiken zu vermeiden.²⁶ Dazu müssen politisch gewollte Projekte in administrative Vorgänge transformiert werden, um sie abarbeitbar und anschlussfähig an früheres und nachfolgendes exekutives Handeln zu machen. Üblicherweise sind also Projekte den Zwängen der Verwaltungsvorgänge, die zu ihrer Umsetzung nötig sind, anzupassen.

Gleichwohl wird versucht, Steuerungsinstrumente zu nutzen, um lokale und Hochschulentwicklungen aufeinander zu beziehen bzw. gegenseitig nutzbar zu machen. Dies setzt einerseits nicht den Umstand außer Kraft, dass Städte und Hochschulen wechselseitig über keine verbindlichen *Steuerungsmechanismen* verfügen. Andererseits ist es nicht prinzipiell unsinnig oder von vornherein wirkungslos, Kooperationsverträge zu schließen, regelmäßige Treffen auf Leitungsebene abzuhalten, Lenkungsausschüsse einzusetzen, jährlich aktualisierte Maßnahmenpläne zu vereinbaren, Netzwerke zu unterhalten oder Stabstellen „Wissenschaft“ in Stadtverwaltungen zu etablieren und diese zu jährlichen Berichtserstattungen über den Stadt-Hochschule-Kooperationsfortschritt an das Stadtparlament zu verpflichten.

Allerdings handelt es sich dabei – entgegen des landläufigen Verständnisses – nicht um *Steuerungsinstrumente*. Denn es geht nicht um punktgenaue Interventionen, in denen ein Steuerungssubjekt Veränderungsimpulse an ein Steuerungsobjekt sendet und erwarten darf, zu einem festgelegten Zeitpunkt Vollzugsmeldung zu erhalten. Vielmehr handelt es sich um *Abstimmungsinstrumente*. Denn alle Anstrengungen, ein produktives Kooperationsverhältnis zwischen Stadt und Hochschule(n) zu erzeugen, müssen konsensual erfolgen, da sie wechselseitig über keine Sanktionspotenziale verfügen.

Dazu muss zumindest anhand punktueller Aktivitäten deutlich werden, dass beide Seiten von einer solchen Kooperation profitieren. Hierbei ist es zunächst unerheblich, ob beide Seiten in den Problem- oder Zieldefinitionen übereinstimmen. Wichtiger ist im ersten Schritt die Übereinstimmung in der Mittelwahl, d.h. gemeinsam in der offensiven Verbindung von Stadt und Wissenschaft einen erfolgversprechenden Ansatz zu erblicken, je eigene Problemstellungen zu bearbeiten – auf der einen Seite wesentlich die Sicherstellung des Organisationsbestandes, auf der anderen die Stabilisierung der städtischen Gesellschaft.

Als den einzig wirklich erfolgsträchtigen Weg, um Hochschule-Stadt-Koordinationsprobleme aufzulösen, bezeichnet auch die einschlägige Literatur immer wieder die Kooperation. Das generelle Ziel von Abstimmungen – statt Steuerungsversuchen – besteht dabei darin, Gelegenheitsstrukturen für potenziell produktive, wechselseitige Verstärkungen der Hochschul- und Stadtentwicklung zu schaffen. Es geht also darum, die entsprechenden Rahmenbedingungen für –

²⁶ Im Anschluss an Luhmann (2010: 126): „Die Verwaltung befaßt sich ... mit der Ausführung des politisch Möglichen und Notwendigen durch Ausarbeitung verbindlicher Entscheidungen nach Maßgabe schon festliegender ... Entscheidungsprämissen.“

zunächst immer punktuelle – Kooperationen zu verbessern. Dafür gilt, gemeinsam mit der räumlichen Verdichtung von Institutionen, das lokale bzw. regionale Netzwerk als zentrale Strukturoption – Cluster, Kooperationsplattformen und dergleichen sind Varianten davon. Mit dem Netzwerk stehe, so wiederum der Konsens in der Forschungsliteratur, dem aktiven Hochschulregionalismus eine Struktur zur Verfügung, die adäquat sei für wissenschaftliche, innovative und Kreativitätsentwicklungen sowie zur Umsetzung von Third-Mission-Ambitionen.²⁷

4.1.4. Leitende Zusammenhangsannahmen

Die oben ausgewertete theoretische und konzeptionelle Literatur zu wissenschaftlicher Stadtentwicklung und Hochschule-Stadt-Beziehungen entfaltet ihre Wirkungen meist weniger dadurch, dass sie das Handeln der Praktiker anleitet. Wirksamer wird sie eher durch Kenntnisnahme seitens derjenigen, die im Expertisengeschäft tätig sind. Gerade zum Thema Wissenschaft und Stadt- bzw. Regionalentwicklung werden ausgreifend Studien und Evaluationen in Auftrag gegeben. Diese sind seitens der Auftraggeber in der Regel mit der Auflage versehen, handlungsrelevantes Wissen für die Gestaltung der Governance zwischen Hochschule(n) und Stadt oder Region zu generieren. Vor diesem Hintergrund ist es aufschlussreich, die Zusammenhangsannahmen zu ermitteln, mit denen solche Expertisen operieren: Auf diesen Annahmen basieren dann die von den beauftragten Experten formulierten Handlungsempfehlungen.

Dazu haben wir 68 Studien, Evaluationen und Gutachten analysiert, die 2000 bis 2010 bezogen auf einzelne Förderprojekte oder -programme, Hochschulen, Städte oder Regionen in den ostdeutschen Ländern erstellt worden waren (Höhne/Pasternack/Zierold 2012). Gegliedert nach drei Handlungsfeldern – Hochschulbildung, Forschung und Transfer, sozialräumliche Entwicklungen – ergab die Auswertung die im folgenden zusammengefassten Ergebnisse.

Auf Basis dieser Zusammenhangsannahmen werden auch zahlreiche konkrete Handlungsoptionen formuliert. Diese finden sich in der ausgewerteten Literatur ebenso in ihren Vorzügen gepriesen wie mit Einschränkungen versehen. Um diesbezüglich eine gewisse Transparenz zu erzeugen, lassen sich die konkurrierenden Einschätzungen, die in den erwähnten 68 Studien formuliert wurden, thematisch zusammenfassen und sprachlich auf den jeweiligen Kern reduzieren. Das ergibt eine Kontrastierung von positiven Erwartungen und möglichen Problemen, wie sie in den Übersichten 10 und 11 zusammengefasst sind.

Die Empfehlungen zur Entwicklung der *Hochschulbildung* in regionalen Kontexten gründen vor allem auf zwei Zusammenhangsannahmen:

- Durch die konsequente Umsetzung der hochschulischen Bildungsfunktion, die verschiedene Aus- und Weiterbildungsangebote für unterschiedliche Zielgrup-

²⁷ ausführlicher unten 4.2. Netzwerke als lokale Problemlöser?

Übersicht 10: Auswertung von 68 Studien: Begründungen und konkurrierende Einschätzungen der Handlungsempfehlungen zur Hochschulbildung in regionalen Kontexten

Handlungsempfehlung	Vorteile, positive Erwartungen	Nachteile, mögliche Probleme
Beibehaltung/Ausbau der Ausbildungsleistungen der Hochschulen	Möglichkeit, die regionale Humankapitalbasis zu stärken und dem Fachkräftemangel zu begegnen	Weiträumigkeit der Arbeitsplatzsuche steigt mit Qualifikationsniveau, damit Brain-Drain-Gefahr und Abfluss von Bildungsinvestitionen
Einbindung regionaler Faktoren in die Hochschulplanung	Orientierung an regionalen Spezifika kann Hochschule-Praxis-Verbindungen stärken und zur Annäherung zwischen Absolventen und regionalem Arbeitsmarkt beitragen	Risiko der Provinzialisierung – Ausgleich durch überregionale/internationalisierende Angebote nötig
Stärkere Orientierung am Bedarf der regionalen Wirtschaft	Stärkung Hochschule-Praxis-Verbindungen; Annäherung zwischen Absolventen und regionalem Arbeitsmarkt	Risiko der Provinzialisierung – Ausgleich durch überregionale/internationalisierende Angebote nötig
	Komplementarität der Bildungsangebote führt zur Stärkung regionaler Wissensbasen und fördert den Wissenstransfer zwischen Hochschulen und den regionalen Unternehmen	begrenzte Fächerangebote in einer Region können Abwanderungsneigung erhöhen, wenn Wunschfächer nicht verfügbar
		hoher Spezialisierungsgrad kann Vergleichbarkeit der Bildungsangebote einschränken
Kooperation mit der Wirtschaft im Bereich der Studierenden-ausbildung und -vermittlung	Möglichkeit für Studierende, Praxis- und Erfahrungswissen während der Ausbildung zu sammeln	zu starke Ausrichtung der Studiengänge an regionalen Unternehmenslandschaften kann Beschäftigungsfähigkeit außerhalb der Regionen vermindern
	Hochschulen können über Angebote wie Praktika und Karrierezentren Kooperationen mit Unternehmen sichern, die dann auch im Bereich FuE Vorteile sichern	Wirtschaft hat keine einheitliche Meinung hinsichtlich der durch ein Studium zu erwerbenden Qualifikationen (z.B. hinsichtlich Generalist vs. Spezialist)

pen umfasse, werde die Wissensbasis einer Region erhöht und dem Risiko schwindender Innovationsfähigkeit auf Grund mangelnder Qualifizierung der Beschäftigten vorgebeugt.

- Bei enger Abstimmung auf die tatsächlichen Bedarfe des regionalen Wirtschaftssektors, der sich besonders im Bedarf an akademisierten Fachkräften zeige, könne dessen wirtschaftliche Prosperität ebenso stimuliert werden wie die Innovationsfähigkeit und Attraktivität für weitere unternehmerische Ansiedlungen.

Übersicht 11: Auswertung von 68 Studien: Begründungen und konkurrierende Einschätzungen der Handlungsempfehlungen zu Forschung und Transfer in regionalen Kontexten

Handlungsempfehlung	Vorteile, positive Erwartungen	Nachteile, mögliche Probleme	
Förderung hochschulischer Kooperationen mit Unternehmen	Förderung regionaler Innovationsfähigkeit	Finanzierungslücke zwischen Invention und Innovation	
	Erhöhung hochschulischer Forschungsintensität	Verwertung gemeinsamer Forschungsergebnisse restriktiv	
	Positionierung der Hochschulen als Dienstleister für Unternehmen, was Ressourcenausstattung steigern kann	Kommerzialisierung von durch Hochschulforschung gewonnenem Wissen schwierig	
	Verbindung von Wissenschaft und Praxis	Bedürfnisse und Anforderungen (Struktur, Finanzierung, Personal, Zeitplanungen) von Unternehmen und Hochschulen unterschiedlich gestaltet	
	Ausbau des regionalen Innovationssystems		Unternehmenskooperationen beruhen häufig auf persönlichen Kontakten, diese nur schwer von außen stimulierbar
			Unternehmen durch finanziellen/organisatorischen Mehraufwand belastet
		Hochschulrecht für individuelle Anreizsetzungen nicht ausgelegt (Besoldung, Finanzierung)	
Ausbau von Clustern und Innovationsnetzwerken	Erhöhung technologischer und wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit einer Region	ggf. hohe Transaktionskosten der Bildung und Aufrechterhaltung von Netzwerken	
	öffentliche Innovationsförderung kann als Ankerpunkt für private Drittmittelgeber dienen	Netzwerke können nicht nur Probleme lösen, sondern auch erzeugen	
	Ansiedlungs- und Neugründungsanreize für Unternehmen	Cluster und Netzwerke sollten natürlich wachsen und nicht aus politischem Kalkül entstehen, da ggf. bestimmte Wirtschaftsbereiche künstlich gefördert würden und deren Marktfähigkeit nach Ablauf der Förderperioden nicht gesichert sein könnte	
	Schaffung neuer Arbeitsplätze in innovationsorientierten Branchen		
	Ausbau internationaler Konkurrenzfähigkeit von Unternehmen	ggf. Entstehung von Lock-In-Effekten, die andere (potenzielle) Wachstumskerne behindern	
Förderung von Gründungen/ Spin Offs	Stimulierung des regionalen Innovationssystems	Bedarf an klarer Förderstruktur, um Entrepreneurs passgenau unterstützen zu können	
	Schaffung von Arbeitsplätzen in der Region	Erfolge ggf. erst nach längerer Zeit sichtbar	
	Ansiedlungsanreize für Unternehmen	Erfolg von Gründungen variiert stark zwischen Wirtschaftsbereichen	

Handlungsempfehlung	Vorteile, positive Erwartungen	Nachteile, mögliche Probleme
		Volkswirtschaftliche Bedeutung kaum genau abschätzbar
Einrichtung bzw. Qualifizierung von Transferstellen an den Hochschulen	Förderung von Kooperationen	Strukturelle Überforderung durch Komplexität unterschiedlicher Wissenschaftsdisziplinen einerseits und Branchen andererseits
	Ausbau/Stärkung von Netzwerken/Clustern	
	Steigerung der Innovationsneigung in der Region	Kooperationsanbahnung selten über Transfereinrichtung, meist über direkte Kontakten von Hochschullehrern und Wirtschaft
		fehlende Kenntnisse der Zukunftsmärkte und -strukturen
Integration von Transferleistungen als Indikatoren in die Leistungsorientierte Mittelverteilung	Steigerung der Kooperationsneigung der Hochschullehrer:innen	bürokratischer Mehraufwand
		Wissenschaftsdisziplinen eignen sich unterschiedlich stark für Transferleistungen Natur- und Ingenieurwissenschaften werden zu Lasten anderer Fächer gestärkt
Förderung von regionsinternen Institutionen, die technologische Entwicklungen beobachten und diese in die Region transferieren	Gestaltung regionaler Wissenslandschaft	zur Sicherstellung der Wirksamkeit müssten entsprechende Einrichtungen jeweils disziplinspezifisch arbeiten
	Einbindung in überregionale Wissenskanäle	
	Stärkung der überregionalen Konkurrenzfähigkeit von Unternehmen	
Förderung von Personalaustausch zwischen Wissenschaft und Wirtschaft	Förderung unternehmensnaher FuE	Erfordert erhebliche Flexibilität der Unternehmen und Hochschulen
	Kooperationsförderung über persönliche Kontakte	
	Stärkung der lokalen Humankapitalbasis	kulturelle Unverträglichkeiten
Schaffung von Angeboten und Unterstützungsstrukturen für Gründer/Entrepreneurs an den Hochschulen	Verbindung von Wissenschaft und Praxis	Schaffung von passgenauen Strukturen für Entrepreneurs personell, finanziell und organisatorisch schwierig
	Stärkung regionaler Wirtschaftskraft	
	Schaffung von Arbeitsplätzen und Absolventenverbleib in der Region	Erfolg von Gründungen erst langfristig sicht- und bewertbar
	Motivationsanreize nach dem Studium ein Unternehmen zu gründen	Gründungsmotivation auch abhängig von schwer beeinflussbaren externen Faktoren wie Arbeitsmarktbasis, ansässigen Firmen, sozialem Image einer Region
	Ansiedlungsanreize für weitere Unternehmen	
	Einbindung der Gründer/Entrepreneurs in überregionale Wissenslandschaften	

Die Handlungsempfehlungen zur Ausgestaltung der hochschulischen *Forschungs- und Transferfunktionen* bauen auf folgenden zentralen Zusammenhangsannahmen auf:

- Forschung und Transfer von Hochschulen wirkten sich direkt auf die regionale Innovationsneigung und auf die regionale Wirtschaftsentwicklung insgesamt aus. Dies basiere unter anderem auf Netzwerken bzw. Clustern, die sich aus Kooperationen mit Unternehmen und anderen Wissenschaftseinrichtungen ergeben. Der Grund: Unternehmen mit Wissenschaftskontakten erwiesen sich als innovationsfreudiger und entwickelten häufiger neue Produkte. Hochschulen nähmen innerhalb solcher Verbünde eine Schlüsselposition ein, denn es gebe einen Zusammenhang zwischen räumlicher Nähe zu einer Hochschule und Kooperationsneigung von Unternehmen.
- Hochschulen könnten über die Stärkung regionaler Innovationsmilieus und die Förderung von Ausgründungen zur Schaffung neuer Arbeitsplätze beitragen, was wiederum weitere Unternehmen anziehe. Dadurch könne Hochschulförderung ein Instrument sein, um wirtschaftlichen (Wieder-)Aufschwung zu unterstützen.

Die Handlungsempfehlungen zur Gestaltung und Förderung *sozialräumlicher Bedingungen und Effekte* der Hochschultätigkeit schließlich basieren auf drei zentralen Zusammenhangsannahmen:

- Humankapital und Innovationen würden zum entscheidenden Faktor der Prosperität der Regionen, und durch Hochschulen werde einerseits die Humankapitalbasis gestärkt und andererseits der regionalen Alterung entgegenge wirkt.
- Hochschulen erzeugten zahlreiche Beschäftigungsmöglichkeiten innerhalb der Sitzregion und führten selbst dann zu erheblichen Mittelzuflüssen in die Region, wenn alle Absolvent.innen diese verlassen würden.
- Um einen Standort attraktiv zu gestalten, seien räumliche Nähe zwischen den wissenschaftlichen und nichtwissenschaftlichen Einrichtungen, ein attraktives Umfeld sowie kulturelle Angebote und Lebensqualität wichtig, welche sich im überregionalen Standortwettbewerb als wesentliche Faktoren zeigen könnten.

Die meisten der Handlungsoptionen zeichnen sich durch ein hohes Maß an Erwartbarkeit aus. Überwiegend werden sie in den ausgewerteten Texten mehrfach, d.h. von unterschiedlichen Autor.innen formuliert. Zum Teil erscheinen sie geradezu kanonisch, insofern sie sich in jedem Text finden, sobald dieser das entsprechende Thema berührt. Ein wesentlicher Grund dafür dürfte im Modus des Zustandekommens der Texte liegen: Die zugrundeliegenden Analysen waren in aller Regel innerhalb vergleichsweise kurzer Bearbeitungsfristen zu realisieren. Damit fehlten häufig die Ressourcen, um an die Phase der empirischen Erhebung eine allzu umfangreiche Auswertung im Blick auf fallübergreifend relevante Handlungsoptionen anzuschließen.

Stattdessen bleibt den Autoren in solchen Fällen nur, ihre vorhandenen, aus allgemeiner Feldkenntnis resultierenden Wissensbestände mit den empirischen

Ergebnissen des gerade zu erledigenden Auftragsprojekts daraufhin abzugleichen, inwieweit beide miteinander kompatibel sind. Wo die konkreten Projektergebnisse mit dem bereits vorhandenen Wissen nicht kollidieren, dort lassen sich dann die allgemein anerkannten Empfehlungen für anstehende Handlungsnotwendigkeiten erneut formulieren. Diese sind häufig eher plausibilitätsgestützt als stringent aus der jeweils konkreten Empirie gearbeitet. Infolgedessen entsteht und verfestigt sich im Laufe der Zeit ein größeres Set an Empfehlungen und Handlungsoptionen, die die Wissenschaft an die Akteure des Praxisfelds richtet, das regelmäßig auftaucht und wiederholt wird.

4.2. Netzwerke als lokale Problemlöser?

Punktuelle Aktivitäten können wertvoll sein und sind im Regelfall besser, als auf problembearbeitende Initiativen überhaupt zu verzichten. Sie haben allerdings auch einige strukturelle Nachteile. Insbesondere hängen punktuelle Aktivitäten typischerweise von konjunkturellen Problemwahrnehmungen, einigen wenigen Personen und deren wechselseitigem Vertrauen sowie häufig von befristeten Projektfinanzierungen ab. Eine andere Variante ist, die Initiativen innerhalb eines hierarchisch entworfenen und zentral gesteuerten Konzepts zu systematisieren und als Top-down-Programm umzusetzen. Dies wiederum geht häufig mit dem Nachteil einher, dass es als fremdbestimmt und aufgezwungen erlebt wird. Derart können intrinsische Motivationen erstickt werden.

Einen Ansatz, der sowohl allein punktuelle Aktivitäten als auch das systematisierte Top-down-Programm vermeidet, stellt die Bildung von Netzwerken dar. Vernetzung ist ein Koordinationsmechanismus, durch den Effizienz- und Kostenprobleme jenseits von Markt und Hierarchie gelöst werden sollen. Er lässt sich insoweit als eine Governanceform betrachten (vgl. Dahme 2000: 57).

4.2.1. Leistungsfähigkeiten und Erfolgsfaktoren von Netzwerken

Netzwerke erlauben den Zugriff auf kollektive Ressourcen, ohne die Eigenständigkeit und Individualität des Einzelnen zu gefährden. Ihre Eigenschaften seien soziale Distanz bei enger Interaktion und mittlerem Machtniveau (Ibert 2005: 604). Gepriesen werden Netzwerke als Synthese der unsichtbaren Hand des Marktes und der sichtbaren Hand der Organisation (Powell 1990: 303). Sie entgingen als idealer Koordinationsmechanismus sowohl dem Versagen der Märkte angesichts von Unsicherheit und langen Zeithorizonten als auch der innovationsstötenden Indifferenz von Organisationen gegenüber den feinen Unterschieden und ihrer Unfähigkeit, Zeithorizonte offen zu halten (Rammert 1997).

Netzwerke können als formalisierte Interaktionsgeflechte gefasst werden (vgl. Lange 2007: 96; Nagel 2010). Sie lassen sich definieren als eine Struktur, in der „individuelle oder korporative Akteure über relativ viel Autonomie verfügen, gleichwohl über strukturierte und relativ stabile Beziehungen miteinander verknüpft sind“. Diesen (Netzwerk-)Beziehungen werde oftmals ein eher koopera-

tiver denn kompetitiver Charakter zugeschrieben, „der aus in den Beziehungsgeflechten gültigen Normen wie Reziprozität, Selbstverpflichtung, Vertrauen oder Verlässlichkeit resultiert“. (Sydow 2003: 330, in Anlehnung an Powell 1990) Materialisiert werde ein Netzwerk durch Kooperationen. Das Netzwerk diene lediglich als Orientierungsrahmen, auf das sich Handlungen beziehen können. Netzwerke seien so gesehen virtuelle und latente Potenzialitäten für Kooperation (Duschek/Wetzel/Aderhold 2005: 149f.).

Durch Netzwerklösungen würden einseitige oder direktive Zielvorgaben ersetzt. Kommunikation, Informationsaustausch, gemeinsames Suchen und Lernen sowie kollektives Problemlösen stünden stattdessen im Vordergrund. Staatliche Instanzen gäben im Steuerungsmodell Netzwerk teilweise Steuerungskapazitäten ab, wobei ihnen allerdings auch weiterhin die wichtige Aufgabe zukomme, „Leitbilder anzubieten, die Akteure zu aktivieren und Netzwerke zu inszenieren“ (Heinze 2000: 32f.). Die nichthierarchische Koordination von Informationen und Interaktionen erlaube eine angepasste Steuerung nach dem konkreten Bedarf. Bislang funktional getrennte Spezialisten könnten sich an übergreifenden Schnittstellen treffen und sich gegenseitig ergänzen. (Vgl. Schubert 2008: 12)

So würden kollektive Lernprozesse möglich, indem die Fähigkeiten zur Schaffung von etwas Neuem auf mehrere Personen verteilt sind und ‚zusammengebastelt‘ werden (vgl. Ibert 2005: 206). Diese Lernprozesse könnten durch Gelegenheitsstrukturen, d.h. „Rahmenbedingungen, welche die Wahrnehmung und Denkmuster von Akteuren in gleicher Richtung beeinflussen können“, gefördert werden. Gelegenheitsstrukturen wiederum ließen sich über Ausschreibungen, Diskussionen in der Öffentlichkeit, gelungene und propagierte Best-Practice-Beispiele u.ä. fördern. Kollektives Handeln bedürfe der Vermittlung, weshalb hier immer auch eine Führungsinstanz benötigt werde. Vermittler könnten aber nur dann etwas ausrichten, wenn sie auf Resonanz treffen. (Fürst 2007: 359f.)

Als Vorzüge gelungener Netzwerkbildung werden insbesondere genannt: Sie erhöhten die Umweltsensitivität und senkten die Transaktionskosten, verhinderten opportunistisches Verhalten von Kooperationspartnern, sorgten für ein schnelles Diffundieren von Informationen, ermöglichten die Kontrolle der Konkurrenz, erlaubten eine Umverteilung von Risiken sowie das Poolen von Ressourcen, stießen wechselseitige Lernprozesse an, und über die heterogene Zusammensetzung der Netzwerkteilnehmer fänden schließlich interorganisatorische Abstimmungsprozesse zwischen verschiedenen sozialen Kontexten wie etwa Wissenschaft, Wirtschaft oder Politik statt (vgl. z.B. Windolf/Nollert 2001: 53; Gulati/Gargiulo 1999: 1443ff.).

In der Literatur werden einige Schlüsselfaktoren beschrieben, die zu Netzwerkbildungen führen und diese fördern können. Grundlegend lässt sich dazu festhalten: Unsicherheit bzw. Umweltkontingenz sind es demnach, die zu Netzwerkbildung führen. Im einzelnen werden folgende fördernde Faktoren genannt:

- bestehende Vertrautheit und Vertrauen, persönliche Kontakte, bestehende Reputation durch direkte frühere Kooperationen (*relational embeddedness*) (Gulati/Gargiulo 1999: 1444): Vertrauen und damit verbundene Verhaltenserwartungen entstünden „im Laufe wiederholter Transaktionen“, d.h. im

Laufe sich wiederholender Treffen und Abstimmungen (Wald/Jansen 2007: 98ff.);

- Verhandlungen und Abstimmungsprozesse; Verhandlungen seien die Logik von Netzwerken. Im Unterschied zu hierarchischen Anweisungen zielten Verhandlungen auf ein gemeinsames Ergebnis. Sie dienten der Zielfindung, und da in Netzwerken individuelle Interessen der Akteure mit den Interessen des Systems/Netzwerks konkurrierten, müssten für die Zielfindung Einzelinteressen generalisiert werden (Mayntz 1993: 46f.);
- Handlungsspielräume der Beteiligten würden durch ihre freiwillige Selbstbindung an das Netzwerk nicht nur eingeschränkt, sondern seien auch erweiterbar. Von der Einhaltung der Netzwerk- bzw. Verhaltensregeln hänge letztlich die Teilnahme am Netzwerk ab. Netzwerke würden dann stabil, wenn beteiligte Akteure nicht nur Erwartungen an andere adressieren, sondern auch die Erwartungen der anderen an sie akzeptieren (Schubert 2008: 28);
- dichte bestehende Verflechtungen in gemeinsamen Organisationen beförderten die Entstehung von dichten Netzwerken (Windolf/Nollert 2001: 74f);
- Kooperation komme dann zum Tragen, wenn wechselseitig erkannt werde, dass die Zweckmäßigkeit des eigenen Verhaltens vom Verhalten anderer Personen, Gruppen oder Organisationen abhängt, und diese Erkenntnis in eine zeitlich befristete Verhaltenskoordinierung zum Zwecke einer besseren Zielerreichung einmündet (Aderhold 2005: 121);
- bei zunehmender Ausdifferenzierung eines Netzwerks steigere sich das erkennbare relationale Profil und damit Kooperationsbereitschaft (*level of structural differentiation*), besonders zwischen Organisationen mit ähnlicher Netzwerkzentralität beider Organisationen (*positional embeddedness* und *structural homophily*), jedoch nicht bei peripheren Organisationen (Gulati/Gargiulo 1999: 1450);
- Unsicherheit über alternative Möglichkeiten zur Akquise bestimmter Ressourcen, also Austausch von markanten Kompetenzen, im Regelfall Austausch von Know-how (Kompetenz und Informationen, personengebundenes Wissen, *tacit knowledge*) (Smith-Doerr/Powell 2003: 15ff.; Powell 1990: 324f.);
- Netzwerke könnten schnell neue Informationen verbreiten und interpretieren, während Hierarchie und Markt unter starker Informationskontrolle litten (Powell 1990: 325f.);
- da immer auch strukturelle Lücken existieren, können Brücken zwei getrennte Akteure/Netzwerke verbinden (*bridging structural holes* = „natürliche“ Grenzen im sozialen Raum überschreiten) (Burt 1992); besondere Bedeutung hätten daher *broker* und *boundary-spanners* (Morath 1996: 44);
- kontinuierlich notwendige und komplementäre Zusammenarbeit bzw. Zwang zur operativen Integration anderer Organisationen (Gulati/Gargiulo 1999);
- Erfordernis hoher Geschwindigkeit (Powell 1990: 325f.);
- unsichere Umwelt und daher gegebener Bedarf an Flexibilität und Sensitivität (ebd.);

- hohes Risiko und hohe Kosten eines explorativen Projekts (Rammert 1997);
- projektbasierte Arbeit (Smith-Doerr/Powell 2003: 15f.);
- regionale Agglomerationen (ebd.: 18f.);
- Organisationsgeschichte: jüngere Organisationen, etwa Firmen, seien eher zur Kooperation bereit;
- Ressourcenabhängigkeit: mangelnde eigene Ressourcen der beteiligten Organisationen und somit Bedarf an externen Ressourcen;
- gelingende Etablierung oder Rückgriff auf eine gemeinsame Kultur, welche den Sinn-Bezug zwischen den einzelnen Akteuren sichert; Konsens ersetzt formelle Regulierungen, allerdings setze Vertrauen eine gewisse Homogenität der Netzwerkteilnehmer voraus (Powell 1990: 326)

Bei vollständiger oder überwiegender Abwesenheit dieser positiven Faktoren ist eine netzwerkförmige Kooperation unwahrscheinlich und eine Abwicklung der Leistungsbeschaffung über Markt oder hierarchische Organisationen naheliegend. Eine stabile Umwelt senkt den Informationsbedarf und den Zwang zur Flexibilität und Sensitivität. Aber auch in einer unsicheren Umwelt wird Netzwerkbildung dann unwahrscheinlich, wenn eine lange Organisationsgeschichte oder ein großer Pool an eigenen Ressourcen gegen einen Autonomieverzicht durch Netzwerkeinbindung spricht.

4.2.2. Risikofaktoren für Netzwerke

Neben Erfolgsfaktoren werden auch Tücken beschrieben, die sich mit Netzwerken verbinden können. Eine Grenze sei, dass Netzwerke nur unter optimalen Bedingungen funktionieren – „Schön-Wetter-Bedingungen“: keine Konflikte, mittleres Machtniveau (Ibert 2005: 604). Analog zu Organisationen hätten Netzwerke die Tendenz zur Zielverschiebung und zur Generierung eigener Zwecke (Krücken/Meier 2003: 20f.). Sie reproduzierten die bekannten Nebenwirkungen von flachen Hierarchien (vgl. Kühl 2000) wie Strukturkonservatismus in egalitären Netzwerken oder Angleichungsdruck in asymmetrischen Kooperationen (Wilkesmann 2001: 313). Der erhöhte Abstimmungsbedarf könne die Transaktionskosten in die Höhe treiben und zeitnahe Entscheidungen verhindern.

Verschärfen könnten sich diese Probleme zum einen durch die Bindung von Netzwerken an Vertrauen und Verhandlung, also die notwendige Berücksichtigung individueller Partikularismen, und zum anderen durch ihre Wachstumsdynamik, reagierten Netzwerke doch auf ungelöste Probleme gelegentlich mit der Einbeziehung weiterer Partner (Krücken/Meier 2003: 20). Sie könnten zudem schnelle, aber suboptimale Ergebnisse und ausschließende Effekte zeitigen (Smith-Doerr/Powell 2003: 27ff.), und sie neigten zur Externalisierung von Kosten (Wilkesmann 2001: 313).

Risikofaktoren gibt es jedoch auch dann, wenn Netzwerke bereits etabliert werden konnten. Zunächst können Umweltveränderungen die Netzwerkbeziehungen obsolet oder dysfunktional machen. Wo dies nicht der Fall ist, kann die Dynamik der Netzwerke selbst oder an einzelnen Netzwerkknoten zu Problemen führen. Die beiden Verfallsformen des Netzwerkes sind Sklerose oder Desinte-

gration. Beides wird zumeist einem ungünstigen Netzwerkmanagement zugeschrieben. *Sklerotisch* können Netzwerke werden, wenn sich folgende Bedingungen verfestigen:

- Abschluss nach außen: Netzwerke begrenzen sich auf regionale Suche, dies führt zum Abschneiden von aktuellen Entwicklungen und zu Kompetenzdefiziten, dadurch kommt es zu einem Verlust der Sensitivität (Smith-Doerr/Powell 2003: 27);
- sozialer Ausschluss und Konformitätsdruck bzw. Strukturkonservatismus macht sich breit, dadurch Einschränkung der Innovations- und Kritikfähigkeit (Wilkesmann 2001: 313);
- Vernachlässigung des Marktmechanismus, was Verluste der Effizienzgewinne von Netzwerkbildung verursachen kann (Morath 1996: 42f.);
- hohe Interdependenz der beteiligten Organisationen, d.h. hohe Ein- und Ausstiegskosten und Autonomieverlust (*lock-in*-Effekt) (Smith-Doerr/Powell 2003: 30f.).

Desintegration kann einsetzen, sobald sich die folgenden Bedingungen verfestigen:

- dem Netzwerk gelingt es nicht, genügend Ressourcen und Legitimation/Reputation zu akquirieren;
- die zentrale Organisation versagt in der Koordinations- und Integrationsleistung; massive Abhängigkeit von, d.h. Autonomieverlust gegenüber anderen Netzwerkteilnehmern macht sie zum Spielball anderer Organisationen, die um Führung und Ausrichtung des Netzwerks konkurrieren (Morath 1996: 16ff.);
- der Diversifikationsgrad oder die Zahl der Netzwerkteilnehmer wird dysfunktional und sprengt das Koordinationspotenzial (ebd.);
- mangelnder gemeinsamer Sinn-Bezug: Netzwerkkultur, Zieldefinitionen etc.;
- hoher Kommunikationsaufwand zum Erhalt des Netzwerks;
- zunehmende interne Kontrolle führt zu Dissens.

4.2.3. *Erfolgs- und Scheiternsbedingungen: empirische Beispiele*

Die Bedingungen des Erfolgs und Scheiterns von regionalen bzw. lokalen Netzwerken sind in Deutschland verschiedentlich anhand konkreter Beispiele empirisch untersucht worden. So weist Broda-Kaschube (2005: 39f.) anhand der Netzwerkentwicklung in der „lernenden Region“ Wartburgkreis auf dort aufgetretene Anfangsprobleme hin: Ein initiiertes Netzwerk bedürfe anfangs besonderer Fokussierung darauf, grundständige Kommunikations- und Interaktionsstrukturen zur Erzielung von Verstärkungseffekten zu etablieren. Die zunächst unklaren Kommunikations- und Entscheidungswege sowie eine diffuse Kompetenzverteilung machten Formalisierungen notwendig, d.h. die Festlegung von Verbindlichkeiten und Funktionsträgern.

Eine begleitende Evaluation des BMBF-Förderprogramms InnoRegio hebt vier Erfolgsfaktoren für die Entwicklung der geförderten Netzwerke hervor:

„Das in der Region verfügbare und für die Netzwerke mobilisierbare unternehmerische und wissenschaftliche Potenzial, eine klare, am wirtschaftlichen Erfolg orientierte Zielsetzung, die Einsicht in den individuellen Nutzen derartiger Kooperationen und eine leistungsfähige Netzwerksteuerung“ (BMBF 2005: 69).

Hervorzuheben ist, dass es als unabdingbar bezeichnet wird, die schnelle Erfahrung des Netzwerknutzens zu schaffen – auch wenn dieser sich realistischerweise erst im weiteren Zeitverlauf manifestiere (ebd.).

Im Rahmen einer Begleitforschung zur Arbeits- und Wirkungsweise von Erneuerbaren-Energie-Netzwerken in der Region Trier als Teilprojekt des Exzellenzclusters der Universitäten Trier und Mainz „Gesellschaftliche Abhängigkeiten und soziale Netzwerke“ (Hamm 2007) konnten fördernde und hemmende Faktoren der Netzwerkbildung und -entwicklung formuliert werden:

■ *fördernde Faktoren*: Überzeugungstäter als Netzwerkmotor; ein gemeinsames Ziel; konfliktarme und konsensfähige Themenbereiche; Positivsummenspiel als gleich großer Nutzen für alle Beteiligten; klare Strukturen, d.h. klare Zuständigkeiten und eine verbindliche Arbeitsteilung; guter Informationsfluss; Offenlegung der jeweiligen Eigeninteressen; ausreichende Finanzressourcen; ausreichende Personalressourcen; persönliche Kontakte und Sympathie; gute Öffentlichkeitsarbeit; ein gemeinsames Grundverständnis für das jeweilige Arbeitsfeld; institutionelle Unterstützung der Zusammenarbeit; Benennung fester Ansprechpartner; ausgeglichene Machtbalance; keine Angst vor Machtverlust; Netzwerkgröße mit *Face-to-Face*-Interaktion aller Beteiligten; Vorhandensein persönlicher Kompetenzen; konkreter Anlass; konkretes Projekt und eine vorhandene Dynamik im Netzwerk (ebd.: 123);

■ *hemmende Faktoren*: kein gemeinsamer Nenner, d.h. kein gemeinsames Problembewusstsein; fehlende Verantwortlichkeiten; mangelnder Informationsfluss; Konkurrenzsorgen; keine ausreichenden Personalressourcen; persönliche Spannungen; keine Überzeugungstäter, kein Netzwerkmotor vorhanden; Zahl der Teilnehmer zu groß; Vertrauen kann nicht aufgebaut werden; zu wenig Zeit für Netzwerkaufbau; formale Einschränkungen; fehlende (Zwischen-)Resümees und Erfolge; mangelnde Regelung von Machtverteilung; unklare Entscheidungsgrundlage; hoher Kommunikationsaufwand; Terminfindungsprobleme; nicht alle Akteure sind eingebunden (ebd.: 124).

Ein Bericht des Stifterverbandes zur Zusammenarbeit zwischen Unternehmen und Hochschulen nennt als Barrieren einer gelingenden Netzwerkbildung: Interessengegensätze, fehlende Motivation (vor allem für eine langfristige Kooperation), ungünstige Kosten-Nutzen-Bilanzen, schlechte Anreizstrukturen, fehlende persönliche Kontakte, dienstrechtliche Barrieren sowie Unsicherheit in der juristischen Ausgestaltung der Kooperation (Frank et al. 2007: 7ff.). Im einzelnen lassen sich aus dieser Beschreibung folgende Probleme destillieren:

■ *Probleme in der Forschungsk Kooperation*: mangelnde Transparenz von Einzelkontakten und Unternehmungen, unklare Lösungsroutinen bei Interessensgegensätzen (Konflikt zweier Kulturen), fehlende Aufmerksamkeit von Seiten der Hochschulleitung für Forschungsnetzwerke, einseitige Abhängigkeiten (Autono-

Übersicht 12: Vorteile, Erfolgsfaktoren, Hemmnisse und Risikofaktoren der Netzwerkbildung

Vorteile der Netzwerkbildung		
Ressourcenaspekte	<ul style="list-style-type: none"> • Poolen von Ressourcen • Senkung von Transaktionskosten • Erschließung neuer Finanzierungsquellen für Hochschulen 	<ul style="list-style-type: none"> • Erleichterung des Zugangs zu öffentlichen Forschungsprogrammen für Unternehmen
Interaktionsgestaltung	<ul style="list-style-type: none"> • Erhöhung der Umweltsensitivität • Kontrolle der Konkurrenz • Umverteilung von Risiken • Abstimmung verschiedener sozialer Kontexte • Verhinderung opportunistischen Verhaltens von Kooperationspartnern • Verbesserung des Arbeitsmarktbezugs der Hochschulausbildung 	<ul style="list-style-type: none"> • Erschließung des Zugangs zu Praxisfeldern und deren Problemstellungen für Hochschulen • Beschleunigung des Technologietransfers aus Hochschulen • Erschließung beruflicher Perspektiven für Forscher:innen außerhalb der eigenen Institution • Verringerung des Forschungsrisikos auf Seiten der Unternehmen
Information & Wissen	<ul style="list-style-type: none"> • schnelle Diffundierung, Verbreitung und Interpretation neuer Informationen • Anstoßen wechselseitiger Lernprozesse • Austausch von Kompetenzen 	<ul style="list-style-type: none"> • Sicherung von Nachwuchs mit Qualifikationen, für die es starke Nachfrage gibt, durch die Unternehmen • unternehmensseitige Verfügbarmachung von Spezialkenntnissen, die in öffentlichen Einrichtungen erarbeitet wurden
Organisationsentwicklung	<ul style="list-style-type: none"> • Steigerung der Profilbildung von Hochschulen • Förderung der Curriculumsentwicklung • Erhöhung der Wettbewerbsfähigkeit für Unternehmen durch beschleunig- 	<ul style="list-style-type: none"> te Innovationsprozesse infolge Kooperation mit Hochschulen • Ermöglichung der Schaffung neuer Unternehmensbereiche • Stabilisierung junger technologieorientierter Unternehmensgründungen
Erfolgsfaktoren für Netzwerke		
Netzwerkgründung	<ul style="list-style-type: none"> • konkreter Anlass • konkretes Projekt 	<ul style="list-style-type: none"> • gemeinsames Ziel und Klarheit der Zielsetzung
Konditionierung	<ul style="list-style-type: none"> • Bedarf an Flexibilität und Sensitivität durch unsichere Umwelt • Erfordernis hoher Geschwindigkeit • Einsicht in den individuellen Nutzen der Kooperation • gemeinsames Grundverständnis für 	<ul style="list-style-type: none"> das jeweilige Arbeitsfeld • konfliktarme und konsensfähige Themenbereiche • Vorhandensein persönlicher Kompetenzen • vorhandene Dynamik im Netzwerk
Ressourcenaspekte	<ul style="list-style-type: none"> • ausreichende Finanz- und Personalressourcen • Bedarf an externen Ressourcen bei mangelnden eigenen Ressourcen der 	<ul style="list-style-type: none"> beteiligten Organisationen • regionale Agglomerationen • bestehende Reputation infolge früherer Kooperationen

Netzwerk- organisa- tion	<ul style="list-style-type: none"> • Zwang zur operativen Integration anderer Organisationen • Rückgriff auf eine gemeinsame Kultur bzw. deren Etablierung; Konsens ersetzt formelle Regulierungen • Überzeugungstäter als Netzwerkmotor • leistungsfähige Netzwerksteuerung • Verstetigungseffekte über Festlegung von Verbindlichkeiten und Funktionsträgern, um anfangs notwendig 	<ul style="list-style-type: none"> • unklare Kommunikations- und Entscheidungswege sowie diffuse Kompetenzverteilung auszugleichen • klare Zuständigkeiten und verbindliche Arbeitsteilung • ausgeglichene Machtbalance • keine Angst vor Machtverlust • institutionelle Unterstützung der Zusammenarbeit • guter Informationsfluss • gute Öffentlichkeitsarbeit
Inter- aktions- gestaltung	<ul style="list-style-type: none"> • bestehendes Vertrauen durch persönliche Kontakte • kontinuierliche und komplementäre Zusammenarbeit • projektbasierte Arbeit • Positivsummenspiel als gleich großer Nutzen für alle Beteiligten 	<ul style="list-style-type: none"> • schnelle Erfahrung des Netzwerknutzens • Offenlegung der jeweiligen Eigeninteressen • persönliche Kontakte und Sympathie • Netzwerkgröße mit Face-to-Face-Interaktion aller Beteiligten
Hemmnisse und Risikofaktoren für Netzwerke		
Ressourcen- aspekte	<ul style="list-style-type: none"> • Kooperationskosten übersteigen die Kooperationsgewinne • hohe Transaktionskosten • Verhinderung zeitnaher Entscheidungen durch erhöhten Abstimmungsbedarf • Neigung zur Externalisierung von Kosten • hohes Risiko und hohe Kosten explorativer Projekte • Scheitern der Akquise von genügend 	<ul style="list-style-type: none"> • Ressourcen und Legitimation/ Reputation • hohe Ein- und Ausstiegskosten und Autonomieverlust (lock-in-Effekt) durch hohe Interdependenz der beteiligten Organisationen • keine ausreichenden Personalressourcen • schlechte Anreizstrukturen • bürokratische, unzusammenhängende, diskontinuierliche Förderung
Akteurs- bezie- hungen	<ul style="list-style-type: none"> • mangelnder gemeinsamer Sinn-Bezug: Netzwerkkultur, Zieldefinitionen etc. • kein gemeinsames Problembewusstsein • fehlende Motivation vor allem für 	<ul style="list-style-type: none"> • langfristige Kooperation • Konkurrenzsorgen • persönliche Spannungen • Mangel an persönlichen Kontakten • Vertrauen kann nicht aufgebaut werden
Inter- aktions- gestaltung	<ul style="list-style-type: none"> • durch Konformitätsdruck bzw. Strukturkonservatismus sozialer Ausschluss und Einschränkung der Innovations- und Kritikfähigkeit • Notwendigkeit der Berücksichtigung individueller Partikularismen infolge der Bindung von Netzwerken an 	<ul style="list-style-type: none"> • Vertrauen und Verhandlung • Interessensgegensätze und unklare Lösungsroutinen dafür • unzureichende Einbindung wichtiger Akteure • mangelnde Transparenz von Einzelkontakten

Netzwerk- organi- sation	<ul style="list-style-type: none"> • zu wenig Zeit für Netzwerkaufbau • Reproduktion der Nebenwirkungen von flachen Hierarchien: z.B. Strukturkonservatismus oder Angleichungsdruck • problematische Wachstumsdynamik, etwa durch wiederholte Einbeziehung weiterer Partner als Reaktion auf ungelöste Probleme • Dysfunktionalität durch Diversifikationsgrad oder die Zahl der Netzwerkteilnehmer: Sprengung des Koordinationspotenzials • hoher Kommunikationsaufwand zum Erhalt des Netzwerks • keine Überzeugungsstärker, kein • massive Zugangsbarrieren • zwar schnelle, aber suboptimale Ergebnisse und ausschließende Effekte • durch Umweltveränderungen obsolet oder dysfunktional werdende Netzwerkbeziehungen 	<ul style="list-style-type: none"> • kein Netzwerkmotor vorhanden • Konkurrenz um Führung und Ausrichtung des Netzwerks • Versagen der zentralen Organisation in der Koordinations- und Integrationsleistung • fehlende Verantwortlichkeiten • mangelnde Regelung von Machtverteilung • einseitige Abhängigkeiten mit Autonomieverlusten • mangelnder Informationsfluss • unklare Entscheidungsgrundlagen • Dissens infolge zunehmender interner Kontrolle • Terminfindungsprobleme • Begrenzung des Netzwerks auf regionale Suche: dadurch Abschneiden von aktuellen Entwicklungen, Kompetenzdefizite, Verlust der Sensitivität • fehlende (Zwischen-)Resümeees und Erfolge
---	---	--

mieverluste), fehlendes Engagement seitens der Unternehmen und wenn Engagement, dann nur kurzfristige Kontakte, fehlende Anreize (ebd.: 7ff.);

■ *Probleme in der lehrbezogenen Kooperation:* geringe Bezahlung der Lehre, getrennte Bildungsaktivitäten von Hochschulen und Unternehmen, mangelnde Motivation bei den Unternehmen;

■ *Probleme der Förderung:* Angst beim Informationsaustausch, Kooperationskosten übersteigen (auch bei staatlicher Förderung) die Gewinne; bürokratische, unzusammenhängende, diskontinuierliche Förderung, massive Zugangsbarrieren (ebd.: 14);

■ *Probleme der Unternehmensgründung:* fehlendes Wagniskapital; das Dienstrecht an Universitäten und Forschungseinrichtungen und deren Wunsch, gute Kräfte zu halten – Lösung: Freistellung des Personals für Unternehmensgründungen mit Rückkehrrecht (ebd.: 16f.);

■ *Probleme des Vertrauens, der Kommunikation und des Interessenausgleichs:* Mangel an persönlichen Kontakten, über die Netzwerke in der Regel initiiert werden; fehlende Sichtbarkeit des Profils, mangelnde hochschulinterne Motivation; Unsicherheit hinsichtlich der rechtlichen Regelung dieser Kooperation bzw. fehlende gute Modelle vertraglicher Vereinbarungen (z.B. Patentrecht, geistiges Eigentum), deren Erarbeitung die Transaktionskosten in die Höhe treibt (ebd.: 18f.);

■ *Technologietransferstellen und Patentverwertungsagenturen:* fehlende Dienstleistungseinstellung bei Mitarbeitern dieser Einrichtungen, häufige Fluktuation der Mitarbeiter (keine Erfahrung, keine Vertrauensbildung), finanzieller Druck; fehlende Durchlässigkeit in beide Richtungen gegenüber Personen, über die der Wissenstransfer verläuft; schlechte Bezahlung (ebd.).

Diesen Hemmnissen werden die Vorteile gegenübergestellt, die Hochschulen und Unternehmen aus gelingenden Netzwerkbildungen ziehen könnten:

■ *Hochschulen* könnten dank der Kooperationen mit der Wirtschaft: die Profilbildung steigern, neue Entwicklungen im Studienaufbau und in den Lehrinhalten fördern, durch Praxismodule und Personaltransfer den Arbeitsmarktbezug der Hochschulausbildung verbessern, neue Finanzierungsquellen erschließen, den Zugang zu Praxisfeldern und ihren Problemstellungen ermöglichen, den Technologietransfer beschleunigen, Forschern eine berufliche Perspektiven innerhalb und außerhalb der eigenen Institution bieten.

■ *Unternehmen* könnten dank der Zusammenarbeit mit Hochschulen: die Wettbewerbsfähigkeit durch beschleunigte Innovationsprozesse erhöhen; den Nachwuchs mit Qualifikationen sichern, für die es eine starke Nachfrage gibt; Eliteförderung und Personalrekrutierung betreiben; Netzwerke etablieren helfen, die für andere Kooperationen genutzt werden können; den Zugang zu öffentlichen Förderprogrammen erleichtern und Spezialkenntnisse verfügbar machen, die in öffentlichen Einrichtungen erarbeitet wurden; das Forschungsrisiko verringern, das Beschäftigungsrisiko besser verteilen helfen; die Schaffung neuer Unternehmensbereiche ermöglichen oder junge, technologieorientierte Unternehmensgründungen stabilisieren. (Ebd.: 24f.)

Hinsichtlich der Erfolgchancen von Netzwerken kann zusammengefasst werden, dass diese insbesondere dann steigen, wenn das jeweilige Netzwerk

- einen eindeutigen Zweck verfolgt,
- in sich möglichst heterogene Partizipanten integriert,
- hierarchielos, d.h. horizontal angelegt ist und es zugleich über eine leistungsfähige Netzwerksteuerung verfügt,
- sich des kommunikativen Geschicks und Handelns von Multiplikatoren bedient,
- eine relativ hohe Dichte hat, also wenig weiße Flecken bzw. abgekoppelte oder vernachlässigte Bereiche in sich hat,
- einen guten internen Informationsfluss zu realisieren vermag und
- im Zeitverlauf stabil ist.

5. Mittelgroße Städte: Jenseits der Metropolen und zum Teil peripherisiert²⁸

Zur Sicherung wirtschaftlicher Prosperität bedürften Städte, so heißt es bei Richard Florida (2002), heute vor allem dreierlei: Technologie, Talente und Toleranz. Entsprechend müsse das Ziel der Stadtentwicklung in der Wissensgesellschaft vornehmlich darin bestehen, die Bildung kreativer Milieus zu fördern und dadurch die Stadt in einen Anziehungspunkt für Wissensarbeiter zu verwandeln. Mittelstädte halten allerdings kaum die städtische Infrastruktur vor und verfügen auch höchstens ansatzweise über ein Kulturangebot, die in solchen Stadtkonzepten als unverzichtbar für wissenschaftlich basierte Stadtentwicklung gelten:

- Es gibt in diesen Städten überwiegend keine und wenn, dann eher kleinere Hochschulen und daher häufig keine sehr hohe Studierendenzahl. Die hochschulinduzierte wissensintensive Dienstleistungsnachfrage ist gedämpft, ebenso das derartige Gründungsgeschehen.
- Außeruniversitäre Forschung wird eher durch ausstellungsvorbereitende Arbeiten des örtlichen Naturkunde- oder Stadtmuseums repräsentiert als durch Max-Planck-Institute.
- Die meist klein- und mittelständisch geprägte Unternehmenslandschaft ist häufig nur eingeschränkt in der Lage, vorhandenes Wissen zu erschließen. Verdichtungen von Hochtechnologieunternehmen kommen nur ausnahmsweise vor. Dementsprechend verhält es sich auch mit dem Konzentrationsgrad an FuE-intensiver oder anderweitiger Hochqualifikationsbeschäftigung.
- Die Informations- und Medienwirtschaft beschränkt sich vornehmlich auf lokale bzw. regionale Bedürfnisbefriedigung: Der Bäcker benötigt Flyer, der Maschinenbauer eine Website, und das Autohaus ist zu der Auffassung gelangt, dass ein eMail-Kundennewsletter nicht schaden könnte.
- Das kulturelle Leben schließlich wird eher durch ein traditional-bildungsbürgerliches Milieu dominiert statt durch innovationsgeneigte Avantgardisten. Letztere fänden zwar in den häufig abwanderungsgeprägten Mittelstädten Frei- und Erprobungsräume vor, wie sie in Großstädten nur noch vereinzelt zu finden sind; dennoch sind kreative Raumpioniere in Mittelstädten nur selten anzutreffen.

Aber auch die Kleineren Großstädte sind nicht umstandslos durch die Wissensstadtkonzepte adressiert. Florida (2002a) vermutet die kritische Grenze bei etwa einer Million Einwohnern. Der Nährboden für kreative Milieus könne nur in Räumen entstehen, die anschlussfähig für das Neue, das Unbekannte und das Unerprobte sind. Voraussetzung dafür ist eine hinreichend heterogen-diverse Stadtstruktur und -gesellschaft. Dass deren Existenz mit der Stadtgröße korre-

²⁸ Mitautor: **Uwe Grelak**

liert, ist weitgehend unstrittig. Unklar ist dagegen, ab welcher Einwohnerzahl eine kritische Grenze erreicht wird.

Würde man – wie Florida – die Grenze bei einer Million Einwohner ziehen, dann müsste konstatiert werden, dass in Deutschland lediglich Berlin, Hamburg, München und Köln wissenschaftlich-kreative Zentren sein können. Zweifellos profitieren aber auch Städte unterhalb dieser Grenze von wissenschaftlichen Entwicklungen, verfügen teilweise über beachtliche kreative Milieus und haben eine hohe Attraktivität für Wissensarbeiter. Mithin kann zwar ab einer gewissen Einwohnerzahl mit einiger Sicherheit davon ausgegangen werden, dass die Rahmenbedingungen für eine Entwicklung hin zur kreativen Stadt gegeben sind. Instruktiver erweist sich jedoch die Beleuchtung jener Städte, denen trotz geringerer Bevölkerung die Erschließung wissenschaftlicher Potenziale gelingt. Dies öffnet den Blick für relevante Rahmenbedingungen und Handlungspotenziale, die auch jenseits der Metropolen für eine wissenschaftsbasierte Entwicklung gegeben sind.

Sichtet man die Literatur daraufhin, was in wissenschaftlicher Hinsicht analytisch oder konzeptionell zu mittelgroßen Städten vorliegt, kehrt rasch Ernüchterung ein: Dieser Stadttypus ist überwiegend nur Gegenstand von isolierten Fallstudien mit ebenso isolierten, d.h. nicht übergreifend eingeordneten Ergebnissen. Es gibt nur ein Thema, zu dem sich die einschlägige Forschung bereits zu konsolidierten, fallübergreifende Geltung beanspruchenden Erkenntnissen vorgearbeitet hat: die Peripherisierung. Von dieser sind vor allem Klein- und Mittelstädte (neben Dörfern) betroffen. Daher finden sie in der entsprechenden Literatur auch herausgehobene Beachtung. Allerdings sind nicht alle mittelgroßen Städte peripherisiert, so dass diese Literatur nur einen Teil unseres Gegenstandes erfasst. Im übrigen aber muss man auf der Suche nach wissenschaftlich relevanten Charakteristika mittelgroßer Städte eine eigene Systematik entwickeln und diese mit verstreuten Hinweisen aus der Stadtforschungs- und Innovationsliteratur auffüllen.

5.1. Definitorisches

Mittelgroße Städte sind nur bedingt Gegenstand von Forschung. Der Grund dafür ist wesentlich, dass sie aufgrund ihrer großen Zahl untereinander eine deutlich höhere Heterogenität als Große Großstädte oder Megastädte aufweisen. Während für letztere ab bestimmten Größenordnungen jeweils eine Vielzahl von Gemeinsamkeiten erkennbar wird, sind bei mittelgroßen Städten Generalisierungen innerhalb Deutschlands und darüber hinaus deutlich schwieriger. Festgehalten werden kann zunächst nur, dass in der übernationalen Raumforschung Städte mit 50.000 bis 250.000 Einwohnern als Mittelstädte bezeichnet werden (WBGU 2016: 61). Diese wiederum weisen untereinander ein hohes Maß an Heterogenität auf. Die Kategorisierung einer Stadt als Mittelstadt ist mithin von dem gesamtstaatlichen Kontext abhängig, in dem diese Einordnung erfolgt.

Die deutsche Raumforschung legt eine andere Unterscheidung zugrunde (BBSR 2018a): Dort gelten Städte mit über 500.000 Einwohnern als Große Großstädte, Städte mit 100.000 bis 500.000 Einwohnern hingegen als Kleine Großstädte. Gemäß dieser Zählung existieren gegenwärtig in Deutschland 14 Große und 66 Kleinere Großstädte. Diesen stehen 109 Große Mittelstädte gegenüber, die eine Einwohnerzahl von 50.000 bis 100.000 aufweisen. Orte mit 20.000 bis 50.000 Einwohnern sind Kleine Mittelstädte. Insgesamt ist mehr als die Hälfte der deutschen Bevölkerung (58 %, BBSR 2018) in Städten mit 20.000 bis unter 100.000 Einwohnern, also Mittelstädten nach landläufiger Definition, zu Hause.

Diese Städtekategorien werden mit der Unterscheidung von vier Versorgungsstufen verknüpft. So sind in der Regel Großstädte Oberzentren und Mittelstädte Mittelzentren (in einigen Fällen mit Teilfunktionen von Oberzentren). Kleinstädte, also Orte mit weniger als 20.000 Einwohnern, nehmen die Funktion von Grund- oder Kleinzentren wahr (BBSR 2018b).²⁹ Auf der Stufe der Mittelstädte lässt sich vor allem eines feststellen: große Heterogenität untereinander.

Sucht man jenseits der großen Heterogenität und definierten Einwohnerzahlen nach Gemeinsamkeiten, dann lassen sich diese am einfachsten durch Negation bestimmen, d.h. die Bestimmung dessen, was mittelgroße Städte nicht sind: Metropolen. Der Begriff der Metropole wiederum markiert eben jenen Städtetypus, der den Konzepten zur Stadtentwicklung in der Wissensgesellschaft meist zugrunde gelegt wird: Oftmals wird hier Wissensgesellschaft exklusiv mit Metropolen und verdichteten Räumen assoziiert.

Metropolen sind Großstädte, die magnetisierend Kräfte, Aufmerksamkeiten, Aktivitäten, Entscheidungen und Leistungsangebote eines weiten Umlands auf sich konzentrieren. Zudem machen Metropolen eine Vielfalt von Informationen verfügbar und weisen nationale wie internationale Zentralität in politischer, ökonomischer und (hoch-)kultureller Hinsicht auf. In diesen Agglomerationen konzentrieren sich die wichtigsten politischen, sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Einrichtungen. Damit bestehen dort Bedingungen hinsichtlich der Größe, Dichte, Heterogenität und Anziehungskraft, die nicht umstandslos andernorts kopierbar sind – und nichtmetropolitane Orte werden auch nicht dadurch zu ihrem Gegenteil, dass man sie zum Bestandteil von „Metropolregionen“ erklärt. Kurz: Die Situation von mittelgroßen Städten ist wesentlich dadurch gekennzeichnet, dass metropolitane Kontexte fehlen.

Genau diese Städte sollen hier betrachtet werden: Mittelstädte und Kleinere Großstädte, hier zusammengefasst zu „mittelgroßen Städten“, die zwischen

²⁹ Mit diesen Zuweisungen werden ein bestimmter Versorgungsbereich, d.h. eine Mindestzahl von Menschen, für die diese Funktion wahrgenommen wird, und eine typische Grundausstattung verbunden: So versorgen Oberzentren mindestens 200.000 bis 300.000 Menschen und verfügen über Fachhandel, größere Banken und Kreditinstitute, Hochschule, Schwerpunktkrankenhaus, wissenschaftliche Bibliothek, Sportstadion und Fernbahnhof. Mittelzentren versorgen mindestens 30.000 bis 40.000 Menschen und verfügen über Warenhaus, Krankenhaus, Fachärzte, Hotel, Altenpflegeheim, Theater, Museum, Jugendeinrichtung, weiterführende Schule, Bibliothek, größere Sportanlage und Bahnhof. Grund- und Kleinzentren versorgen im Nahbereich mindestens 7.000 bis 10.000 Einwohner und verfügen über Postfiliale, Bank, Einzelhandel, Allgemeinarzt, Zahnarzt Apotheke, Kindertageseinrichtung, Grundschulen und Sportstätte. (Gatzweiler et al. 2012: 24)

20.000 und unter 500.000 Einwohner haben. Damit werden Ansiedlungen in den Fokus gerückt, die typischerweise nicht im Blick sind, wenn Großtheorien und -konzepte zum Zusammenhang von Wissensgesellschaft und Stadtentwicklung formuliert werden. Denn mit abnehmender Einwohnerzahl von Städten fallen die Ausprägungsgrade von Heterogenität, Diversität, Toleranz, Dichte und Offenheit tendenziell ab. Damit verbunden sinkt die Wahrscheinlichkeit, auf Unbekanntes, Unerwartetes, Ungleiches und Unfertiges – die Basis noch nicht gedachter und ausprobiertener Alternativoptionen – zu treffen. Es sinkt folglich die Innovationswahrscheinlichkeit, soweit sie vorrangig auf Milieueffekten gründet.

Mit zunehmender Einwohnerzahl hingegen steigt meist die Bevölkerungs-, Kontakt- und Institutionendichte. Damit einhergehend sinkt einerseits der Grad (individuell empfundener) sozialer Kontrolle. Andererseits wächst die Fehlertoleranz durch zunehmende Alternativoptionen: Das Umfeld der Stadt wird umso fehlerfreundlicher, je mehr Entscheidungen – durch die anwachsende Zahl an bereitstehenden Alternativen – unter verhältnismäßig geringem Ressourcenverlust revidiert werden können.

Entsprechend unterscheiden sich die Herausforderungen, vor denen mittelgroße Städte stehen, von denen der Metropolen und der großen Großstädte. Häufig sind die Ausgangsbedingungen zukunftsfähiger Entwicklungen in Mittelstädten schlechter als in Großstädten. Zukunftsrisiken bestehen im besonderen Maße hinsichtlich Peripherisierung, Schrumpfung und wissenschaftlicher Anschlussfähigkeit. Insgesamt unterliegen insbesondere Mittelstädte „vielfachen Veränderungen und Umbrüchen, die sich immer weniger mit dem Wachstum verbinden, sondern zunehmend unter Schrumpfungsbedingungen verlaufen“ (Ganzweiler et al. 2012: 3).

5.2. Schrumpfung

Demografische Schrumpfung ist eine Variante demografischen Wandels. Dieser ergibt sich aus drei Komponenten: Fertilität, Mobilität und Mortalität. Demografische Schrumpfung vollzieht sich entsprechend über drei dominante Ausprägungen dieser Komponenten: geringe Fertilität, Abwanderungsmobilität und Alterung der Bevölkerung – oder anders gesagt: (a) Die Fertilitäts-Mortalitäts-Bilanz ist negativ unausgewogen, d.h. es werden weniger Kinder geboren, als Sterbefälle zu verzeichnen sind. (b) Die Abwanderungsbilanz ist negativ unausgewogen, indem die Anzahl der Wegzüge die Anzahl der Zuzüge übersteigt. Abwanderungen erfolgen hierbei entweder regional oder überregional, wobei sich die wirtschaftskräftige Bevölkerung im Gebiet entweder neu verteilt oder gänzlich entschwindet.

Während gesamtdeutsch der demografische Wandel vor allem unter dem Aspekt der Alterung und der ethnisch-kulturell-religiösen Vielfaltssteigerung thematisiert wird (vgl. Mayer 2013), sind die Problemlagen in Ostdeutschland vielschichtiger. Überdies ist die Alterung für sich genommen kein Problem, sondern insofern eine höchst positiv zu bewertende Entwicklung, als sie gewonnene Jahre am Lebensende impliziert.

Die gestiegene durchschnittliche Lebenserwartung wiederum hat ihre langfristigen Ursachen in der dramatisch verringerten Kindersterblichkeit und Kindbettmortalität sowie erhöhter Gesundheit durch Impfungen, hygienische Verbesserungen und medizinischen Fortschritt seit dem 20. Jahrhundert. Zum Problem wird die Alterung nicht durch das Vorhandensein der Alten, sondern das Fehlen der Jungen. In Ostdeutschland wird die Alterung durch ein unausgeglichenes Fertilitäts-Mortalitäts-Verhältnis durch die Abwanderung ergänzt. Diese wiederum ist so stark, dass davon nicht allein der ländliche Raum betroffen ist, sondern auch die Einwohnerschaften der Städte schrumpfen.

Modernisierungstheorien unterstellen grundsätzlich, dass eine gelingende Entwicklung der Gesellschaft mit Wachstum einhergehe. Neben der Bevölkerung wüchsen auch die meisten gesellschaftlichen Teilbereiche: Wirtschaftswachstum, Bildungsexpansion, Konsumzunahme, Steigerung sozialer Teilhabe usw. Angesichts dieses dominierenden Wachstumsparadigmas ist die Frage, was in und mit einer modernen Gesellschaft geschieht, wenn die Bevölkerung schrumpft, bislang ein theoretisches Desiderat. Für das Teilproblem der Stadtentwicklung indes lässt sich das mittlerweile so nicht mehr sagen. Hier wurde der Blick geweitet, so dass Schrumpfung deutlich mehr als nur demografische Regression bezeichnet.

Zunächst suggeriert „Schrumpfung“, dass Städte sich auf einen zentralen Punkt hin zusammen ziehen. Bezeichnungen wie „Alterung und Implosion“ (Daldrup 2002: 43) sind diesem Bild stützend angeheftet worden. Doch wird damit vielmehr ein Phänomen bezeichnet, bei dem Bevölkerungsentwicklung und Stadtentwicklung nicht mehr synchron oder gar prosperierend verlaufen:

„Flächenwachstum und Bevölkerungswachstum haben sich zum ersten Mal seit Mitte des neunzehnten Jahrhunderts entkoppelt. Die Bevölkerungszahlen sinken, aber die Städte ziehen sich nicht in ihre traditionellen Zentren zurück, sie leern aus, verlieren an Dichte, die Leere verbreitet sich in ihrer Mitte, das strukturelle Geflecht wird entknotet und zerreißt.“ (Wefing 2004: 33)

Der Begriff Schrumpfung hat sich dennoch durchgesetzt und beschreibt einen „Prozess der sozialräumlichen Restrukturierung, die soziale und gebaute Strukturen ... sowie ihr Verhältnis zueinander“ umfasst (Bürkner 2003: 2). Dieser Prozess manifestiert sich in verschiedenen Formen neuer Stadtgestalten: So steht der tatsächliche Rückzug auf ein historisches Zentrum neben polyzentrischen Modellen, deren Entwicklung asynchron verläuft (Archipelagomodell), oder neben Gefügen mit signifikanten Leerstellen (perforierte Stadt). (Vgl. Großmann 2007: 26ff.; Bodammer/Züger 2010: 505ff.) Hartmut Häußermann und Walter Siebel schrieben der Perforation als künftigem Stadtzustand das häufigste Auftreten zu:

„Die perforierte Stadt ist eine Zustandsbeschreibung, aber auch ein Bild der aus sozialen, politischen und finanziellen Gründen realistischerweise zu erwartenden künftigen Stadtgestalt. Politisch wird allgemein ein ‚Vorrang der Innenstadt‘ proklamiert, aber es erscheint als ausgeschlossen, daß der Rückbau überflüssig gewordener Bausubstanz nur an den Rändern vorgenommen wird, so daß im Ergebnis eine kleiner gewordene Stadtbürgerschaft wieder in der kompakten Stadt des 19. Jahrhunderts leben würde. Denn Leerstände treten unkoordiniert und verstreut auf.“ (Häußermann/Siebel 2004: 685)

Problematisch seien nicht die einzelnen Entwicklungen, sondern deren Zusammenspiel, die „eine städtische Krise“ evozieren, „bei der sich negative Entwicklungen zu einem Teufelskreis verstärken können“. Infolgedessen sind zumindest Wohnungsmarkt, Stadtgestalt, Segregation, Infrastruktur, Finanzen und Urbanität Handlungsfelder, da in ihnen die Folgen der Schrumpfung am unmittelbarsten sichtbar werden. (Ebd.: 688, 684).

Dadurch ergeben sich für schrumpfende Städte Herausforderungen, deren Bewältigung durch sinkende Einnahmen erschwert bis gar verunmöglicht wird: Die strukturellen Arbeitsplatz- und Einwohnerverluste lassen, so Glock (2006: 14), die Finanzausstattung der betroffenen Städte erodieren. Steigenden Handlungsbedarfen stünden sinkende Finanzmittel und damit ein abnehmendes Steuerungspotenzial gegenüber.

Mithin: „Es kommt in schrumpfenden Städten häufig zu Problemlagen, die sich wechselseitig verstärken, von denen also kumulative Niedergangs- und Verfallsprozesse ausgehen können.“ Dabei bestehe die Schwierigkeit des politischen Umgangs mit Schrumpfungsprozessen vor allem darin, dass „die grundsätzliche Orientierung an Wachstum ... mehr oder weniger aufrecht erhalten“ werde. (Ebd.)

Das Ende der Idee des Wachstums von Städten und Regionen zeichnete sich bereits in den 1970er Jahren ab. Schon damals machten sich die sozialen Folgen einer grundlegenden ökonomischen Umstrukturierung bemerkbar – inform von Arbeitslosigkeit und dem Verfall ganzer Industrieregionen (Ronneberger 2004: 680). 1977 hatte Rüdiger Göb den Text „Die schrumpfende Stadt“ (Göb 1977) veröffentlicht, der als Geburtsstunde der Beschäftigung mit diesem Phänomen gelten kann (Richter 2009: 104). Bereits darin wurde darauf aufmerksam gemacht, dass der Fokus von Stadtentwicklungsplanung nicht mehr auf Wachstum, sondern Stabilisierung von Städten zu richten sei. Mit Verweis auf eine rückläufige Entwicklung der Gesamtbevölkerung³⁰ und auf das Ausbleiben einer Trendumkehr durch Rückwanderung schlägt er die stärkere Beteiligung der Bewohner am Stadtentwicklungsprozess vor:

„mit den herkömmlichen Formen der Verwaltungsorganisation [ist] der hier notwendige Umgang mit den Eigentümern, Mietern und Pächtern der betroffenen Quartiere nur schwer zu bewältigen. Gerade darauf kommt es an. Stadterneuerung läßt sich nicht durch öffentliche Maßnahmen allein erzwingen. Sie setzt das Mitwirken und den Einsatz der Bürger, Eigentümer, Mieter und Pächter unabdingbar voraus. Diese müssen jedoch von der Verwaltung motiviert, beraten und unterstützt werden. Es bleibt also die Frage, ob zur Bewältigung dieser Aufgabe nicht neue, bisher in dieser Form nicht verwaltungsübliche Organisationsformen gefunden werden müssen.“ (Göb 1977: 165f.)

Daneben betreffen Göbs Vorschläge zur Stadterneuerung die bauliche Ebene in Verbindung mit gesellschaftspolitischen Maßnahmen: Modernisierung, Umweltfreundlichkeit, Infrastrukturverbesserungen, Vereinfachung der Eigentums-

³⁰ „Die Erkenntnis, daß wir im Bereich der Bevölkerungsentwicklung nicht mehr mit einem Wachstum zu rechnen haben, kam plötzlich“: 1969 wurde noch ein Bevölkerungszuwachs errechnet, 1973 ging die amtliche Prognose von einer Stagnation aus, 1976 kam man zu dem Ergebnis, dass die Bevölkerung zurückgehen kann. (Göb 1977: 151f.)

bildung etc. Trotz der Bekanntheit des Problems stünden aber Öffentlichkeit und Politik „dem Phänomen ziemlich apathisch gegenüber“. (Ebd.: 154).

Häußermann/Siebel (1988: 83) konstatierten dann in den 1980er Jahren, dass es sich bei schrumpfenden Städten um einen neuen Typus von Stadt handele: „Die neue Form regionaler Ungleichheit, die sich im Bruch des bisher einheitlichen Wachstumsmodells der Städte abzeichnet“, führe zu einer Polarisierung der Städte in weiterhin wachsende und in schrumpfende Städte. Mit der Krise eines allgemeinen Modells kontinuierlichen Wachstums gerieten als Normalität erachtete soziale Strukturen ins Wanken:

„Das Normalarbeitsverhältnis fasert aus, flexible Arbeitszeiten variieren den Normalarbeitstag, Polarisierung der Beschäftigungsstrukturen, Spaltung in einen produktivistischen Kern und wachsende Marginalisierung, Auflösung der Grenzen zwischen formeller und informeller Ökonomie, soziale Spaltung statt nivellierter Mittelstandsgesellschaft.“ (Ebd.: 83f.)

Die – allerdings vorherrschende – Ansicht, Schrumpfen in Wachstum umkehren zu können, verstärke nicht nur die negativen Folgen laufender Prozesse. Vielmehr verbaue sie „auch Möglichkeiten neuer urbaner Lebensformen“. (Häußermann/Siebel 1987: 120) Schrumpfung sei weder eine überstehbare Krise noch Ausdruck von strukturbedingten Anpassungsschwierigkeiten, sondern bilde das Ergebnis eines gesellschaftlichen Wandels. Auf lange Sicht sei es möglich, andere ökonomische Strukturen, kulturelle Milieus und städtische Lebensweisen zu bilden, sofern sich neue Methoden der Stadtentwicklung etablierten. (Ebd.: 120ff.)

Schrumpfung von Städten ist als ein tiefgreifender gesellschaftlicher Paradigmenwechsel zu verstehen (Akbar/Schulz 2010: 19), der neue Instrumente in der Stadtplanung erfordert. Um diesen Schritt vollziehen und planerisch bewältigen zu können, „scheint ein paradigmatischer Schnitt in der Qualifizierung des wissenschaftlichen und alltagsweltlichen Denkens angesagt: die Entkopplung der Idee der Entwicklung von der Idee des Wachstums der Städte und anderer Systeme ist von vordergründiger Bedeutung“ (Weiske/Schmitt 2000: 163).

Stadtplanung wie Kommunalverwaltung waren lange „auf Expansion getrimmt“ (BMVBW 2000: 26). Sie stehen nun vor der Aufgabe eines Stadtumbaus, der mit Anforderungen verbunden ist, „die sicher schwerer zu bewältigen sind als bei einer Expansion“ (ebd.). Planer stehen mit ihrem traditionellen Selbstbild im Konflikt, indem sie vorschlagen sollen, „was nicht geschehen, oder gar: was ersatzlos gestrichen werden soll“ (Kil 2004: 104):

„In dem Bauauftrag, den der Architekt erhält, ist der leere Zustand des Grundstücks immer schon von seiner zukünftigen Bebauung besetzt. Unbebauter Raum scheint so gesehen unvollständig zu sein und erst als umbauter Raum seine volle Wirklichkeit zu erlangen.“ (Ruby 2003: 36)

Dafür seien Rahmenbedingungen zu schaffen, die eine Entwicklung ermöglichen: „Statt für ein gegebenes Programm einen Raum zu entwerfen, geht es um das Programmieren von gegebenen Räumen.“ (studio urban catalyst 2003: 56)

Peripherisierungsprozesse sind derzeit besonders stark in Ostdeutschland zu beobachten, da sich dort postsozialistische und postindustrielle Transformationsprozesse überlagern. Infolgedessen gibt es dort, im Vergleich mit allen west-

europäischen Ländern, die niedrigste Industriebeschäftigungsdichte, ohne dass dies ein Zeichen einer entwickelten Dienstleistungsgesellschaft wäre. Hinzu kommen die Folgen der politischen Transformation: „Abbau von Arbeitsplätzen im aufgeblähten politisch-administrativen System und Demilitarisierung“ (Häußermann/Siebel 2004: 683). Die Entwicklung lässt sich – mit Ausnahme weniger Wachstumsinseln – als Trias der „großen Dramen von Deindustrialisierung, Bevölkerungsschrumpfung und Wohlstandsverlust“ begreifen (Hesse 2004: 74).

Doch die postindustriellen Prozesse laufen seit längerem auch in westdeutschen Regionen ab. Die Raumdifferenzierung wird voraussichtlich im gesamten Bundesgebiet stärker werden: Prosperitätsinseln werden neben Stagnations- bzw. Abschwungkorridoren stehen, häufig ohne Übergangszonen.

Jenseits des alarmistischen Diskurses können sich der Schrumpfung durchaus auch positive Seiten abgewinnen lassen. Diese zu nutzen, verlangt allerdings, bisherige Selbstverständlichkeiten zur Disposition zu stellen:

- Die Entwicklungen sind auch ohne die verbreitete negative Konnotation – „Überalterung“, „entleerte Räume“ usw. – formulierbar: „Wir werden weniger, älter und bunter“, so lassen sich die bevölkerungsbezogenen Folgen gleichfalls zusammenfassen.
- Es gibt es zahlreiche, auch europäische Länder, die über eine Bevölkerungsdichte verfügen, welche, sobald sie in deutschen Regionen auftritt, als unterkritisch bewertet wird. Dennoch sind diese Länder keine Notstandsgebiete.
- Schrumpfung erzeugt einen „Luxus der Leere“, der das Paradigma des fortwährenden Wachstums infrage stellt und Raum für alternative Lebensentwürfe verschafft (Kil 2004).
- Die Auswirkungen des demografischen Wandels werden wohl nur durch eine Umverteilung der Arbeit zu bewältigen sein – mit dann allerdings erfreulichen Folgen: Ausgeglichene Arbeitszeit-Freizeit-Relationen steigern dann die Lebensqualität. „Es würde ausreichen, wenn alle im Alter von 20 bis 65 nur 25 Stunden pro Woche arbeiteten – vorausgesetzt, Menschen bis 70 Jahre beteiligten sich zu einem kleinen Teil“, was wiederum den Neigungen der Älteren durchaus entgegenkäme. Zudem könnte es die Geburtenrate nach oben treiben, wenn sich die Arbeitszeit gleichmäßiger über das Leben verteilt. Heute arbeiten – einschließlich derjenigen, die nicht arbeiten – die 50- bis 60jährigen im Durchschnitt lediglich acht Stunden pro Woche. (Schwentker/Vaupel 2011: 8f.)
- Die Gesellschaft kann es sich nicht mehr leisten, Teile jedes Jahrgangs der Nachwachsenden ohne hinreichende Bildung, also insbesondere ohne Schulabschluss, ins Leben zu entlassen. Die entsprechenden Anstrengungen, zu der sich die Gesellschaft genötigt sieht, werden dazu führen, dass mehr junge Menschen die Chancen verschafft werden, aus ihrem Leben etwas zu machen. Die Jugendarbeitslosigkeit wird sinken.
- Für Frauen, die nach Erziehungspausen in die Beschäftigung zurückkehren, verbessern sich die Chancen.
- Die Alterung der Gesellschaft geht einher mit gewonnenen Lebensjahren durch die fortwährende Steigerung der Lebenserwartung. Ältere Beschäftig-

te werden nicht mehr frühzeitig in den (Vor-)Ruhestand gedrängt. Der Eintritt in die Rentenphase ist überwiegend der Beginn eines weiteren aktiven Lebensabschnitts. (Vgl. Kocka/Staudinger 2009; Mayer 2013: 18)

- Die Zeitspanne der Multimorbidität vor dem Lebensende verkürzt sich deutlich. Altern findet heute sehr viel gesünder statt als früher. So sind „viele Alte heute zwar in den Augen der Gesundheitsstatistik krank, aber durchaus fit“. (Schwentker/Vaupel 2011: 5f.)
- Der Gesundheits- und Pflegesektor expandiert stärker als alle anderen Sektoren. Dort wachsen die Beschäftigungsmöglichkeiten, und es ergeben sich Chancen für in diesem Bereich profilierte Städte.

An der Aussage, der demografische Wandel müsse als Chance begriffen werden (Mayer 2013), ist jedenfalls eines richtig: Was ohnehin passiert, sollte man zumindest daraufhin prüfen, ob ihm auch Chancen innewohnen.

5.3. Peripherisierte Städte: Merkmale und Szenarien

Der Begriff „Peripherisierung“ schließt an Beschreibungsmuster älterer Theorien an, die Erklärungen zur Perpetuierung einseitiger Abhängigkeitsverhältnisse zwischen den Industrieländern und ihren ehemaligen Kolonien bereitstellen.³¹ Ein solcher Begriffstransfer ist keineswegs neu. Seine Verwendung innerhalb des wissenschaftlichen Mainstreams markiert jedoch nachdrücklich die gestiegene Aufmerksamkeit für Prozesse der Polarisierung, also der Dialektik von zunehmender Zentralisierung in wachsenden Städten und Regionen bei gleichzeitiger Abkopplung ganzer Landstriche.

Periphere *Städte* werden meist über Merkmale wie Zentrumsdistanz, schlechte Erreichbarkeit und geringe Siedlungsdichte beschrieben – also mittels einer statisch-räumlichen Definition. Der Begriff der peripherisierten *Räume* hebt dagegen auf den sozialräumlichen Prozess der Peripherisierung ab. Er soll die ökonomischen, politischen, sozialen und medialen Prozesse erfassen. Peripherisierte Räume können durchaus auch zentral gelegen und gut erschlossen sein. (DdMS/ILS/IRS 2012: 4)

Mit der zunehmenden Aufmerksamkeit für Peripherisierungsprozesse ist ein Begriff in den Hintergrund gerückt, der um die Jahrtausendwende die Arbeit über nichtmetropolitane Räume inspirierte: die „Zwischenstadt“. Dieser – von Thomas Sievert (1997) geprägte – Terminus zielt darauf ab, den spezifisch intermediären Charakter eines dezentralisierten, suburbanen Siedlungstyps terminologisch zu fassen. Zugleich wirbt der damit verbundene Ansatz dafür, den suburbanen Raum nicht länger bloß als Fehlentwicklung zu kritisieren, sondern

³¹ Freilich speist sich der Ansatz nicht ausschließlich aus der Dependenztheorie, welche den Abhängigen eine nur sehr eingeschränkte Handlungsfähigkeit einräumt. Integriert werden in die Beschreibung von Peripherisierungsprozessen auch Ansätze der Multilevel und Urban Governance, diskursiver *agenda-setting* und *framing*-Konzepte sowie Modelle pfadabhängiger Entwicklungen. Insbesondere über die Governanceperspektive findet eine intensive Erkundung (und zum Teil Hypostasierung) lokaler Handlungspotenziale statt.

als legitimen Bestandteil der europäischen Stadt anzuerkennen und einen produktiven Umgang damit zu entwickeln. Gemäß der von Sievert entwickelten Beschreibung steht die Zwischenstadt

„zwischen dem einzelnen, besonderen Ort als geographisch-historischem Ereignis und den überall ähnlichen Anlagen der wirtschaftlichen Arbeitsteilung, zwischen dem Raum als unmittelbarem Lebensfeld und der abstrakten, nur in Zeitverbrauch gemessenen Raumüberwindung, zwischen der auch als Mythos noch sehr wirksamen Alten Stadt und der ebenfalls noch tief in unseren Träumen verankerten Alten Kulturlandschaft“. (Ebd.: 14)

Entsprechend seiner geringen definitorischen Schärfe hat der Begriff eine Reihe von Deutungen erfahren. So bezeichnet Zwischenstadt wahlweise klassische suburbane Räume am Agglomerationsrand, zwischen den Kernstädten liegende Teile Suburbias mit eher hybriden Charakter, bisher als Peripherie gefasste ländliche Räume mit Verstädterungstendenzen oder Stadtregionen als Ganzes (Hesse 2004: 71). Doch unabhängig von der konkreten Fassung des Begriffs stellt das Phänomen des suburbanen Raums ein empirisch sehr bedeutsames Phänomen dar, leben doch hier mehr Menschen als in den Kernstädten.

Das spürbare Abklingen der Debatte um die Zwischenstadt (Bölling 2012: 245) verdankt sich dem Umstand, dass der Suburbanisierungsprozess in vielen Regionen zu einem vorläufigen Abschluss gekommen ist. Ursache dafür ist das Wegbrechen des Fundaments der Zwischenstadt: „demographisches und ökonomisches Wachstum, das sich in siedlungsräumlicher Expansion niedergeschlagen hat“ (Hesse 2004: 74). Mag die Entfaltung von urban-ländlichen Wachstumsgürteln auch in Teilen Deutschlands, etwa Berlin oder den sächsischen Großstädten, eine Fortsetzung erfahren, die postindustriellen Prozesse werden damit nicht zum Stillstand gebracht.

Die Ausgangspunkte einer Peripherisierung zuvor nichtperipherer Städte und Regionen sind meist De-Industrialisierung und demografisch bedingte Schrumpfung. Die De-Industrialisierung erzwingt Abwanderung in Regionen mit Arbeitsplätzen oder Pendlermobilität und vermindert die finanziellen Spielräume der Kommunen. Den demografischen Rückgang kennzeichnen sinkende Geburtenrate, Umlandwanderung und großräumige Abwanderung. Eine sich ergebende städtische Schrumpfung ist dann vor allem gekennzeichnet durch wirtschaftlichen Rückstand, Arbeitslosigkeit, sanierungsbedürftige Infrastruktur (Brachflächen, architektonische Ruinen, großräumiger Leerstand) sowie Rückgang der Bevölkerung bei gleichzeitigem Anstieg des durchschnittlichen Alters (Weiske/Schmitt 2000).

Entlang von vier Dimensionen lässt sich Peripherisierung genauer bestimmen – Abwanderung, Abkopplung, Abhängigkeit und Stigmatisierung (Kühn/Weck 2013: 30):

■ *Abwanderung*, die zumeist aufgrund fehlender Lebensqualität oder Zukunftsperspektiven erfolgt, ist *das* Merkmal peripherisierter Städte und Regionen. Die Abstimmung mit den Füßen verschärft bei überall in Deutschland bestehenden niedrigen Geburtenraten die demografische Schrumpfung und bewirkt eine überdurchschnittliche Alterung der Bevölkerung.

■ Neben der Abwanderung stellt die *Abkopplung* einen zentralen Aspekt der Peripherisierung dar. Hier lockert sich die Einbindung in die Regulierungssysteme von Staat und Markt. Die daraus resultierenden erschwertem Zugänge zu diesen Bereichen sind zumeist das Ergebnis von Standortentscheidungen sowohl von Unternehmen als auch von übergeordneten politischen Instanzen. Diese Entscheidungen betreffen auch die technische und die soziale Infrastruktur, etwa wenn Einrichtungen der öffentlichen Daseinsvorsorge oder die Anbindung an den überregionalen Bahnverkehr reduziert werden.

■ Aus Abwanderung und Abkopplung resultiert eine zunehmende *Abhängigkeit* von externen Entscheidungen. Dieser Verlust von Autonomie peripherisierter Städte wird sichtbar, wenn sich die regionale Ökonomie auf die Fertigungsfunktion beschränkt („verlängerte Werkbank“) oder die Kommunen dauerhaft von Transferleistungen abhängig sind. Der zunehmenden Abhängigkeit peripherisierter Städte und Regionen stehen Tendenzen der Zentralisierung von Entscheidungs- und Kontrollfunktionen in wenigen Zentren gegenüber. (Ebd.: 36f.)

■ Die Peripherisierungsprozesse Abwanderung, Abkopplung und Abhängigkeit können schließlich eine kommunikative Verstärkung erfahren. Diese erfolgt, wenn negative Selbst- und Fremdbilder zu einer *Stigmatisierung* der betroffenen Orte führen. Negative Fremdbilder schrecken potenzielle Zuwanderer und Investoren ab. Negative Selbstbilder limitieren nicht selten die lokale Handlungsfähigkeit durch wachsende Resignation und verstärken so wiederum die Abwanderungstendenzen. Hier müssen auch gelegentlich formulierte Hoffnungen auf Zuwanderung realistisch eingeordnet werden: Die Zielgebiete von Migranten sind bevorzugt Boomregionen, so dass „die bestehenden Disparitäten damit tendenziell noch verschärft werden“ (Wiechmann 2015: 33).

Versuche, sich negativer Zuschreibungen zu erwehren, können nur bedingt erfolgreich versprechend sein, da sie die Asymmetrie der Definitionsmacht von Zentrum und Peripherie nicht zu überwinden vermögen. Versuche, die externe Stigmatisierung durch eine Infragestellung hegemonialer Entwicklungsvorstellungen zu unterlaufen, sind bisher kaum sichtbar, da offenbar bisher noch keine hinreichend attraktiven Alternativen zum herrschenden Wachstumsdiskurs existieren. (Bürk/Beißwenger 2013: 144)

Von den betroffenen Städten selbst werden allerdings die negativen Selbstbilder als gravierender erfahren als die externe Stigmatisierung: „,Das die eigenen Bürger nicht mehr an die Stadt glauben, das ist das wirkliche Problem und da raus zu kommen, das ist eine Kunst.““ (DdMS/ILS/IRS 2012: 26). Hier wird vor allem das Dilemma beklagt, dass aktives Vorgehen gegen lokale Problemlagen dessen öffentliche Thematisierung erfordert. Diese jedoch erzeugt in der öffentlichen Wahrnehmung zumeist eine Verkopplung von Ort und Problem, nicht jedoch von Ort und Lösungsstrategien (etwa die Identifikation des Ortes mit rechtsradikalen Erscheinungen, nicht jedoch mit deren z.T. erfolgreicher Bearbeitung). (Ebd.)

Solche kontraintentionalen Wirkungen wurden etwa für das Programm „Soziale Stadt“ konstatiert: Die Ausweisung eines Stadtteils als Problemgebiet habe sich auch als Eingeständnis der Problemsituation verstehen lassen, und das Label „Problemgebiet“ erzeugte eine entsprechend gerichtete Aufmerksamkeit. Infol-

gedessen wurde dieser Stadtteil dann u.U. in eine Ecke gedrängt, aus der er durch die Aufnahme in das Förderprogramm gerade heraus kommen sollte. (Liebmann 2004: 141)

Grundsätzlich sind für den hier interessierenden Stadttypus verschiedene Entwicklungsoptionen beschrieben worden. Karl-Dieter Keim (2001: 18f.) hatte die entsprechende Debatte auf vier Begriffe zugespitzt, um die diskutierten Optionen zu gliedern:

- *Schrumpfung*: Diesem Begriff liegt ein quantitatives Wachstumsmodell zugrunde. Wenn Städte laut ausgewählten Kennziffern (z.B. Einwohnerzahl) kleiner werden, liegt ein negatives Wachstum vor. In diesem Zusammenhang wird oft die Befürchtung geäußert, dass die ehemals erreichte Balance zwischen Ausstattungen und Nutzern verloren gehen könnte.

- *Kontraktion*: Diese Denkrichtung hantiert mit einem zyklischen Modell. Es wird angenommen, dass Städte im Verlauf ihrer Entwicklung größer und bedeutsamer werden, aber nach einer Phase der Stärke wieder kleiner und schwächer, weil in der Gesamtentwicklung andere Städte aufsteigen. Gelingt es, ein zum letzten Aufschwung alternatives Profil zu entwickeln, können kontrahierte Städte in einen neuen Zyklus eintreten.

- *Stagnation*: Mit diesem Begriff, der Elemente von Wachstums- und Zyklusmodellen vereint, wird eine immer wieder auftretende Zwischen- oder Übergangsphase gekennzeichnet, die strukturdominant weder entwicklungsdynamische noch regressive Momente aufweist.

- *Niedergang*: Dieses Krisen-Modell geht von einem dramatischen Verfall aus, in dem die Städte nicht mehr in der Lage sind, ihren Bewohnern eine Existenzsicherung zu garantieren. Es handelt sich nicht nur um quantitative Schrumpfung und ungünstige Zyklen, sondern um einen Strukturbruch.

Keim ergänzt dies durch *Regenerierung*. Die positive Intention dahinter ist, die Problemdefinition zugleich mit Handlungsperspektiven in Beziehung zu setzen, um so mögliche Szenarien aufzuzeigen. Assoziationen mit Erholung und Erstarke sind durchaus erwünscht: „Wer von ‚Regenerierung‘ spricht, hält eine Neubestimmung der ... Städte und ihrer künftigen Entwicklungen trotz verschärfter Probleme für möglich.“ (Ebd.: 20)

5.4. Wissensgesellschaft?

5.4.1. Bildung

Die Subjektausstattung ist entscheidend für soziale Teilhabe und damit auch für lokale Entwicklung – für diese Überzeugung lässt sich vergleichsweise leicht ein Konsens erzeugen. In der Tat wirkt sich Bildung positiv auf die Erwerbstätigkeit der Bevölkerung, das Sozialkapital, die nachfolgenden Generationen sowie die Gesundheit aus und führt zu mehr gesellschaftlicher Teilhabe wie auch Inklusion:

- Personen sind umso *länger erwerbstätig*, je höher ihre Qualifikation ausfällt (Heinicke/Thomsen 2011: 13ff.). Sowohl Frauen als auch Männer erzielen durch zusätzliche Ausbildungsjahre *höhere Einkommen*. Auch unter Einbeziehung der zusätzlichen Ausbildungszeiten und -kosten ist die individuelle Bildungsrendite stets positiv. (Ebd.: 18ff.)
- Produktivitätszuwächse lassen sich in wissensbasierten Gesellschaften nur unter Anwendung von Wissen erzielen. Die *Produktivität* von Firmen profitiert daher von gut qualifizierten und durch Bildung in ihrer Persönlichkeit gestärkten Beschäftigten. (Moretti 2004)
- Gebildetere Frauen bringen zwar weniger Kinder zur Welt: Berufe, die eine höhere Qualifizierung erfordern, zeichnen sich häufig durch arbeitsorganisatorische Strukturen, Zeitregimes und Aufstiegschancen aus, die sich nur schwer mit der Erfüllung des Kinderwunsches vereinbaren lassen. Zugleich jedoch produzieren Familien, in denen die Eltern viel Bildungskapital einbringen, auch viel neues *Bildungskapital* – in Gestalt einer gelingenden Erziehung und Bildung der nachfolgenden Generation. Die mit einem Bildungshintergrund ausgestatteten Kinder sind in der Schule, auf Grund ihrer kulturellen Mitgift, überdurchschnittlich erfolgreich, überdurchschnittlich studiergeneigt und damit wiederum prädisponiert, im späteren Berufsleben hohe Einkommen zu erzielen. (Grossmann 2006)
- Je höher der durchschnittliche Bildungsgrad der Bevölkerung ist, desto mehr Personen wählen eine gesunde Lebensweise. Im Nebeneffekt fallen die erforderlichen *Gesundheitskosten* wesentlich geringer aus. (Ebd.)
- Bildung ist ein Beitrag zur Stabilisierung *demokratischer Verhältnisse*, reduziert die Anfälligkeit für extremistische Ideologien und fördert gesteigertes zivilgesellschaftliches Engagement.

Die Intentionen und Wirkungen, die sich mit Bildung in lokalen und regionalen Kontexten verbinden, sind nicht eindimensional. Bildungsinstitutionen leisten primär eine politisch gewollte Versorgung der Bevölkerung mit gesellschaftlichen Teilhabechancen. Sekundär spielen wirtschaftliche Funktionen eine gesellschaftlich relevante Rolle. In der einschlägigen Fachdiskussion wird Bildung zudem eine zentrale Rolle bei der künftigen Entwicklung städtischer Kulturen zugeschrieben: Die Entwicklung der lokalen Bildungslandschaften werde „künftig ein überaus wichtiges Mittel sein, um ziviles lokales Engagement zu erreichen, weil die elterliche Aufmerksamkeit für Schul- und Ausbildungsfragen rasant zunehmen wird und weil die Kinder eben bereits die Schule als Zivilgesellschaft, als sozialen Raum erfahren müssen“ (Kaschuba 2005: 122f.).

Allerdings würden die Ausstattung mit Kindergärten, Schulen, Fachhochschulen und Universitäten von manchen Städten noch keineswegs als eines der wichtigsten lokalen Kapitalien überhaupt verstanden. Dies bestätigten „nicht nur die Ergebnisse von PISA, sondern (fast) beliebige Blicke auf kommunale Haushalts- und Schulbaupläne“ (ebd.).

Unter Schrumpfbedingungen bergen die Aushandlungsprozesse über Ressourcenausstattungen beliebiger öffentlicher Bereiche ein größeres Konfliktpotenzial als in Prosperitätssituationen. Zunächst bietet ja Bedarfsrückgang im Bildungsbereich durch geringere Kohortengrößen haushalterische Einsparpotenzi-

ale. Gleichzeitig drohen durch die Reduzierung von Bildungsangeboten auch Verschärfungen regionaler Ungleichheiten: Es kann dann individuell ein biografischer Nachteil sein, die Bildungslaufbahn in einer peripheren Region absolviert zu haben. Auch ist die regionale Bildungsplanung, da Bildung mehrheitlich als ortsgebundene personale Dienstleistung konzipiert wird, mit Unwägbarkeiten durch Migration und Bildungsverhalten behaftet.

In Ostdeutschland zeichnen sich wissensgesellschaftlich periphere Räume vor allem durch eine schwache privatwirtschaftliche Basis aus, in Westdeutschland dagegen insbesondere durch schlechte Bildungsindikatoren. Ansätze einer Wissensgesellschaft seien aber, so heißt es, meist dennoch vorhanden. Zudem seien durch Vernetzung mit Wissenschafts- und Dienstleistungsstandorten wissensökonomische Stärken erschließbar und der Anschluss an die Wissensgesellschaft erreichbar. (Kühn/Sommer 2013: 15)

5.4.2. Hochschulen

Werden sämtliche Hochschulen einbezogen, so kommt man in Deutschland auf 428 Einrichtungen,³² die sich mit Haupt- und Nebensitzen auf 619 Standorte verteilen (Hüning et al. 2017: 11).³³ Die Zahl der staatlichen Hochschulen beträgt 240. Alle dieser öffentlich unterhaltenen Hochschulen sind heute in Städten angesiedelt, auch dann, wenn diese Städte in ländlich geprägten Räumen liegen. Mehrheitlich handelt es sich um Städte, die keine Metropolen, häufig auch keine Großstädte sind:

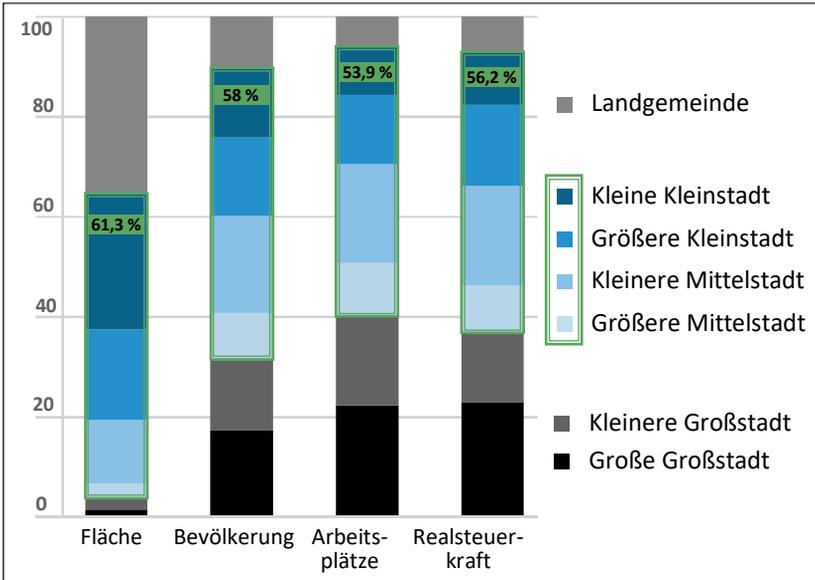
- Dass nur wenige Hochschulen ihren Sitz in Metropolen haben, liegt daran, dass es in Deutschland lediglich vier Millionenstädte gibt (um zunächst dieses Kriterium hier hilfsweise zu nutzen, da in der einschlägigen Debatte keine Einigkeit über den Metropolenbegriff herrscht, insbesondere was die quantitative Grenzbestimmung betrifft).
- Dass auch Klein- und Mittelstädte über Hochschulen verfügen, ist teils historisch begründet, z.T. durch die Hochschulgründungsdynamik der 1960er und 70er Jahre verursacht. Insbesondere die Etablierung der Fachhochschulen erfolgte seinerzeit dezidiert in die Fläche. Aber auch später noch war dies ein wesentliches staatliches Gründungsmotiv, zuletzt 2008/2009 durch die Neugründung von vier Hochschulen und zwei weiteren Standorten bereits bestehender FHs in Nordrhein-Westfalen.³⁴

³² <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/247238/umfrage/hochschulen-in-deutschland-nach-hochschulart/> (25.11.2017)

³³ „Von den 619 Hochschulstandorten (Haupt- und Substandorte), die 2016 in Deutschland existieren, gab es im Jahr 1990 erst 232. Das entspricht einer relativen Veränderung von 167 Prozent.“ Dabei falle insbesondere die Entwicklung im Bereich der staatlichen und nichtstaatlichen Fachhochschulen ins Gewicht. „Allein hier sind nach 1990 bis 2016 insgesamt 324 Haupt- und Substandorte gegründet worden.“ Dabei wiederum gingen die meisten Standortneueröffnungen auf private Fachhochschul(gründung)en zurück. (Hüning et al. 2017: 10f.)

³⁴ vgl. <http://www.wissenschaft.nrw.de/hochschule/hochschulen-in-nrw/fachhochschulen-in-nrw-staerken/ausbau-der-fachhochschullandschaft/> (2.1.2016)

Übersicht 13: Bedeutung von Klein- und Mittelstädten in Deutschland



Datenquelle: BBSR (2018)

Legt man die übliche Unterscheidung von Großen Großstädten (ab 500.000 Einwohner), Kleineren Großstädten (100.000 bis unter 500.000 Einwohner), Mittelstädten (20.000 bis unter 100.000 Einwohner) und Kleinstädten (unter 20.000 Einwohner) zugrunde, dann ergibt eine entsprechende Auszählung:

■ Von den 240 staatlichen Hochschulen befinden sich knapp 30 Prozent (69) in 14 Großen Großstädten, knapp zwei Fünftel (94) sind auf 53 der 66 Kleineren Großstädten verteilt, und ein Drittel der Hochschulen (77) hat seinen Sitz in Mittel- bzw. Kleinstädten. Letztere sind mehrheitlich Fachhochschulen (50), aber auch 18 Universitäten (Übersicht 14), der Rest künstlerische und Pädagogische Hochschulen. Bezieht man die hochschulischen Teilstandorte ein, so ist in beinahe jeder zweiten Größeren Mittelstadt und jeder achten Kleineren Mittelstadt ein Hochschulteil bzw. eine Hochschule vertreten (56 absolut bzw. 12 % aller Mittelstädte). Zum Vergleich: 58 Prozent, also drei Fünftel der Bevölkerung wohnen und 54 Prozent aller sozialversicherungspflichtig Beschäftigten arbeiten in Klein- und Mittelstädten (BBSR 2018).

Übersicht 14: Universitäten in deutschen Klein- und Mittelstädten

Nr.	Universität	Stadteinwohnerzahl	Studierendenzahl
1.	Otto-Friedrich-Universität Bamberg	75.743	12.663
2.	Universität Bayreuth	73.065	12.964
3.	Technische Universität Clausthal	15.523	4.423
4.	Universität Flensburg	87.432	5.697
5.	Europa-Universität Viadrina, Frankfurt/O.	58.193	6.657
6.	TU Bergakademie Freiberg	41.642	4.159
7.	Justus-Liebig-Universität Gießen	86.543	28.556
8.	Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald	57.985	10.246
9.	Technische Universität Ilmenau	25.946	5.807
10.	Technische Universität Kaiserslautern	99.302	14.693
11.	Universität Konstanz	83.789	11.078
12.	Leuphana Universität Lüneburg	74.494	9.544
13.	Philipps-Universität Marburg	74.675	25.569
14.	Universität Passau	51.074	12.742
15.	Dt. Univ. f. Verwaltungswissensch. Speyer	50.551	358
16.	Eberhard Karls Universität Tübingen	88.347	27.319
17.	Universität Vechta	32.179	5.345
18.	Bauhaus-Universität Weimar	64.355	3.743

Quellen: HRK (2018), StatÄBL (2018); eigene Berechnungen

■ In Deutschland gibt es 1.398 Kleinstädte und 577 Mittelstädte, zusammen also 1.975. Angesichts von 77 öffentlichen Hochschulen, die sich auf 70 dieser Städte verteilen, und unter Einbeziehung der 57 Teilstandorte einzelner Hochschulen, die sich auf weitere 55 Städte verteilen, sind 125 Klein- und Mittelstädte Hochschulstandort. Damit verfügen 94 Prozent der Klein- und Mittelstädte über keine Hochschule. Umgekehrt formuliert: Sechs Prozent dieser Städte sind deutlich privilegiert, indem sich eine staatliche Hochschule bzw. ein Hochschulteil in ihren Mauern befindet. (HRK 2018, StatÄBL 2018a; eigene Berechnungen)

Übersicht 15: Verteilung staatlicher Hochschulen und Studierender nach Stadtgrößen

Stadtkategorie	Hochschulen		Studierende	
	ausschließlich Hauptsitze	incl. Teilstandorte	insgesamt	Durchschnitt
Große Großstädte	69	70	854.000	12.200
Kleinere Großstädte	94	108	1.154.000	11.000
Größere Mittelstädte	44	59	338.000	6.300
Kleinere Mittelstädte	24	56	146.000	3.400
Kleinstädte	9	19	40.000	2.400
Summe	240	312	2.532.000	

Quellen: HRK (2018), StatBA (2017), eigene Berechnungen, gerundet

■ Beschränkt man die Betrachtung aber auf die Mittelstädte (20.000 bis unter 100.000 Einwohner), so ist das Ergebnis positiver: Hier komme den Fachhochschulen eine besondere Rolle zu. Als meist kleinere Hochschulen seien sie vor allem in den peripheren, dünner besiedelten Räumen zu finden (Gatzweiler et al. 2012: 49). Zwar befindet sich in jeder Großen Großstadt (100 %) und in vier von fünf Kleinen Großstädten (80 %) mindestens eine Hochschule (HRK 2018; eigene Berechnungen); „sie gehört somit zur Grundausstattung eines Oberzentrums“ (Gatzweiler et al. 2012: 49). Aber auch ein Drittel der Größeren Mittelstädte und 5 Prozent der Kleineren Mittelstädte verfügten bereits über eine Hochschule. Bezieht man Teilstandorte der Hochschulen ein, sind sogar knapp 90 Prozent der Kleineren Großstädte, nahezu jede zweite Größere Mittelstadt und jede achte Kleinere Mittelstadt Hochschulstandort. (HRK 2018, StÄBL 2018a; eigene Berechnungen)

■ Doch sollte der Umstand, dass ein Drittel der Größeren und immerhin noch jede zwanzigste Kleinere Mittelstadt über eine Hochschule verfügt und die Anteile noch höher sind, rechnet man die Teilstandorte ein, eines nicht verdecken: Die Konzentration von Hochschulen und ihrer Angehörigen ist in Groß-, Mittel- und Kleinstädten höchst ungleich. So konzentrieren sich zwar zwei Drittel aller staatlichen Hochschulen in den Großstädten, und knapp 30 Prozent finden sich in den Mittelstädten. Allerdings sind in den 30 Prozent lediglich 19 Prozent der Studierenden eingeschrieben. Knapp 80 Prozent der Studierenden befinden sich dagegen in Großstädten. Entsprechend verteilt sich auch die Durchschnittsgröße der Hochschulen. Liegt diese in Großstädten bei 11.500 Studierenden, beträgt sie in Mittelstädten nur noch 4.800 und in Kleinstädten schließlich knapp 2.400 Studierende. (HRK 2018; eigene Berechnungen)

■ Dass zwei Drittel der Hochschulen in Großstädten angesiedelt sind, enthält allerdings eine Verzerrung. Denn zwischen Kleineren und Großen Großstädten bestehen beträchtliche Unterschiede, nicht zuletzt hinsichtlich wissenschaftsgesellschaftlich relevanter Faktoren. Nur die Großen Großstädte weisen Merkmale auf, die sie zumindest in Teilen den Metropolen ähneln lassen:

„Eine Metropole ist ein Ort, der alle Kräfte und Aufmerksamkeiten eines weiten Umlands auf sich konzentriert, ein hochrangiger Knotenpunkt von Aktivitäten, Entscheidungen und Leistungsangeboten; ein Ort, der eine Vielfalt von Informationen und Nachrichten verfügbar macht, häufig Sitz von Regierungen und Sammlungspunkt der Eliten, nationalen wie internationalen Macht- und hoch qualifizierten Funktionsebenen ist, ein Raum der Begegnung von Eliten- und Massenkultur. Kurz, in der Sprache der Sozialwissenschaft: eine Metropole ist ein Ort höchster nationaler wie internationaler politischer, ökonomischer und vor allem (hoch-)kultureller Zentralität.“ (Reif 2006: 3)

■ Nimmt man angesichts der Seltenheit echter Metropolen in Deutschland die Großen Großstädte als ‚Ersatzmetropolen‘ (oder: semi-metropolitan), so ist festzuhalten: 171 staatliche Hochschulen sind nicht in solchen meist dynamischen Agglomerationen verortet. Mehr als 70 Prozent der Hochschulen haben ihren Sitz in Städten mit unter 500.000 Einwohnern.

Städtisch, aber nichtmetropolitan – dies ist folglich für die meisten deutschen Hochschulen ein Charakteristikum ihrer Umweltbedingungen.

5.4.3. Hochschulen gegen Peripherisierung

Der Begriff der Peripherisierung markiert einen Prozess, der durch das Zusammenspiel von Abwanderung, Abkopplung, Abhängigkeit und Stigmatisierung bestimmt ist.³⁵ Mit der Präsenz und Aktivität von Hochschulen sind zumeist Einflussnahmen auf diese Faktoren verbunden.

(1) Die *Abwanderung* aus peripherisierten Regionen stärkt komplementär Tendenzen zur Zentralisierung jener Regionen und Städte, die Ziele dieser überwiegend altersspezifischen Bevölkerungsbewegung werden. Neben wirtschaftlicher Prosperität sind vor allem Ausbildungschancen, insbesondere die Möglichkeit zum Hochschulstudium, wesentliche Attraktionsfaktoren. (Kühn/Weck 2013: 31–33) Entsprechend kann die Bedeutung von Hochschulen als Haltefaktoren und damit als Hemmnisse der Raumpolarisierung kaum überschätzt werden. Hochschulen wirken in zweierlei Hinsicht gegen die Abwanderung bzw. deren Folgen:

- Einerseits führt der Zuzug von Studierenden und Wissenschaftlern zur Dämpfung abwanderungsbedingter Schrumpfung und senkt den Altersdurchschnitt. Begegnet wird dem Mangel an einer kritischen Masse jüngerer und damit in einem besonders prägungsfähigen Alter befindlichen, aktiven Personen.
- Andererseits tragen Hochschulen zu attraktiven Lebensbedingungen und Zukunftsperspektiven bei und gestalten so Bedingungen mit, die zum dableiben motivieren können. Einen derartigen Motivator stellt die hochschulisch geförderte Anschlussfähigkeit für wissensintensive und wissensbasierte (berufliche) Tätigkeiten dar.

Beide Aspekte sind für die Entwicklung von Mittelstädten von besonderer Relevanz: Es fällt ihnen im Gegensatz zu größeren Städten schwer, gut ausgebildete Wissensarbeiter anzuziehen und/oder zu halten. Die Gewinnung von Studierenden erscheint daher als einzige erfolgversprechende Variante der Rekrutierung – zumal Investitionen in Lebensqualität und deren Kommunikation nach außen angesichts knapper Mittel nur bedingt erfolgversprechend ist. Darüber hinaus kann die Präsenz Studierender dazu dienen, das Stigma der Peripherisierung abzuwehren und damit zumindest im eigenen Hinterland die ausgebildete Bevölkerung zu binden. Hier besteht ein hoher Bedarf an Binnenmarketing, der sich vor allem dort erschließt, „wo vorrangig mit der Hinwendung zu lokalen Ressourcen die Chance einer wissenschaftsgesellschaftlich kompatiblen Entwicklung ergriffen werden kann“ (Stein/Kujath 2013: 173f.).

(2) Hochschulen werden auch als Hemmnisse einer fortschreitenden *Abkopplung* wirksam: Sie gewährleisten die Anbindung an die globale Wissensproduktion, können der regionalen Innovationsschwäche entgegenwirken und sichern das Bildungs- und Qualifikationsniveau der Arbeitskräfte für anspruchsvolle Berufspositionen (Kühn/Weck 2013: 33f.). Indem Hochschulen als Kooperationspartner auftreten und als Schnittstellen überlokaler Einbindung fungieren, kön-

³⁵ vgl. oben 5.3. Peripherisierte Städte: Merkmale und Szenarien

nen sie Funktionen übernehmen, die mangels entsprechend tragfähiger Wirtschaftsstrukturen andernfalls unerfüllt blieben.

(3) Aus Problemen der Abwanderung und Abkopplung resultiert eine zunehmende *Abhängigkeit* von externen Entscheidungen. Dieser Verlust von Autonomie peripherisierter Städte wird sichtbar, wenn sich die regionale Ökonomie auf die Fertigungsfunktion beschränkt („verlängerte Werkbank“) oder die Kommunen dauerhaft von Transferleistungen abhängig sind. Der wachsenden Abhängigkeit peripherisierter Städte und Regionen stehen Tendenzen der Zentralisierung von Entscheidungs- und Kontrollfunktionen in wenigen Zentren gegenüber. (Ebd.: 36f.)

Resultat dieser Heteronomie ist zwar gelegentlich die Entwicklung virtuoser Fähigkeiten der Fördermitteleinwerbung, die mitunter sogar Offenheit für erkundende, kreative und wissensintensive Entwicklungen schaffen. Allerdings steht der Fördermitteleinwerbung nur selten eine langfristige Stadtentwicklungsstrategie gegenüber. Die Etablierung eines strategischen Managements von Abhängigkeitsbeziehungen, das aktiv eigenes Handeln mit der Angewiesenheit auf externe Dritte verkoppelt, gelingt zumeist nur jenen Kommunen, die privatunternehmerische Akteure in die Stadtentwicklung einzubinden vermögen (Bernt 2013: 80f.). Können Hochschulen auch den Mangel an privatwirtschaftlichem Potenzial vor Ort nur bedingt ausgleichen, so ist die Stärkung der strategischen Managementkapazitäten durch ihre Einbindung in die lokalen Netzwerke keineswegs utopisch.³⁶

(4) Die Peripherisierungsprozesse Abwanderung, Abkopplung und Abhängigkeit können schließlich eine kommunikative Verstärkung erfahren. Diese erfolgt, wenn negative Selbst- und Fremdbilder zu einer *Stigmatisierung* der betroffenen Orte führen. Negative Fremdbilder schrecken potenzielle Zuwanderer und Investoren ab. Negative Selbstbilder limitieren nicht selten die lokale Handlungsfähigkeit durch wachsende Resignation und verstärken so wiederum die Abwanderungstendenzen. In diesem Kontext verfügen Hochschulen jedoch über Kapazitäten, das Image ihres Sitzortes zu verbessern wie auch einer lokalen „Kultur der Hoffnungslosigkeit“ (Kühn/Weck 2013: 40) entgegenzuwirken.

5.4.4. *Wissensdiffusion im städtischen Raum*

Voraussetzungen und Mechanismen der Wissensdiffusion werden stark durch sozialräumliche Charakteristika beeinflusst. Hier wird indes eine Ambivalenz wirksam:

- Einerseits kann der Umstand, dass mittelgroße Städte vergleichsweise übersichtliche Strukturen und kurze Wege aufweisen, der Wissensdiffusion förderlich sein. Geringe physische Distanz – und hier sind mittelgroße Städte

³⁶ Der strategische Aufbau von Kooperationen entlang einer innovativen Vision setzt allerdings eine gewisse finanzielle Grundausstattung der Kommunen voraus, so dass diese nicht genötigt sind, sich an jedem Förderprogramm zu beteiligen (Bernt 2013: 81).

gegenüber größeren im Vorteil – fördert Gelegenheitsstrukturen, d.h. Kommunikationsanlässe.

- Andererseits muss dieser Standortvorteil auch umgehend relativiert werden: Nähe kann ebenso zu Lock-In-Effekten führen. Durch die Dominanz gruppen- oder milieuinterner Kommunikation mögen Impulse von außen u.U. weniger wahrgenommen bzw. verarbeitet werden können (Bouncken 2011: 253f.; ähnlich Fritsch 2011: 79f.).

Damit räumliche Nähe zur Wissensgenerierung genutzt und diese in Innovationsprozesse überführbar wird, spielt daher auch Distanz eine wesentliche Rolle (Koch 2011: 280). Distanz rückt „kulturell vermittelte Unterschiede als Anlass für Lernprozesse ins Zentrum“ (Ibert 2011: 65). Hohe relationale Distanzen können durch Fremdheitserfahrungen das Lernen anregen. Geringe relationale Distanzen ermöglichen es, Bezüge und Vergleiche herzustellen. Beides zusammen stellt das Potenzial für Neues, Lernprozesse und Innovationen dar. (Ebd.)

Ein für Wissensentwicklungen und Innovationen besonders förderliches Verhältnis von Nähe und Distanz ist nicht bestimmbar. Doch muss vermutet werden, dass mittelgroße Städte eher herausgefordert sind, das Pendel zwischen Nähe und Distanz nicht zu sehr in Richtung ersterer schwenken zu lassen als andersherum.

Neben dem Nähe-Distanz-Verhältnis bzw. damit verbunden spielt die Heterogenität eine herausgehobene Rolle. Diese wird als eine Voraussetzung für attraktive Wissensorte mit lokalen Wissenskulturen angesehen. Die Frage nach dem richtigen oder besonders förderlichen Heterogenitätsmaß kann ebenso schwerlich beantwortet werden. Heterogenität und Heterogenisierung seien weder per se gut noch schlecht: „*Es gibt kein abstraktes Heterogenitätsmaß, das innovativ wirken könnte*“ (Matthiesen 2007: 115f.).

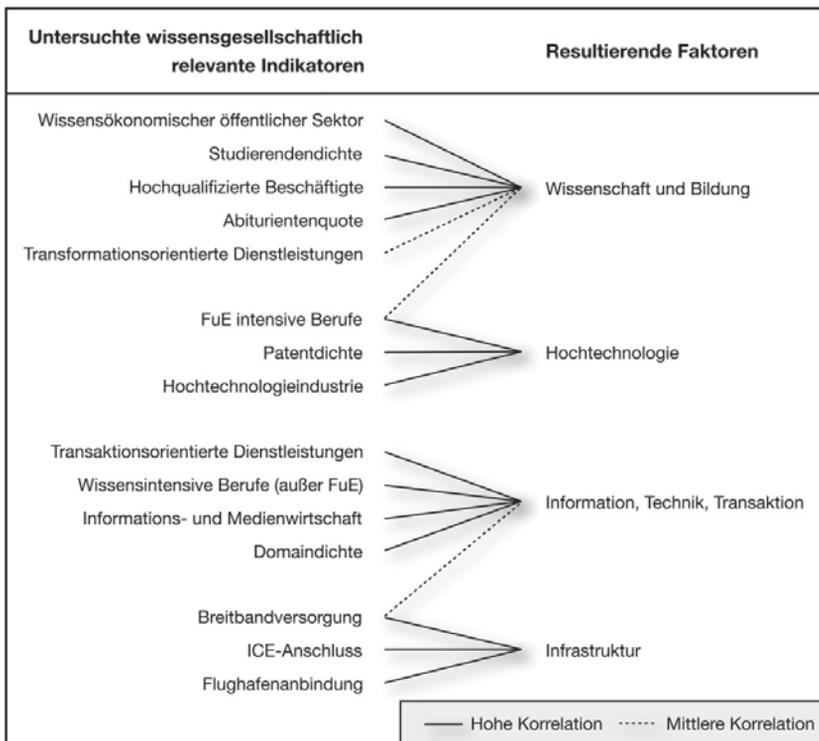
Wenn ein für Wissensentwicklungen und Innovationen besonders förderliches Maß an Heterogenität nicht festgeschrieben werden kann, dann müssen mittelgroße gegenüber größeren Städten nicht unbedingt im Nachteil sein. Deutlich wird aber auch, dass ein Mindestmaß an Heterogenität Voraussetzung ist, um zum „sticky knowledge place“ zu werden. Da Heterogenität typischerweise mit der Stadtgröße wächst, scheinen Große Großstädten und Metropolen hier im Vorteil.

Die Wahrscheinlichkeit, auf Neues, Unerwartetes und Fremdes zu treffen, ist in mittelgroßen Städten jedenfalls geringer als in großen Großstädten und Metropolen. Insofern sind mittelstädtische Akteure besonders herausgefordert, die nötigen Anschlüsse an überregionale Wissensschleifen und lokale Ventilierungskanäle zu organisieren. Ansässige Universitäten und Fachhochschulen können diesbezüglich eine zentrale Rolle einnehmen. Eine besondere Bedeutung kommt den Hochschulen deshalb zu, weil die Dichte anderer ortsansässiger wissensintensiver Akteure und Institutionen vergleichsweise gering ist. Insbesondere die meist klein- und mittelständisch geprägte Unternehmenslandschaft ist häufig nur eingeschränkt in der Lage, vorhandenes Wissen zu erschließen.

Um wissengesellschaftliche Entwicklungen und Anschlussmöglichkeiten näher zu bestimmen, wird inzwischen vielfach eine von Kujath et al. (2008) vorgelegte

Indikatorik herangezogen. Kujath/Stein (2009: 373) identifizieren neun verschiedene wissenschaftsgesellschaftliche Raum- und Standorttypen. Dazu gehen sie von mehrdimensionaler Determiniertheit der Wissensgesellschaft aus, die sie über 15 Indikatoren erfassen und zu vier resultierenden Faktoren zusammenführen: „Wissenschaft und Bildung“, „Hochtechnologie“, „Information“ und „Infrastruktur“. (Übersicht 16)

Übersicht 16: Indikatoren und Faktoren der Clusteranalyse



Quelle: Kujath et al. (2008: 24)

Auf der Grundlage des Indikatorensets und einer entsprechenden sekundärstatistischen Analyse der Städte und Regionen in Deutschland gelangen Stein und Kujath (2013: 159-165) zu einigen nötigen Bedingungen, über die periphere Städte verfügen oder die sie schaffen müssen, um an wissenschaftsgesellschaftliche Entwicklungen anschließen zu können:

- vor Ort vorhandene oder neu zu schaffende Wissensbasen (meist durch Hochschulen, Kultureinrichtungen, Unternehmen)
- Stabilisierung der Wissensbasen durch Integration globaler Lern- und Innovationsnetzwerke
- entsprechend handelnde Personen und Akteurskonstellationen
- Etablierung einer regionalen Lernkultur, bei der die Hochschulen und Forschungseinrichtungen eine zentrale Rolle einnehmen

- Überwindung von „Peripherie“, wobei die Hochschulentwicklung eine zentrale Rolle spiele
- Entwicklung einer regionalen Lernkultur, um breite Bevölkerungsschichten in den Bereichen Erziehung, Bildung und soziale Aktivierung zu mobilisieren.

In einem weiteren Schritt hat Hans Joachim Kujath (in Kujath/Pasternack/Radinger-Peer 2018) sechs regionsspezifische, an dominanten Wissensbasen ansetzende Typen institutionalisierter Praxen unterschieden. Ausgangspunkt ist dabei die Unterscheidung dreier Wissensbasen:³⁷

- *analytische Wissensbasis* (sie erzeugt primär deduktiv durch Erforschung von Zusammenhängen neues Wissen, das auf hohem Abstraktionsniveau in kodifizierter Form in globalen Scientific Communities als universales Wissen zirkuliert),
- *synthetische Wissensbasis* (sie entsteht aus induktiven praktischen Problemlösungsprozessen und umfasst technisches und ökonomisches Erfahrungswissen, das in der Regel personengebunden ist, sowie die Resultate von Lernprozessen, die Fachexpertise mit dem Handlungswissen von Kunden verbinden) und
- *symbolische Wissensbasis* (sie prägt das Feld des kulturellen und kreativen Handelns, in dem Bedeutungen, Symbole, Zeichen als sozial konstruierte immaterielle Güter, die allesamt von künstlerisch-ästhetischer Qualität sind, erzeugt werden).

Darauf aufbauend identifiziert Kujath die sechs regionsspezifischen institutionalisierten Praxen:

- *Industriedistrikte mit starker synthetischer Wissensbasis*: organisatorisch und institutionell dichte und hochspezialisierte Regionen, oft im ländlichen Raum, mit einer starken, aber oft einseitigen industriellen Basis;
- *Wissenschaftsregionen mit einer analytisch-technischen Wissensbasis*: organisatorisch und institutionell hochspezialisiert, sind Regionen dieses Typs geprägt durch eine führende Rolle der Hochschulen und Forschungseinrichtungen, die analytisches Basiswissen über die verschiedensten Transferkanäle bereitstellen;
- *Regionen mit einer symbolischen Wissensbasis in der Kultur- und Kreativwirtschaft*: räumlich hoch konzentriert in urbanen Zentren, wo sie räumlich begrenzte Milieus herausbilden;
- *regionale Wissensdiversität in global aufgestellten Dienstleistungszentren*: Mix aus unterschiedlichen Wissensbasen, ihnen zugeordneten Branchen, institutionellen Kontexten und organisationalen Feldern; herausragende Bedeutung haben hier wissensintensive Dienstleister (Knowledge intensive Business Services, KIBS);
- *altindustrialisierte Regionen mit erodierender synthetischer Wissensbasis*: in der Regel hochspezialisiert, d.h. von einem sektoralen wirtschaftlichen Schwerpunkt dominiert; eine kumulative Pfadentwicklung durch eng gekoppelte regionale Verbundsysteme war lange Zeit das Erfolgsrezept, doch die

³⁷ im Anschluss an Asheim/Boschma/Cooke (2011) und Plum/Hassink (2011)

starke Spezialisierung, das relativ festgefügte, hierarchisch strukturierte organisationale Feld sowie die entsprechenden institutionellen Regeln können nun zur Verkrustung führen;

- *ländliche Regionen mit schwach entwickelter synthetischer Wissensbasis:* wirtschaftliche Basis in der Agrarwirtschaft und in Low- und Medium-Tech-Betrieben des verarbeitenden Gewerbes; dominierend sind Klein- und Mittelbetriebe mit einer synthetischen Wissensbasis sowie größere, von außerhalb der Region gesteuerte Firmen; insgesamt fehlt es an einer kritischen Masse innovativer Akteure.

Um Wissensmilieus und Wissensvernetzung zu fördern, stünden besonders periphere Städte vor großen Herausforderungen. Es bestehe ein Bedarf an lokalen Moderations- und Koordinationsstrategien. Hierfür werden als Strategiebau- steine die folgenden vier vorgeschlagen: (1) Think Tanks, (2) Wissensquartiere und „landmark architecture“, (3) Wissenschaftsparks sowie (4) eine Stadtent- wicklung, welche die „natürlichen, kulturellen, historischen, städtebaulichen und landschaftlichen Qualitäten der Städte“ erhält und entwickelt. (Stein/Ku- jath 2013: 169f.)

Festzuhalten ist, dass sich die Empfehlungen zu wissenschaftlichen Ent- wicklungen in peripheren bzw. peripherisierten Städten meist kaum von jenen unterscheiden, denen auch im allgemeinen – meist bezogen auf Große Groß- städte bzw. Metropolen – Geltung unterstellt wird. Darin spiegelt sich das allge- meine Problem der Literatur zu räumlicher Wissensdiffusion und die daran ge- knüpfte Entstehung wissensintensiver bzw. kreativer Milieus: Sie zeigt sich ge- nerell wenig sensibel für die Gattung mittelgroßer Städte. Konzepten zur Stadt- entwicklung in der Wissensgesellschaft wird meist der Stadtypus der Metropo- le zugrunde gelegt. Die entsprechend weitläufigen, verdichteten und heteroge- nen Großräume sind nicht mit denen mittelgroßer Städte vergleichbar. In Hin- blick auf die kommunale Zukunftsfähigkeit risikoreich ist es, wenn im nichtmet- ropolitane Raum metropolitane Konzepte als Planungsgrundlage herangezogen werden.

B.

Empirie

6. Hauptmerkmal der mittelgroßen Städte: gruppeninterne Heterogenität

6.1. „Strampeln im Morast“?

Viele Entwicklungsdeterminanten mittelgroßer Städte sind nur eingeschränkt zu beeinflussen und kaum als klare Ursache-Wirkung- bzw. Aktivität-Ziel-Abfolge planbar. Jürgen Aring (DdMS/ILS/IRS 2012: 10) nutzt in diesem Zusammenhang die Metapher vom „Strampeln im Morast“. Markiert wird damit eine Situation, in der zwar klar ist, wo man hin möchte, die Handlungsmöglichkeiten dazu aber begrenzt sind. Folglich werde alles mögliche versucht, dessen Erfolgsaussichten aber zugleich unklar seien – Trial and Error also, um nicht unterzugehen. Da jedoch mittelgroße Städte untereinander vor allem heterogen sind, sind sie auch unterschiedlich erfolgreich im „Strampeln“, also dabei, aus ihren je spezifischen Rahmenbedingungen Zukunftsfähigkeit zu erzeugen.

Exemplarisch kann dies zunächst an einer Auswahl von Landkreisen und Städten¹ gezeigt werden, die anhand folgender Kriterien vorgenommen wird:

- Die Landkreise und Städte verfügen im Prognos-Zukunftsatlas (Prognos 2016) über besondere Merkmale. Dies ist dann der Fall, wenn eine besonders gute oder schlechte Platzierung erreicht wird bzw. der Landkreis im Vergleich zum Ranking von 2004 (Prognos 2004) stark auf- oder abgestiegen ist;
- und/oder die Landkreise und Städte sind Gegenstand einer Analyse der TU Kaiserslautern zu Erfolgsbedingungen von Regionen außerhalb metropolitaner Verflechtungsräume (BMVBS/BBSR 2008). Diese Untersuchung ist eine der wenigen, die explizit auf nichtmetropolitane Situationen abstellt, weswegen deren landkreisspezifische Ergebnisse für die hiesige Darstellung wertvoll sind.

Der so zu gewinnenden Auswahl gehören der Bodenseekreis mit der Kreisstadt Friedrichshafen, das Emsland mit Meppen, Goslar, Helmstedt, Hof und Stade je mit gleichnamiger Kreisstadt sowie der Wartburgkreis mit Eisenach an. Mit den im folgenden herausgegriffenen Indikatoren wird kein Anspruch vollständiger Charakterisierung der Städte und Kreise erhoben. Indem mit Daten zur Demografie, Wirtschaft, Bildung und Wissenschaft sowie Mobilität ein Querschnitt durch prägende Standortcharakteristika gewonnen wird, lässt sich ein Eindruck heterogener Stadtsituationen und -entwicklungen vermitteln (s.a. unten Übersicht 17:

¹ Für mittelgroße Städte gibt es keine vollständigen bundesweiten Vergleichsuntersuchungen. Wir ziehen ersatzweise den Prognos-Zukunftsatlas (Prognos 2016) und eine Untersuchung der TU Kaiserslautern (BMVBS/ BBSR 2008) heran. Dort werden Kreise betrachtet. Da die ausgewählten Städte nicht kreisfrei sind, beziehen sich die folgenden Angaben jeweils auf den Landkreis. Somit wird der Untersuchungsgegenstand „mittelgroße Stadt“ zwar nur indirekt erfasst. Angesichts der Größe und Struktur der Kreise kann aber plausibel davon ausgegangen werden, dass die Städte ihren Kreis entscheidend prägen und das hier verfolgte Anliegen, die Nicht-Einheitlichkeit von mittelgroßen Städten zu beschreiben, bedient wird. Ergänzend werden demografische und sozioökonomische Daten (INKAR 2016) herangezogen.

Übersicht 17: Statistische Vergleichsdaten zu den ausgewählten Mittelstädten

Kreis (Kreisstadt)		Boden-seekreis (Friedrichshafen)	Emsland (Mep-pen)	Goslar (Goslar)	Helmstedt (Helmstedt)	Hof (Hof)	Stade (Stade)	Wartburgkreis (Eisenach)
Platzierung im Prognos-Ranking	2004	35	172	128	125	336	272	330
	2016	19 ↗	142 ↗	338 ↓	290 ↓	199 ↑	155 ↑	353 ↘
Einwohner	Kreis	209.500	315.000	137.000	91.000	96.500	197.500	125.500
	Kreisstadt	58.500	35.000	50.500	23.000	44.500	46.000	42.500
Bevölkerungsentwicklung 2008–2013 (%)		-0,2	0,0	-5,7	-4,7	5,2	-0,2	-5,4
Fertilitätsrate	2013	1,45	1,47	1,25	1,48	1,35	1,57	1,63
	2008–2013	0,02	-0,08	-0,11	0,13	0,06	0,03	0,30
Wanderungs-saldo je 1.000 Einwohner	2013	12,7	5,5	3,6	9,5	0,3	2,5	-2,6
	2008–2013	7,4	4,6	8,9	14,4	4,3	2,4	5,3
Hochschulen bzw. HS-Teile		2	0	0	0	2	2	0
Forschungseinrichtungen		0	0	2	0	0	0	0
Studierende je 1.000 Einw.	2013	11,1	6,6	32,9	0,0	3,8	4,2	0,0
	2008–2013	5,3	3,7	11,5	0,0	1,5	2,4	0,0
BIP je Einw.	2013	43,6	36,7	25,1	20,1	28,4	27,0	22,6
	2008–2013	6,2	3,2	2,6	2,7	6,2	1,6	1,6
Arbeitslosen-quote (%)	2013	2,8	3,7	8,8	7,5	4,5	6,1	6,2
	2008–2013	-0,6	-0,9	-0,9	-1,6	-1,3	-1,1	-1,8
SV-Beschäftigte mit akad. Abschluss* (%)		17,5	7,4	9,0	7,5	6,9	8,5	8,2
Beschäftigte am Wohnort mit HS-Abschluss* (%)	2013	16,4	7,5	9,0	8,6	6,6	9,7	7,9
	2008–13	3,2	1,8	1,9	1,6	1,6	1,2	1,4
SV-Beschäftigte in Kreativbran-chen* (%)	2013	3,2	1,2	1,3	1,7	0,6	1,5	0,5
	2008–13	0,3	0,1	0,2	0,7	0,0	-0,4	-0,1
SV-Beschäftigte in wissensinten-siven Industrien* (%)	2013	33,4	9,8	8,9	5,7	3,7	11,3	18,2
	2008–13	-6,2	-3,0	-0,4	0,8	0,9	-4,5	1,0
SV Beschäftigte in wissensintensi-ven unterneh-mensbezogenen Dienstleistungs-branchen (%)	2013	7,9	6,4	7,9	5,7	4,8	8,5	3,2
	2009–13	-0,1	0,0	0,5	0,4	0,2	0,7	0,0

Kreis (Kreisstadt)	Bodenseekreis (Friedrichshafen)	Emsland (Meppen)	Goslar (Goslar)	Helmstedt (Helmstedt)	Hof (Hof)	Stade (Stade)	Wartburgkreis (Eisenach)
Verkehrsbindung PKW-Fahrzeit zu IC/ICE-Halt (min., 2015); Kreisstadt mit IC-Halt (IC/ICE/nein)	19; nein	19; nein	37; nein	15; IC	63; nein	56; nein	25; IC/ICE
Entfernung von Kreisstadt zu Großstadt >300 km	200 km	115 km	85 km	100 km	140 km	50 km	200 km

* bezogen auf alle SV-Beschäftigten

Quelle(n): INKAR (2016), Prognos (2004, 2016), eigene Recherchen zu IC/ICE-Halt und Entfernung von Kreisstadt zu Großstadt; Angaben, wenn nicht anders angegeben, für 2013

■ Der Bodenseekreis, Hof und Stade verfügen über Hochschulen bzw. Hochschulteile. Sie zählen unter den ausgewählten Landkreisen zu den Aufsteigern im Prognos-Ranking oder sind, im Falle des Bodenseekreises mit Friedrichshafen, an der Spitze vertreten (Platz 19 von 432) (Prognos 2016: 17). Insgesamt jedoch ist die Ausstattung mit höherwertigen Bildungs- und Forschungseinrichtungen schwach (BMVBS/BBSR 2008: 25).

■ Jene Kreise, die sich 2016 im Vergleich zur Rankingplatzierung 2004 (Prognos 2004, 2016) verbessern konnten, weisen zwischen 2008 und 2013 eine nahezu konstante Bevölkerungsentwicklung auf. Dies betrifft den Bodenseekreis mit Friedrichshafen, das Emsland mit Meppen und den Kreis Stade mit gleichnamiger Kreisstadt. Eine Ausnahme stellt Hof (Kreis) dar, welcher im selben Zeitraum deutliche Bevölkerungsgewinne verzeichnen kann. Deutliche Einwohnerverluste sind in den Kreisen Goslar, Helmstedt (je mit gleichnamiger Kreisstadt) und im Wartburgkreis mit Eisenach zu beobachten. (INKAR 2016) Diese Kreise erreichen 2016 eine deutlich schlechtere Platzierung als 2004 und sind im letzten Drittel des Rankings zu finden (Prognos 2004, 2016).

■ Goslar (Kreis) fällt mit einer besonders niedrigen Fertilitätsrate auf, die 2013 mit 1,25 sowohl unter den Bundesdurchschnitt (1,41) als auch unter dem Durchschnitt der westlichen Bundesländer (1,40) liegt. Überdurchschnittlich viele Geburten – je bezogen auf den Bundeswert und den West- bzw. Ostdeutschlands im Jahr 2013 – gibt es im Kreis Stade (1,57) sowie dem Wartburgkreis (1,63). Letzterer Wert stellt im Vergleich zu 2008 eine Steigerung um 0,30 und damit die höchste im Vergleich der sieben Kreise dar. Auch auf Bundesebene stieg die Fertilitätsrate von 2008 bis 2013 um 0,30. Entsprechend fallen, abgesehen vom Wartburgkreis, alle ausgewählten Kreise mehr oder weniger deutlich hinter die Fertilitätssteigerung des Bundes im Zeitraum 2008 bis 2013 zurück. (INKAR 2016)

■ Wanderungsgewinne (je 1.000 Einwohner) oberhalb des Bundesdurchschnitts (6,4) können 2013 der Bodenseekreis (12,7 je 1.000 Einwohner) und der Kreis Helmstedt (9,5) realisieren. Die Landkreise Hof und Stade sowie der Wartburgkreis liegen deutlich unterhalb des Bundeswertes; letzterer Kreis hat ein negativ unausgeglichenes Wanderungssaldo. (INKAR 2016)

■ Der Bodenseekreis mit Friedrichshafen weist das höchste BIP je Einwohner von allen deutschen Kreisen auf, mit 43.600 Euro je Einwohner entspricht der Wert 125 Prozent des Bundesdurchschnitts. Hier sind gleichzeitig die im Vergleich höchsten Anteile sozialversicherungspflichtig versicherter Beschäftigter mit akademischen Abschluss (17,5 %) sowie in kreativ- (3,2 %) und wissensintensiven Branchen (33,4 %) vertreten. Im Wartburgkreis mit Eisenach, auf den hinteren Plätzen im Ranking vertreten (353 von 432), ist letzterer Wert nur etwa halb so hoch, dennoch deutlich über den Werten der anderen Kreise. Das BIP je Einwohner erreicht gut die Hälfte dessen vom Bodenseekreis, was zugleich 65 Prozent des Bundesdurchschnitts entspricht. (Vgl. INKAR 2016; Prognos 2016: 26) Hof hingegen – im Gegensatz zu Eisenach Hochschulstandort,² aber zugleich mit den niedrigsten Anteilen bei kreativen und wissensintensiven SV-Beschäftigten – zählt zu den stark aufgestiegenen Regionen im Ranking (Platz im Prognos-Ranking 2004: 336, Platzierung 2016: 199). Dass Hof (Kreis) ein, bezogen auf Deutschland, unterdurchschnittliches BIP je Einwohner aufweist, scheint dieser Entwicklung nicht entgegen zu stehen. (Vgl. INKAR 2016; Prognos 2004, 2016)

■ Jene der ausgewählten Kreise, die im ersten Drittel des Prognos-Rankings von 2016 platziert sind – Bodenseekreis und Emsland –, haben 2013 eine geringe und im Bundesvergleich unterdurchschnittliche Arbeitslosenquote. Hohe Werte weisen hier die Regionen auf, die unter den ausgewählten Kreisen die Ranking-Schlusslichter bilden. (INKAR 2016; Prognos 2016)

■ Hinsichtlich der Entfernung einer Stadt zur nächstgelegenen Großen Großstadt (>500.000 Einwohner) ist zweierlei denkbar: Einerseits könnte eine große Entfernung positiv wirken, da großstädtische Funktionen dann (zum Teil) von der Mittelstadt übernommen werden. Auch Kaufkraft, Höherqualifizierte, Vereine etc. können so nicht in eine benachbarte Stadt abwandern. Andererseits könnte eine große Entfernung negativ wirken, wenn die Mittelstadt dadurch peripherisiert und abgekoppelt wird. Die Fallauswahl hält Beispiele für beide Szenarien bereit: So ist Friedrichshafen, Kreisstadt des im Ranking weit vorn platzierten Bodenseekreis, ebenso 200 Kilometer zur nächsten großen Großstadt entfernt wie Eisenach im schlecht platzierten Wartburgkreis.

Obwohl dem Bodenseekreis eine schwache Verkehrsinfrastruktur attestiert wird – so verfügt Friedrichshafen etwa nicht über einen ICE/IC-Halt –, zählt er zu den Wachstumsregionen, denen es wirtschaftlich gut geht. Die sehr gute Verkehrsanbindung des Wartburgkreises wird dagegen nicht von Prosperität begleitet. (Vgl. BMVBS/BBSR 2008: 25)

Bereits diese Indikatorenauswahl zeigt Bedingungen und Voraussetzungen, die einerseits sehr unterschiedlich sind und andererseits auch bei ähnlicher Ausprägung nicht zu gleichen Entwicklungswegen führen (müssen). Dies dürfte darauf verweisen, dass – neben Lagegunst – lokale Gestaltungsspielräume in unterschiedlicher Weise, Intensität und mit unterschiedlichem Erfolg genutzt werden.

² Hochschule Hof und Fachbereich Allgemeine Innere Verwaltung der Fachhochschule für öffentliche Verwaltung und Rechtspflege in Bayern

Sichtbar macht der kurze Blick in die beiden Rankings, dass zwar viele mittelgroße Städte vor besonderen Herausforderungen stehen, dies dennoch nicht automatisch heißt, peripherisiert, abgekoppelt und wenig lebenswert zu sein. So bieten Klein- und Mittelstädte „ihrer Bevölkerung meist genau, was die Menschen suchen, einen Kompromiss zwischen ländlichem Umfeld mit Naturnähe und städtischem Umfeld mit einigermaßen attraktiver, urbaner Angebotsvielfalt und sozialem Zusammenhalt. Lediglich die größeren Mittelstädte fallen etwas ab. Sie tun sich schwer, ihrem Aufgabenspektrum zu genügen und ihre Bewohner zufriedenzustellen“ (Ganzweiler et al. 2012: 6).

Hinsichtlich der Zufriedenheit der Bevölkerung lässt sich kein signifikanter Unterschied zwischen den verschiedenen Stadttypen feststellen, mögen auch Menschen in ihrer Jugend und im hohen Alter mit der Situation in Großstädten leicht glücklicher sein (Raffelhüschen/Schöppner 2012: 150-155).

Die Rolle einer Klein- oder Mittelstadt wird nicht zuletzt durch ihre Nähe zu Großstädten definiert: Großstadtnähe sorgt für eine Dominanz der Wohnfunktion; vielerorts wirken hier noch Suburbanisierungsprozesse, da die Städte wesentlich Entlastungsfunktionen für die Großstädte wahrnehmen. Dagegen haben Mittelstädte in peripherer Lage eine größere Bedeutung als Versorgungs- und Arbeitsmarktzentrum, also als regionales Entwicklungszentrum. Dort dominiert die Entwicklungs- und Stabilisierungsfunktion, sie wirken als Impulsgeber für die Region als Ganzes. (Ganzweiler et al. 2012: 6) In peripheren schrumpfenden Regionen gewinnen die Mittelstädte und verlieren die Kleinstädte an Bedeutung für die Daseinsvorsorge und Regionalentwicklung: Große Mittelstädte können hier sogar gegen den Trend an Beschäftigung und Bevölkerung gewinnen. Die Kleinstädte hingegen verlieren am stärksten und büßen ihre regionale Stabilisierungsfunktion ein. (Ebd.: 7)

6.2. Schwarmstädte als Gegenpol der Peripherisierung: Die Sehnsucht nach Dichte

Die Mittelstädte sind untereinander äußerst heterogen. Daher muss gerade in der Diskussion von Peripherisierung ein relativ neues Phänomen berücksichtigt werden, das gleichsam das Gegenstück zu ihr darstellt: die Etablierung von sog. Schwarmstädten (Simons/Weiden 2015). Schwarmstädte sind Ausdruck eines veränderten Wanderungsmusters, bei dem insbesondere die jüngere Bevölkerung aus den meisten Regionen Deutschlands schwarmartig in vergleichsweise wenige Städte einfällt – eben in die Schwarmstädte. Durch dieses neuartige Phänomen, das über die bekannte Landflucht hinausgeht, entstehe, so die These der Entdecker, eine Hierarchie zwischen den Schwarmstädten einerseits und den weniger populären, sich allmählich entleerenden Orten andererseits.

Damit würden zugleich auch Entwicklungen gegen den jeweiligen regionalen Trend erzeugt – Wachstumsinseln in Entleerungsgebieten, Bevölkerungsverluste in Wachstumsregionen. Bislang aber reiche die Dynamik nicht aus, um die langfristige Bevölkerungsentwicklung massiv zu verändern. (Ebd.: 3) Profiteure des Schwarmverhaltens seien vorrangig Großstädte, während insbesondere pe-

riphere ostdeutsche Landkreise sowie Umlandkreise von ostdeutschen Städten mit hoher Attraktivität starke Verluste zu verzeichnen hätten (ebd.: 7).

Das Schwarmverhalten gehe vor allem auf die Ausbildungswanderung der Menschen bis 24 Jahre und der Berufsanfängerwanderung von 25- bis 34jährigen zurück. Allerdings werde diese Bevölkerungsumverteilung nicht allein durch die Wanderung dieser Altersgruppe bestimmt, vielmehr existierten mehrere Wanderungsströme parallel. Unterscheiden ließen sich entlang spezifischer biografischer Phasen fünf unterschiedlich intensive Wanderungsbewegungen (ebd.:12–30):

- Eine drastische Bevölkerungsumverteilung ist bei der *Ausbildungswanderung* (Menschen bis 24 Jahre) zu verzeichnen. Mit wenigen Ausnahmen gewinnt die überwiegende Zahl der kreisfreien Städte, die fast alle über eine mehr oder weniger große Hochschule und weitere Ausbildungszentren verfügen. Umgekehrt verlieren durch die Ausbildungswanderung fast 70 Prozent der Landkreise und kreisfreien Städte Einwohner in dieser Altersklasse.

- Bei der *Berufsanfängerwanderung* (Menschen zwischen 25 und 34 Jahre) wiederum verlieren vor allem die kleinen Hochschulstädte mit einem vergleichsweise hohen Anteil der Studierenden an der Einwohnerschaft. Aber auch viele ländliche Kreise verlieren zusätzlich zur Ausbildungswanderung nochmals erheblich an Einwohnern. Gewinner sind vor allem Städte in Metropolregionen, daneben einige ländliche Kreise in Bayern, Baden-Württemberg, Niedersachsen und Schleswig-Holstein. Letzteres kann teilweise als Rückwanderung nach der Berufsausbildung gedeutet werden.

Eine Zusammenschaltung von Ausbildungs- und Berufsanfängerwanderung zeigt: Mit Ausnahme der reinen, meist kleineren Universitätsstädte gewinnen die meisten Städte, die bereits durch Ausbildungswanderung gewonnen haben, nochmals dazu. Die Verstärkung dieses Trends ist die zentrale neue Entwicklung: „Zwar hat sich das Schwarmverhalten auch in der Ausbildungswanderung verstärkt, aber die Verstärkung bei den Berufsanfängern ist weit stärker gewesen.“ (Simons/Weiden 2015: 17) Da es bei der Berufsanfängerwanderung wieder mehr Kreisen – vor allen in den Metropolregionen – gelingt, Verluste durch die Bildungswanderung auszugleichen, wirkt diese der Konzentration der Bevölkerung entgegen.

- Die *Settlementwanderung*, also die Wanderungsbewegung der 35- bis 44-jährigen, wird durch die Suburbanisierung dominiert. Die stärksten Verluste verzeichnen entsprechend die kreisfreien Städte, insbesondere die Universitätsstädte, die zuvor von der Bildungswanderung besonders profitiert hatten. Neben den Umlandkreisen vieler dieser Städte gewinnen auch weite Teile der Landkreise zumindest leicht. Das kann auf die Rückkehr in die Heimat nach abgeschlossener Ausbildung zurückgeführt werden. Insgesamt wirkt die Settlementwanderung also dem Schwarmverhalten der jüngeren Kohorten entgegen. Dennoch reicht diese Dekonzentrationstendenz nicht, um es zu kompensieren.

- Die Wanderungsbewegung der darauffolgenden Alterskohorte wiederum – die *Mittelalterwanderung* – ist nur noch sehr schwach. Diese Altersklasse ist

mithin vor allem sesshaft und erzeugt entsprechend nur geringe Umverteilungswirkungen.

■ Die Altersklasse der Menschen ab 60 Jahren – die einzige in Deutschland, die quantitativ nicht durch Zuwanderung wächst – ist trotz geringer Wandervolumina in einer Hinsicht bemerkenswert: Sie wandert in der entgegengesetzten Richtung zu den jungen Schwärmen. Verlierer sind – neben Städten, die auch bei den anderen Schwärmen schon verloren haben – vor allem Großstädte, die noch von jüngeren Schwärmen profitierten. Damit führt die *Altenwanderung* zu einer Dekonzentration der Bevölkerung vor allem in der Spitzengruppe der Schwarmstädte. Dabei ist nicht von einer Verdrängung der Älteren aus Armutgründen auszugehen; vielmehr vollziehen diese ein nutzenmaximierendes Ausweichen.

Zusammenfassend lassen sich folgende Wanderungsbewegung beschreiben: Die Ausbildungswanderung ist der stärkste Strom. Dieser wird durch einen zweiten Strom der Berufsanfängerwanderung teilweise verstärkt, teilweise durch Rückwanderung kompensiert. Die jungen Schwarmstädte, mithin die Ziele beider Wanderungsströme, sind ausschließlich größere Städte. Zu diesen zählen 30 Städte, in denen gegenwärtig gut ein Viertel der deutschen Bevölkerung lebt. Die Settlementwanderung, die durch Suburbanisierung dominiert wird, entlastet als ein partielles „Auseinandertoben des Schwarms“ (ebd.: 29) die jungen Schwarmstädte. Während die Mittelalterwanderung lediglich leichte Dekonzentrationsprozesse erzeugt, zeigt die Altenwanderung wieder Charakteristika der Schwarmwanderung. Da die jungen Schwarmstädte zumeist die Hauptverlierer dieser Wanderungsbewegung sind, kommt es so zu einer Dekonzentration, auch wenn der Altenschwarm deutlich kleiner ist als der Schwarm Jüngerer.

Die Neuigkeit des Schwarmverhaltens bestehe – neben dem großen Wandervolumen – darin, dass eine generelle Landflucht von einer Konzentration der Wanderung auf ausgewählte Städte überwölbt wird. Auch wenn aufgrund der Landflucht Städte mit starker Abwanderung gleichzeitig eine starke Zuwanderung aus dem umliegenden ländlichen Raum erfahren, erzeuge die Schwarmbewegung in der Hälfte der Städte eine negative Wanderungsbilanz. Das Schwarmverhalten werde durch Auslandszuwanderung gestärkt; ursächlich für das Wachstum der Schwarmstädte sei jedoch die Binnenwanderung.

Entgegen naheliegender Vermutungen gebe es lediglich einen geringen Zusammenhang von Arbeitsplatzentwicklung und Kohortenwachstumsrate. Die Schwarmstädte schafften es demnach, ihre Zuwanderung weitgehend unabhängig von der Arbeitsmarktentwicklung zu generieren. Sichtbar werde damit ein Trend, Schwarmstädte als Wohnort zu wählen, wenn von dort aus durch Pendeln ein Arbeitsplatz erreichbar ist. Dies bedeute zugleich, dass sich Hoffnungen von Abwanderungsregionen, mit der Schaffung neuer Arbeitsplätze auch Zuwanderung generieren zu können, nur bedingt erfüllen. Diese Entwicklung hänge sicherlich auch mit der gegenwärtigen Konjunktur zusammen, die einen „Arbeitsnehmermarkt“ erzeuge. Dennoch sei nicht davon auszugehen, dass eine konjunkturelle Abkühlung das Schwarmverhalten deutlich limitieren würde. Zu vermuten sei vielmehr, dass eine Rezession die Schwarmstädte aufgrund der

Branchenstruktur geringer treffe als weniger nachgefragte, insbesondere altindustriell geprägte Orte. Eine Rezession würde zudem auch nichts an der geringen Zahl der Berufsanfänger und ihrer damit gestärkten Position auf dem Arbeitsmarkt ändern.

Wenn die Arbeitsplatzsituation nur eingeschränktes Erklärungspotenzial für schwarmstädtische Entwicklungen aufweist, liegt es nahe, die Erklärungskraft der Studierendenquote zu untersuchen. Durch die Bildungsausweitung der letzten Jahre ist diese Quote nochmals gestiegen: Betrag der Anteil der deutschen Studienanfänger.innen an der altersspezifischen Bevölkerung im Jahr 2000 noch 29 Prozent, so lag er 2014 bei 51 Prozent. Diese Steigerung der Studienanfängerquote um 22 Prozentpunkte entspricht einem Wachstum von 75 Prozent (StatBA 2015b: 16). Doch da 221 von 402 Kreisen eine hochschulische Bildung anbieten und der Studienplatzausbau überproportional außerhalb der Schwarmregionen erfolgte, führt die Hochschulausbildung nur zu einer moderaten Konzentration der 20- bis 24jährigen – lediglich gut 30 Prozent von ihnen studiert in einer Schwarmstadt.

Festzuhalten ist, dass die Konzentration auf die Schwarmstädte nach der Ausbildung, mithin auch das Schwarmverhalten nach Abschluss des Studiums, nochmals zunimmt. Damit erfolgt das Hauptschwarmverhalten bei den 30- bis 34jährigen, doch lässt sich eine indirekte Wirkung der Bildungsausweitung annehmen: Einerseits ist mit der Hochschulbildung oftmals ein spezifischer Lebensstil verbunden, der eine hohe Wertschätzung von Urbanität impliziert; andererseits konzentrieren sich die spezialisierten Arbeitsplätze oftmals in den Schwarmstädten.

Dennoch lässt sich das Schwarmverhalten nicht auf eine Präferenzveränderung zurückführen. Gegen diese Vermutung spricht, dass in der Alterskohorte der 35- bis 44jährigen weiterhin die Suburbanisierung dominiert, wie auch die auffällige Ungleichheit, mit der Städte Einwohner hinzugewinnen. Angenommen werden kann daher, dass das Schwarmverhalten auf veränderte demografische Rahmenbedingungen zurückzuführen ist: „Da die nachwachsenden Geburtenjahrgänge seit dem Pillenknick nur noch schwach besetzt sind, müssen sie sich als Minderheit zusammenrotten.“ (Simons/Weiden 2015: 48) Mithin werden „die Schwärmer vor allem durch die in den Schwarmstädten hohe Dichte an anderen jungen Menschen angezogen“ (ebd.: 62).

Da die Existenz einer Hochschule die Zahl junger Menschen in einer Stadt erhöht, ist eine Hochschule vermutlich eine notwendige Voraussetzung für die Entwicklung zu einer Schwarmstadt – allerdings keine hinreichende. Begrenzt wird diese Wirkung zum einen, weil heute in der Hälfte aller Kreise höhere Bildung angeboten wird. Da die Zahl der Hochschulstandorte sehr groß ist und fast immer im nächsten Mittelzentrum Hochschulbildung angeboten wird, muss für höhere Bildung nicht zwangsläufig die Heimatregion verlassen werden (ebd.: 41). Zum anderen entfalten auch Städte mit großen Hochschulen nicht immer genügend Anziehungskraft oder vermögen es z.T. nicht, die Studierenden nach dem Abschluss zu halten.

Bilden also ebenso die Existenz von erreichbaren Arbeitsplätzen wie die von Hochschulen eine notwendige, aber keine hinreichende Voraussetzung für die

Entwicklung zu einer Schwarmstadt, so ist man zu deren Erklärung auf weiche Faktoren verwiesen. Dazu zählen das Erscheinungsbild der gebauten Stadt mit attraktivem und dichtem Raum, eine angenehme Atmosphäre und ein guter Ruf. Die weichen Faktoren teilen indes ein Grundproblem: „Sie lassen sich nicht bauen.“ (Ebd.: 63)

Bevor jedoch aus dieser Diagnose Handlungsempfehlungen für die Stadtentwicklung – etwa hinsichtlich der Stärkung der weichen Faktoren – abgeleitet werden, muss ein wesentlicher Aspekt Berücksichtigung finden: Die Schwarmstädte weisen unterschiedliche „Quellgebiete des Schwarmverhaltens“ auf (ebd.: 52) und lassen entsprechend eine sehr unterschiedliche Nachhaltigkeit des Schwarmverhaltens erwarten. Sind die Einzugsgebiete vergleichsweise klein, so verfügen diese Städte nicht über eine bundesweite Anziehungskraft und wachsen vor allem durch Zuzug aus dem direktem Umland. Dieser Befund gilt insbesondere, aber nicht nur für die ostdeutschen Städte:

„Tendenziell fällt auf, dass die ostdeutschen Schwarmstädte (mit Ausnahme von Berlin, Potsdam und Leipzig) vergleichsweise kleine Einzugsgebiete aufweisen. Wir interpretieren dies dahingehend, dass das Schwarmverhalten in Ostdeutschland stärker ausgeprägt ist als in Westdeutschland und dadurch hohe Kohortenwachstumsraten erreicht werden, obwohl die Städte nicht über eine bundesweite Anziehungskraft verfügen. Überspitzt formuliert ‚saugen‘ diese Städte (hohe Kohortenwanderung bei relative kleinem Quellgebiet) ihr Hinterland leer.“ (Ebd.: 57)

Dieser Befund impliziert, dass eine kontinuierliche Zuwanderung aus den gleichen Quellgebieten aufgrund der Abnahme von Wanderungswilligen unmöglich ist – in Ostdeutschland nochmals verschärft durch den Geburtenrückgang nach 1990. Somit drohen Städte, die derzeit wachsen, erneut zu Abwanderungsstädten zu werden. Dies gilt sowohl für Städte ohne staatliche Hochschule wie Gera oder Eisenach als auch für Universitätsstädte. So sind etwa Dresden oder Magdeburg fast vollständig abhängig von der Zuwanderung aus ihrem Hinterland.³ Hier besteht insbesondere die Gefahr, „dass die aktuell sehr positiven Zuwanderungszahlen zu einer Überschätzung der zukünftigen Bevölkerungsentwicklung verführen“ (ebd.: 61). Mit anderen Worten: Etliche Städte profitieren lediglich temporär von der Ausbildungs-, im Idealfall auch von der Berufsanfängerwanderung und müssen ihre Stadtentwicklungspolitik darauf einstellen.

Durch das Schwarmverhalten kommt es zu Verwerfungen, ist doch die schnelle Schrumpfung in etlichen Regionen wie die Konzentration der Wanderungsbewegungen auf wenige Städte „nicht notwendigerweise wohlfahrtsoptimal“. Zu befürchten ist, dass – spiegelbildlich zum Prozess der Peripherisierung – die „zu-

³ Die Abhängigkeit vom Zuzug aus dem Umland wird sichtbar, wenn man die Herkunft der großen Mehrheit der Zugewanderten bestimmt: So stammen in Dresden 80 % der Zuwanderung aus lediglich 8 % der bevölkerungsgewichteten Kreise, d.h. faktisch nur Ostsachsen. Bei Magdeburg liegt diese Zahl mit 5 % der Kreise noch niedriger. Zum Vergleich: In Düsseldorf stammen 80 % der Nettozuwanderung aus einem Quellgebiet, das bevölkerungsgewichtet rund 26 % von Deutschland ausmacht (Simons/Weiden 2015: 59). Auch die Reichweite der Quellgebiete fällt in Ostdeutschland vergleichsweise niedrig aus: Magdeburg rekrutiert lediglich aus 45 % der bevölkerungsgewichteten Kreise Deutschlands, während Ingolstadt, das eine vergleichbare Kohortenwachstumsrate aufweist, neue Einwohner aus 79 % der deutschen Kreise gewinnt (ebd.: 56).

nehmende Konzentration dann auch zunehmend aufgrund fehlender Alternativen verstärkt wird; dass also die Konzentration auch etwas von dem suboptimalen Gleichgewicht des Gefangenendilemmas hat“ (ebd.: 68).

Die Abschwächung des Schwarmverhaltens könne durch die Setzung von Anreizen auf verschiedenen Ebenen erfolgen. Auf Bundesebene könnte dies etwa durch den Verzicht auf die Priorisierung von Schwarmstädten geschehen – etwa durch Mietpreisbremse oder privilegierte Förderung des dortigen Wohnungsneubaus. Beide Instrumente adressieren nicht das Schwarmverhalten, sondern versuchen lediglich, dessen Folgen abzuschwächen. Gestärkt werden sollten vielmehr die schrumpfenden Regionen, nicht zuletzt, um den Druck auf die Schwarmstädte zu reduzieren. Möglich wäre etwa eine Förderung des Bemühens jener Städte, die derzeit noch von Zuwanderung aus dem eigenen Hinterland profitieren, eine stärkere Bindungswirkung zu erzielen. Diese stärkere Bindung kann einer Fernwanderung in die Schwarmstädte vorbeugen (Ebd.: 70).

Identifiziert man – wie die These von der generationenspezifischen Zusammenrottung nahelegt – in der Suche nach Dichte den wesentlichen Motor des Schwarmverhaltens, so gelte es auf Landesebene, in den schrumpfenden Regionen Zentren zu erhalten, die entsprechenden Ansprüchen gerecht werden. Dies erfordere eine Konzentration auf wenige Zentren. Die damit implizierte Schwächung anderer Orte müsse hingenommen werden, mehr noch: Es sollte sogar Ziel sein, Menschen und Wertschöpfung in das jeweilige regionale Zentrum zu lenken. Notwendig sei also eine Abkehr vom dem Ziel, eine Gleichwertigkeit der Lebensverhältnisse auch unterhalb der regionalen Ebene herzustellen, da dieses unter den Bedingungen der Schrumpfung kontraproduktiv sei. Der leitende Gedanke hinter dieser Konzentrationsstrategie lautet:

„Zwei halbtote Städte werten die Region nicht auf, eine lebendige und eine tote hingegen schon. [...] Zwei halbtote Städte mögen gleichwertig zueinander sein, sie sind es aber nicht im Vergleich zu einer lebendigen (Schwarm-)Stadt.“ (Ebd.: 70f.)

Dabei müsse die Bestimmung der Zentren nicht durch willkürliche Setzungen der Politik erfolgen, vielmehr würden diese Orte durch ihre besondere Attraktivität von selbst erkennbar. In den schrumpfenden Regionen müsse zudem der wachsenden Bedeutung von Wohnattraktivität Rechnung getragen werden, die auch Vielfalt und Lebendigkeit umfasst. Da diese vornehmlich das Resultat von Dichte sind, sei eine räumliche Konzentration verschiedenster Nutzungen auf kleinem Raum in den Kernlagen der Kernstädte angeraten. Das Zentrum sollte mit frequenzstarken öffentlichen Gebäuden wie Schulen, Hochschulen und Veranstaltungsorten gestärkt werden, was auch den Verzicht auf zentrumferne Umbauten – etwa der Konversion einer Kaserne – sowie eine restriktive Baulandausweisung erforderlich mache. (Ebd.: 75)

Die „unechten“ Schwarmstädte, also jene Städte mit einem sehr kleinen Einzugsgebiet, sollten nicht auf quantitative, sondern qualitative Wohnungspolitik setzen und die gegenwärtige Investitionsbereitschaft ins Stadtzentrum lenken. Zugleich sollten sie sich bemühen, ihre Attraktivität für junge Menschen zu erhöhen, um deren Fortzug in echte Schwarmstädte vorzubeugen. Diese Maßnahmen verlangten meistens keinen finanziellen Einsatz, sondern bestehen oftmals

einfach im Zulassen bestimmter Entwicklungen (etwa der Umnutzung von Gebäuden oder der Intensivierung des Straßenlebens). (Ebd.: 76)

Echte Schwarmstädte wiederum sollten das Angebot an Wohnungen erhöhen, um so preisdämpfend auf die Mietentwicklung einzuwirken. Dies könne – im Gegensatz zu den unechten Schwarmstädten – zumeist nicht im Zentrum erfolgen, nicht zuletzt, weil dort mit dem Widerstand der Bevölkerung zu rechnen ist.

7. Der Wettbewerb „Stadt der Wissenschaft“

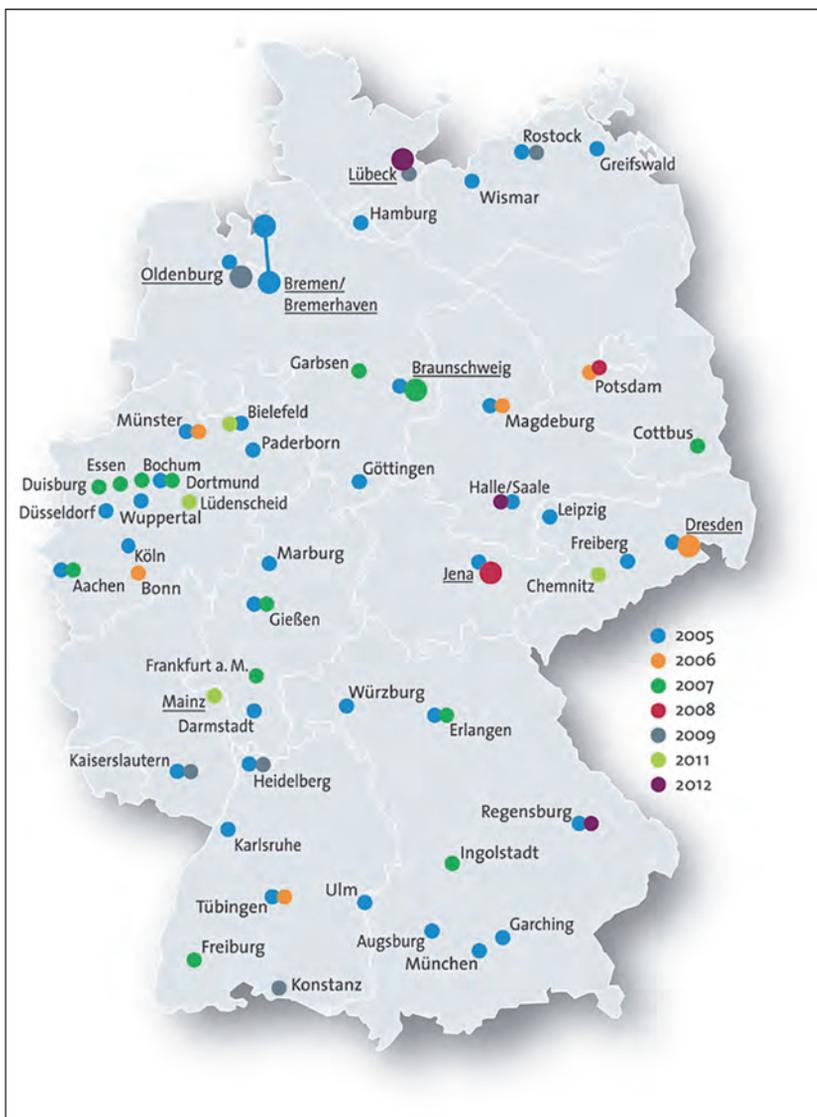
Der Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft verfolgt seit über einer Dekade das Ziel, durch die Initiierung von Wettbewerben Impulse für wissensbasierte Stadt- bzw. Raumentwicklungen zu geben. Der erste Wettbewerb „Stadt der Wissenschaft“ (2005–2012) fokussierte dabei auf Städte, während zwei Nachfolgewettbewerbe den Fokus verschoben: „Wissenscluster“ (2013–2015) und die „Science Scorecard“ (erste Runde mit 13 Teilnehmern 2014–2015) richteten ihren Blick – mit unterschiedlichen Schwerpunkten – auf Regionen.

Am Wettbewerb „Stadt der Wissenschaft“ nahmen insgesamt 51 Städte teil.⁴ Davon war eine Stadt eine Kleinstadt (2 %), elf Städte waren Mittelstädte (22 %), 22 Kleinere Großstädte (43 %) und 17 Große Großstädte (33 %). Mithin gehörten zwei Drittel der teilnehmenden Kommunen zu der an dieser Stelle interessierenden Gruppe der mittelgroßen Städte. Erfolgreich mit ihren Bewerbungen waren dann ausschließlich Großstädte – keine der Städte mit bis zu unter 100.000 Einwohnern konnte sich durchsetzen. Unter den insgesamt sieben Wettbewerbssiegern gehörten aber fünf und damit etwa zwei Drittel zur Gruppe der Kleineren Großstädte, die wir hier den mittelgroßen Städten zurechnen, da sie eindeutig nichtmetropolitan sind.

Das erklärte Ziel der Initiative „Stadt der Wissenschaft“ war, strategische Netzbildungen anzureizen: Städte sollten nicht länger als bloße *Wissenschaftsstandorte* begreifen, sondern sich aktiv als *Wissenschaftsstädte gestalten*. Die Bewerbungen der Städte und ihre zugrundeliegenden Strategien ließen vier grundsätzliche Ansätze erkennen: die Durchführung von wissenschaftsbezogenen Events, die Arbeit am Image als Wissenschaftsstadt, die Schaffung von Clustern sowie bauliche Maßnahmen, um eine bessere Verzahnung von Wissenschaft und Stadt zu ermöglichen. (Vgl. Lisowski et al. 2011) Damit zeigte der Wettbewerb „Stadt der Wissenschaft“ nahezu idealtypisch das Bemühen um einen aktiven Hochschulregionalismus, bezogen auf die jeweilige Sitzstadt. Der Wettbewerb eignet sich damit als normative wie empirische Vergleichsgrundlage, um die Umsetzung wissenschaftsgesellschaftlich inspirierter Stadtkonzeptionen für mittelgroße Städte – also Nichtmetropolen – zu beleuchten.

⁴ Die gemeinsame Bewerbung von Bremen und Bremerhaven wird als die Bewerbung einer Stadt bewertet. Diese wird den Großstädten zugeordnet.

Übersicht 18: Teilnehmende Städte und Gewinner des Wettbewerbs „Stadt der Wissenschaft“*



* Gewinnerstädte = unterstrichen

Quelle: <http://www.stadt-der-wissenschaft.de/chronik/bewerberstaedte/index.html> (9.11.2016)

7.1. Wettbewerbsverlauf

Erstmalig veranstaltete der Stifterband den Wettbewerb „Stadt der Wissenschaft“ im Jahre 2005. Seine Auslobung erfolgte nicht zuletzt als Resultat der Unterzeichnung des PUSH-Memorandums im Jahr 1999.⁵ Die Zieldefinition des Wettbewerbs resultierte dabei wesentlich aus einer Problembeschreibung, die deutlich von den Theorien über die Entstehung einer globalisierten Wissenschaftsgesellschaft, die zunehmende Bedeutung der „kreativen Klasse“ sowie der Transformation der Wissenschaft hin zum Mode 2 geprägt war.

Im Schnittpunkt dieser Vorannahmen stehen hochqualifizierte Fachkräfte, deren Produktivität sich in einer wissensbasierten Ökonomie nur bei lebenslangem Lernen erhalten und bei räumlicher Verdichtung entfalten könne. Die Verbindung beider Aspekte realisiere sich primär in Städten, die als Interaktionsplattformen für Wissensträger und Wissensmilieus fungierten. Im Erfolgsfall resultiere aus der räumlichen Konzentration und der verstärkten Interaktion von hochqualifizierten Menschen nicht nur wirtschaftliche Prosperität. Vielmehr ergäben sich auch Chancen zur Stärkung der städtischen Gesellschaft und der Profilierung der Standorte. Daher müsse es Aufgabe der Stadtpolitik sein, die lokale Vernetzung der Wissenschaft mit anderen gesellschaftlichen Teilsystemen – allen voran die Wirtschaft – entlang einer klaren Strategie zu fördern und zu institutionalisieren. (Vgl. Lisowski et al. 2011: 12-31).

Dieser Gesellschaftsdiagnose entsprechend zielte der Wettbewerb darauf ab, bei allen Bewerbern drei Entwicklungslinien für einen Wandel vom „Wissenschaftsstandort zur Wissenschaftsstadt“ anzuregen bzw. zu verstärken:

„Neue Netzwerke aus Wissenschaft, Wirtschaft, Politik und Kultur sollen entstehen. Die Stadt der Wissenschaft soll den hohen Stellenwert von Wissenschaft und Bildung im städtischen Leben zeigen. Die Kommune kann auf diesem Wege ihr Potenzial in Wissenschaft und Bildung entdecken und es für die regionale Entwicklung nutzen.“ (Lisowski 2009: 14)

Der Wettbewerb war mit einem Preisgeld von 250.000 Euro für den Sieger dotiert – eine eher überschaubare Summe angesichts des Umstands, dass die Bewerberstädte vor allem mit anspruchsvollen Jahresprogrammen den gesetzten Zielen gerecht zu werden suchten. Der Stifterverband ging allerdings davon aus, dass der Titel den Städten so viel Rückenwind gebe, „dass es durch Sponsoren und Förderer gelingt, ein Mehrfaches dieser Summe für das Wissenschaftsjahr einzusetzen“ („Der neue Wettbewerb“ 2009).

Eine Evaluation des Wettbewerbs, an der sich 35 der angefragten 46 Bewerberstädte beteiligten, ergab, dass sich bereits vor der Wettbewerbsteilnahme fünf Städte deutlich über Wissenschaft zu profilieren suchen. Diese können mithin als Vorreiter einer wissensbasierten Stadtentwicklung gelten. Von der Teilnah-

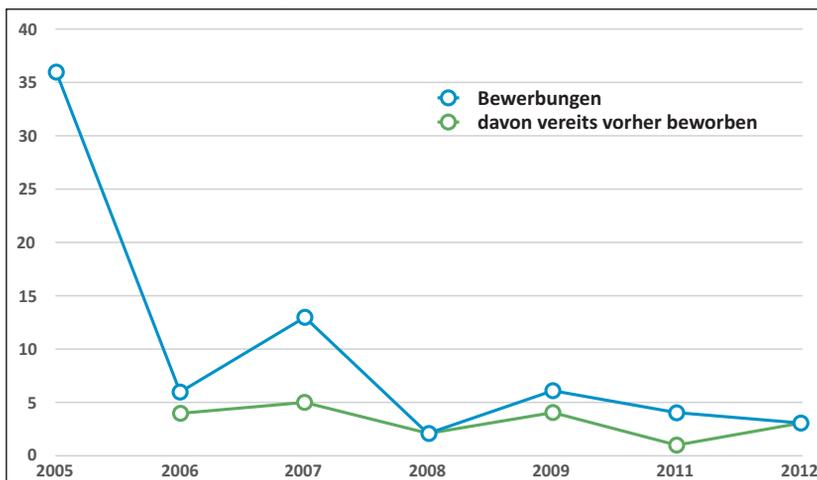
⁵ Im PUSH-Memorandum (PUSH = Public Understanding of Sciences and Humanities) verpflichteten sich die führenden deutschen Wissenschaftsorganisationen zur Förderung des Dialogs zwischen Wissenschaft und Gesellschaft. Es bildet die Grundlage für die Arbeit der Initiative „Wissenschaft im Dialog“, die auf Anregung des Stifterverbandes entstand. Vgl. Memorandum Dialog Wissenschaft und Gesellschaft (1999).

me am Wettbewerb „Stadt der Wissenschaft“ hätten im Hinblick auf den Aufbau nachhaltiger Strukturen 17 Städte profitiert. Nicht profitieren konnten hingegen dreizehn Städte. Sie gelten entsprechend als „Nachzügler“. Bemerkenswert ist zudem, dass sich unter den Profiteuren gut die Hälfte zweimal um den Titel beworben hatte.

Gewinnen konnten den Titel 2005 Bremen und Bremerhaven, 2006 Dresden, 2007 Braunschweig, 2008 Jena und 2009 Oldenburg. Im Jahr 2010 wurde der Wettbewerb ausgesetzt. Nach einer Evaluation wurde die Ausschreibung 2011 so verändert, dass nicht nur die Gewinnerstadt die Fördersumme von 250.000 Euro erhält, sondern auch die Zweit- und Drittplatzierten jeweils 50.000 Euro. Zudem mussten die Bewerberstädte nun zunächst nur Skizzen einreichen, auf deren Grundlage eine Jury drei Städte zur Ausarbeitung einer Vollbewerbung aufforderte (Frank 2009: 21).

Damit reagierte der Stifterverband nicht zuletzt auf rückläufige Bewerberzahlen (vgl. Übersicht 19) und Kritiken aus den Kommunen an dem – gemessen am hohen Bewerbungsaufwand – relativ geringen Preisgeld (Hohn/Meyer 2010: 26). Hatten sich im ersten Wettbewerbsjahr – wohl auch in der Hoffnung, einfache Mitnahmeeffekte erzielen zu können – noch 36 Städte beworben,⁶ so brach die Bewerberzahl im Folgejahr dramatisch ein. Doch auch bei der veränderten Neuauflage des Wettbewerbs im Jahr 2011 bewarben sich lediglich vier, im Jahr 2012 sogar nur drei Städte um den Titel „Stadt der Wissenschaft“. Über dessen Renommee waren zudem – auch bei einigen früheren Bewerbern – Zweifel aufgekommen (ebd.: 27). Dies war nicht zuletzt dem Umstand geschuldet, dass die

Übersicht 19: Bewerbungen um den Titel „Stadt der Wissenschaft“



⁶ Darunter fallen auch die einmaligen Bewerbungen von Städten, die man in Deutschland mit einer besonderen Verdichtung von wissenschaftlichen Einrichtungen verbindet wie Göttingen, Hamburg, Karlsruhe oder Leipzig. Der Verzicht auf eine weitere Teilnahme am Wettbewerb heißt allerdings nicht, dass diese Städte auch von der Strategie einer wissenschaftsbasierten Stadtentwicklung Abstand nahmen. Eine solche Strategie ist etwa in Karlsruhe und Leipzig deutlich erkennbar (vgl. Lisowski et al. 2011: 70-75; Stadt Leipzig 2011).

überregionale Medienresonanz auf den Wettbewerb recht gedämpft ausfiel – wenn sie überhaupt erfolgte. Während die lokalen Medien der jeweiligen Siegerstädte zumindest den Titelgewinn freudig zur Kenntnis nahmen, finden sich in der überregionalen Presse vornehmlich die genannten Kritikpunkte wieder.

Drei mediale Kommentare – ohne Anspruch auf Repräsentativität – seien hier ausführlicher erwähnt, um sowohl die Kritik als auch die Außenwahrnehmung des Wettbewerbs zu beleuchten. Diese Kommentare erfolgten zum Abschluss des Wissenschaftsjahres in der Stadt Mainz, zum Titelgewinn der Stadt Lübeck sowie zur Diskussion um die – letztlich nicht erfolgte – Bewerbung der Stadt Darmstadt:

■ Der Aspekt des mangelnden Prestiges stand am Beginn eines Resümees des Wissenschaftsjahres in der Stadt Mainz, die den Titel für das Jahr 2011 gewonnen hatte: „Schwer zu sagen, ob außerhalb von Mainz bemerkt wurde, das die Stadt im vergangenen Jahr ‚Stadt der Wissenschaft 2011‘ gewesen war.“ Kritisch – und auch deutlich unterhalb des Verständnisses des Stifterverbandes – wurde das Wissenschaftsjahr auf ein „im Idealfall das Stadtimage fördernde[s] Großprojekt“ reduziert. Dieser Eindruck entstand nicht zuletzt aufgrund des Umstands, dass es „vieles von dem, was 2011 in die zweimal 150 Seiten starken Halbjahresprogramme der Wissenschaftsstadt aufgenommen worden war, ... seit langen in Mainz gegeben“ hatte, etwa die Kinder-Universität oder den Wissenschaftsmarkt im Sommer. (Schug 2012)

■ Deutlich sarkastisch fällt der Kommentar zur „siebten und, uff, letzten“ Titelvergabe 2012 an die Stadt Lübeck aus: Mit gewisser Belustigung wird zur Kenntnis genommen, dass gerade die Stadt zur Wissenschaftsstadt gekürt wurde, die erst kürzlich die Schließung ihrer Universität abwenden musste. Entgegen der Lesart der Wettbewerbsjury, die gerade im gemeinsamen Kampf von Hochschule und Stadt den Auftakt einer wissensbasierten Stadtentwicklung erblickte, wird dieser Kampf hier als Indiz einer gewissen Substanzlosigkeit des Etiketts „Wissenschaftsstadt“ gewertet. Entsprechend wird das Vorhaben Lübecks, Wissenschaft als Teil der Stadtentwicklung zu begreifen und als Teil der öffentlichen Kommunikation zu inszenieren, mit einem fast höhnischen „Na, dann“ und „Inszeniert mal schön“ zum bloßen Fassadenmanagement deklariert. (Kaube 2011)

■ Aufschlussreich sind auch drei Argumente einer Diskussion, die in Darmstadt um die Beteiligung am Wettbewerb 2009 geführt worden war – und letztlich zu einer abschlägigen Entscheidung führte: Erstens nennt sich Darmstadt seit einigen Jahren mit Erlaubnis des hessischen Innenministeriums offiziell „Wissenschaftsstadt“. Dieser permanente Namenszusatz, der eine deutliche Ähnlichkeit zum Titel des Stifterverbandes aufweist, machte eine Bewerbung weitgehend unattraktiv. Zweitens wurde prominent auf die ungünstige Relation von Preisgeld und anfallenden Kosten zur Gestaltung des Wissenschaftsjahres aufmerksam gemacht: Der Wettbewerb sei schlicht „ein Fass ohne Boden“. So hätten bei einem Preisgeld von 250.000 Euro die Siegerstädte Bremen und Bremerhaven 1,5 Millionen, Dresden etwa eine Million, Braunschweig ebenfalls 1,5 und Jena 1,3 Millionen Euro im Rahmen ihres einjährigen Status als Wissenschaftsstadt aufgewendet. Bemerkenswert ist schließlich drittens, dass die Diskussion um die Wettbewerbsteilnahme von den Beteiligten in eine Reihe mit

der Bewerbung um die Ausrichtung der Landesgartenschau eingeordnet wurde. (Rahms 2007)

Insgesamt kommt in diesen Berichten zweierlei zum Ausdruck: Der Wettbewerb wurde offenkundig als wenig prestigeträchtig betrachtet.⁷ Und als kostenintensives Großprojekt unterschied er sich in der Wahrnehmung der Städte nicht prinzipiell von ähnlichen Unternehmungen wie Gartenschauen oder Veranstaltungsreihen zu großen Jubiläen.

7.2. Wettbewerbswirkungen

Werden die Aktivitäten im Kontext des Wettbewerbs und seine medial vermittelte Wahrnehmung übereinander gelegt, zeigt sich eines: Alle Kritikpunkte setzen dabei an, wie auf Seiten der Städte Motivation generiert wurde – über Marketingerwägungen, das Werben für Mitnahmeeffekte und dergleichen. Zwar wird die Berechtigung dieser Kritik nachdrücklich durch die geringe Teilnehmerzahl belegt, die es zum Schluss kaum noch ermöglichte, den Wettbewerbscharakter aufrechtzuerhalten. Allerdings kann die geringe Attraktivität einer Wettbewerbsteilnahme nicht als Maßstab des Scheiterns gewertet werden. Festzuhalten ist vielmehr: Es ist dem Stifterverband mit vergleichsweise geringem Aufwand gelungen, in vielen Teilnehmerstädten Netzwerkiniciativen zwischen Wissenschaftseinrichtungen und Stadtverwaltung zu initiieren und auch über das Teilnehmerfeld hinaus eine entsprechende Agenda zu setzen.

Zu diesem Ergebnis kommt zumindest die vom Stifterverband beauftragte Erhebung unter 35 Städten, die sich im Zeitraum zwischen 2005 und 2009 um den Titel „Stadt der Wissenschaft“ beworben hatten. Demnach verfolgte unter den Befragten lediglich jede sechste Bewerberstadt bereits vor der Wettbewerbsteilnahme eine erkennbare Profilierung durch Wissenschaft. Die Hälfte der Städte etablierte eine solche Orientierung erst im Rahmen der Teilnahme. Als Kriterien einer gelungenen Standortprofilierung gelten dabei

- die Absicherung der wissenschaftsbasierten Stadtentwicklung über formale Stadtratsbeschlüsse,
- die Vorlage eines strategischen Entwicklungsplans,
- die Etablierung definitiver Ansprechpartner für Wissenschaftsthemen auf Seiten der Stadt und

⁷ Diesen Eindruck vermitteln selbst die Gewinnerstädte, in deren Internetauftritten nur gelegentlich Spuren der Wettbewerbskonzepte zu identifizieren sind. Mit wenigen Ausnahmen – etwa dem Internetauftritt der Stadt Mainz – fehlen selbst auf den wissenschafts- oder hochschulbezogenen Seiten auch nur halbwegs prominente Verweise auf den Gewinn des Titels „Stadt der Wissenschaft“. Vor dem Hintergrund, dass die Strahlkraft des Titelgewinns offenbar schnell verblasst, ist es schon fast bemerkenswert, wenn etwa das „Haus der Wissenschaft“ in Bremen aus Anlass seines zehnjährigen Bestehens auch „10 Jahre Stadt der Wissenschaft“ feiert – aber vielleicht ist das Feiern beider Ereignisse in Form eines Doppeljubiläum angesichts ihres direkten Zusammenhangs auch besonders naheliegend (vgl. <http://www.hfk-bremen.de/en/node/23850>, 21.10.2016).

- von Netzwerkstrukturen zwischen Stadt, Wissenschaft und Kultur sowie
- von Formaten der Wissenschaftskommunikation.

Die Einschätzung „relativ geringer Wert des Titels, aber langfristig positive Wirkungen“ wurde uns auch in Interviews bestätigt. So resümierte etwa ein Vertreter der Stadt Magdeburg, die im Kampf um den Titel Dresden unterlegen war:

„Ist mir aber aus der Entfernung auch völlig schnurz, denn wen interessiert es noch, wer dann den Titel geholt hat. Der positive Effekt war, dass alle Beteiligten gedacht haben, das Programm ist gut und wir machen das.“⁸

Kurz: Mag auch der Wert des Titelgewinns relativ gering eingeschätzt werden, die Bedeutung des Wettbewerbs und die durch ihn ausgelösten Effekte werden es keineswegs.

Bei allen eindrucksvollen Initiationswirkungen des Wettbewerbs muss allerdings auch konstatiert werden: Gut 40 Prozent der in der Evaluation befragten Städte trotz Bewerbung ließen keine hinreichenden Maßnahmen zur Etablierung als Wissenschaftsstädte erkennen. Auffällig und zu berücksichtigen ist aber, dass etwa die Hälfte dieser Städte, in denen die Wettbewerbsteilnahme keine nachhaltigen Impulse auslöste, über eine lange Hochschultradition und z.T. Universitäten mit einer hervorragenden Reputation verfügen. Gerade dieses bereits bestehende, langfristig etablierte Renommee scheint hier die Motivation, eine wissenschaftsbasierte Stadtentwicklung strategisch zu verankern, gedämpft zu haben: Man konnte dort dafür angesichts der ohnehin bestehenden guten Positionierung schlicht keinen Handlungsbedarf entdecken.

Nicht unerheblich für das (ausbleibende) Engagement für eine wissenschaftsbasierte Stadtentwicklung scheint auch die Größe der Stadt zu sein: Jeweils ein Viertel der Städte, deren Bewerbung keine nachhaltigen Impulse auslösen konnte, hat bis zu 100.000 bzw. bis zu 200.000 Einwohner, d.h. insgesamt die Hälfte der Städte ohne dauerhafte Effekte der Wettbewerbsteilnahme gehört auf jeden Fall zur Gruppe der Kleineren Großstädte.⁹ (Lisowski et al. 2011: 21-25)

Als Kernpunkt einer gelungenen Entwicklungsstrategie hin zur Wissenschaftsstadt – und der erfolgreichen Teilnahme am Wettbewerb – galt die Etablierung von Netzwerken zwischen den zentralen Akteuren der Stadt und der Wissenschaft. Diese in den befragten Städten etablierten Netzwerke und ihre strategische Ausrichtung ließen sich in vier unterschiedliche Profilausprägungen gruppieren. Genutzt wurden dazu die Anzahl der Netzwerkpartner sowie die Zeitdimension:

- So habe der *Eventansatz* kurzfristig eine große Zahl von Akteuren verbunden.
- Der *Imageansatz* hingegen vereine mittelfristig eine überschaubare Gruppe von Akteuren zur Redefinition des städtischen Selbstverständnisses und des Stadtmarketings.

⁸ Interview Klaus Puchta/Janine Lehmann, Team Wissenschaft Magdeburg, 22.2. 2013

⁹ Genauere Informationen zu der uns eigentlich interessierenden Größengruppe bis 500.000 Einwohner (= Übergang von der Kleineren zur Großen Großstadt) sind der Evaluation nicht zu entnehmen.

- Eine langfristige Orientierung unter Einbeziehung zahlreicher Akteure hingegen charakterisiere den *Clusteransatz*. Hier etablierte die Stadt in Kooperation mit den Wissenschaftsakteuren ein spezifisches Standortprofil, das sich – bei zumeist etablierten Transferbeziehungen zwischen Industrie und Wissenschaft – etwa in der Gründung von Technologieparks mit thematischer Schwerpunktsetzung niederschlägt (etwa Biotechnologie).
- Der *bauliche Ansatz* schließlich zielt unter Einbeziehung einer kleinen Anzahl von Partnern auf die Schaffung von Orten, an denen Wissenschaft – auch touristisch – erfahrbar werde. Unter Umständen wiesen diese Orte das Potenzial auf, als Nukleus für die Entwicklung eines kreativen und wissenschaftsorientierten Quartiers zu fungieren. (Lisowski et al. 2011: 28f)

Insgesamt lässt sich bei den Siegerstädten des Wettbewerbs, aber auch bei den anderen Teilnehmerstädten, die kontinuierlich an ihrer Etablierung als Wissenschaftsstadt arbeiten, eine hohe Isomorphie feststellen – auch wenn es unterschiedliche Schwerpunktsetzungen gibt. Deutlich wird dies am „Lübecker Katalog“. Er wurde im letzten Wettbewerbsjahr 2012 in Lübeck durch die Vertreter der Siegerstädte formuliert und vereint die zentralen Schritte zur Etablierung einer Wissenschaftsstadt.

Bereits vor dieser Formulierung von Handlungsempfehlungen, die sich aus den Erfahrungen der Siegerstädte speisten, war erkennbar geworden, dass sich die Städte durch wechselseitige Beobachtung inspirierten, voneinander lernten und entsprechend isomorphe Entwicklungen anstießen. Ein Beispiel: „In Bremen entstand 2006 als Ort der Begegnung und der Wissenschaftspädagogik und -kommunikation das ‚Haus der Wissenschaft‘.¹⁰ Eine ähnliche Einrichtung etablierte wenig später auch Braunschweig, ebenso Oldenburg.“ (Knoke 2013: 18)

Vor diesem Hintergrund kann der „Lübecker Katalog“ (2012) als Versuch gedeutet werden, zum Abschluss des Wettbewerbs die eher informellen Formen wechselseitigen Lernens zu ergänzen. Durch die Formulierung von erfahrungsbasierten Handlungsempfehlungen soll den identifizierten Erfolgsfaktoren eine erhöhte Durchschlagskraft verliehen werden. Dafür wollen die sieben Siegerstädte des Wettbewerbs bestimmen, „wie Wissenschaft auf Dauer zu einer nachhaltigen, positiven Stadtentwicklung beitragen kann, um sich als europäische Wissenschaftsstadt klar erkennbar zu positionieren“ (ebd.: 2).

Obwohl es dafür keine Patentrezepte gebe, sondern immer nur die Suche nach individuellen Lösungen vor Ort und nach einem eigenständigen Stadtprofil, ließen sich drei zentrale Themen- und Handlungsfelder bestimmen: „1) Wissenschaft als Wertschöpfungstreiber und Transformator einer nachhaltigen Entwicklung von Stadt und Gesellschaft; 2) Wissenschaft als Zukunftsmotor für eine neue Urbanität; 3) Die Bedeutung von Bürgerbeteiligung für Wissenschaftsstadt“ (ebd.: 3). Im einzelnen:

■ *Wissenschaft als Wertschöpfungstreiber*: Zunächst käme es darauf an, dass Kommunalverwaltung und die Wirtschaft vor Ort die Bedeutung der Wissen-

¹⁰ Zur Vermeidung von Missverständnissen: Dies war keine verspätete Eröffnung eines Vorhabens aus dem Stadt-der-Wissenschaft-Jahr 2005, da das „Haus der Wissenschaft“ völlig unabhängig davon seit Ende der 90er Jahre geplant und entstanden war.

schaft als „regionaler Werttreiber“ erkennen und entsprechende Netzwerke zwischen diesen drei Akteursgruppen entstehen. Diese sollten zu dauerhaften Organisationsstrukturen verdichtet werden. In diesen könne dann eine städtische Identität entwickelt werden. Erst eine solche erlaube die nach außen gerichtete Kommunikation der „wissenschaftsbasierten Qualitäten eines Standortes“. Dabei sei eine Abstimmung von Stadtentwicklung und Stadtmarketing notwendig. Die Einbeziehung der Wirtschaft gelinge vor allem, wenn wirtschaftsrelevante Themen berücksichtigt werden. In vielen Städten sei dies die Frage nach der Gewinnung und Bindung von Fach- und Führungskräften. (Ebd.: 5)

Eine besondere Herausforderung bilde der Übergang von der Initialphase (hier: Wettbewerbsteilnahme und Wissenschaftsjahr), die von allgemeiner Begeisterung und Aufbruchsstimmung geprägt sei, in eine Verstetigungsphase. Während sich in der Initialphase Kooperationen noch leicht herstellen ließen, müssten zur Verstetigung langfristige Ziele vereinbart und ihr Nutzen kommuniziert werden. Damit sollte bereits in der Initialphase begonnen werden, um die herrschende intrinsische Motivation nutzen zu können. Freilich setze die Etablierung von Wissenschaft als Werttreiber voraus, dass vor Ort eine kritische Masse von wissenschaftlichen oder wissenschaftsbezogenen Einrichtungen besteht. (Ebd.: 6)

■ *Urbanität*: Neben der Hoffnung, dass Wissenschaft als Facette der Stadtidentität helfe, Probleme wie Fachkräftegewinnung und Unternehmensgründungen zu bearbeiten, wird eine Erwartung formuliert: Eine wissenschaftsbasierte Stadtentwicklung nötige dazu und ermögliche es zugleich, die Stadt urbaner zu machen. Dieses sei nicht zuletzt deshalb notwendig, weil Angehörige der Wissensmilieus urbane Räume bevorzugten. Voraussetzung einer stärkeren Verankerung solcher Fragen in der städtischen Politik sei eine ehrliche Bestandsaufnahme, aber auch die Öffnung von bestehenden Netzwerken und Formate für die entsprechenden Personengruppen.

Dabei sollte es gerade als Chance für die kreative Integration von Wissenschaft in die Stadt betrachtet werden, wenn diese kein klassischer Hochschulstandort mit entsprechend gewachsener Struktur sei. Hier könnten bauliche Lösungen beitragen, um Orte und Räume zu schaffen, welche die Sichtbarkeit der Wissenschaft in der Stadt erhöhen. Diese sollten sich allerdings gut in restliche Stadt einfügen. Darüber hinaus müssten Foren geschaffen werden. In diesen solle der Dialog zwischen wissenschaftlichen Disziplinen, Hochschulen und Wirtschaft, Wissenschaft, Politik und Zivilgesellschaft so etabliert werden, dass daraus greifbare Veränderungen für die Stadtentwicklung resultieren. Gleiches gelte auch für die politischen Gremien der Städte. Zentral sei es hier, die unterschiedlichen Handlungslogiken von Politik, Verwaltung, Wissenschaft und Wirtschaft zu berücksichtigen und zusammenzuführen. (Ebd.: 7f.)

■ *Bürgerbeteiligung*: Ebenso grundlegend für eine glaubwürdige Etablierung als Wissenschaftsstadt seien Formen der Bürgerbeteiligung. Dafür müssten in der Stadt verschiedene Gruppen und Multiplikatoren identifiziert werden, die zugleich die wissensbezogenen Themen in die Stadt tragen, aber auch jene aufnehmen, die aus Bürgersicht Nutzen für Stadt und Region bieten. Die Bürger müssten sich in diesen Interaktionen ernst genommen fühlen und zugleich deren Effekte erleben können. (Ebd.: 9f.)

Der Wettbewerb „Stadt der Wissenschaft“ habe gezeigt, dass die Netzwerke zwischen Wissenschaft und Stadt eine zentrale Rolle in der Vermittlung von Wissenschaft in die Gesellschaft spielen. Zugleich hätten aber die Erfahrungen in unterschiedlichen Städten gezeigt, dass diese Netzwerke nicht „lose im Raum schweben“ dürfen, sondern eine institutionelle Verankerung in der Verwaltung oder zumindest deren klare Unterstützung benötigen. (Ebd.: 11)

Abschließend vereinbarten die sieben Gewinnerstädte des Wettbewerbs „Stadt der Wissenschaft“ im „Lübecker Katalog“ eine gemeinsame Zusammenarbeit, um künftig mehr nationale und europäische Unterstützung für wissensbasierte Stadtentwicklung zu generieren. Im Rahmen von gemeinsamen Projekten wollen sie demnach die nachhaltige Entwicklung ihrer Städte vorantreiben. (Ebd.: 11)

Erkennbar wird insgesamt, dass sich das im „Lübecker Katalog“ systematisierte Erfahrungswissen weitgehend mit den Ergebnissen der Evaluation des Wettbewerbs deckt (Lisowski et al. 2011; Hohn/Meyer 2010): Zunächst sei eine Sensibilität für die unterschiedlichen Steuerungslogiken von Hochschulen, Wissenschaftseinrichtungen und Stadtverwaltung notwendig. Entwickelt werden sollte eine realistische Einschätzung der zeitlichen und finanziellen Ressourcen, derer eine langfristige Etablierung einer Kooperationskultur bedarf. Bedeutsam sei auch die Berücksichtigung der Standortpräferenzen von Wissensträgern im Hinblick auf ihr Lebens- und Arbeitsumfeld. Als Kern wissensbasierter Stadtentwicklung wird deren politische Absicherung identifiziert. So sei ein

„entscheidendes Kriterium für erfolgreiche wissensbasierte Profilierungsstrategien ... die politische Rückendeckung. Gemeint ist, dass derartige Entwicklungsprozesse von der Stadtspitze gewollt, strategisch gefördert und umgesetzt werden müssen. Die Verteilung personeller oder finanzieller Ressourcen für derartige wissensbasierte Entwicklungsstrategien konkurriert mit anderen wichtigen Aufgaben kommunaler Daseinsfürsorge und untersteht einem permanenten Rechtfertigungsdruck von Seiten der politischen Opposition. Die Tatsache, dass in der deutschen Kommunalpolitik wenige Vertreter aus den Hochschulen oder aus Wissenschafts- und Forschungseinrichtungen vertreten sind, führt zu der Frage, wie der Stellenwert von Wissenschaft und Forschung für den Standort stärker auf der politischen Agenda verankert werden kann. Ferner ist von Interesse, warum Vertreter aus Wissenschaft und Forschung wenig Interesse an Kommunalpolitik haben und wie dies ggf. beeinflusst werden kann.“ (Hohn/Meyer 2010: 24)

In diesem Kontext wird zudem festgestellt, dass der Erfolg des Wettbewerbs um eine wissensbasierte Stadtentwicklung ironischerweise gerade von anderen Wettbewerben gefährdet wird – erfordert doch eine Teilnahme an diesen nicht selten eine Veränderung der gerade etablierten Strategie (ebd.: 24). Die Gefährdung nachhaltiger Strategien durch kurzfristige Fördermaßnahmen gilt freilich nicht nur im Bereich der Stadtentwicklung. Aber gerade peripherisierte Städte entwickeln gelegentlich virtuose Fähigkeiten der Fördermitteleinwerbung. Dies geschieht oft auf Kosten einer langfristigen Stadtentwicklungsstrategie. Gefragt ist hier die Etablierung eines strategischen Managements von Abhängigkeitsbeziehungen, das aktiv eigenes Handeln mit der Angewiesenheit auf externe Dritte verkoppelt (Bernt 2013: 80f.).

7.3. Folgeinitiativen

Oftmals mag die Teilnahme an einem neuen Wettbewerb eine Änderung der gerade im Rahmen eines abgeschlossenen Wettbewerbs entwickelten Strategien nahelegen. Dies gilt freilich nicht für die Nachfolger der „Stadt der Wissenschaft“, den Wettbewerb „Bildungscluster“ und die „Science Scorecard“, beide gleichfalls vom Stifterverband ausgelobt: Beide folgen mit einer gewissen Fokussverschiebung den zentralen Intentionen des Wettbewerbs „Stadt der Wissenschaft“.

Lübeck war 2012 die letzte „Stadt der Wissenschaft“, mit ihr endete dieser Wettbewerb. Die Begründung des Stifterverbands für das Wettbewerbsende lautet lapidar: „Jede gute Idee hat ihre Zeit und jetzt ist es eben notwendig, erneuert über das Thema nachzudenken. Und so wurde aus ‚Stadt der Wissenschaft‘ der Wettbewerb ‚Bildungscluster‘“ (Sonnabend 2013). Dabei verschob sich der Schwerpunkt von einem eher holistischen Ansatz der Stadtentwicklung zu einem fokussierten Programm der Fachkräftesicherung in strukturschwachen Regionen. Ziel war es nun, „Regionen abseits der großen Ballungszentren zusammenzuschmieden. Gerade dort braucht man guten Nachwuchs, den man nur hält oder anzieht, wenn man etwas zu bieten hat“ (ebd.). Entstehen sollten dafür regionale Allianzen, an denen mindestens eine Hochschule, eine Kommune und ein arbeitsmarktnaher Akteur aktiv beteiligt sind.

Ebenso war die Entwicklung der Science Scorecard des Stifterverbandes eine Folgeinitiative des Wettbewerbs „Stadt der Wissenschaft“. Basierend auf dem Modell der Balanced Scorecard und theoretisch angeleitet von Cookes Modell der regionalen Innovationssysteme, d.h. einer Clustertheorie, werden dabei Tatbestände wie Interaktion zwischen Wirtschaft und Zivilgesellschaft oder Vertrauen zwischen wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Einrichtungen messbar gemacht. Die Science Scorecard soll damit auch als Instrument der Regionalentwicklung zum Einsatz kommen. (Klaßen/Stenke 2014) Entwickelt und mittels Selbsterfassung realisiert wurde das Projekt durch dreizehn Teilnehmer, die sich vorrangig aus Teilnehmern des Wettbewerbs „Stadt der Wissenschaft“ rekrutierten.

Hintergrund der neuen Zieldefinition des Bildungscluster-Wettbewerbs war der demografische Wandel, der insbesondere regionale Bildungs- und Arbeitsmärkte vor neue Probleme stelle. Die Nachwuchssicherung erfordere die Hebung aller Bildungsreserven, die enge Verzahnung von Wissenschaft und Wirtschaft sowie die Steigerung der regionalen Attraktivität, um nicht nur vorhandene Fachkräfte zu halten, sondern auch neue anzuwerben. Als mögliche konkrete Handlungsfelder für die Nachwuchssicherung definierte der Stifterverband

- die Entwicklung einer Willkommens- und Integrationskultur als regionales Ziel,
- die Ausrichtung von Aus- und Weiterbildungsangeboten durch Hochschulen und Unternehmen an Bedürfnissen des regionalen Arbeitsmarktes,
- die Erleichterung des Einstiegs in den regionalen Arbeitsmarkt für Studierende aus dem In- und Ausland sowie
- die Erhöhung der regionalen Sichtbarkeit für Fachkräfte (*regional branding*).

Wie schon beim Wettbewerb „Stadt der Wissenschaft“ wurden die Gewinner mit 250.000 Euro gefördert. Allerdings kamen diesmal vier Gewinner in den Genuss der Förderung, die für zwei Jahre ausgeschüttet wurde (2013–2015). (Stifterverband 2013)

Insgesamt hatten sich elf Bewerber für das Finale qualifiziert, unter ihnen drei aus Ostdeutschland. Die Bewerbung des Bildungsclusters Greifswald, das auf eine Allianz zur stabilisierten Gesundheitsversorgung durch das Halten von Nachwuchskräften in Medizin und Pflege zielte, gehörte dann zu den vier Wettbewerbsgewinnern.

Kein Erfolg war der gemeinsamen Bewerbung von Leipzig, Halle und dem Landkreis Nordsachsen beschieden. Die unter dem Titel „Bildungs- und Fachkräfteallianz für die Wissensregion Leipzig – Halle“ vorgesehenen Maßnahmen konzentrierten sich vor allem auf den Sektor der Informations- und Kommunikationstechnologien und umfassten die Entwicklung einer virtuellen Bildungsallianz für die Region, Maßnahmen zur Bindung von Fach- und Nachwuchskräften an Unternehmen der Region sowie eine bessere Verzahnung von Arbeits- und Bildungswelt in der Region.¹¹ Ebenso scheiterte die Bewerbung der Region Zwickau. Mit der Vision, von (Nachwuchs-)Fachkräften als attraktiver und wettbewerbsfähiger Arbeits- und Lebensort wahrgenommen zu werden, sollte hier ein Cluster in Kooperation mit der Westsächsischen Hochschule Zwickau realisiert werden.¹² Beide Projekte bleiben hinsichtlich ihrer Bestimmung der übergreifenden Ziele sowie der angedachten Kooperationsformen relativ unbestimmt.

Dies gilt auch für andere Bewerbungen, die – ähnlich wie Zwickau – wesentlich Formen des Regionalmarketings gegenüber Fachkräften darstellten (etwa Cluster „Region der MINT-Talente Südlicher Oberrhein“, bei dem eine Kooperation u.a. mit der Universität Freiburg und der Hochschule Offenburg anvisiert wurde).¹³ Andere skizzierten – oft vergleichbar unbestimmt – die Absicht, bildungsferne Schichten für das Studium zu gewinnen oder verstärkt ausländische Studierende zu rekrutieren (etwa das Bremer MINT-Konsortium, das mit den Hochschulen Bremens und Bremerhavens kooperierte).¹⁴

Die Siegerprojekte – Greifswald, Kiel, der Landkreis Lüchow-Dannenberg und die Region Ostwestfalen-Lippe – befassten sich vor allem mit der Dämpfung von Fachkräfteabwanderung, etwa durch die bessere Gestaltung der Übergänge von der Hochschule in regionale mittelständische Unternehmen.¹⁵ Als innovativ kann die Initiative des Landkreises Lüchow-Dannenberg gelten, die als „Region

¹¹ Präsentation der Bildungs- und Fachkräfteallianz für die Wissensregion Leipzig – Halle unter <http://www.stifterverband.de/bildungsinitiative/bildungscluster/leipzig.pdf> (15.7.2016)

¹² Präsentation der Kompetenzregion Zwickau unter <http://www.stifterverband.de/bildungsinitiative/bildungscluster/zwickau.pdf> (15.7.2016)

¹³ Präsentation der Region der MINT-Talente Südlicher Oberrhein unter <http://www.stifterverband.de/bildungsinitiative/bildungscluster/freiburg.pdf> (15.7.2016)

¹⁴ Präsentation des Bremer MINT-Konsortiums unter <http://www.stifterverband.de/bildungsinitiative/bildungscluster/bremen.pdf> (15.7.2016)

¹⁵ vgl. die Projektbeschreibungen unter <https://www.stifterverband.org/bildungscluster> (15.7.2016)

ohne Hochschule“ auf Partnerschaften mit Hochschulen in den umliegenden Metropolregionen zielte.¹⁶

Bemerkenswert an diesem Wettbewerb war insgesamt zweierlei:

■ Zum einen kann die Schwerpunktverschiebung von der Stadt der Wissenschaft hin zur Fachkräftesicherung in der Region, mithin der Wechsel von Fragen des demografischen Wandels und des unmittelbar virulenten Problems der Fachkräftesicherung in tendenziell peripherisierten Regionen, als Reaktion auf das Verblassen des Themas Kreative Stadt verstanden werden. Ungeklärt ist allerdings noch, ob dies eine Folge hinreichender Verankerung der wissensbasierten Stadtentwicklung oder eine Ernüchterung hinsichtlich ihrer realen – insbesondere ökonomischen – Potenziale darstellt.

■ Zum anderen fällt auf, dass mit der Verknüpfung der Problemlagen Fachkräftemangel und demografischer Wandel ein Themenkomplex aufgegriffen wird, der im Osten Deutschlands bereits seit längerem Gegenstand der Kooperation von Hochschulen und ihren Sitzregionen ist. Insofern muss es ein wenig verwundern, dass diese entweder nicht oder erfolglos an dem Wettbewerb teilgenommen haben.

Die „Science Scorecard“ ist ein Projekt des Stifterverbandes, in dem die gezielte Gestaltung von Rahmenbedingungen für Innovationen in Wirtschaft und Wissenschaft in einer Region oder Stadt untersucht und entwickelt wird. An dieser wissensbasierten Stadt- und Regionalentwicklung ist eine Vielzahl von Akteuren beteiligt, die auf eine Anerkennung, Integration und Förderung von Wissensproduktion und Wissensrezeption als bedeutende Standortfaktoren hinarbeiten. Die „Science Scorecard“ zielt auf die Darstellung dieser Prozesse in dreizehn beteiligten Städten und Regionen.¹⁷

Die Teilnehmer rekrutierten sich weitgehend aus den Teilnehmern des Wettbewerbs „Stadt der Wissenschaft“. Erstellt wurde dabei ein differenziertes Regionalprofil anhand quantitativer und qualitativer Daten. Auf Grundlage dieser Daten könnten – so zumindest der Anspruch der „Science Scorecard“ – dann transparenter und gezielter Entwicklungspfade für Standorte identifiziert werden. Auf dieser Basis ließen sich Strategie- und Investitionsentscheidungen für eine wissensbasierte Regionalentwicklung treffen. Zugleich könnten so die getroffenen Entscheidungen besser kommuniziert und weiterentwickelt werden.¹⁸ Die Daten des „Science Scorecard“-Projekts wurden jeweils in den beteiligten Städten erarbeitet.

Während die – recht oberflächlichen – Profile für Interessenten einsehbar sind,¹⁹ wurden die Abschlussberichte für die Partnerstädte des Projektes jeweils

¹⁶ Neben den bisher genannten Anträgen erreichten noch folgende Bildungscluster die Runde der elf Finalisten: Bildungscluster Allgäu, Karriere- und Bildungsnetzwerk Bayerischer Untermain, das Nürnberger Bildungscluster „Allianz pro Fachkräfte“.

¹⁷ Teilnehmer waren Bielefeld, Bochum, Braunschweig-Wolfsburg, Chemnitz, Darmstadt, Dresden, Halle/Saalekreis, Kaiserslautern, Lübeck, Münster, Potsdam, Regensburg und Schwabenbund bei Ulm.

¹⁸ vgl. <https://www.stifterverband.org/science-scorecard> (17.7.2016)

¹⁹ <https://wissen-messen-regionen-gestalten.de/> (18.7.2016)

vertraulich angefertigt und übermittelt. Es liegt in der Hand jeder einzelnen Stadt oder Region, wie sie mit diesen Ergebnissen umgeht. Da bisher lediglich Bochum die Ergebnisse der Studie publiziert hat (Staemmler/Tiefenbacher 2015),²⁰ scheinen die anderen Partnerstädte nicht übermäßig an einer Einspeisung ihres Regionalprofils in den öffentlichen Diskurs interessiert zu sein.

Allerdings gibt es auch noch eine weitere Folgeinitiative des „Stadt der Wissenschaft“-Wettbewerbs. Diese ging zunächst von einigen der wettbewerbsteilnehmenden Städten aus, die 2016 in Lübeck den „Strategiekreis Wissenschaft in der Stadt – SK WISTA“ gründeten. Ausgangspunkt war hier, dass im Zuge der „Stadt der Wissenschaft“ einige Hochschulstädte (u.a. Bremen, Braunschweig, Oldenburg) Häuser der Wissenschaft als Orte für Wissenschaftsvermittlung etabliert hatten, weitere auf dem Weg dahin sind (z.B. Siegen, Karlsruhe, Bielefeld, Halle) und andere Hochschulstandorte eigene Konzepte (zum Beispiel „Wissenschaftsetage“ in Potsdam) entwickeln oder projektorientiert in Netzwerken (zum Beispiel UniverCity Bochum, Stadt Regensburg) agieren.²¹ Der Stifterverband unterstützt die Initiative erneut.

Ein Positionspapier vom Februar 2018 umreißt die inhaltlichen Anliegen. Häuser der Wissenschaft oder vergleichbare Orte sollten demnach – ähnlich wie Theater, Musikschulen und Museen – zum selbstverständlichen kulturellen Angebot von Städten und Regionen gehören, um der Rolle von Wissenschaft in der Gesellschaft gerecht zu werden. Hierzu sei ein klares politisches Bekenntnis insbesondere der Stadtpolitik notwendig. Basis dafür sei ein möglichst breites gesellschaftliches Fundament, das sowohl inhaltlich als auch institutionell fest in der jeweiligen Region verankert ist. (SK WISTA 2018: 4)

Der Strategiekreis nimmt eine Funktionsbestimmung von Häusern der Wissenschaft vor, indem er deren bisherige Charakteristika beschreibt:

- „Häuser der Wissenschaft sind niederschwellige Orte. Sie stehen allen interessierten Menschen offen. Sie nehmen Schwellenängste und laden auch diejenigen zur Teilhabe an wissenschaftlichen Erkenntnissen ein, die bisher keine bis wenig Berührungspunkte hatten.
- Häuser der Wissenschaft nehmen eine aktive Rolle in der Vermittlung zwischen Wissenschaft und (Stadt-)Gesellschaft ein. Sie sind neutral in dem Sinne, dass sie für keinen der beiden Pole Partei ergreifen, und integrierend, als dass sie Themen der Wissenschaft an die Stadtgesellschaft heranführen und Themen der Stadtgesellschaft für die Wissenschaft erschließen. [...]
- Häuser der Wissenschaft sind Initiatoren und aktive Begleiter von Wissenschaftskommunikation. Sie dienen zudem als zentrale Visitenkarte für den Wissenschaftsstandort. [...]
- Häuser der Wissenschaft sind flexibel, weil sie an der Verbindung von Wissenschaft und Gesellschaft angesiedelt sind. Sie können schnell auf aktuelle Anforderungen und Themen reagieren und greifen diese in Formaten der

²⁰ Schriftl. Mittlg. *Ulrike Tiefenbacher*, Wissenschaftliche Referentin beim Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft, 16.8.2016.

²¹ https://www.stifterverband.org/veranstaltungen/2018_06_18_wissenschaft_in_der_stadt (12.10.2018)

Wissensvermittlung auf. Sie sind offen für neue Formen der Zusammenarbeit und der gemeinsamen Wissensgenerierung.

- Kennzeichnend ... sind Vielfalt und Unterschiedlichkeit. Die Häuser orientieren sich an den spezifischen lokalen und regionalen Gegebenheiten ..., ein standardisiertes und im Detail übertragbares Modell gibt es nicht. [...]
- Je nach räumlicher und personeller Ausstattung ergänzen begleitende Ausstellungsformate der Wissenschaftskommunikation die Arbeit, bspw. in Form eines Showrooms oder Schaufensters, im Einzelfall auch in Form eines (kleineren) Science Centers. [...]
- Voraussetzung für den Erfolg von Häusern der Wissenschaft ist die Kontinuität in den Rahmenbedingungen. Für eine erfolgreiche Arbeit benötigen diese Häuser Planungssicherheit sowohl hinsichtlich der finanziellen als auch der personellen Ressourcen. Geschäftsgrundlage ist ein Business-plan, der Betriebs- und Personalkosten mittel- bzw. langfristig sichert.“ (Ebd.: 2-4)

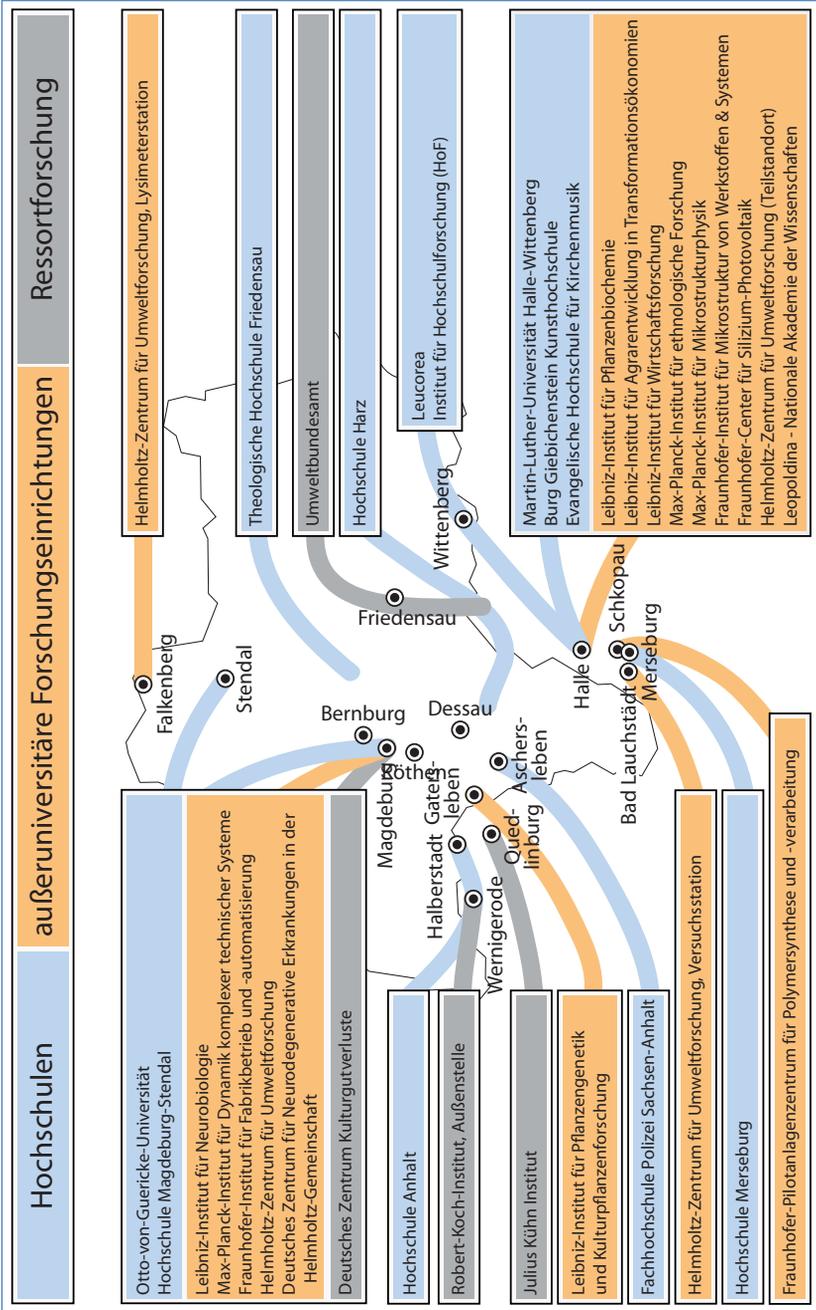
8. Zwei Kleinere Großstädte: Halle und Magdeburg²²

Sachsen-Anhalt verfügt mit Halle (Saale) und Magdeburg über zwei Großstädte, die wiederum – bei jeweils rund 230.000 Einwohnern – beide zur Unterkategorie der Kleinere Großstädte gehören. Halle wie Magdeburg sind innerhalb des Landes zugleich die beiden wichtigsten Zentren von Wissenschaft und Hochschulbildung. Durch ihre geografischen Lagen versorgt Magdeburg diesbezüglich vor allem den nördlichen und Halle den südlichen Teil des nord-südlich stark gedehnten Bundeslandes:

- Die beiden Großstädte sind jeweils Sitz mehrerer hochschulischer und außerhochschulischer Wissenschaftseinrichtungen.
- Die beiden Universitäten des Landes sitzen als dessen größte Hochschulen auch in den beiden größten Städten des Landes: Halle und Magdeburg. Zugleich verfügen diese Städte über jeweils eine weitere staatliche Hochschule (Burg Giebichenstein Kunsthochschule Halle bzw. Hochschule Magdeburg-Stendal).
- Ebenso sind die größte und die zweitgrößte Stadt des Landes mit jeweils mehreren außeruniversitären Forschungseinrichtungen ausgestattet. Dabei ist Halle deutlich bevorzugt: Es verfügt über elf solcher Institutionen, darunter nicht nur drei Einrichtungen der Max-Planck-Gesellschaft und zwei Einrichtungen der Fraunhofer-Gesellschaft, sondern mit der Leopoldina auch die Nationale Akademie der Wissenschaften. Magdeburg hat fünf außeruniversitäre Einrichtungen, darunter ein Max-Planck- und ein Fraunhofer-Institut.

²² Dieses Kapitel ist eine Kurzdarstellung der Ergebnisse einer Untersuchung, die ausführlich in Hechler/Pasternack (2018: 45-133) mitgeteilt sind.

Übersicht 20: Wissenschaftslandschaft Sachsen-Anhalt



8.1. Kommunale Rahmenbedingungen

Halle und Magdeburg zeichnen sich – trotz punktueller Abweichungen – in vielen Bereichen durch ähnliche Rahmenbedingungen aus. Beide Städte sind Oberzentren mit nahezu identischen Einwohnerzahlen um die 232.000 – wobei Magdeburg das Privileg genießt, die Landeshauptstadt Sachsen-Anhalts zu sein. Der Wanderungssaldo beider Städte fällt in Magdeburg seit 2003, in Halle seit 2010 positiv aus. Nicht zuletzt aus diesem Grund lässt sich in Magdeburg ein kontinuierlicher Trend zum Bevölkerungswachstum erkennen; in Halle hingegen genügt der positive Saldo nicht, um vor dem Hintergrund einer weiterhin unausgeglichene Geburten- und Sterberate einen eindeutigen Wachstumstrend zu identifizieren.

Der Wohnungsmarkt in beiden Städten kann als weitgehend entspannt gelten. Die Mietspiegel bei Neuvermietungen liegen mit etwas über 6 Euro/qm in ähnlicher Höhe. Die durchschnittlichen Mietpreise weisen in den letzten drei Jahren eine relative Stabilität auf, auch wenn Magdeburg eine leichte Preissteigerung zu verzeichnen hat.²³ Die Mietpreise überschreiten jedenfalls nur geringfügig das Niveau der anderen Städte Sachsen-Anhalts. Zwar ist der Wohnraum damit vergleichsweise günstig, aber da sich die Mietpreise insgesamt in Ostdeutschland – mit wenigen Ausnahmen wie Berlin oder Potsdam – auf niedrigem Niveau halten, resultiert daraus kein Wettbewerbsvorteil. Umgekehrt gilt aber auch, dass die Attraktivität der beiden größten Städte Sachsen-Anhalts nicht unter hohen Mietpreisen leidet.

Auch im Hinblick auf die Entwicklung des Leerstands weisen die Wohnungsmärkte in Halle und Magdeburg eine ähnliche Entwicklung auf. In Halle stand 2013 jede zehnte, in Magdeburg gut jede achte Wohnung leer. Dabei hat sich der Wohnungsleerstand in beiden Städten seit 2001 deutlich reduziert – vornehmlich aufgrund des Rückbaus. In Halle ging er um 7,3, in Magdeburg um 8,3 Prozentpunkte zurück. Insgesamt ist der Wohnungsmarkt nicht angespannt und zeigt eine gewisse Adaption an die Bevölkerungsentwicklung: Selbst im Falle eines fortlaufenden Bevölkerungswachstums ist mit gravierenden Änderungen nicht zu rechnen, auch wenn einzelne Stadtviertel sicherlich überdurchschnittlich davon profitieren.

Die Versorgung mit Kindertagesbetreuung ist ebenfalls in beiden Städten gleichmäßig stark ausgebaut. Nahezu alle Kinder über drei Jahre gehen in eine Kindertagesstätte. Ähnlich wie beim Wohnungsmarkt bewegen sich die beiden Städte hier im ostdeutschen Trend. Damit können regional keine Wettbewerbsvorteile generiert werden, überregional kann jedoch eine gut ausgebaute Kindertagesbetreuung im Zusammenspiel mit anderen positiven Faktoren die Attraktivität der Städte insbesondere für die anvisierten Wissensarbeiter deutlich steigern.

Einen deutlichen Unterschied weisen Halle und Magdeburg im Hinblick auf ihre Verkehrsanbindung auf – jedenfalls im Hinblick auf die Bahn. Während beide

²³ Zwar sind diese Daten nicht repräsentativ, sondern basieren auf der Auswertung der über das Immobilienportal www.immowelt.de angebotenen und nachgefragten Wohnungen, allerdings lässt sich so eine gewisse Tendenz erschließen (Datenabfrage: August 2017).

Städte eine gute Anbindung durch die Straße haben, leidet Magdeburg – im Gegensatz zu Halle – unter der weitgehend fehlenden Fernzuganbindung. Zwar können umliegende Städte wie Leipzig oder Halle im Osten Deutschlands oder Wolfsburg im Westen vergleichsweise gut erreicht werden. Ein deutliches Manko stellt jedoch der Umstand dar, dass Berlin lediglich mit Regionalzügen zu erreichen ist. Dies wird nicht nur, aber vor allem von internationalen Gästen – z.B. potenziellen Teilnehmern wissenschaftlicher Tagungen – als erhebliche Hürde erlebt.

Die Ökonomie der beiden Städte wird durch kleine Unternehmen geprägt – mehr als 85 Prozent der örtlichen Firmen beschäftigen zwischen ein und zehn Personen, ca. 10 Prozent haben über zehn bis 50 Beschäftigte. Entsprechend wenige Unternehmen erreichen Beschäftigtenzahlen um die 500 oder mehr. So gab es 2015 in Halle 14 Unternehmen, in Magdeburg 12 mit mehr als 500 Beschäftigten.

Das BIP je Einwohner liegt erwartungsgemäß unterhalb des bundesdeutschen Schnitts: Während es in Halle knapp unterhalb der 80-Prozent-Marke verbleibt, werden in Magdeburg fast 90 Prozent des bundesdeutschen Durchschnittswertes erreicht. Auch die Kaufkraft liegt unterhalb des gesamtdeutschen Durchschnitts: Halle unterschreitet diesen mit gut 17,5 Prozentpunkten, in Magdeburg beträgt die Differenz gut 14 Prozent. Damit stehen den Einwohnern Magdeburgs pro Kopf gut 850 Euro mehr im Jahr zur Verfügung als in Halle.

Die Erwerbsquote liegt in Halle bei fast 77 Prozent, in Magdeburg ist sie mit gut 80 Prozent etwas höher. Ähnlich gering fallen die Differenzen hinsichtlich der Arbeitslosen- und der SGB-II-Quote aus. So beträgt die Arbeitslosenquote SGB II in Halle 7,8, in Magdeburg 7,4 Prozent. Damit liegen beide sowohl über dem Durchschnittswert Sachsen-Anhalts, dem ostdeutschen Durchschnittswert von 5,3 Prozent als auch dem bundesdeutschen Durchschnittswert von 3,9 Prozent.

Angesichts der insgesamt recht ähnlichen Daten kann gefolgert werden, dass Halle und Magdeburg mit ähnlichen Problemlagen zu kämpfen haben. Einen ähnlichen Befund liefert ein Projekt der BertelsmannStiftung. In diesem wurden durch die Clusterung von neun Indikatoren neun verschiedene Demografietypen identifiziert.²⁴ Dabei wurden die Indikatoren relative Bevölkerungsentwicklung 2011–2013, der Anteil von Einpersonenhaushalten, Kaufkraft privater Haushalte, SGB-II-Quote, Anteil der Unter-18jährigen wie der 65- bis 79jährigen dem Faktor soziodemografischer Status zugeordnet, die Indikatoren Einwohnerdichte sowie der Anteil von Hochqualifizierten am Wohnort und am Arbeitsort dem Faktor Urbanität und Wirtschaftsstandort.

Demnach weisen Magdeburg und Halle ähnliche Rahmenbedingungen auf und sind unter dem gleichen Demografietypp klassifiziert, den „Wirtschaftszentren mit geringerer Wachstumsdynamik“. Orte dieses Typs sind typischerweise Wirtschaftszentren, Universitätsstädte und Umlandgemeinden mit geringer wirtschaftlicher Dynamik, sehr hoher Einwohnerdichte, vielen Einpersonenhaushalten, vielen Hochqualifizierten am Arbeitsort und am Wohnort, niedrigen Ein-

²⁴ <http://www.wegweiser-kommune.de/demographietypen> (12.1.2018)

kommen, geringer Kaufkraft, hohen Soziallasten und sowie einer angespannten Haushaltslage. (Bertelsmann-Stiftung 2017)

8.2. Halle (Saale)

Halle ist die einwohnerstärkste Stadt Sachsen-Anhalts. Sie war dem Wandel, der 1990 einsetzte, in besonderem Maße unterworfen. Das Wegbrechen großer Wirtschaftszweige begründet eine schwache Wirtschaftskraft und beträchtliche Bevölkerungsverluste. Dadurch ist die ursprüngliche Funktionsweise der Stadt, die sich seit Anfang des 20. Jahrhunderts und während der DDR herausgebildet hatte und sich „durch spezifische Sinnggebungs- und Wirtschaftsfaktoren auszeichnete“, so nicht mehr gegeben (Zierold 2012: 18).

Heute verzeichnet die „traditionell mit dem Salzabbau, der chemischen Industrie und dem Maschinen- und Anlagenbau verbundene Stadt“ eine starke Entwicklung des Dienstleistungsbereichs sowie forschungsorientierte und innovative Wirtschaftsbereiche:

„Besonderes Gewicht in der Stadt haben heute die Lebenswissenschaften, die Material-, Mikro-/Nano- und Solartechnologie, die Call- und Business-Center, die Medien- und IT-Wirtschaft sowie Handel, Banken und Versicherungen. Mit dem zweitgrößten Technologiepark in Ostdeutschland stärkt Halle insbesondere innovative Zukunftsfelder im Bereich der Forschung und Entwicklung.“²⁵

Ein anhaltendes Problem ist das problematische Außenimage Halles. In Brandmeyers Stadtmarken-Monitor belegt Halle Platz 42 von 50 (zum Vergleich: Magdeburg Platz 33; Rostock 19, Erfurt 22 und Leipzig Platz 13). (Brandmeyer 2015: 10) Erfasst wird in diesem Monitor die Wahrnehmung der Städte durch einen repräsentativen Bevölkerungsquerschnitt. Es wird der Ruf, die Anziehungskraft und die Attraktivität der einbezogenen Städte ermittelt. (Ebd.: 2) Gegenstand sind also subjektive Einschätzungen, nicht objektive Leistungen oder Potenziale.

Dagegen erhebt der Prognos-Zukunftsatlas den Anspruch, objektive Daten auszuwerten, indem er nicht das Image, sondern verschiedene Indikatoren der künftigen Entwicklung einer Stadt erfasst. Dort nimmt Halle Platz 331 von 402 ein. Damit werden der Stadt „Zukunftsrisiken“ bescheinigt. (Prognos 2013: 9f.)

In der Saalestadt kommen derzeit auf etwa 232.500 Einwohner ca. 19.200 Studierende an der Martin-Luther-Universität (MLU), der größten Hochschule in Sachsen-Anhalt. Hinzu treten etwa 1.000 Studierende an der Burg Giebichenstein sowie 50 Studierende der Evangelischen Hochschule für Kirchenmusik. Die Studierendenzahl entspricht damit fast neun Prozent der Einwohnerzahl. Bezieht man zudem die 8.250 Mitarbeiter – davon 3.750 wissenschaftliches bzw. künstlerisches Personal – der Hochschulen mit ein, dann machen die Hochschulangehörigen zwölf Prozent der Einwohnerzahl aus, d.h. jeder achte Ein-

²⁵ <http://www.halle.de/de/Wirtschaft-Wissenschaft/Wirtschaftsstandort/> (18.9.2013)

wohner ist als Studierender oder Mitarbeiter direkt mit einer der ortansässigen Hochschulen verbunden.²⁶

Mit diesen Zahlen ist Halle – zur Überraschung vieler – zu einem Beispiel für ein neuartiges Phänomen geworden: der Schwarmstadt.²⁷ Der Attraktivitätsgrad eines Ortes erkläre nicht vollständig, warum plötzlich viele junge Menschen dorthin ziehen. Stattdessen wird als Erklärungsthese angeführt, dass junge Menschen eine Minderheit geworden seien, und Minderheiten dazu neigten, Ballungen ihrer Präsenz zu organisieren. Dadurch entstünden vergleichsweise wenige Städte, in die ‚alle‘ wollen. Vermutet wird aber auch, dass das Schwarmverhalten zwar selbstverstärkend sei, einige der jetzigen Gewinnerstädte aber künftig wieder verlieren würden, da die Zahl der dort aufgewachsenen jungen Leute weiter zurückgeht. (Simons 2015: 12; Rohrbeck 2014)

Übersicht 21: Angehörige der Hochschulen in Halle (2014)

	Personal gesamt	wiss./künstler. Personal	Studie- rende	Hochschul- angehörige gesamt	Hochschul- angehörige pro 100 Einwohner
MLU	7.814	3.431	19.184	26.998	12,3
Kunst-HS Burg	387	277	997	1.384	
Ev. Kirchenmusik-HS	46	42	51	97	

Quellen: StatBA (2015a, 2015c); eigene Berechnungen

8.2.1. Stadträumliche Verdichtung: Der Weinberg Campus

Mit dem Weinberg Campus verfügt Halle über einen der größten Technologieparks Ostdeutschlands.²⁸ Auf dem 134 Hektar großen Areal befinden sich neben zahlreichen Fachbereichen und Zentren der MLU auch sieben außeruniversitäre Forschungseinrichtungen. Darüber hinaus haben sich aktuell mehr als 70 Firmen, diverse Initiativen und mit „BIO Mitteldeutschland“ eine Kooperation verschiedener Unternehmen mit dem Leibniz-Institut für Pflanzengenetik und Kulturpflanzenforschung (IPK) Gatersleben auf dem Weinberg Campus angesiedelt.

Im Netzwerk „weinberg campus e.V.“ haben sich neben den Forschungseinrichtungen auch die ansässigen Unternehmen zusammengeschlossen. Der Rektorsratsbericht der MLU hält diesbezüglich fest, dass sich durch dieses Netzwerk „die wissenschaftliche Kooperation der am Weinberg ansässigen universitären und außeruniversitären Einrichtungen und Unternehmen in Innovationsprozessen“ intensiviert und „die Bedingungen für einen direkten Technologie-Transfer zwischen Universität und Wirtschaft verbessert“ haben (MLU 2009: 37).

²⁶ Diese Angaben dienen der Verdeutlichung der Größenordnungen. Nicht gesagt ist damit, dass alle Hochschulangehörigen auch tatsächlich in Halle wohnen. Zu berücksichtigen ist dies auch bei allen entsprechenden Angaben zu den nachfolgend noch zu behandelnden fünf Städten.

²⁷ vgl. oben 6.2. Schwarmstädte als Gegenpol der Peripherisierung: Die Sehnsucht nach Dichte

²⁸ zur historischen Entwicklung des Campus vgl. Hensling (2008) und Müller (2007)

2011 wurde innerhalb des Weinberg Campus zudem durch die Leibniz-Gemeinschaft der WissenschaftsCampus Halle „Pflanzenbasierte Bioökonomie“ etabliert. Dieser hat das Ziel, die interdisziplinäre Zusammenarbeit der Hallenser Leibniz-Institute für Pflanzenbiochemie (IPB) und für Agrarentwicklung in Transformationsökonomien (IAMO) und des Leibniz-Instituts für Pflanzengenetik und Kulturpflanzenforschung (IPK) in Gatersleben mit den thematisch korrespondierenden Fachbereichen der Martin-Luther-Universität zu intensivieren.²⁹ Mit dem Halleschen WissenschaftsCampus war bundesweit zum zweiten Mal dieses neue und wichtigste Modell der Leibniz-Gemeinschaft für verbindliche und mittelfristig angelegte Hochschulkooperationen in gesellschaftlich relevanten Forschungsfeldern realisiert worden (GWK 2011: 29).

Der Stadtentwicklung war in Sachsen-Anhalt im Rahmen der EU-Regionalprogramme besondere Aufmerksamkeit zuteil geworden, indem sich die „Städtische Dimension“ im Operationellen Programm EFRE Sachsen-Anhalt 2007–2013 als fondsübergreifendes Querschnittsziel verankert fand. Dabei wurde auch die Funktion Halles als Wissenschaftsstadt adressiert:

■ Als übergeordnete Entwicklungsziele für die Gesamtstadt war die Attraktivierung der Wissenschaftseinrichtungen und die verstärkte wirtschaftliche Nutzung des Wissenspotenzials angestrebt, aber zugleich festgehalten worden, dass diese Ziele „nur sehr beschränkt“ im kommunalen Wirkungskreis liegen. Als gesamtstädtische Teilziele waren festgelegt worden, den standörtlichen Konzentrationsprozess der Universität abzuschließen (incl. Vollendung des naturwissenschaftlichen Campus im Technologiepark weinberg campus), die Studierendenzahlen durch Rekrutieren inner- und außerhalb Deutschlands konstant zu halten und die Ansiedlung von technologie- und forschungsorientierte Unternehmen zu fördern. (Metis 20015a: 13f.)

■ Unterhalb der gesamtstädtischen Ebene wurden Teilziele für den Teilraum „Heide-Süd/Technologiepark weinberg campus“ in den Jahren von 2000 bis 2015 formuliert. Neben städtebaulichen und infrastrukturellen Maßnahmen – der Konversion des ehemaligen Kasernengeländes sowie der Schaffung von attraktiven Flächen für Wohn- und Gewerbenutzung –, zielten diese vornehmlich auf die Förderung des Wissenstransfers. Angestrebt werden sollte die Errichtung von Gründerzentren zur Unterstützung von technologie- und forschungsorientierten Existenzgründern, der Ausbau der naturwissenschaftlichen Kompetenzen, die Ansiedlung von technologieorientierten Unternehmen und der Aufbau eines Netzwerks zur Unterstützung der Unternehmen bei der Entwicklung und Realisierung innovativer Vorhaben. (Ebd.)

Um die Effektivität und den Erfolg dieser durch die EU mitfinanzierten Stadtentwicklungspolitik zu messen, wurde für fünf Modellstädte eine Evaluierung vorgenommen. Für die Fallstudie Halle (Saale) stand dabei der Teilraum „Heide-Süd/Technologiepark weinberg campus“ im Fokus – nicht zuletzt weil ihm eine besondere Bedeutung für die strategische Stadtentwicklung zukommt und dafür in 54 Projekten von 2000 bis 2013 ca. 387 Mio Euro investiert wurden, davon etwa 108 Mio Euro aus EU-Mitteln (ebd.: 19). Der Abgleich der übergeord-

²⁹ <http://www.wgl.de/?nid=pmakt&nidap> (3.9.2011)

neten Entwicklungsziele für die Gesamtstadt wie der Entwicklungsziele für den Teilraum „Heide-Süd/Technologiepark weinberg campus“ mit den erreichten Ergebnissen fiel insgesamt positiv aus:

- Die mit der Konversion und der Schaffung der infrastrukturellen Voraussetzungen verbundenen Zielstellungen werden in Gänze als erreicht betrachtet, auch wenn die Aufwertung der Wohnfunktion noch nicht im erwarteten Ausmaß gelang. So sei die anvisierte Ansiedlung von 5.000 Einwohnern noch nicht erreicht worden (ebd.: 24).
- Gleichmaßen erfolgreich sei die Errichtung von Gründerzentren und der Ausbau der naturwissenschaftlichen Kompetenzen gewesen, sichtbar etwa an der wachsenden Zahl der angesiedelten Institute und Unternehmen wie der Studierenden im Technologiepark (ebd.: 32).
- Ebenso gilt das Ziel, die wirtschaftliche Entwicklung im Technologiepark weinberg campus durch die Ansiedlung von technologieorientierten Unternehmen zu stärken, als weitgehend realisiert. Die Zahl der angesiedelten Unternehmen, Institutionen und Arbeitsplätze habe sich mehr als verdoppelt. Dennoch müsse es als Herausforderung gelten, weitere Nutzer für die Ansiedlungsflächen zu finden. Entsprechend gelten diese Flächen aktuell als Zukunftsinvestition, deren Vermarktung von wirtschaftlichen Rahmenbedingungen und damit stadtexternen Faktoren abhängig ist.
- Deutlicher schwieriger ist es, einen Zielerreichungsgrad im Hinblick auf das Vorhaben, ein Netzwerk zur Unterstützung der Unternehmen bei der Entwicklung und Realisierung innovativer Vorhaben aufzubauen, zu bestimmen. Positiv lasse sich hier zumindest festhalten, dass die Zahl der Bildungsangebote für Existenzgründungen und für hoch qualifizierte Mitarbeiter deutlich gesteigert werden konnte (ebd.: 35).

Insgesamt können damit sowohl die stadtübergreifend als auch die teilraum-spezifischen Ziele der EU-Strukturförderungen als weitgehend erreicht gelten.

8.2.2. Formalisierung der Kooperation zwischen Wissenschaft und Stadt: Das Dienstleistungszentrum Wirtschaft und Wissenschaft

Im Jahre 2005 veranstaltete der Stifterband für die Deutsche Wissenschaft erstmalig den Wettbewerb „Stadt der Wissenschaft“.³⁰ Dessen Ziel war, die Transformation der teilnehmenden Städte von *Wissenschaftsstandorten* zu *Wissenschaftsstädten* zu motivieren. Halle bemühte sich, nach einem ersten Anlauf 2005, im Jahre 2011 erneut um den Titel. Die Stadt musste sich jedoch Lübeck geschlagen geben. Gleichwohl wurde 2012 in Halle ein „Wissenschaftsjahr“ durchgeführt.³¹ Dieses wies zwar wenig wenig Kohärenz auf, doch immerhin waren an seinem Ende tatsächlich zwei bemerkenswerte Veränderungen zu

³⁰ vgl. oben 7. Der Wettbewerb „Stadt der Wissenschaft“

³¹ vgl. ausführlicher unten 8.2.3. „Stadt der Wissenschaft“: Hochschulen und Wissenschaft in Stadtplanung, Leitbildern und Bürgerwahrnehmung

beobachten: In der Stadtverwaltung wurde im Dezember 2012 ein Fachbereich Wissenschaft gegründet (Halle Spektrum 2013), und im Februar 2013 schlossen Martin-Luther-Universität und Stadt erstmals eine Rahmenkooperationsvereinbarung (Stadt Halle/MLU 2013).

Das Ziel der Etablierung eines eigenständigen Fachbereichs durch den neugewählten Oberbürgermeister, so dessen Leiterin, sei es gewesen, die Etablierung Halles als Wissenschaftsstadt vorzuantrieben. Das Fehlen einer entsprechenden Verwaltungsstruktur wurde und wird als unvereinbar mit dem Selbstverständnis als Wissenschaftsstadt erachtet.³² Der konstituierte Fachbereich Wissenschaft erhielt zudem eine spezifische Ausrichtung:

„In allen Universitätsstädten gibt es in den Stadtverwaltungen Ansprechpartner für Wissenschaft neben der Wissenschaftsförderung. Bei uns sind die wissenschaftlichen Einrichtungen und wissensbasierte Wirtschaft unter einem Dach zusammengefasst, das ist strukturell etwas Besonderes, hat aber auch seine räumliche Entsprechung in Halle.“ (Sachse 2013: 25)

Zuvor war die Bearbeitung dieser Thematik bei der städtischen Wirtschaftsförderung angesiedelt, etwa beim dortigen Team Technik und Innovation, das primär für den Weinberg Campus zuständig war und vornehmlich die technologieorientierte Wirtschaft betreute. Allerdings hätte es im Hinblick auf die Hochschulen niemanden gegeben, der – analog zu der Betreuung von Unternehmen – im Sinne der Bestandspflege agiert hätte. Mit der Ausgliederung aus dem Bereich der Wirtschaftsförderung wurde in Halle auf struktureller Ebene eine Entwicklung vollzogen, die auch in anderen deutschen Städten zu beobachten ist: Auch an anderen Orten sei nach der Wirtschaftsförderung ein Bereich für die Wissenschaftsförderung entstanden. Angesichts der offenkundigen Bedeutung der Hochschulen und Wissenschaftseinrichtungen für die Stadt – insgesamt ist dieser Bereich in Halle der größte Arbeitgeber – erstaune es retrospektiv, dass die Schaffung einer entsprechenden Struktur nicht bereits vorher als nötig betrachtet wurde. Die Bestandspflege im Bezug auf Hochschulen und Wissenschaftseinrichtungen sei – so die Leiterin des Bereichs – eine „Pflichtaufgabe“ der Stadt.³³

Im April 2015 wurde der Fachbereich Wissenschaft in das städtische „Dienstleistungszentrum Wirtschaft“ integriert, welches seitdem unter Bezeichnung Dienstleistungszentrum Wirtschaft und Wissenschaft (DLZWW) firmiert. Hier bestehen die drei Teams „Bestandspflege Wirtschaft“, „Gewerbeflächenentwicklung/Ansiedlungsservice“ und „Bestandspflege Wissenschaft“. Damit ähnelt der Zustand auf organisatorischer Ebene jenem, der vor der Ausgliederung des Fachbereichs Wissenschaft bestand, allerdings mit zwei wesentliche Differenzen: Zum einen hatte vor 2012 kein gesonderter Bereich für Wissenschaft bestanden. Zum anderen war der Fachbereich Wissenschaft Teil eines Geschäftsbereiches Wirtschaft und Wissenschaft, während er nun als Teil eines

³² Interview *Petra Sachse*, Leiterin des Dienstleistungszentrums Wirtschaft und Wissenschaft der Stadt Halle, zuvor Fachbereichsleiterin des Fachbereichs Wissenschaft der Stadt Halle, 8.9.2016

³³ ebd.

Dienstleistungszentrums direkt dem Oberbürgermeister zugeordnet ist. Letzteres kann auch als Aufwertung gedeutet werden.³⁴

Dennoch lässt die Selbstbeschreibung des Dienstleistungszentrums eine gewisse Dominanz wirtschaftsbezogener Fragestellungen erkennen:

„Das Dienstleistungszentrum Wirtschaft und Wissenschaft (DLZWW) berät und unterstützt in Halle an der Saale ansässige Unternehmen und Wissenschaftseinrichtungen zu allen Standortfragen und begleitet Investoren, die für neue Projekte einen Standort in unserer Stadt suchen und aufbauen wollen. Es ist der zentrale Ansprechpartner für Unternehmen und Existenzgründer aus dem In- und Ausland im Rahmen der Umsetzung der Europäischen Dienstleistungsrichtlinie.“³⁵

Die Zusammenführung der Fachbereiche Wissenschaft und Wirtschaft hat jedoch bisher nicht zu sichtbaren Aufgaben- oder Leistungsverschiebungen geführt; auch die Zahl der Personalstellen blieb unverändert. Die Gründe für die Umstrukturierung liegen im stadtpolitischen Bereich. Zum einen wurde das Ende der Amtszeit des Beigeordneten für Wirtschaft und Wissenschaft dafür genutzt, einen Geschäftsbereich und damit eine Beigeordnetenstelle einzusparen. Damit entfiel der Posten des Wirtschaftsdezernenten. Zum anderen hatte bereits vorher der Oberbürgermeister das Dienstleistungszentrum Wirtschaft und den Fachbereich Wirtschaftsförderung in seinen Geschäftsbereich gezogen. Mit dem Ende der Dienstzeit musste man auch für die bei dem Beigeordneten verbliebenen Geschäftsbereiche – neben Wissenschaft waren das Immobilienmanagement, Liegenschaften und der Eigenbetrieb für Arbeitsförderung – neue Zuordnungen finden. (Falgowski 2014) Der Fachbereich Wissenschaft fand diese – nicht zuletzt auf Wunsch der damaligen Leiterin des Fachbereichs Wissenschaft Petra Sachse – im Dienstleistungszentrum Wirtschaft.³⁶

In der Folgezeit – bis in den Spätherbst 2016 – verblasste für Außenstehende die Wahrnehmbarkeit der wissenschaftsbezogenen Aktivitäten wie des Teams Wissenschaft etwas. Die Ursache für dieses temporäre Abtauchen des Wissenschaftsbereichs der Kommunaladministration war allerdings nicht in einer veränderten Prioritätensetzung zu suchen, sondern verdankte sich einer angespannten Personalsituation. Diese entstand dadurch, dass Petra Sachse zusätzlich zur Leitung des Wissenschaftsbereichs auch die Leitung des DLZWW übertragen wurde und zugleich der stellvertretende Teamleiter überraschend verstarb. Die Neubesetzung der beiden Stellen ließ lange Zeit auf sich warten, sodass das Team zunächst mit der Hälfte der eigentlichen Personalressourcen auskommen musste. Trotz der personellen und organisatorischen Umbrüche steht die Arbeit des heutigen Team Wissenschaft in deutlicher Kontinuität zu den seit 2012 vom Fachbereich Wissenschaft initiierten Aktivitäten.

³⁴ so zumindest Petra Sachse, ebd.

³⁵ <http://www.halle.de/de/Verwaltung/Verwaltungsorganisation/Geschaeftsbereich-Ob-05840/Dienstleistungszentr-05626/> (20.4.2016)

³⁶ Interview *Petra Sachse*, 8.9.2016

Übersicht 22: Selbstbeschreibung der Ziele und Leistungen des Fachbereichs Wissenschaft, Stadtverwaltung Halle

Ziele: „Unterstützung der Entwicklung der Stadt Halle (Saale) nach dem Leitbild einer ‚Wissenschaftsstadt‘; Beitrag zur Optimierung der Standortbedingungen für wissenschaftliche Einrichtungen, wissensbasierte Unternehmen und für deren Netzwerke; umfassende Unterstützung der Universität, der Hochschulen und wissenschaftlichen Einrichtungen als Impulsgeber für die Wirtschaft; Förderung von Neuansiedlungen und Erweiterungen wissensbasierter Institutionen und Unternehmen sowie von technologieorientierten Existenzgründungen im Zusammenwirken mit kompetenten Partnern; Beitrag zur Erhöhung der Attraktivität Halle als Arbeits- und Wohnort für junge Akademiker und Fachkräfte sowie als Studienort für Studenten aus aller Welt, Erhöhung der Bekanntheit Halle als Stadt der Wissenschaft und als Technologiestandort“.

Leistungen: „Betreuung in Halle ansässiger wissenschaftlicher Institutionen und wissensbasierter Unternehmen in allen Lebenslagen; Suche nach und Vermittlung von Kooperationspartnern; Umfassender Ansiedlungsservice in Zusammenarbeit mit dem Fachbereich Wirtschaftsförderung; Fördermittelberatung (auch in Zusammenarbeit mit der IB Sachsen-Anhalt); Informationsbereitstellung zum Wissenschaftsstandort; Wissenschaftskommunikation und –marketing; Begleitung und Unterstützung von Projekten und Veranstaltungen.“

Quelle: http://wissenschaft-in-halle.de/?page_id=53 (28.9.2016)

Eine der ersten Aufgaben des vierköpfigen Fachbereichs Wissenschaft bestand in der Institutionalisierung und Intensivierung der bereits bestehenden Kooperation zwischen Stadt und Universität:

„Der erste Schritt wäre, sich zu treffen, sich anzuhören und gegenseitig bürokratische Hürden abzubauen. Wichtig sind auch hier die Themen Kommunikation und Marketing. Die Universität braucht eine Stadt mit gutem Image, die für Studenten und Wissenschaftler attraktiv ist. Andererseits ist die Universität ein großes Plus für die Stadt im Standortwettbewerb. Dann gibt es noch das Thema gemeinsamer Gremienarbeit, bei der sich Stadtpolitik, Wissenschaft und Wirtschaft treffen. Außerdem müssen wir die Umfeldbedingungen für junge Akademiker und Fachkräfte so optimal wie möglich gestalten. Handlungsfelder sind hier: Wohnraum, Kultur- und Freizeitangebote, Bildungs- und Betreuungsangebote für Kinder. Das ist ein großes Defizit, das wir mit aller Kraft versuchen zu beheben.“ (Sachse 2013: 25)

Gegenüber den alten Strukturen wurden nun alle wissenschaftlichen Einrichtungen der Stadt einbezogen, etwa das IWH oder die Burg Giebichenstein. Deutlich wird in der Beschreibung der Fachbereichsleiterin aber auch, dass es bereits vor der Schaffung einer institutionalisierten Struktur mit festen Ansprechpartnern und Zuständigkeiten eine Reihe informeller und formeller Kooperationen zwischen Stadt und Hochschulen gab.³⁷

Diese informellen Kooperationen haben auch durch die Institutionalisierung nicht an Bedeutung verloren. Sie sind oftmals wesentlich für gemeinsame, aber dezentrale Aktivitäten. Mehr noch: Die Partnerschaft lebten oftmals von diesen

³⁷ Dies wurde auch im Vorfeld der Kooperationsvereinbarung wiederholt festgehalten: „Die bereits in weiten Teilen laufende Zusammenarbeit zwischen Stadt und Uni soll nun auf Papier fixiert werden. Als Vorbild dient dabei Leipzig. ‚Es ist bislang schon viel ohne Vertrag passiert, aber eine Vereinbarung würde das alles bündeln‘“ (Stadt Halle 2013).

informellen Strukturen, während der Rückgriff auf die städtischen Strukturen immer erst im Problemlagen erfolge: Erst in diesen Bedarfssituation wird auf das städtische Team Wissenschaft als Ansprechpartner und Dienstleister zurückgegriffen.

Ein wesentliches Instrument, durch Formalisierung einer ausschließlich sporadischen Zusammenarbeit entgegenzuwirken, stellt die erwähnte 2013 zwischen Stadt und Universität geschlossene Kooperationsvereinbarung dar. Diese hatte zunächst eine Laufzeit von drei Jahren³⁸ und wird durch einen jährlich neu aufgesetzten Maßnahmeplan konkretisiert. Gegenstand der Vereinbarung sind im einzelnen:

- Gremienarbeit: Jour fixe von Oberbürgermeister und Rektor sowie von Stabstelle des Rektors und Stadtverwaltungsfachbereich Wissenschaft, Teilnahme von Universitätsvertretern an der Beigeordnetenkonferenz;
- Öffentlichkeitsarbeit und Marketing: Nutzung der Webseite Wissenschaftin-Halle.de, Lange Nacht der Wissenschaft, Wissenschaftspreis der Stadt Halle im Rahmen des IQ-Innovationspreis-Wettbewerbs der Metropolregion Mitteldeutschland, Zusammenarbeit bei Presse- und Öffentlichkeitsarbeit;
- gemeinsame Veranstaltungen und Teilnahme an Wettbewerben: Unterstützung zentraler Veranstaltungen der MLU durch die Stadt, Unterstützung von wissenschaftlichen Tagungen und Kongressen, gemeinsame Veranstaltungen wie Professor.innen-Tag, ausschreibungsabhängige Teilnahme an Wettbewerben;
- Vernetzung und Wissenstransfer: Werbung von Studierenden, Bereitstellung von Praktikumsplätzen, Austausch zwischen Wissenschaftlern und Stadtpolitik;
- familien- und studentenfreundliche Stadtentwicklung: Versorgung mit Kindergartenplätzen, Wohnraum für Hochschulangehörige;
- Zusammenarbeit auf den Gebieten Kultur und Sport: gemeinsame Museumsnacht, Sachsen-Anhalt-Tag, Collegium musicum, Unterstützung des Universitätssports;
- Technologietransfer: Mitwirkung am Ausbau des Technologieparks Weinberg campus, kooperatives Technologiestandortmarketing, etwa auf Messen;
- Kooperation im Bereich der internationalen Arbeit: Abstimmung zwischen International Office der MLU und Stadt, Qualifizierung des kommunalen Services für ausländische Wissenschaftlerinnen, sowie
- Bildung und Weiterbildung: Weiterbildungsangebote für städtische Mitarbeiter.innen (Stadt Halle/MLU 2013, 2013a, 2014).

Über die Fixierung bestimmter Aktivitäten hinaus entfalte der Maßnahmeplan seine Wirkung durch die Strukturierung der alltäglichen Zusammenarbeit. So wirke er gesprächsleitend während der Treffen von Fachbereichsleiterin und Stabstelle des Universitätsrektors. Diese Treffen fänden alle drei Monate statt. Wichtig für die Verankerung der Kooperation in der alltäglichen Praxis sei zu

³⁸ Eine Begründung für diese – etwas überraschende – Befristung konnte uns nicht gegeben werden.

dem der Jour fixe von Oberbürgermeister und Rektor, der allerdings auch zuvor zweimal jährlich stattfand (Stadt Halle/MLU 2013b). Der Maßnahmenplan werde jährlich neu ausgearbeitet. Dessen öffentlichkeitswirksame Unterzeichnung, wie sie noch im ersten Jahr vollzogen und für die weiteren Jahre auch anvisiert wurde, fand nicht wieder statt. Mehr noch: Es ließen sich lange Zeit keine öffentlichen Hinweise auf die Unterzeichnung eines zweiten oder dritten Maßnahmenplans identifizieren. Sie erfolgte mithin intern. Immerhin ist der dritte Maßnahmenplan inzwischen auf der Webseite der Stadt Halle einsehbar (Stadt Halle/MLU 2015).

Eine formelle Evaluation der Maßnahmen erfolge dabei nicht, sondern vollziehe sich durch die Praxis:³⁹ Zum einen strukturiere der Maßnahmenplan die direkten Kontakte zumindest ansatzweise, und zum anderen müsse er jährlich erneuert werden. Dabei wird der jeweils neue Maßnahmenplan zu großen Teilen aus dem vorherigen übernommen, es finden jedoch auch Anpassungen entlang von Erfolgen, Fehlschlägen, ungelösten und neuen Aufgabenstellungen statt. Vergleicht man unter dem Gesichtspunkt der impliziten Evaluation die Maßnahmenpläne von 2013/14, 2014/15 und 2015/16, fallen die Korrekturen recht übersichtlich aus – wenig wurde ab dem zweiten Maßnahmenplan ergänzt oder entfiel (Stadt Halle/MLU 2013a, 2014, 2015):

- So wurde im Maßnahmenplan 2014/15 festgelegt, dass die gemeinsame Gremienarbeit durch die halbjährliche gemeinsame Sitzung aller international orientierten und interessierten Forschungsinstitutionen ergänzt werden soll – ein Vorhaben, das bereits im nächsten Plan wieder entfallen ist.

- Hinsichtlich der Kooperation in der Öffentlichkeitsarbeit und beim Marketing werde die städtische Internetpräsenz Wissenschaft-in-Halle.de die offizielle Stellenbörse des Career Center der Universität in ihre Präsentation integrieren; Stadt und MLU würden sich wechselseitig Wissenschaftsinhalte für Pressemitteilungen, Nachrichten oder Sonderpublikationen, die eine breite Öffentlichkeit adressieren, kostenfrei überlassen; die Stadt werde der Universität regelmäßig Informationsmaterialien zur Stadt sowie ihren Erholungs- und Kulturangeboten liefern; zudem würden Stadt und Hochschule bei der Neuauflage einer bilingualen Informationsbroschüre zu den Wissenschaftseinrichtungen in Halle kooperieren. Ein auf Initiative von Stadt und MLU geplanter regelmäßiger Arbeitskreis der Wissenschaftskommunikatoren der wichtigsten Forschungseinrichtungen zur verstärkten wechselseitigen Präsenz in der jeweiligen Öffentlichkeitsarbeit wurde wieder aus dem Maßnahmenplan gestrichen.

- Im Bereich der Kooperationen bei Veranstaltungen und der Teilnahme an Wettbewerben wurde die Auslobung des „Halleschen Transferpreises“ beschlossen, der während der jährlichen Transferveranstaltung transHAL verliehen wird. Die Stadtmarketinggesellschaft wurde zudem beauftragt, in Abstimmung mit der MLU ein Konzept als Tagungs- und Kongressstandort zu entwickeln. Entfallen ist hingegen das Vorhaben der Universität, ein jährliches Netzwerktreffen mit der Wirtschaft durchzuführen, das zunehmend den Charakter

³⁹ Die Notwendigkeit, nicht jedoch die Form von Evaluationen wurde in der Kooperationsvereinbarung festgelegt: „Jeweils spätestens zum Abschluss des o.g. jährlichen Maßnahmenplanes ziehen die Partner Bilanz zur Einhaltung des Vertrages.“ (Halle/MLU 2013: 3)

eines „Fundraising-Events“ bekommen und von der Stadt gefördert werden sollte.

■ Im Bereich von Vernetzung und Know-how-Transfer wurden die gemeinsame Beteiligung an der Science Scorecard (Projektabschluss Ende 2015),⁴⁰ die städtische Unterstützung eines Service-Learning-Projektes (Projektabschluss Ende 2015) sowie die verstärkte Nutzung der Universität für die wissenschaftliche Begleitung der Stadt vereinbart. Die Stadt sicherte zudem zu, sich verstärkt als Einsatzstelle am Service Learning zu beteiligen sowie auf Studierendenmessen mit eigenem Stand präsent zu sein. Konkretisiert wurde auch die Zusammenarbeit zur Förderung des Austauschs zwischen Wissenschaftlern, Stadt und Bevölkerung. Genannt wird hier die städtische Unterstützung von Formaten wie HALOX⁴¹ oder dem „Newcomers Club“ der MLU.⁴²

■ Im Hinblick auf die Gestaltung einer familien- und studentenfreundlichen Stadtentwicklung wurde das ursprüngliche Ziel, einen Universitätskindergarten einzurichten, aufgegeben. Stattdessen fanden sich ein städtisches Engagement im Dual-Career-Netzwerk der MLU sowie ein verstärkter Austausch der städtischen und universitären Beauftragten für Gleichstellung, Senioren, Behinderte, Migration & Integration sowie Kinder & Jugend vereinbart. Entfallen ist die projektierte Zusammenarbeit im Bereich der Hauptwohnsitzkampagne.

■ Neue Kooperationen im Bereich der internationalen Arbeit umfassen die Unterstützung der MLU bei der Suche nach Seminarräumen für Sprachvorbereitungskurse sowie das Engagement der Stadt als Einsatzstelle für internationale Studierende. Eine Jour fixe zur Abstimmung zwischen dem International Office der MLU und der Stadt findet halbjährlich statt.

Insgesamt lässt sich festhalten, dass die Veränderungen zwischen erstem und dritten Maßnahmeplan recht marginal ausgefallen sind. Zumeist handelt es sich um Ergänzungen durch extern neu angestoßene Projekte und kleinere Konkretisierungen. Dies lässt sich als Erfolg deuten, wenn es als Signal dafür genommen wird, dass bereits der erste Maßnahmeplan weitgehend die Kooperationsbedürfnisse abgebildet habe und zudem Interesse seitens neuer Projekte bestehe, ebenfalls mit aufgenommen zu werden. Offenbleiben muss jedoch, ob die wortgleiche Wiederholung von Vorhaben ohne deren weiterer Konkretisierung – etwa die Entwicklung von Weiterbildungsformaten für Verwaltungsmitarbeiter – nicht ein Indikator für ausbleibende Fortschritte darstellt. Diese Projekte waren

⁴⁰ Die Science Scorecard ist eine Initiative des Stifterverbands, an der sich insgesamt 13 Städte und Regionen beteiligen. Dabei werden die Prozesse wissenschaftlicher Stadt- und Regionalentwicklungen im Zusammenspiel quantitativer und qualitativer Aussagen dargestellt. Anhand eines so erhobenen differenzierten Regionalprofils können gezielt Strategie- und Investitionsentscheidungen für eine wissenschafts- und wissenbasierte Regionalentwicklung getroffen werden, vgl. <https://www.stifterverband.org/science-scorecard> (27.4.2016).

⁴¹ „HalOx International Lecture Series Disease Biology and Molecular Medicine“ ist eine gemeinsame Vortragsreihe der Martin-Luther-Universität in Kooperation mit der University of Oxford. Die Vortragsreihe richtet sich nicht nur an Medizinstudenten, Biotechnologen und Informatiker, sondern auch an interessierte Laien. Sie findet seit Anfang 2015 regelmäßig statt.

⁴² Der Newcomersclub dient dazu, neuen Wissenschaftlern und ihren Familien den Start in Halle zu erleichtern (vgl. http://www.international.uni-halle.de/international_office/newcomers_club/, 27.3.2016).

augenscheinlich, trotz des nachdrücklichen Interesses zumindest einer Seite, in ihrer Umsetzung nicht vorangekommen.

Inzwischen sind Konsequenzen aus der relativen Gleichförmigkeit der Maßnahmenpläne gezogen worden. Das Auslaufen des Kooperationsvertrages zwischen Universität und Staat machte den Abschluss einer neuen Vereinbarung notwendig. Diese wurde am 22.11.2016 unterzeichnet. Den bisherigen Erfahrungen folgend, verschieben sich dabei die Gewichtungen zwischen Kooperationsvertrag und Maßnahmeplan. Nun wurden all jene Elemente aus dem Maßnahmeplan in den Kooperationsvertrag übernommen, die sich als stabil erwiesen hatten. Enthalten sind jetzt bereits im Kooperationsvertrag die Vereinbarungen

- zur Gremienarbeit (Jour Fixe auf Leitungsebene, Einladung der MLU-Vertreter in Gremien der Stadt),
- zu Veranstaltungen und Teilnahme an Ausschreibungen und Wettbewerben (Lange Nacht der Wissenschaften, Förderung wissenschaftlicher Tagungen und Kongresse, Abstimmung zu und ggf. Teilnahme an Wettbewerben),
- zu Maßnahmen für die Zielgruppe Studierende (Studierendenmarketing, Bereitstellung von Praktikumsplätzen, Treffen von Stadtpolitik und Studierenden),
- zu Maßnahmen für die Zielgruppe Wissenschaftler:innen (Dual-Career-Aktivitäten, Unterstützung des Newcomer-Clubs der MLU),
- zur Zusammenarbeit auf den Gebieten von Kultur und Sport (Museumsnacht Halle und Leipzig, Sachsen-Anhalt-Tag, Kooperation der halleschen Musikbibliotheken, Unterstützung der Universität im Bereich Sport, Collegium musicum) sowie
- die Bereitstellung von Services für ausländische Hochschulangehörige und die Vernetzung der Beauftragten MLU und Stadt (Stadt Halle/MLU 2016).

Entsprechend verzeichnet der Maßnahmeplan nur noch spezifische, meist singuläre Aktivitäten, dazugehörige Termine und Verantwortliche. Er wird damit kürzer und konkreter.⁴³ Für das akademische Jahr 2016/2017 sind dies etwa

- die Unterstützung der Festwoche anlässlich des 200. Jubiläums des Zusammenschlusses der Universitäten Wittenberg und Halle;
- eine Überarbeitung der Konferenz TansHAL mit dem Ziel, die Themen Transfer und Anwendungsorientierung stärker zu berücksichtigen und vermehrt Unternehmen einzubeziehen, die bereits mit Wissenschaftseinrichtungen kooperieren;
- die Entwicklung eines Konzeptes zur Umwandlung der Haushaltsmittel für den Studentenbonus in ein Budget für Maßnahmen der Studierendenwerbung;
- die Erarbeitung einer neuen Konzeption für die Lange Nacht der Wissenschaft (eventuell unter Einbeziehung der Stadt Leipzig);
- die Erarbeitung einer Konzeption für eine Willkommenskultur;
- die Unterstützung der Stadt in der zweiten Phase des BMBF-Wettbewerbs „Zukunftsstadt“ durch die MLU sowie

⁴³ Interview *Petra Sachse*, 8.9.2016

- die Umsetzung eine Kommunalen Bürgerumfrage mit dem Schwerpunkt „Wohnen“ (Stadt Halle/MLU 2016a)

Insbesondere das starke Interesse an der Ausweitung der Studentenwerbung stellt eine Schwerpunktverschiebung für das Team Wissenschaft dar. Zuvor war es primäres Ziel des Fachbereichs Wissenschaft, die wissenschaftlichen Einrichtungen durch Marketing zu unterstützen, und man überließ den Bereich der Studierendenrekrutierung dem Stadtmarketing.⁴⁴ Nach der Einrichtung des Dienstleistungszentrums ist die Studierendenwerbung verstärkt in den Fokus geraten. Ziel ist es dabei, den gegenwärtigen Zustand zu ändern, bei dem jemand, der „völlig frei ist in seinen Entscheidungen und sich für einen Studienort interessiert, nicht zuerst an Halle denken wird“⁴⁵ – kurz: Halle dauerhaft als attraktiven Studienort zu etablieren.

Daneben, aber nicht mehr primär zielen die Bemühungen des DLZWW auf Wissenschafts- und Wissenschaftlermarketing (incl. Rundumservice wie Dual-Career-Netzwerk). Dieses sei umso wichtiger, als seitens der Wissenschaftseinrichtungen der städtischen Bevölkerung zwar attraktive Angebote gemacht, diese aber nicht zuletzt aufgrund unzureichenden Marketings kaum wahrgenommen werden.⁴⁶

Ein deutlicher Wechsel hat auch bei der Verwendung des Budgets stattgefunden: Zunächst floß ein wesentlicher Teil des Budgets des Fachbereichs („Wir haben nicht viel“) in die journalistische Betreuung der Wissenschaftseinrichtungen und ihrer Aktivitäten sowie die Pflege der Webseite wissenschaft-in-halle.de. Letztere war anlässlich der Bewerbung um den Titel „Stadt der Wissenschaft“ aufgesetzt worden und erfuhr anschließend einen Relaunch. Dank dieses Relaunch und der kontinuierlichen Pflege stellte die Homepage ein wesentliches, greifbares und dauerhaft fortwirkendes Ergebnis der seinerzeitigen Bewerbung dar.⁴⁷ Inzwischen wurde jedoch die städtische Homepage überarbeitet, die insbesondere auf die Bereiche Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur fokussiert, mit hin jene Bereiche, die durch den Oberbürgermeister als zentral definiert wurden. Parallel dazu wird die Homepage wissenschaft-in-halle.de abgeschaltet. Stattdessen setzt das DLZWW verstärkt auf Tagungs- und Konferenzmarketing, nicht zuletzt um bei Gästen nachhaltig einen positiven Eindruck von Halle zu erzeugen:

„Wir legen dann Wert darauf, dass die Leute, die herkommen, als Botschafter für Halle wieder wegfahren. In diesem Zusammenhang ist auch zu erwähnen, dass wir das Bemühen für das Anwerben von Konferenzen sehr stark aktiviert haben. Wir hatten im letzten Dezember [2015] eine Veranstaltung zusammen mit dem Stadtmarketing, zu der wir sämtliche Dekane und die Direktoren der außeruniversitären Institute eingeladen haben, um noch einmal den Service von

⁴⁴ Das Stadtmarketing Halle investiert „in Kooperation mit dem Hochschulmarketing der MLU in eine Vielzahl an Projekten, die auf die Akquise von Neustudierenden, deren Betreuung in Halle und im besten Fall auf die Gewinnung von Neu-Hallensern abzielen.“ (<http://www.halle-tourismus.de/wir-ueber-uns/projekte/>, 22.4.2015)

⁴⁵ Interview *Petra Sachse*, 24.10.2014

⁴⁶ ebd.

⁴⁷ ebd.

SMG und Stadt zu präsentieren. Wir als Stadt bieten ja auch eine kleine Konferenzförderung an, d.h. man kann sich bei uns um diesen Betrag bewerben. Seitdem hat dieses Geschäft richtig angezogen. Ich habe mir das mal angesehen, was mit unserer Förderung so eingeworben wurde, und das ist ein sehr beeindruckendes Verhältnis. Wir bieten ja nicht nur Geld, sondern gemeinsam mit dem SMG auch an, Programminhalte zu gestalten. Das ist natürlich das klassische Wissenschaftsmarketing, wenn Sie so wollen. Wir holen die Konferenzen hier her, und man hat dabei auch immer die Möglichkeit, auf die Stadt aufmerksam zu machen. Wir haben dadurch Konferenzen, bei denen die Wissenschaftler nicht nur in der Universität sitzen, sondern auch die Chance haben, die Stadt kennenzulernen.“⁴⁸

Neben der Öffentlichkeitsarbeit zur Stärkung des Stadtimages als Wissenschaftsstadt und der Wissenschaftseinrichtungen stehe die Schaffung eines Netzwerkknosens, mithin eines Netzwerkes, im Mittelpunkt der Aktivitäten.⁴⁹ Der Fachbereich versteht sich als Dienstleister gegenüber den Hochschulen und Wissenschaftseinrichtungen. Damit ist ein in mehrfacher Hinsicht asymmetrisches Verhältnis angesprochen:

- Zum einen kann der Fachbereich lediglich Angebote unterbreiten, die wahrgenommen werden oder eben nicht. Sanktionsmittel stehen der Stadt – auch wenn Kooperationsvereinbarungen getroffen wurden – nicht zur Verfügung; sie widersprechen auch dem Dienstleister-Selbstverständnis des Fachbereichs.
- Deutlicher wird die Asymmetrie noch, wenn es um unterschiedliche Positionen im Hinblick auf die Entwicklung der Einrichtungen geht. Eine offene Kritik seitens der Stadt an Entscheidungen der Universität (etwa Abschaffung oder Fortsetzung eines Studiengangs) wird klar als unmöglich definiert: Das gehöre sich einfach nicht. Das Selbstverständnis der Hochschulen als eigenständige, autonome Akteure ist daher grundlegend. Kritik seitens der Stadt würde entsprechend mit einer gewissen Empörung, als Übergriff in die Universität, registriert.

Insgesamt wird deutlich: Die Stadt bleibt auf das Wohlwollen der Hochschulen angewiesen, ein Rückgriff auf die Stadt ist entsprechend nur bei entsprechender Interessenlage einer Hochschule zu erwarten.

Kommt es jedoch zu Akzeptanz des Fachbereichs als dauerhaftem Ansprechpartner, so gilt es, ein realistisches Bild seiner Leistungsfähigkeit zu vermitteln. Ansonsten kann es leicht zu übersteigerten Erwartungen kommen, die auch durch engagierte Mitarbeiter kaum zu erfüllen sind. Mithin hat man es mit einer doppelten Begrenzung der Wirkungsmöglichkeiten des Fachbereichs zu tun: Er kann nur als Dienstleister agieren, der auf die Nachfrage und Kooperationsbereitschaft der wissenschaftlichen Einrichtungen angewiesen ist, zugleich aber nur über begrenzte personelle und finanzielle Ressourcen verfügt, somit nur einen Ausschnitt möglicher Wünsche bedienen kann.

⁴⁸ ebd.

⁴⁹ Das Selbstverständnis als Netzwerkknosens betont auch die Selbstdarstellung des Fachbereichs in einer wissenschaftsbezogenen Imagebroschüre der Stadt Halle (2014a: 26): „Der Fachbereich Wissenschaft der Stadt Halle versteht sich als wichtiger Teil eines kreativen Netzwerkes lokaler Partner.“

8.2.3. „Stadt der Wissenschaft“: Hochschulen und Wissenschaft in Stadtplanung, Leitbildern und Bürgerwahrnehmung

Investitionen in öffentliche Infrastrukturen erzeugen direkte und indirekte Nachfrageeffekte. Diese durch zahlreiche Studien nachgewiesenen Effekte lassen sich auch für die Martin-Luther-Universität zeigen. Statistische Erfassungssystematiken und räumliche Abgrenzungsprobleme machen es zwar schwierig, die Effekte allein auf die Sitzstadt bezogen zu quantifizieren. Daher wird in vorliegenden Studien auf Sachsen-Anhalt als nachweisfähige Raumeinheit abgestellt. Doch kann davon ausgegangen werden, dass die Effekte zumindest zu einem großen Teil am Sitzort Halle wirksam werden:

- So tätigten die Universität einschließlich der Universitätsklinik und des Studentenwerks zusammen mit ihren Studierenden im Jahr 2010 Ausgaben von insgesamt rund 500 Millionen Euro. Aus der universitären Nachfrage nach Sach- und Dienstleistungen sowie den Konsumausgaben der Hochschulangehörigen, allen voran der Studierenden, ergibt sich regional ein zusätzlicher Einkommenseffekt von ca. 278 Mio Euro. (Friedrich/Rahmig 2013: 38).
- Auf die Aktivitäten der MLU und ihrer Angehörigen lassen sich 498,5 Mio Euro des BIP von Sachsen-Anhalt zurückführen. Dies entspricht einem Wertschöpfungsmultiplikator von 3,7 – d.h. jeder Euro Landeszuschuss für die Universität und ihre Mitglieder zieht eine Wertschöpfung von 3,70 Euro nach sich.
- Zudem erzeugen die Aktivitäten von MLU und ihren Studierenden ein direktes Steueraufkommen von 7,6 Mio Euro. Bezieht man auch das indirekte und induzierte Steueraufkommen ein, so entsteht in der Untersuchungsregion ein Gesamteffekt 19,3 Mio Euro. (Albrecht/Lenk 2013: 5f).
- Insgesamt hängen ca. 8.150 Arbeitsplätze von den Ausgaben der Universität und ihren Angehörigen ab, wobei zirka ein Drittel direkt von der Universität abhängen, während zwei Drittel indirekt erzeugt werden. (Friedrich/Rahmig 2013: 37)

Nicht zuletzt motiviert durch solche Zahlen, ist in Halle das Bemühen erkennbar, lokale Effekte von Hochschul- und Wissenschaftseinrichtungen systematischer zu erzeugen, also nicht allein auf Wirkungen sich zufällig verbindender günstiger Umstände zu vertrauen. Ein zentraler Ort, diesbezügliche Entwicklungen in der Stadtentwicklung zu verankern, ist das Integrierte Stadtentwicklungskonzept (ISEK). Das ISEK dient nicht nur als Richtschnur für das kommunale Handeln, indem es Prioritäten setzt und den Ressourceneinsatz fokussiert. Oftmals ist es auch Voraussetzung für die Beantragung von Fördermitteln. Entsprechend reflektiert das ISEK nicht allein örtliche Herausforderungen, sondern trägt deutlich den „Zielstellungen und Förderbedingungen seitens Europäischer Union, Bund und Land Sachsen-Anhalt Rechnung“ (Stadt Halle 2017: 15). Da dies aus naheliegenden Gründen alle Städte so tun, resultieren daraus zwar beträchtliche Isomorphien der Entwicklungskonzepte der Kommunen. Dennoch lassen die Visionen und Leitbilder auch stadtindividuelle Schwerpunktsetzungen und Lösungsstrategien erkennen.

Nachdem Halle bereits in den Jahren 2001 und 2007 Integrierte Stadtentwicklungskonzepte verabschiedet hatte, liegt aktuell ein neues ISEK vor, das bis zum Jahr 2025 gültig ist (Stadt Halle 2017). Bereits 2001 und 2007 ließen die ISEKs eine deutliche Schwerpunktsetzung hinsichtlich Hochschule und Wissenschaft erkennen, daneben auch das Bemühen, sich als Medienstandort zu profilieren (Stadt Halle 2006). In diesem Zusammenhang genoss auch die Kreativwirtschaft im Rahmen der halleschen Kommunalpolitik und Wirtschaftsförderung eine gewisse Aufmerksamkeit.

Gleiches gilt für das im Vorfeld des ISEK 2015 entwickelte städtische Leitbild (Stadt Halle 2010). Drei der sechs dort definierten Entwicklungsziele weisen entsprechende Bezüge auf: So soll Halle (1) sich als Stadt der Wissenschaft, der Hochtechnologie und der Innovation profilieren, (2) verstärkt und sichtbar als Stadt der Kultur und Bildung auftreten sowie (3) das kreative innerstädtische Klima fördern. Zugleich wird auf die Limitierungen hingewiesen, innerhalb derer sich in Deutschland eine hochschul- und wissenschaftsbezogene Kommunalpolitik vollziehen muss:

„Da das Schul- und Hochschulwesen in Deutschland in die Zuständigkeit der Länder fällt, sind die Einflussmöglichkeiten der Stadt Halle in diesem wichtigen Bereich eingeschränkt. Nichtsdestotrotz wird die Stadt mit aller Kraft und in Zusammenarbeit mit den entsprechenden Partnern ihre Profilierung als Stadt der Wissenschaft voranbringen.“ (Stadt Halle 2013: 1)

Auch das neue ISEK, das von 2013 bis 2017 durch die Stadtverwaltung erarbeitet wurde, lässt eine verstärkte Orientierung der Kommunalpolitik an den wissenschaftsgesellschaftlichen Potenzialen der Stadt erkennen. Zunächst fand die ISEK-Erarbeitung unter umfassender und mehrstufiger Öffentlichkeitsbeteiligung statt, wobei u.a. Studierenden und Kreativen 2014 ein gesondertes Beteiligungsformat angeboten wurde: die digitale Steinschleuder. Die Erfahrungen waren durchwachsen. Mit der „Steinschleuder“ konnten Ideen zur Stadtentwicklung an eine Hauswand projiziert werden, doch erwies sich das Format für Studierende als untauglich: Die meisten Kommentare bezogen sich nicht auf die Fragestellungen und Themenvorgaben. Deutlich sei vielmehr geworden, dass nach dem Verständnis der Studierenden

„die Stadtentwicklung Aufgabe und Auftrag der Stadt bzw. des Stadtplanungsamtes [ist]. Ihre eigene Einflussmöglichkeit und ihre Beteiligungspotentiale wurden der Mehrzahl der Teilnehmer erst durch die Erläuterungen der Veranstalter bewusst. Die Gesprächspartner sahen sich fast alle nicht in der Rolle handelnder Akteure bei der Gestaltung der Stadt als Lebensraum oder ihres direkten Lebensumfeldes.“⁵⁰

Bemerkenswert ist, dass sich die Rahmenbedingungen der Stadtentwicklung Halles gegenüber den ISEKs von 2001 und 2007 deutlich verschoben haben. Die früheren Konzepte reagierten wesentlich auf die Folgen des starken Bevölkerungsrückgangs und zielten auf die Bewahrung einer gesamtstädtischen Identität und die Entwicklung einer nachhaltigen Stadtstruktur. Demgegenüber sei inzwischen eine „Normalisierung der großstädtischen Entwicklungsperspektive“

⁵⁰ <http://www.halle.de/de/Verwaltung/Stadtentwicklung/ISEK-Halle-2025/Dokumentationen-zu-d-07966/Digitale-Steinschleuder-08334/> (3.5.2016)

erfolgt, sodass Halle „erfolgreich zum Entwicklungspfad anderer deutscher Großstädte“ habe aufschließen können (Stadt Halle 2017: 5).

Dieser Entwicklungspfad, der Halle von den umliegenden, kleinstädtisch und ländlich geprägten Kreisen trennt, resultiere aus veränderten demografischen Rahmenbedingungen: Bis 2030 wird prognostiziert, dass die Bevölkerungs- und Geburtenzahl ebenso wie das Durchschnittsalter konstant bleibe (ebd.: 51f.). Halle zeige – mit einiger Verzögerung gegenüber Städten wie Dresden, Leipzig oder Jena – erste Schwarmstadteffekte (vgl. Simons 2015: 19) und verzeichne einen positiven Einwohnertrend. Dieser Trend, der Halle neben Magdeburg zu einer „Stabilitätsinsel im demografischen Wandel“ in Sachsen-Anhalt mache (Stadt Halle 2017: 54), bleibe angesichts der Alterstruktur und des Geburtendefizits jedoch dauerhaft auf eine positive Wanderungsbilanz angewiesen. Damit verschiebe sich der Fokus des Stadtumbauprozesses vom Rückbau hin zu Themen wie veränderte Wohnungsnachfrage, sozialräumliche Integration oder Stadtreparatur.

Das ISEK folgt einer Leitbildstrategie. Im Zentrum des Leitbildes stehen die „wesentlichen Triebkräfte Kultur, Wirtschaft und Wissenschaft als ‚Dreiklang‘“ (ebd.: 17). Dabei wird der gemeinsame Bereich von Wirtschaft und Wissenschaft als zentrales Handlungsfeld identifiziert, um die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt zu fördern. Sechs Visionen bestimmen die langfristigen Ziele der Stadt:

- kreativer Kulturmagnet und Kunsthochburg,
- wachsendes Wirtschaftszentrum in einer starken Metropolregion – Creative City in Mitteldeutschland,
- herausragender Wissenschaftsstandort mit Innovationsexzellenz,
- lebens- und liebenswerte Stadt der kurzen Wege,
- grünste Großstadt Deutschlands mit globaler Verantwortung sowie
- traditionsreiches und weltoffenes Bildungszentrum.

Diese Visionen artikulieren das Selbstverständnis Halles. Sie sollen Identität stiften sowie Zusammenhalt und Orientierung bei den Akteuren in der Umsetzungsphase erzeugen. Von diesen Visionen stellen fast alle Referenzen zur Wissenschaftslandschaft Halles her, doch zentral für die Kooperation mit den ansässigen Hochschulen und Forschungsinstituten ist Halle als „herausragender Wissenschaftsstandort mit Innovationsexzellenz“.

Im Anschluss an die Darstellung der wissenschaftlichen Einrichtungen und ihrer Potenziale bestimmt es das ISEK als wesentliche Aufgabe, hochqualifizierte Arbeitskräfte, Existenzgründer und Start-Up-Unternehmer zu halten. Dabei wird die besondere Rolle des Weinberg campus,⁵¹ des Mitteldeutschen Medienzentrums (MMZ) oder des Designhauses der Kunsthochschule hervorgehoben. Zentral sind mithin die Stärkung von Haltefaktoren und die ökonomische Erschließung wissensbasierter Potenziale. Eine Weiterentwicklung der Wissenschafts- und Hochschullandschaft Halles stelle dafür die Voraussetzung dar.

⁵¹ vgl. oben 8.2.1. Stadträumliche Verdichtung: Der Weinberg Campus

Als Voraussetzungen dessen sollen vermehrt internationale Studierende und Wissenschaftler angeworben, geistes- und sozialwissenschaftliche Potenziale erschlossen, attraktiver und bezahlbarer Wohnraum erhalten sowie eine ansprechende kulturelle Infrastruktur vorgehalten werden. Die Erschließung wissenschaftsökonomischer Potenziale soll primär über die Vernetzung von Wirtschaft, Stadtgesellschaft und Wissenschaft erfolgen. Um dieses Ziel zu erreichen, setze die Stadt vor allem auf das strategische Projekt, die unterstützende städtische Verwaltungsstruktur auszubauen. (Ebd.: 25f.)

In dem ISEK-Themenkapitel zu Wissenschaft, Technologie und Kreativität werden diese Zielstellungen wiederholt und durch fachliche Leitlinien und Projektbeispiele untersetzt. Eine besondere Rolle kommt hier erneut der Kooperationsvereinbarung zwischen Stadt und MLU zu, aber ebenso der Nachnutzung von Universitätsimmobilien in der Innenstadt, dem Ausbau der wissenschaftlichen Infrastruktur, etwa durch Investorensuche für eine Kongresshotel, die Erweiterung des Weinberg campus und eine damit einhergehende Verzahnung mit angrenzenden Stadtbereichen, die Integration von Wissenschaft und ihren Einrichtungen in die Stadtgesellschaft sowie die regionale Verflechtung von Wissenschaft und Wirtschaft mit Fokus auf forschungsintensive Cluster. Erkennbar wird dabei, dass wesentliche Ergebnisse der Bürgerbeteiligung in dieser Konzeption aufgenommen worden sind – etwa bei Zielstellungen wie der stärkeren Integration der Wissenschaft in städtische Angebote und Prozesse, der Verbesserung des Images als Wissenschafts-, Kultur- und Wirtschaftsstandort oder dem Erhalt und der Profilierung identitätsstiftender Wissenschaftseinrichtungen. (Ebd.: 94ff.)

Im Hinblick auf die Bedeutung wissenschaftlicher Einrichtungen für die Stadt ist auch die historische Darstellung der Siedlungsentwicklung und Stadtkultur Halles bemerkenswert, die dem ISEK 2016 vorangestellt wird. Für die Zeit seit 1990 fokussiert diese – neben der Beschreibung des drastischen Wandels nach der Friedlichen Revolution – nahezu ausschließlich auf wissenschaftsbezogene Entwicklungen. Hervorhoben werden die Erschließung des Technologie- und Wissenschaftsparks Weinberg campus, die Revitalisierung des Universitätsplatzes, die Sanierung der Franckeschen Stiftungen oder die Neubauten des Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Zentrums (Steintor-Campus). Darüber hinaus werden die positiven Effekte der Studierendenzahlzunahme für die kulturelle, wirtschaftliche und soziodemografische Entwicklung Halles hervorgehoben. (Ebd.: 42)

Entsprechen diese programmatisch gezeichneten Bilder auch der Selbstwahrnehmung Halles durch seine Bürger? Ein solches Bild zeichnet das ISEK 2025, wenn es behauptet, dass die Wissenschaft „für das Selbstverständnis der Einwohnerinnen und Einwohner ... von herausragender Bedeutung“ sei (ebd.: 25). Die Verankerung des städtischen Images lässt sich anhand der regelmäßigen Bürgerbefragungen prüfen. Diese werden seit den 90er Jahren im Auftrag der Stadt durch das MLU-Institut für Soziologie durchgeführt, das damit zugleich eine zentrale Leistung für die Stadt erbringt.⁵²

⁵² Anfangs jährlich, wird die Erhebung seit 1995 alle zwei Jahre durchgeführt. Ziel der Bürgerumfrage ist es, dass die Stadt Halle für ihre Arbeit wichtige Informationen zu kommunalen Fra-

Es beeindruckt zunächst, dass fast 90 Prozent der Halleschen Bürger.innen der die Aussage völlig oder zumindest eher zutreffend finden, dass Halle eine bedeutende Hochschulstadt sei. Einen ähnlich hohen Zustimmungsgangrad – drei Viertel der Befragten – findet die Aussage, dass Halle eine Stadt der Kunst und Kultur sei. (Harm/Jaeck 2013: 49f.) Insofern lässt sich konstatieren: Das in Imagekampagnen vermittelte Bild der Stadt findet durchaus ein starkes Echo in der Wahrnehmung der Bürger. Im Detail:

■ Die positive Bewertung der Bedeutung Halles als Hochschulstandort und Kulturstadt ist schon seit den früheren Bürgerumfragen stabil bzw. in den vergangenen Jahren stärker geworden: 2005 stimmten 80 Prozent der Einschätzung zu, Halle sei ein bedeutender Hochschulstandort; 67 Prozent teilten diese Meinung im Hinblick auf die Rolle als Kulturstadt. Im Jahr 2007 galt dies bereits für 86 bzw. 76 Prozent der Stadtbevölkerung. Auch die Bewertung der städtischen Zukunftsaussichten fällt zunehmend positiver aus: Schätzten diese 2005 noch 25 Prozent als gut ein, so waren es 2007 bereits 30,5 Prozent. (Petermann/Täfler 2006: 51; Petermann 2008: 55)

■ Diese Tendenz hat sich in den letzten Jahren weiter verstärkt. So gründet sich das Image der Stadt aus Bürgersicht vor allem auf Wissenschaft, Kunst und Kultur (Harm/Jaeck 2013: 49f.). 88 Prozent der Befragten stimmten der Beschreibung Halles als bedeutende Wissenschafts- und Hochschulstadt zu – gut die Hälfte der Halleschen Bürger empfanden diese Bewertung als völlig, gut jeder vierte als eher zutreffend. Immerhin 74 Prozent sahen dies für die Rolle Halles als „Stadt der Kultur und Künste“ so. Zugleich ist der Anteil derer, die Halle positive Zukunftschancen attestieren, im Vergleich zu 2009 um 6 Prozentpunkte von 29,5 auf 35,8 Prozent gestiegen (Harm et al. 2010: 8; Harm/ Jaeck 2013: 10).

Vermutet werden kann, dass sich die steigende Anerkennung der Stadt als Wissenschafts- und Kulturstandort auch der verstärkten Präsenz der Hochschulen und Kultureinrichtungen in der Öffentlichkeit verdankt (etwa Lange Nacht der Wissenschaft). Dagegen scheinen die Bürger zu einer konträren Einschätzung zu gelangen, was die daraus resultierenden Entwicklungspotenziale für Halle betrifft. Zwar erblicken mehr als drei Viertel der Bürger.innen in ihrer Stadt einen mehr oder weniger bedeutenden Hochschul-, Kunst- und Kulturstandort. Zugleich aber sehen gerade mal 38 Prozent als attraktiven Standort für neue Unternehmen; lediglich jeder zehnte Befragte stimmt dieser Aussage völlig zu. Ebenso tendiert nur eine ähnlich geringe Zahl dazu, der Stadt gute Zukunftsaussichten zu attestieren oder in ihrer Bevölkerung leistungs- und erfolgsorientierter Menschen zu sehen. (Ebd.)

8.2.4. *Zukunftsstadt-Wettbewerb*

Eine intensive Kooperation zwischen städtischen und Wissenschaftsakteuren ergab sich 2015, als das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF)

gen, wichtigen städtischen Veränderungen und der Zufriedenheit der Halleschen Bürger.innen erhält (<http://www2.sozioologie.uni-halle.de/publikationen/graureiher.html>, 26.4.2016).

den Wettbewerb „Zukunftsstadt“ ausschrieb. Wesentlicher Impulsgeber war hierbei das Fraunhofer-Institut für Mikrostruktur von Werkstoffen und Systemen IMWS, was nur auf den ersten Blick verwundern mag: Die Fraunhofer-Gesellschaft betreibt eine Initiative für die „Stadt von morgen“, in der es darum geht, „die Zukunft der nachhaltigen, lebenswerten und wandlungsfähigen Stadt von morgen voraus zu denken und zu realisieren“.⁵³

Die Stadt Halle bewarb sich mit der Skizze „Halle.Neu.Stadt 2050: klimaneutral – vernetzt – integriert“ und durchlief die erste Auswahlrunde aus 168 Kommunen erfolgreich. Halle war damit eine von 52 Kommunen in der ersten Wettbewerbsphase. Es folgte die Bewerbung für die zweite Phase, auch hier wieder erfolgreich. Zusammen mit 22 weiteren Städten stand Halle dann im Wettbewerb um die Teilnahme an der dritten Phase. (Science2public 2018, Stadt Halle 2018) Für diese wurden sieben Städte ausgewählt. Dabei konnte sich Halle nicht durchsetzen.⁵⁴

In der ersten Phase ab 2015 wurden Ideen gesammelt und Visionen entwickelt. Die Ideenfindung sollte offen und nicht reglementiert erfolgen, um kreative Prozesse zu fördern. Ideen und Visionen wurden zunächst unabhängig davon gesammelt, ob, welche und wie diese umsetzbar erscheinen oder nicht. Fragen der Umsetzbarkeit und Konzeption fanden sich in der zweiten Phase ab 2016 bearbeitet. Die eigentliche Realisierung ausgewählter und entwickelter Vorhaben hätte schließlich in der dritten Phase erfolgen sollen. (Stadt Halle 2018)

Die Ausgestaltung des Wettbewerbs zeichnet sich dadurch aus, dass neben Verwaltungs- und Planungsinstanzen auch Bürger, Vereine und die Wissenschaft eingebunden sind. Projektbeteiligte Wissenschafts- und Hochschuleinrichtungen sind das erwähnte Fraunhofer-Institut, die Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (MLU), die Leopoldina – Nationale Akademie, die Kunsthochschule Burg Giebichenstein, das Institut für Strukturpolitik und Wirtschaftsförderung (isw), science2public – Gesellschaft für Wissenschaftskommunikation e.V., die Univations GmbH – Institut für Wissens- und Technologietransfer sowie das Zentrum für Sozialforschung Halle (ZSH). (Science2public 2017)

Neben der Neustadt ist der Weinberg Campus⁵⁵ zentraler Konzeptionsbestandteil – beide sind unmittelbar benachbart. Die Grundidee bestand darin, die *Neustadt als Wohn-, Arbeits- sowie Bildungs- und Forschungsstadtteil* zu etablieren. Für letzteres spielte die Einbindung des Weinberg Campus eine zentrale Rolle: Die Neustadt sollte stärker als bislang mit diesem sowie dem Stadtteil Heide-Süd verknüpft werden. (Science2public 2017)

Das Konzept der ersten Phase unterteilte sich in vier Labore: *das Kommunikations-, Gründungs-, Technologie- und Soziallabor*. Die Labore integrierten Bildungs- und Wissenschaftseinrichtungen bzw. wurden unter deren Beteiligung gestaltet. Das in Halle-Neustadt (am Tulpenbrunnen 4) temporär eingerichtete sog. *Zukunftslabor* diente einerseits als Arbeits- und Besprechungsort der Pro-

⁵³ <https://www.morgenstadt.de/> (1.11.2018)

⁵⁴ <https://www.wettbewerb-zukunftsstadt.de/> (6.11.2018)

⁵⁵ s.o. 8.2.1. Stadträumliche Verdichtung: Der Weinberg Campus

jektbeteiligten. Andererseits war es Anlauf- und Treffpunkt für den Austausch mit den Anwohner:innen bzw. interessierten Bürgern. (Stadt Halle 2016: 6, 11)

Die Leopoldina lobte 2015 den Wettbewerb „Wie wollen Hallenser im Jahr 2040 gesund, mobil und klug in ihrer Stadt leben?“ aus, dessen Einreichungen zur Langen Nacht der Wissenschaften 2015 vorgestellt wurden. Unter den eingereichten Konzepten fanden sich auch vergleichsweise provokative, wie jene, den Stadtteil Neustadt leerzuziehen und mit seinen Bewohnern den Leerstand in anderen Stadtteilen auszugleichen. Geschaffen werden könne so ein Themenpark Halle-Neustadt, der eine Mischung aus Denkmal zu industriellem Wohnungsbau und Naturpark bilden könne. (MZ-web 27.6.2015)

Das Fraunhofer-Institut forschte im Rahmen des Zukunftsstadt-Projekts dazu, wie die energetische Gestaltung in Halle-Neustadt 2050 aussehen könnte. Dabei waren die Fragen nicht auf schlichte Energieeffizienz begrenzt. Vielmehr ging es darum, wie eine energieschonende, umweltgerechte und soziale Neustadt aussehen kann. Das IMWS koppelte die Themen Energie, Bauen und Mobilität im sog. Technologielabor – eines der vier Teillabore. Nachgedacht wurde u.a. darüber, wie der Nahverkehr verbessert bzw. Anbindungen optimiert werden können. Zwar sei der Weinberg Campus an das Straßenbahn- und Busnetz angeschlossen, dennoch seien die Wege auf dem weitläufigen Areal oft weit. Denkbar wären hier Zubringer mit kleinen Bussen, e-Bikes oder autonom fahrenden Autos (Norman Klüber vom Fraunhofer IMWS in MZ-web 19.3.2016).

Eine andere Idee in Richtung klimaneutraler, ökologischer Verfahren bestand darin, Mietern in der Neustadt Elektrofahrzeuge zur gemeinsamen Nutzung zur Verfügung stellen. Dies könnte in einer Kooperation zwischen Fraunhofer IMWS und einer halleschen Wohnungsbaugesellschaft vorangetrieben werden. Weitere Themen, die im Technologielabor aufgeworfen und diskutiert wurden, betrafen die energetische Sanierung von Gebäuden oder das Wassermanagement der Neustadt. Letzteres meint vor allem die ständig laufenden Pumpen zur Grundwasserabsenkung, ohne die der Stadtteil nicht bewohnbar wäre. Zu diesem Thema war auch das Institut für Hydrologie und Meteorologie der TU Dresden in das Zukunftsstadtprojekt eingebunden. (MZ-web 15.9.2015)

Diese und zahlreiche weitere Themen und Visionen wurden kooperativ entwickelt: Zahlreiche Teilnehmungsformate bezogen Schüler:innen (Schul-AGs), Studierende (Seminarreihe an der MLU), Bewohner:innen und generell interessierte Personen ein. Eine Online-Bürgerumfrage bot die Möglichkeit, über entwickelte Thesen abzustimmen, Schwerpunkte zu setzen und neue Ideen einzubringen. (Stadt Halle 2016: 6, 20-36) Aus den Einzelideen wurden fünf Visionen skizziert (Stadt Halle 2016: 42f.):

■ *Neustadt wird Bildungshochburg*: Die Schulen der Neustadt sollen „zu den am besten ausgestatteten Schulen der Stadt“ werden. Die Schulen bzw. die zu entwickelnden Campus fungieren als Lern-, Begegnungs- und Integrationsort. Als zentrales Vorhaben geht es dabei um die Entwicklung des Schulkomplexes Kastanienallee in der südlichen Neustadt, an dem sich verschiedene Generationen treffen und eine Schnittstelle zwischen Bewohnern bzw. Bürgern, Wissenschaft und Wirtschaft entstehen sollen.

■ *Innovationsquartier für nachhaltige Mobilität*: Die Neustadt avanciert zur multimodalen Verkehrsdrehzscheibe. Dazu zählen der Ausbau des lokalen ÖPNV sowie die direkte Anbindung an die Region. Kostenloser Nahverkehr und Stationen, die verschiedene Mobilitätsangebote kombinieren, sind ebenso Teil dieser Vision wie der Ausbau des Car-Sharing oder Autonomes Quartiershuttle.

■ *kreatives Quartier für partizipatives und engagiertes Leben*: „Ein lebendiges Quartier stiftet interkulturelle Identität, fördert Teilhabe, Aneignung und Übernahme von Verantwortung. Neustadt setzt zudem künstlerisch neue Maßstäbe. Kunstprojekte und Gemeinschaftsgärten werden Keimzellen/Auslöser für gemeinsames Handeln zwischen BewohnerInnen, Wohnungsunternehmen und Verwaltung.“ Konkret sollen Wandgestaltungen als Kommunikationsinstrument dienen, indem sie Lebenswelten widerspiegeln, Geschichten erzählen, so zum Austausch animieren und Identifikation fördern.

■ *Makerspace*: 2050 sind die Bewohner:innen der Neustadt, so die Vision, Konsumenten und Produzenten zugleich. Wohn- und Arbeitsort werden weitgehend nicht mehr getrennt, alle Bürger engagieren sich in irgendeiner Form (Initiative, Verein, Projekt), und auch Unternehmen gestalten neben dem Arbeits- auch den Lebensraum Neustadt. Kollaboratives Wirtschaften und regionale Wertschöpfung prägen die Unternehmen, Kreative und Start-Ups. Die Neustadt ist gründungsstark und mit den Einrichtungen des Weinbergcampus vernetzt, was Innovationen fördert.

■ *Inkubator für neue Wohnformen und nachhaltige Lebensstile*: Hierbei geht es um nachhaltiges und flexibles Wohnen im Innovationsquartier. „Die ... Großwohnsiedlung bietet in Zukunft eine große Vielfalt an individuellen, familien- und altengerechten Wohnungstypen. Alle Gebäude sind barrierefrei und verfügen über Gemeinschaftsräume sowie individuell nutzbare und gestaltbare Freiflächen und Gärten, Balkone, Anbauten.“ Gekennzeichnet durch Urbanität, ausgeprägtes Sozialleben und lebendige Nachbarschaften wird Halle Neustadt für Studierende, Wissenschaftler:innen und internationale Gäste des Weinberg Campus als Wohn- und Besuchsort attraktiver.

Für das Thema der nachhaltigen Mobilität sollte ein gesonderter Antrag im Rahmen des BMBF-Programms „Leitinitiative Zukunftsstadt“ gestellt werden – dieses Thema sollte also kein Gegenstand der Bewerbung für die zweite Wettbewerbsphase sein. Da das Thema „energetische Effizienz“ in der ersten Phase zudem – nicht zuletzt wegen des bereits erreichten hohen Standards – keine große Rolle gespielt hat, rückte der Aspekt der Klimaneutralität für die zweite Projektphase in den Hintergrund. Entsprechend wurde die Leitvision angepasst: „halle.neu.stadt 2050 vernetzt – integriert – transformiert“ (zuvor: „halle.neu.stadt 2050: klimaneutral – vernetzt – integriert“). (Stadt Halle 2016a: 4)

Die Ideen, Ziele und Aktivitäten der zweiten Phase teilten sich in drei Aktionsfelder. Im *ersten Aktionsfeld* „neu.stadt.campus – TeSD (Technologisch – Sozial – Digital) – Neustadt wird Bildungshochburg und Treffpunkt von Mensch-Wirtschaft-Wissensschaft“ sollte es vordergründig um die Entwicklung des Schulkomplexes Kastanienallee zum Quartierscampus – technologisch-sozial-digital – gehen. Dafür sollte ein Pädagogisches Konzept für die Schulen des Campus Kastanienallee (Grundschule, Gemeinschaftsschule, Christian-Wolff-Gymnasium) ent-

wickelt werden. Angestrebt wurde die Förderung des Miteinanders von Kindern verschiedener Nationalitäten, Konfessionen und/oder sozialer Voraussetzungen incl. Öffnung der Schulen ins Quartier (Erwachsenenbildung, gesellschaftliches Engagement). Die Heranwachsenden sollten darin unterstützt werden, „ein toleranter, selbstbewusster, verantwortungsvoller Mensch zu werden“ (Science2public 2018e: 1). Zu den Instrumenten zählten die vorschulische Bildung, unterstützende Berufsorientierung, Elternberatung, Sprachunterricht, gemeinsames Essen, Feste und Wettbewerbe, individualisierter Unterricht, Therapieangebote. Das Konzept „Makerspace“ sah eine offene (Bildungs-)Werkstatt vor, die den Austausch zwischen Schülern, Bürger:innen, Wissenschaft und Wirtschaft sowie Kompetenzen im naturwissenschaftlich-technischen Bereich fördert. (Science2public 2018a; 2018d; 2018e)

Hinsichtlich Konzeption, Planung und Beratung wurde die Wissenschaft im Aktionsfeld 1 wie folgt eingebunden:

- Machbarkeitsprüfung der Vision „Neustadt wird Bildungshochburg“ in Bezug auf ein realisierbares Angebots- und Umsetzungskonzept;
- Initiierung und Ausbau von Kooperationen mit den Einrichtungen des Weinberg Campus, um den Campus als einen Ort zu gestalten, an dem Wissenschaft, Wirtschaft und berufliche Praxis verknüpft werden;
- Entwicklung eines Konzepts für eine Außenstelle des Weinberg Campus auf dem Quartierscampus Kastanienallee in Zusammenarbeit mit Wissenschaftler:innen;
- Entwicklung eines „Makerspace“ am Weinberg Campus, die den Kontakt zwischen Wissenschaftler:innen, Bewohnern und Schülern ermöglicht;
- Begleitung der Konzeptions- und Planungsarbeiten durch einen, auch mit Wissenschaftlern besetzten, Beirat.

Überschrieben mit „*frei.raum.mit.gestalten – Neustadt wird zum kreativen Quartier für partizipatives und engagiertes Leben*“ widmete sich das zweite Aktionsfeld neuartiger Teilnehmungsformate für die Bürger:innen. Im Fokus standen dabei der interkulturelle Dialog zwischen Deutschen und Ausländern einerseits sowie die soziale Integration eher beteiligungsferner Bevölkerungsteile (Migranten, einkommensschwache Familien/deren Kinder, Alleinerziehende ...) andererseits. Erarbeitet werden sollten Handlungsempfehlungen zur kreativen Stadtentwicklung in Großsiedlungen, die auch anderswo anwendbar sind. (Science2public 2018b; 2018d) Auch im zweiten Aktionsfeld wurden Hochschulen und Wissenschaft in die Konzeption, Planung und Beratung eingebunden:

- Konzeptwerkstatt des Designhauses der Kunsthochschule Burg Giebichenstein;
- Erprobung von medialen Formaten zur besseren Erfahrbarkeit der Themen für die Bewohner:innen durch das Department Medien- und Kommunikationswissenschaften der Universität Halle; die Formate werden unter Beteiligung des Departments sowie der Freiraumgalerie (auch hier sind zahlreiche Studierende aktiv) umgesetzt und u.a. durch Ulrich Reimkasten von der Burg Giebichenstein Kunsthochschule Halle unterstützt;

- fachliche Koordination durch science2public – Gesellschaft für Wissenschaftskommunikation;
- wissenschaftliche Begleitung durch das Zentrum für Sozialforschung Halle (ZSH).

Das dritte Aktionsfeld „*Innovationsquartier – In Neustadt entsteht ein Inkubator für neues Wohnen und lokale Ökonomie*“ stellte darauf ab, die bislang weitgehend monostrukturellen Wohnquartiere in Halle-Neustadt funktional, architektonisch und sozial heterogener zu gestalten und damit die Lebensqualität zu steigern. Nicht zuletzt sollte die Attraktivität als Wohnstandort für Studierende und Wissenschaftler.innen gesteigert werden. Dafür sollten gezielt Bedingungen und Möglichkeiten zur funktionalen Heterogenisierung über Ansiedlungen von Händlern und Dienstleistungsanbietern sowie Gründer und sonstige Geschäftspioniere ausgelotet werden. (Science2public 2018c; 2018d)

Hochschulen und Forschungsinstitute waren wie folgt in die Konzeption, Planung und Beratung des Aktionsfelds 3 eingebunden:

- wissenschaftliche Analyse des Makerspace-Ansatzes und Prüfung von dessen Übertragbarkeit;
- Ausgründungsförderung durch das Technologie- und Gründerzentrum (TGZ) auf dem Weinberg Campus;
- studentischer Ideenwettbewerb „Wohnen, Arbeiten und Leben in der Zukunftsstadt halle.neu.stadt.2050“ (im Sommersemester 2017), an dem verschiedene Hochschulen beteiligt waren und dessen Abschluss eine Ergebnisausstellung sowie Preisverleihung incl. Ausstellung der Ergebnisse im technischen Rathaus der Stadt Halle im Dezember 2017 umfasste;⁵⁶
- Geschäftsideen-Aufruf, der auf die Sammlung von Ideen zum „lebendigen Miteinander von Arbeit, Wohnen und Leben“ in der Neustadt und dem Weinberg Campus zielte. Der Aufruf wurde im Frühjahr 2018 online gestellt; die eingereichten Ideen wurden in einer Konzeptwerkstatt mit Studierenden der Burg Giebichenstein weiterentwickelt (Science2public 2018c: 2);
- generelle Unterstützung und Beratung durch Wissenschaftler.innen in den Fachteams.

Weitere Aktivitäten in der zweiten Phase mit Einbindung der Wissenschaft waren (Auswahl):

- Juni 2017, Filmnacht: Filme, die im Rahmen des sog. *FilmLab* durch Studierende des Masterstudiengangs „Multimedia und Autorenschaft“ (MuK, MLU) entstanden sind, wurden präsentiert;
- 15.6.2017, Besuchstour zum Stand der Ideen und Planungen der Zukunftsstadt für Bürger.innen; dabei u.a. Schüleraktion „Plastikpiraten“, bei der unter Leitung der MLU-Physik-Didaktik und dem WissenschaftsCampus Pflanzenbasierte Bioökonomie sowie Greenpeace Proben zur Plastikbelastung der Saale entnommen, untersucht und in Neustadt vorgestellt wurden;
- 16.6.2017, Fachforum „Morgenstadt – Zukunftsstadt“ im Fraunhofer IMWS;

⁵⁶ <https://halle.neu.stadt-2050.de/phase2/aktuelles/studentischer-ideenwettbewerb> (30.10.2018)

- Schülerumfrage an den Schulen des Campus Kastanienallee, um Informationen zu den Beziehungen unter den Schulen zu erhalten, sowie zu Vorstellungen bezüglich der Gestaltung eines Gebäudes, das die Schulen miteinander verbinden soll;
- Oktober 2017 bis Januar 2018, Projekt „Stadt. Raum. Wandel“ des Studiengangs Industriedesign der Burg Giebichenstein, der sich mit Gestaltungsstrategien für Städte im Umbruch am Beispiel Halle-Neustadts befasste:
 „Wir werden Impulse der jüngsten Initiativen aus ‚halle.neu.stadt 2050‘ aufnehmen und in Kontakt mit lokalen Akteuren weiterdenken. Als Projektraum beziehen wir in Halle-Neustadt ein Ladenlokal, in dem und aus dem heraus wir die Vertiefungen in konkreten räumlich-atmosphärisch-kommunikativen Settings erfahrbar und diskutierbar machen wollen.“
 Neben Workshops und Präsentationen fanden auch studentische Expeditionen in Städte statt, die ebenso ausgeprägte Transformationsprozesse durchlaufen wie die Neustadt. Die Studierenden reisten nach Liverpool, Potsdam, Chemnitz, Gračanica (Kosovo) und ins Ruhrgebiet.⁵⁷
- ab März 2018 Urban-gardening-Projekt „Garten der Kulturen“: Neben der Sekundarschule „Heinrich Heine“ wurde und wird eine Brachfläche für ein Garten-, Bildungs- und Bürgerbeteiligungsprojekt genutzt. Die vom kommunalen Wohnungsunternehmen GWG kostenfrei zur Verfügung gestellte Fläche wird durch Schüler:innen bewirtschaftet, steht darüber hinaus aber auch Bürger:innen offen, die sich beteiligen wollen. Wie groß das Interesse an letzterem ist und welche Ideen und Wünsche die Anwohner für den Garten sowie für ihr Quartier bzw. die Neustadt haben, hat die Universität Halle (Institut für Soziologie unter Leitung von Reinhold Sackmann) im Rahmen einer Befragung untersucht (Frühjahr 2018). Von den versendeten Fragebögen kamen ca. 30 Prozent zurück – eine deutlich über dem Durchschnitt liegende Quote und somit Indiz einer hohen Partizipationsbereitschaft der Bewohner:innen. (MZ-web 13.3.2018)
- April 2018 bis Frühjahr 2019, Land Art-Projekt „Diversität und Vernetzung“: Mit der Frage, wie der Weinberg Campus mit der Neustadt verknüpft werden kann, befasst sich eine Freiluft-Ausstellung, die Baumgruppen mit verschieden farbigen Ummantelungen zeigt. „Mit der Aktivität wird ein wissenschaftsbezogenes Thema sozusagen in den Lebensraum und in die Natur getragen“, meint der federführende Peter Wycisk vom MLU-Fachbereich Hydro- und Umweltgeologie. Die Vernetzung zwischen den Stadtteilen wird durch farbige Textilbänder an Laternenmasten symbolisiert. „Sie sollen mögliche Wege der Vernetzung zwischen dem Wissenschaftsstandort Weinberg Campus und dem Wohnumfeld von Halle-Neustadt aufzeigen.“ Das Projekt wurde mit Unterstützung des Helmholtz-Zentrums für Umweltforschung (UFZ), science2public e.V. und dem Fraunhofer IMWS umgesetzt. (MLU-Pressestelle 2018)⁵⁸

⁵⁷ <http://campus.burg-halle.de/id-neuwerk/stadtraumwandel> (28.10.2018)

⁵⁸ Informationen bzw. Dialog zum Projekt auf der Projektseite unter <https://halle.neu.stadt-2050.de/> sowie halle.gestalten.de (28.10.2018)

Aktionsfeldübergreifend spielte eine stärkere Verzahnung zwischen der Neustadt und dem Weinbergcampus eine große Rolle im Zukunftsstadtprojekt. Fraunhofer-Direktor Ralf Wehrspohn sieht diesbezüglich auch die künftig von Neustadt bis nach Leipzig verkehrende S-Bahn als einen wichtigen Faktor. Am Fraunhofer IMWS pendelten ca. ein Drittel der Beschäftigten zwischen Halle und Leipzig. Da stelle sich die Frage, wie der Bahnhof genutzt werden könne. Vorstellbar wäre der (Test-)Betrieb eines autonom fahrenden Busses, der den Bahnhof Neustadt mit dem Weinberg Campus verbindet. (MZ-web 13.9.2017)

Die Ergebnisse der zweiten Phase wurden auf einer Ergebniskonferenz im April 2018 vorgestellt und die Konzepte aus den Aktionsfeldern auf Ihre Kombinier- bzw. Vereinbarkeit hin geprüft. Dabei wurde Bildung als zentrales Querschnittsthema identifiziert. (Steinhart/Matheis o.J.)

Als sog. Ankerprojekt innerhalb des Antrags für die dritte Phase diente der Schulcampus Kastanienallee, der unter dem Namen „neu.stadt.campus“ realisiert werden sollte. Dabei war die Wissenschaft – wie in den bisherigen zwei Phasen – an verschiedenen Punkten eingebunden. So sollten in Kooperation mit den Erziehungswissenschaften der Universität das pädagogische Konzept erarbeitet und das „Makerspace“-Konzept in Zusammenarbeit mit dem Fraunhofer IMWS umgesetzt werden. Letzteres sollte die wissenschaftliche und technische Betreuung des „Makerspace“ übernehmen. Am neuen Bildungscampus (incl. „Makerspace“) war geplant, „unterschiedliche Werkstatt- und Forschungsbereiche, audiovisuelle Studios, offene Ateliers, eine Gründerschule und ein Quartiersraum miteinander“ zu vereinen. „Es sollen neue Räume im Ganztags für die Schulen, vielfältige Beratungsangebote und Trainings, niedrigschwellige Begegnungen sowie Versammlungsorte für Quartiersfeste und schulische Höhepunkte für die gesamte Bevölkerung im Quartier entstehen.“ (science2public 2018h)

8.3. Magdeburg

Magdeburg ist Landeshauptstadt und zweitgrößte Stadt Sachsen-Anhalts. Der Strukturwandel seit 1990 hat auch dort deutliche Spuren hinterlassen. Infolgedessen veränderte sich das Wirtschaftsprofil der Stadt in den 1990er Jahren stark: „Die ehemalige Dominanz der Großbetriebe des Schwermaschinen- und Anlagenbaus hat sich in eine breite Branchenvielfalt ohne Schwerpunkt gewandelt.“⁵⁹ Dennoch gehört der Maschinenbau, neben Umwelttechnologie und Kreislaufwirtschaft, Logistik sowie Gesundheitswirtschaft, auch weiterhin zu den wichtigen Branchen der Stadt.⁶⁰

Entwicklungspotenziale bestehen beim Außenimage Magdeburgs. In Brandmeyers Stadtmarken-Monitor der 50 größten deutschen Städte belegt Magdeburg Platz 33 von 50 (zum Vergleich: Halle belegt Platz 42, Rostock 19, Erfurt 22 und Leipzig Platz 13). Vom erreichten Wert her liegt Magdeburg im Mittelfeld.

⁵⁹ IBA-Bewerbung der Stadt Magdeburg, in: Slg. Bauhaus Dessau, Bestand IBA-Büro, Ordner: Magdeburg, Grundlagen: „Bewerbung“, S. 2f.

⁶⁰ <http://www.magdeburg.de/Start/Wirtschaft-Arbeit/Schwerpunktbranchen> (16.9.2013)

(Brandmeyer 2015: 9) Erfasst wird in diesem Monitor die Wahrnehmung der Städte durch einen repräsentativen Bevölkerungsquerschnitt. Es wird der Ruf, die Anziehungskraft und die Attraktivität der einbezogenen Städte ermittelt. (Ebd.: 2) Gegenstand sind also subjektive Einschätzungen, nicht objektive Leistungen oder Potenziale.

Dagegen erhebt der Prognos-Zukunftsatlas den Anspruch, objektive Daten auszuwerten. Folgt man seinen Ergebnissen, so verfügt Magdeburg über eine vergleichsweise geringe Innovationsfähigkeit. In der Kategorie „Wettbewerb & Innovation“ belegt es Platz 320 von 402 Kreisen und kreisfreien Städten in Deutschland. In der Gesamtwertung wird Platz 281 erreicht. Damit wird der Stadt ein „ausgeglichener Chancen-Risiko-Mix“ hinsichtlich ihrer Zukunftsfähigkeit attestiert.⁶¹

Die insgesamt ca. 18.650 Studierenden der beiden Magdeburger Hochschulen entsprechen etwa acht Prozent der Stadteinwohnerschaft (derzeit ca. 232.000). Die Zahl der Hochschulangehörigen incl. Mitarbeiter.innen entspricht elf Prozent der Stadteinwohnerschaft.

Übersicht 23: Angehörige der Hochschulen in Magdeburg (2014)

	Personal gesamt	wiss. Personal	Studie- rende	HS-Angehörige gesamt	Hochschulangehörige pro 100 Einwohner
OVGU	6.564	2.643	14.263	20.827	11,1
HS MD-SDL*	555	356	4.378	4.933	

* nur Standort Magdeburg

Quellen: StatBA (2015a, 2015c); eigene Berechnungen

Unbekannt ist, wie viele der Mitarbeiter.innen und insbesondere der insgesamt 18.650 Studierenden tatsächlich in Magdeburg wohnen. Schätzungen gehen von etwa 17.000 Studierenden aus (Gerdes 2010: 15). Eine Bürgerbefragung lässt erkennen, dass die Studierenden im Vergleich zu anderen Statusgruppen weniger gern in der Stadt wohnen (37 Prozent beantworten diese Frage mit „teils/teils“ oder „ungern“) – oder positiv gewendet: Die Wohnzufriedenheit nimmt in Magdeburg mit dem Alter zu (ebd.: 70).

8.3.1. Stadträumliche Verdichtung: Wissenschaftsquartier⁶²

Universität und Stadt agieren gemeinsam bei der Umsetzung baulicher Maßnahmen. Das zentrale Projekt hierbei war längere Zeit der Wissenschaftshafen, der über wechselnde Förderprojekte vorangetrieben wurde. Basis ist ein alter, in unmittelbarer Nähe des Universitätscampus gelegener Handelshafen. Der Wissenschaftshafen ist Kernstück und wesentlicher Promotor des weiträumiger angelegten Projekts, ein Wissenschaftsquartier zu entwickeln. Dessen Die Ent-

⁶¹ Gesamtkarte 2013 (interaktiv) des Prognos-Zukunftsatlas 2013, <http://www.prognos.com/zukunftsatlas/13> (12.10. 2013)

⁶² Mitautor: **Uwe Grelak**

wicklung ist der städtebauliche Kern des Versuchs, Magdeburg als Wissenschaftsstadt zu etablieren. Das langfristige Projekt, eine solches Wissenschafts-quartier zu entwickeln, wurde erneut im aktuellen Stadtentwicklungszept festgeschrieben: „Die Entwicklung des Wissenschaftshafens ist ein zentrales Projekt der Stadt. Hier soll ein Wissenschaftsquartier entstehen, in dem Forschungseinrichtungen und technologieorientierte Unternehmen angesiedelt werden.“ (Landeshauptstadt Magdeburg 2013: 40)

Der Umnutzungsprozess hatte bereits in den 1990er Jahren begonnen, war in das Programm „Urban 21“ als ein Projekt eingebunden worden⁶³ und wurde schließlich zum IBA-Thema.⁶⁴ Zugleich seien „die Begehrlichkeiten auf dieser Fläche“ in Richtung Wohnungsbau und Büroimmobilien sehr groß gewesen,⁶⁵ während die Stadt diesen Bereich einer anderen Nutzung zuführen wollte:

„Wir haben gesagt, das ist eigentlich die potenzielle Erweiterungsfläche für die Universität und für die wissenschaftlichen Institute. Es sollten da attraktive Standorte geschaffen werden, die auch international wettbewerbsfähig sind, und insofern hatte das Ganze auch eine Schutzfunktion, um diese Bereiche von konkurrierenden Nutzungen frei zu halten.“⁶⁶

Im Verlaufe der IBA Stadtumbau (2002–2010) wurde der Wissenschaftshafen schließlich zum Schwerpunkt-Projekt erklärt und eine gezielte Entwicklung der Flächen forciert.⁶⁷

In unmittelbarer Nähe zum Wissenschaftshafen befinden sich folgende Wissenschaftseinrichtungen:

- Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg
- Fraunhofer Institut für Fabrikbetrieb- und Automatisierung (IFF)
- Max-Planck-Institut für die Dynamik komplexer technischer Systeme
- Experimentelle Fabrik der Otto-von-Guericke Universität
- diverse Einrichtungen und Firmen im Bereich anwendungsorientierter Forschung und Beratung, z.B. RFID-Technik, Entwicklung von Softwarelösungen (KGE 2009: 15).

Auf dem Areal des Wissenschaftshafens befand sich ein alter Speicher, der im Rahmen der IBA zur „Denkfabrik“ umgebaut wurde. Geplant war dabei „ein Mix aus Schulungszentrum, Kreativbüros, Freizeitangeboten (Fitness) und Wohnen“, wobei ein konkreter Mieter oder Interessent für das Gesamtprojekt oder Einzel-

⁶³ Im Rahmen von „Urban 21“ wurden insgesamt 32,4 Millionen Euro an Magdeburg ausgezahlt, von denen 15,7 Millionen Euro in das Projekt Handelshafen investiert wurden (Winkler 2015: 88).

⁶⁴ Interview *Liane Radike*, Abteilungsleitern Vorbereitende Bauleitplanung Magdeburg, Leiterin der IBA-Stabsstelle, 3.7.2012

⁶⁵ Interview *Judith MacKay*, amtierende Sachgebietsleiterin Landschafts- und Freiraumplanung/ Metropolregion Magdeburg, Projektentwicklung Wissenschaftshafen, 3.7.2012

⁶⁶ ebd.

⁶⁷ Protokoll der Sitzung des IBA-Lenkungsausschuss am 12. Dezember 2007 in Magdeburg, in: Flg. Bauhaus Dessau, Bestand IBA-Büro, Loseblattsammlung, S. 7

flächen zu Beginn noch nicht feststand.⁶⁸ Umgesetzt wurde schließlich ein Bürogebäude mit Labornutzung für chemisch, physikalisch bzw. technisch arbeitende Unternehmen und Forschungseinrichtungen. Erhofft wurden Synergieeffekte durch eine gemeinschaftliche Nutzung von Seminar- und Tagungsräumen. (LM S 2010d: 14f.) Eröffnet wurde die Denkfabrik im Dezember 2007. Sie ist mittlerweile vollständig ausgelastet, verfügt über ein Restaurant mit Elbblickterasse, und kleine Unternehmen der FuE haben sich hier niedergelassen.⁶⁹

Vorbilder für den Wissenschaftshafen seien Projekte wie der Berliner Wissenschaftsstandort Adlershof oder die North Carolina City University gewesen⁷⁰ (die beide allerdings deutlich größer sind). Magdeburg beteiligte sich mit dem Wissenschaftshafen am EU-Austauschprojekt Restructuring Districts into Science Quarters (REDIS), das die Entwicklung von Wissensquartieren in europäischen Städten fördern will (LM S 2010a: 12).⁷¹ Im Rahmen von REDIS wurde die Frage bearbeitet, „wie stadträumliche Qualitäten die Entfaltung wissensbasierter Ökonomien als einer Säule zukunftsorientierter städtischer Wirtschaften fördern können“ (Stein 2010: 556).

Eine Herausforderung stellte es dar, dass das Gelände des Wissenschaftshafens nur wenig mit dem Umfeld verknüpft war (und ist). In einer grundlegenden Recherche wurde festgestellt, dass „eine fußläufige Verbindung mit den angrenzenden Stadtgebieten ... nur an wenigen Kreuzungspunkten möglich“ sei. Es fehle bisher „eine attraktive fußläufige oder Radwegverbindung zwischen dem Universitätsgelände und dem Hafenaerial“.⁷² Die Frage der Erreichbarkeit sei „noch nicht gelöst“.⁷³ Doch hänge die „positive Entwicklung an der Frage, wie die Menschen und wissenschaftlichen Einrichtungen in den Hafen ‚gelockt‘ werden können“.⁷⁴

Durch die städtebauliche und freiräumliche Vernetzung des Wissenschaftshafens mit dem Universitätscampus soll schließlich ein „urbanes, modernes und zusammenhängendes Wissenschaftsquartier mit Anbindung an die Elbe“ entstehen (Puchta 2011: 98). Auf dem Gesamtgelände – von dem der Wissenschaftshafen nur einen Teil bildet – sind inzwischen verschiedene Einrichtungen angesiedelt:

⁶⁸ Büro für urbane Projekte im Auftrag der Landeshauptstadt Magdeburg, 08.07.2005, in: Slg. Bauhaus Dessau, Bestand IBA-Büro, Ordner: Magdeburg, Jahresakte Feb. 2003 – Dez. 2005: „Konzepte/Texte“, S. 3

⁶⁹ Interview *Judith MacKay* und *Liane Radike*, 3.7.2012

⁷⁰ Bericht des Evaluationsgesprächs der IBA-Stadt Magdeburg am 01. Oktober 2008, in: Slg. Bauhaus Dessau, Bestand IBA-Büro, Ordner: Magdeburg, Grundlagen: „Ergebnisse Evaluation“, S. 1

⁷¹ Andere teilnehmende Städte waren u.a. Newcastle (Großbritannien), Bialystok (Polen), Amsterdam (Niederlande) und Halle (Saale)

⁷² ebd., S. 2

⁷³ ebd., S. 4

⁷⁴ Bericht des Evaluationsgesprächs der IBA-Stadt Magdeburg am 31. August 2005, in: Slg. Bauhaus Dessau, Bestand IBA-Büro, Ordner: Magdeburg, Grundlagen: „Ergebnisse Evaluation“, S. 33

- das Virtuelle Entwicklungs- und Trainingszentrum der Fraunhofer Gesellschaft (VDTC) als Erweiterung des IFF (Fraunhofer-Institut für Fabrikbetrieb und -automatisierung),
- das Galileo-Testfeld im Wissenschaftshafen, das zusammen vom Fraunhofer-Institut für Fabrikbetrieb und -automatisierung Magdeburg und der OVGU betrieben wird,
- die Denkfabrik, die Forschungsinstituten und Entwicklungsfirmen Räumlichkeiten zur Verfügung stellt,
- als bisher bedeutendste Ansiedlung das Institut für Automation und Kommunikation der Otto-von-Guericke-Universität (vgl. Europäische Strukturfonds 2010: 18),
- das Elbeoffice südlich des VDTC, welches bislang von einem größeren Ingenieurunternehmen bezogen wurde, sowie
- museale Nutzung des nördlichen Areals, wozu die Gebäude und Anlagen sowie technischen Einrichtungen des Hafens gehören (LM S 2010d: 18ff.).

Seit mehreren Jahren ist nun der Umbau von zwei alten Speichergebäuden zu einem Büro- und Forschungskomplex vorgesehen. Für die Steuerung der weiteren Entwicklung des Wissenschaftshafens wurde 2011 ein Masterplan fertiggestellt. Dessen Ziel war, eine architektonische Verknüpfung des Wissenschaftshafens mit dem benachbarten Uni-Campus zum Wissenschaftsquartier zu konzipieren (Winden o.J.: 44). Die Stadt sei nun am Zuge, sich zu diesem Gebiet zu bekennen, die Planungen weiter umzusetzen.⁷⁵

Der Stadtentwicklung war in Sachsen-Anhalt im Rahmen der EU-Regionalprogramme besondere Aufmerksamkeit zuteil geworden, indem sich die „Städtische Dimension“ im Operationellen Programm EFRE Sachsen-Anhalt 2007–2013 als fondsübergreifendes Querschnittsziel verankert fand. Um die Effektivität dieser durch die EU mitfinanzierten Stadtentwicklungspolitik zu messen, wurde in fünf Modellstädten eine Evaluierung vorgenommen. Für die Fallstudie Magdeburg stand dabei der Teilraum „Wissenschaftshafen“ im Fokus. Die Stadt hatte für das Projekt Wissenschaftshafen vier Teilziele definiert: die Stärkung des Wissenschaftsstandorts und die Bindung von Studierenden an den Standort, die Förderung von Urbanität, die Erarbeitung einer städtebaulichen Konzeption zur Umnutzung des ehemaligen Hafengebietes sowie die Verbesserung der Erschließung (Metis 2015: 14f.).

In der Evaluation fiel der Abgleich der übergeordneten Entwicklungsziele für die Gesamtstadt wie die Entwicklungsziele für den Teilraum „Wissenschaftshafen“ mit den erreichten Ergebnissen insgesamt positiv bis zufriedenstellend aus. Oder technischer formuliert: Im Hinblick auf alle vier Zielsetzungen sind „erste Umsetzungsergebnisse sind bereits sichtbar“ (ebd.: 32):

■ So gelang es bis 2013, 13 wissenschaftliche Einrichtungen sowie Unternehmen anzusiedeln. Allerdings blieb die Zahl der geschaffenen Arbeitsplätze mit ca. 400 ebenso wie die der Ausgründungen aus der Universität und Fachhochschule deutlich hinter den Erwartungen zurück, zumal beide Zahlen stagnieren bzw.

⁷⁵ Interview *Judith MacKay* und *Liane Radike*, 3.7.2012

wieder sinken. (Ebd.: 22). Bemängelt wird in diesem Kontext, dass für den Wissenschaftshafen seitens der Stadt kein wissenschaftlicher Schwerpunkt festgelegt wurde, sodass die Möglichkeiten zur Clusterbildung und zur gezielten Auswahl neuer Ansiedler deutlich eingeschränkt seien (ebd.: 32) – eine Mangelanzeige, die wohl auch von einer etwas zu optimistischen Einschätzung der städtischen Einflusspotenziale seitens der Evaluatoren zeugt.

■ Ebenso stagniere ein wesentliches Element der Entwicklung eines kreativen Stadtviertels: die Entwicklung als Wohnort. Als Hindernis für die Entwicklung von neuen Wohneinheiten durch den Umbau zweier Speicher erweist sich die Lärmbelästigung durch ein Mühlenwerk. Trotz großer Anstrengungen seitens der Stadt, einen Ausgleich zwischen industrieller Nutzung und der Entwicklung des Quartiers Wissenschaftshafens zu ermöglichen, scheint eine Lösung für diese Problematik gegenwärtig nicht in Sicht (vgl. Harter 2014). Mit der ausbleibenden Erhöhung des Wohnungsbestandes stagniere zwangsläufig auch die Ansiedlung wohnortnaher Infrastruktur (Metis 2015: 23).

■ Positiv für die weitere Entwicklung sei die Fertigstellung des Masterplans Wissenschaftshafen im Jahr 2011 ebenso wie die Erhöhung der Erschließungsanlagen sowie der zeitgemäß erschlossenen Ansiedlungsflächen gewesen, auch wenn beides seit 2011 stagniere (ebd.: 25). Während hier insbesondere die Sanierung einer Hubbrücke und die verbesserte Radweginfrastruktur deutlich positiv auf die Einbindung des Hafens in die Stadt wirkten, setze das Fehlen von Investoren einer zügigen Fortsetzung seiner Erschließung deutliche Grenzen (ebd.: 32).⁷⁶

Resümierend lässt sich festhalten, dass es gerade in jenen Handlungsfeldern einen hohen Zielerreichungsgrad gab, bei denen die Stadt in Form von Vorleistungen involviert war. Geringer fällt hingegen der Erreichungsgrad bei jenen Zielen aus, die von externen Aspekten, mithin schwer beeinflussbaren äußeren Rahmenbedingungen abhängig sind (ebd.: 35). Letzteres gilt freilich für alle Steuerungsversuche. Da jedoch der zieladäquate Einsatz eigener Mittel erreicht werden konnte, muss jedenfalls das städtische Engagement für den Wissenschaftshafen als gelungen gelten.

8.3.2. Formalisierung der Kooperation zwischen Wissenschaft und Stadt: Das Team Wissenschaft

Dem Ziel, Magdeburg auch als Wissenschaftsstadt zu etablieren, verdankt auf städtischer Seite das „Team Wissenschaft“ seine Existenz. Mit diesem ist seit 2009 innerhalb der Stadtverwaltung ein zentraler Ansprechpartner für die wissenschaftlichen Einrichtungen der Stadt institutionalisiert. Es ist direkt dem

⁷⁶ Zu einem ganz ähnlichen Fazit kommt auch Winkler (2015: 92f): Die Entwicklung des südlichen Teils, also des Wissenschaftshafens, zum hochwertigen Quartier kann als geglückt bezeichnet werden. Hingegen ist die museale Nutzung nicht zuletzt aufgrund des Fehlens eines grundlegenden didaktischen Konzeptes noch stark ausbaufähig. Die Versuche, ein urbanes Quartier zu entwickeln, stagnieren aufgrund der Lärmbelästigung. Deutliche Fortschritte sind hingegen bei der Etablierung des Handelshafens als Veranstaltungsort zu beobachten.

Oberbürgermeister zugeordnet und umfasst zwei Mitarbeiter:innen. Deren Aktivitäten konzentrieren sich auf drei Aufgabenbereiche: das Management der Schnittstelle Schule – Hochschule, die Veralltäglichere der Kooperation zwischen Stadt und Hochschulen sowie die Entwicklung des Wissenschaftsquartiers als langfristiges Projekt.

Mit zwei Hochschulen und fünf außeruniversitären Einrichtungen sind gute Voraussetzungen gegeben, wissenschaftsorientierte Stadtentwicklungskonzepte auf dem Weg zu bringen und umzusetzen. Die entsprechenden Bemühungen lassen sich wie folgt zusammenfassen:

■ *Entwicklungsstrategie*: Die Wissenschaft-Stadt-Beziehung kann als strategisch verankert eingestuft werden. Als besonders herausgehobenes Beispiel einer gemeinsamen Strategie von Stadt und Wissenschaft ist die Bestrebung zu nennen, Magdeburg als Wissenschaftsstadt zu etablieren. Die Rolle eines Katalysators kam – trotz verpassten Titelgewinns – der Teilnahme am Wettbewerb „Stadt der Wissenschaft“⁷⁷ zu: Dieser führte zur Systematisierung und zum Ausbau der strategischen Ansätze. So gewann bspw. erst dadurch eine bereits bestehende Rahmenvereinbarung zwischen Stadt und Universität nachhaltige Relevanz.

Zugleich wurden die wissenschaftsstädtischen Ansätze auch organisatorisch unterfüttert durch den Aufbau des „Team Wissenschaft“ als zentralem städtischen Ansprechpartner für die wissenschaftlichen Einrichtungen. Diese Strategie – deren Eckpunkte etwa im Integrierten Stadtentwicklungskonzept festhalten wurden – umfasst mindestens drei Ebenen: (a) die Kommunikation eines wissenschaftsstädtischen Selbstbildes innerhalb und außerhalb Magdeburgs, (b) den Aufbau von problembezogenen Initiativen und Netzwerken wiederum innerhalb und außerhalb der Stadt, und (c) eine städtebauliche Entwicklungsstrategie.

Während die Verankerung eines Images als Wissenschaftsstadt durch entsprechende Kampagnen (Dachmarkenkampagne „Ottostadt Magdeburg“) und PUSH-Aktivitäten vorangetrieben wird, bearbeiten die Netzwerke eine große Bandbreite von Problemstellungen und bringen entsprechend vielfältige Akteure zusammen. Zu den strategischen Zielen gehört z.B. die Befriedigung städtischer Bildungsbedürfnisse (incl. der Heranführung Jugendlicher an die höheren Bildungseinrichtungen), die dauerhafte Bindung von Wissenschaftlern und Studierenden, deren Mobilisierung zur Etablierung Magdeburgs als Stadt der Wissenschaft, Bildung und Kultur (etwa im Rahmen der Dritten Mission) sowie die Erschließung ihrer wirtschaftlichen Potenziale (etwa durch Förderung von Ausgründungen).

Die Ansätze, die Entwicklung zur „Stadt der Wissenschaft“ städtebaulich voranzutreiben, wurden auch am Vorhaben zur Entwicklung eines „Wissenschaftshafens“ erkennbar. Während hier zur Zielerreichung weiterhin ein langer Atem notwendig ist, gilt die räumliche Verdichtung von Universität und Forschungsinstituten im Umfeld des Wissenschaftshafens als gelungen.

⁷⁷ s.o. 7. Der Wettbewerb „Stadt der Wissenschaft“

■ *Kooperationsstrukturen:* Die strategischen Konzepte sind durch Kooperationsstrukturen ergänzt worden. Die Bemühungen zur Etablierung Magdeburgs als Wissenschaftsstadt sind wesentlich durch die Einrichtung des „Team Wissenschaft“ als zentraler Ansprechpartner für die wissenschaftlichen Einrichtungen der Stadt institutionalisiert worden. Dieses übernimmt nicht nur stadintern eine Koordinierungsaufgabe, sondern befähigt Stadt und Wissenschaftseinrichtungen, gemeinsam gegenüber Dritten (Land, Bund, EU) besser auftreten zu können.

Da das „Team Wissenschaft“ mit seiner fortlaufenden Dokumentation der Kooperationen zwischen Stadt und Hochschulen oftmals verstreute Aktivitäten zusammenfasst, ermöglicht es strategische Entscheidungen auf Basis realistischer Bestandsaufnahmen. Ergänzend zum „Team Wissenschaft“ ist mit der AG Wissenschaft, die sich aus den Pressesprecher:innen aller wissenschaftlichen Einrichtungen der Stadt zusammensetzt, eine weitere Kooperationschnittstelle geschaffen worden. Nennenswert sind überdies die von der Stadt unterstützten Kooperationen zwischen dem naturwissenschaftlich orientierten Werner-von-Siemens-Gymnasium in der Magdeburger Neustadt und den wissenschaftlichen Institutionen am und im Wissenschaftshafen.

Bemerkenswert ist auch die internationale Kooperation mit anderen Hochschulstädten mit ähnlicher strategischer Ausrichtung. Gegenwärtig (seit 2012) erfolgt dies im Rahmen des „EUniverCities Network“, in dem Städte und ihre Hochschulen gemeinsam als Tandem eintreten. Mit dem Ziel, Expertise und Erfahrungen auszutauschen sowie die Sichtbarkeit der Wissenschaftsstädte zu verbessern, arbeitet Magdeburg unter Führung der „Team Wissenschaft“ mit gegenwärtig 13 weiteren Stadt-Hochschule-Tandems zusammen. Dadurch wird zugleich die Bedeutung der Wissenschaftsstadtentwicklung nach innen abgesichert und nach außen die Fördermittelakquise erleichtert.

■ *Identifikation mit der Wissenschaft:* Als Ergebnis der Strategien und Kooperationen konnte dauerhaft eine besondere innerstädtische Aufmerksamkeit für die ansässigen Hochschul- und Forschungseinrichtungen organisiert werden. Hierfür beispielhaft ist die öffentlichkeitswirksame Initiierung des „Jahrs der Wissenschaft“, die jährlich stattfindende „Lange Nacht der Wissenschaft“ und der „RoboCup German Open“. Ebenso trägt die Teilnahme der Universität an der jährlichen „Meile der Demokratie“ zu einer positiven Identifikation mit den Wissenschaftseinrichtungen bei. Nicht zuletzt aufgrund dieser Aktivitäten ist eine starke Identifikation der örtlichen Bevölkerung mit dem Wissenschaftsstandort zu verzeichnen.

Insgesamt lässt sich resümieren: Die Stabilisierung des Verhältnisses von Wissenschaft und Stadt in Magdeburg ist nicht allein auf die gegebenen Rahmenbedingungen zurückzuführen, sondern geht maßgeblich auf das von Stadt und Wissenschaftseinrichtungen getragene fortwährende Bemühen um Förderungen zurück. In Magdeburg werden die Beziehungen zwischen Wissenschaft und Stadt aktiv und strategisch entwickelt.

8.3.3. „Stadt der Wissenschaft, Bildung und Kultur“: Stadtentwicklung und Stadtentwicklungskonzepte

Magdeburg gewann 2012 in einer Studie, welche im Auftrag der Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft die 50 größten deutschen Städte einem Vergleich unterzog, das Dynamikranking (IW Consult 2012). Hier wurde erhoben, wie dynamisch sich die Städte in den vergangenen fünf Jahren (2006–2011) entwickelt hatten. Dieses Ranking bildete vor allem Aufholeffekte ab: Es gestaltet sich deutlich einfacher, ausgehend etwa von einer hohen Arbeitslosigkeit eine prägnante prozentuale Senkung zu erreichen (ebd.: 9). Insgesamt ließ sich daher eine ostdeutsche Dominanz beobachten – so befanden sich sechs der acht Großstädte Ostdeutschlands unten den zehn dynamischsten Städten. Grund dafür waren die deutlichen Verbesserungen bei den Wohlstands- und Arbeitsmarktdaten, insbesondere bei der Frauenerwerbsquote und der Beschäftigung von älteren Menschen.

Als Grund für die Spitzenposition Magdeburgs wurde vor allem die Überführung der städtischen Entwicklungskomponenten in eine Entwicklungsdynamik gesehen. Voraussetzungen seien die günstige Lage an wichtigen Verkehrsachsen, die Funktion als Landeshauptstadt sowie die Tradition im Maschinenbau (ebd.: 10). Insgesamt sei ein erfolgreicher Strukturwandel zu beobachten, auch wenn der größte regionale Arbeitgeber, der Windkraftanlagenhersteller Enercon, vor allem auf den Ressourcen des Großkombinats SKET aufbaut.

Als weiterer dynamisierender Faktor wurde das zunehmende Kooperationsgeschehen zwischen den Magdeburger Wissenschaftseinrichtungen im Umfeld der Universität und Industrieunternehmen ausgemacht. So sei in den Neurowissenschaften ein weiteres Kompetenzfeld entstanden, das u.a. in Ausgründungen und Drittmittelinwerbungen in den Bereichen Medizin und Medizintechnik wirksam werde. Sichtbar werde die städtische Dynamik vor allem in der positiven Entwicklung der Arbeitslosenquote, der Jugendarbeitslosenquote, der Erwerbsbeteiligung der über 55-Jährigen sowie bei der Entwicklung der gemeindlichen Steuerkraft, der Frauenbeschäftigungsrate und der Quote der ALG-II-Empfänger.

Trotz dieser positiven Tendenzen wurden im Hinblick auf die Entwicklungsdynamik auch kritische Entwicklungen verzeichnet. Diese werden vor allem bei den demografischen Kennzahlen wie Lebenserwartung und Altersquotient⁷⁸ gesehen. Ebenfalls ungünstig entwickle sich im Vergleich mit anderen Städten der Anteil der Beschäftigten mit einem Hochschulabschluss. So verbesserte sich die Akademikerquote von 2006 bis 2011 lediglich um 0,6 Prozentpunkte.

Der insgesamt sehr positiven Einschätzung der Entwicklungsdynamik stehen ambivalente Bewertungen des erreichten Niveaus gegenüber. Magdeburg findet sich hier – wie die meisten ostdeutschen Städte – in der unteren Hälfte des

⁷⁸ Anteil der Bevölkerung im Alter zwischen 20 und 60 Jahren im Verhältnis zur Bevölkerung über 60 Jahren

Vergleichs.⁷⁹ Positiv auffällig ist das erreichte Niveau bei der Arbeitsplatzversorgung und der Beschäftigung über 55jähriger. Zudem attestieren die lokalen Unternehmen der Stadtverwaltung einen guten Umgang mit den öffentlichen Finanzen. Schwierig sei hingegen vor allem die hohe Schulabbrecherquote, die geringe Einkommenssteuerkraft der Einwohner sowie der geringe – und sinkende – Anteil der Einwohner zwischen 20 und 59 Jahren. Bei diesen drei Aspekten findet sich Magdeburg im unteren Zehntel der untersuchten Städte.

Resümierend charakterisierte das Ranking Magdeburg als sehr dynamische Stadt, die große Fortschritte bei der Arbeitsmarktentwicklung, aber auch Schwächen beim Wohlstand aufweist. (INSM 2012) Festzuhalten sei, dass die Stärken als auch die Schwächen Magdeburgs direkte Bezüge zum Bildungs- und Wissenschaftssystem, aber auch zur demografischen Entwicklung aufweisen. Beide Aspekte – die wichtige Rolle wissensbezogener Einrichtungen und Aktivitäten sowie die Folgen des demografischen Wandels – standen nicht nur im Fokus dieses Rankings, sondern prägen auch deutlich das langfristig angelegte integrierte Stadtentwicklungskonzept (ISEK).

Das jüngste ISEK hat Magdeburg im Jahr 2013 unter dem Titel „Magdeburg 2025“ vorgelegt (Landeshauptstadt Magdeburg). Zentrales Ziel des Konzepts sei die Entwicklung eines Leitbildes, dem eine Orientierungsfunktion für das Handeln von Politik und Verwaltung zukomme. Als pragmatischer Grund für die Erstellung des Konzepts wird – neben der Orientierung an der „Leipzig Charta“ – die Beteiligung am Programm „Stadtumbau Ost“ angegeben (Landeshauptstadt Magdeburg 2013: 1)

Unter anderem ermöglicht das ISEK einen Einblick in das erreichte, vor allem aber das angestrebte Zusammenspiel von Wissenschaft, Hochschulen und Stadt. Das Leitbild „Magdeburg 2025“ umfasst insgesamt acht Leitziele. Zwar rekurriert nur eines davon unter dem Titel „Stadt der Wissenschaft, Bildung und Kultur“ dezidiert auf die ortansässigen Wissenschaftseinrichtungen. Allerdings finden sich auch bei zwei weiteren Leitzielen einschlägige Bezugnahmen. Diese Leitziele sind: „Magdeburg als geschichtsträchtige, weltoffene Stadt an der Elbe“ und „Magdeburg als regionales Zentrum“.

Das Ziel der Entwicklung von Weltoffenheit und Toleranz Magdeburgs wird mit sowohl ethischen als auch wirtschaftlichen Aspekte begründet. Dabei werden für letztere die zunehmende Bedeutung der Kreativität und eine dafür notwendige tolerante Atmosphäre angeführt. Die Entwicklung von Toleranz und Weltoffenheit soll wesentlich durch interkulturelle Angebote und Prozesse unterstützt werden. Hier gelten u.a. die Mitgliedschaft im europäischen Städtenetzwerk EUniverCities, die internationalen Kooperationen der Hochschulen mittels Studentenaustausch, Gastprofessuren oder Sommerakademien ebenso als Indikator wie als Katalysator solcher Prozesse (ebd.: 5). Im Hinblick auf die Versorgung der Region wird auf Magdeburgs starke Rolle als Standort für Forschung, Bildung und Kultur hingewiesen (ebd.: 12).

⁷⁹ Lediglich die Landeshauptstädte Dresden und Erfurt haben inzwischen den Anschluss an das Mittelfeld gefunden.

Erwartbar erfahren die Wissenschaftseinrichtungen und Hochschulen unter dem Leitziel, Magdeburg zur Stadt der Wissenschaft zu entwickeln, die größte Beachtung.⁸⁰ Etwas detaillierter werden die hier genannten Bausteine in einem kurzen Kapitel zu Wissenschaft und Forschung beschrieben (ebd.: 37-40). Die dort genannten Ziele, Aufgabenstellungen und Handlungsansätze können damit zugleich als Problemwahrnehmung bzw. Diagnose bestehender Defizite gedeutet werden.

■ Festgestellt wird zunächst, dass Magdeburg mit seinen beiden Hochschulen Studierenden aus dem In- und Ausland attraktive Bildungsmöglichkeiten biete und durch die verschiedenen wissenschaftlichen Einrichtungen ein vielfältiger Forschungsstandort sei. Betont wird dabei, dass sowohl Studierenden als auch Wissenschaftlern die Aufgabe zukomme, zur Entwicklung der städtischen Kultur wie der Bildung der Einwohner beizutragen. Angesprochen sind damit Funktionen, die oftmals unter dem Begriff der Dritten Mission erfasst werden. (Ebd.: 39)

■ Für die Stadt wird festgehalten, dass Studierenden und Wissenschaftlern zielgerichtete Angebote in Kultur und Freizeit zu unterbreiten seien, um ihre Identifikation mit der Landeshauptstadt zu fördern. Zudem seien ihnen Räume zur Verfügung zu stellen, die Möglichkeiten zur Entfaltung von Kreativität und damit der Bereicherung der städtischen Kultur schaffen. Als weitere Schritte zur Entwicklung Magdeburgs als lebendige Studenten- und Wissenschaftsstadt werden genannt: die Bereitstellung von Wohnraum, was das studentische Leben in der Stadt sichtbar mache, von sozialen Angeboten wie Kindergärten oder medizinischer Versorgung sowie die Anpassung der Öffnungszeiten sowie des ÖPNV an die Bedürfnisse von Studierenden und Wissenschaftlern. Insgesamt stelle die Bindung von Absolventen und Wissenschaftlern einen wichtigen Ansatz zur Stabilisierung der Bevölkerungszahlen und -struktur dar. Zugleich wird im Blick auf die Chancen der Hochschulabsolventen auf das Problem des bestehenden Lohngefälles zum alten Bundesgebiet hingewiesen. (Ebd.: 38f.)

■ Die Stadt trage durch den Ausbau neuer Stadtareale zur stärkeren Ausprägung Magdeburg als Wissenschaftsstandort bei (ebd.: 8). Als zentrale Projekte werden vor allem die Entwicklung des Wissenschaftshafens und des angrenzenden Universitätsgeländes genannt. Die Universität, die Hochschulen und der Wissenschaftshafen werden im „Räumlichen Leitbild“ als räumliche Entwicklungsschwerpunkte definiert (ebd.: 13). Der Wissenschaftshafen selbst diene – als Ort für Forschungseinrichtungen und technologieorientierte Unternehmen – der Entwicklung des umgebenden Wissenschaftsquartiers. (Ebd.: 40, 94)

■ Eine Verbesserung der Standortqualität wird durch eine intensiviertere Kooperationskultur erwartet, was sowohl die Wissenschaftseinrichtungen unter-

⁸⁰ Im Vergleich zum Entwurf aus dem Jahr 2011 hat das Leitbild im Hinblick auf die Bedeutung von Wissenschaft und Kultur eine bemerkenswerte Präzisierung vorgenommen: Wurden beide 2011 noch unter dem gemeinsamen Leitziel „Magdeburg – Stadt der Wissenschaft, Bildung und Kultur“ subsumiert, so treten „Magdeburg – Stadt der Wissenschaft“ und „Magdeburg – Stadt der Bildung und Kultur“ als eigenständige und detaillierter bestimmte Leitziele auf. Im Gegenzug wurde die Bedeutung Magdeburg als regionales Zentrum und als Einheit eigenständiger Identitäten zu einem Leitziel zusammengefasst. Hintergrund dieser Schwerpunktverlagerung dürfte nicht zuletzt die Entscheidung sein, sich um den Titel „Europäische Kulturhauptstadt“ 2025 zu bewerben.

einander als auch die Zusammenarbeit mit der Stadt betreffe. In diesem Kontext übernehme die Stadt eine Koordinierungsaufgabe. (Ebd.: 8) Durch ein koordiniertes Auftreten solle zudem eine bessere Artikulation und Durchsetzung gemeinsamer Interessen gegenüber Dritten – dem Land, dem Bund und der EU – ermöglicht werden (ebd.: 38).

■ Eine enge Kooperation zwischen Hochschulen und Wissenschaftseinrichtungen mit städtischen Akteuren solle Beiträge zur Verbesserung der Arbeitsmarkt- und Wirtschaftssituation leisten. Gerade im Bereich der Wirtschaft werden unbefriedigte Erwartungen und entsprechender Handlungsbedarf sichtbar: So solle die Ansiedlung von wissenschaftsorientierten Unternehmen und die Kooperation der Wissenschaftseinrichtungen mit diesen Firmen neue Arbeitsplätze generieren, die gerade für Absolventen attraktive Perspektiven anbieten und als Haltefaktoren wirken. Der Technologietransfer aus den Wissenschaftseinrichtungen erfülle bisher nicht die gesteckten Ziele. Entsprechend seien Unternehmensneu- bzw. -ausgründungen aus diesen Institutionen durch stärker profilierte Gründerzentren zu fördern. Eine bessere Arbeitskräftesicherung solle zudem über die berufsbegleitende Aus- und Weiterbildungsangebote generiert werden, die gemeinsam von Wirtschaft und den Wissenschaftseinrichtungen entwickelt werden. Zudem sollen entsprechende Angebote Bildungsbedürfnisse der Bürgerschaft befriedigen und Kinder und Jugendliche an die Wissenschaft heranführen. (Ebd.: 39) Magdeburg schließt hier an ein identifiziertes Problem an: Es liegt mit einem Anteil von 27,5 Prozent Schulabgängern mit Hochschulreife weiterhin unter dem bundesdeutschen Durchschnitt. Dafür verfügt Magdeburg allerdings über eine breite Bevölkerungsschicht mit Mittlerer Reife. (BBSR 2013: INKAR)

■ Als zentrale Aufgabe wird auch die verstärkte Nutzung der Bildungs- und Wissenschaftslandschaft zur internen und externen Vermittlung eines positiven Stadtimages definiert (ebd.: 8). Nach innen bedeute dies vor allem die Sensibilisierung der Bürgerschaft für das Selbstverständnis als Wissenschaftsstandort, wie sie etwa durch Formate wie die Lange Nacht der Wissenschaft oder ein spezielles Studienangebot für Senioren erfolgt. Die Vermittlung Magdeburgs als nationaler und internationaler Wissenschaftsstandort nach außen solle durch verbessertes Marketing und Öffentlichkeitsarbeit erzeugt werden, etwa durch die Dachmarkenkampagne „Ottostadt Magdeburg“. Dieses Marketing finde nicht zuletzt im Hinblick auf die Rekrutierung von Studierenden und Wissenschaftlern statt. Neben der stärkeren Zusammenarbeit mit den Medien – etwa bei der Kommunikation von Spitzenleistungen – sollen Tagungen und Kongresse der erhöhten Sichtbarkeit dienen. Diese könnten jedoch nur bei guter Erreichbarkeit ihre volle Wirkung entfalten: Entsprechend drängt Magdeburg weiterhin und verstärkt auf die Anbindung an das Hochgeschwindigkeitsnetz der Bahn. (Ebd.: 39)

Das Selbstverständnis als Wissenschaftsstadt ist inzwischen gut verankert. Die Imagekampagnen Magdeburgs – ob nun primär an die eigene Bevölkerung oder nach außen adressiert – verzichten nie auf den Zusatz „Wissenschaftsstadt“. Für die stadinterne Kommunikation erweist sich die Verbindung des Namenspatrons der Universität mit der Kampagne „Ottostadt“ als Glücksfall. Innerhalb der Stadt wird dieser Titel leicht als Verknüpfung zweier prominenter Magdeburger

– des römisch-deutschen Kaisers Otto I. und des Erfinders und Magdeburger Bürgermeisters Otto von Guericke – entziffert. Zugleich dürfte es kaum überraschen, dass dieses Namensspiel außerhalb der Landeshauptstadt nur in Ausnahmefällen verstanden wird.

Inzwischen jedenfalls legt Magdeburg – vielleicht auch als Resultat von Schwarmstadteffekten, durch die auswärtige Studierende in die Stadt kommen,⁸¹ und erfolgreiche Wettbewerbsteilnahmen – ein deutlich gestiegenes Selbstbewusstsein an den Tag. Dies zeigt nicht zuletzt das Vorhaben, sich um den Titel der Kulturhauptstadt Europas 2025 zu bewerben. Auch im Rahmen dieser Bewerbung verweist Magdeburg auf die Wissenschaft als wesentlichen Identitätsbestandteil.⁸²

Die Verankerung der Bedeutung von Hochschulen und Wissenschaft für die Stadtentwicklung durch die Teilnahme an den Wettbewerben wie auch durch Imagekampagnen ist nicht zuletzt dann relevant, wenn es darum geht, das Thema gegen konkurrierende innerstädtische Interessen zu verteidigen. Erhöht wird damit nicht nur die Sichtbarkeit des wissensbasierten Ansatzes: Vor allem bindet es die Stadt an diese Strategie. Dass diese langfristig ausgerichtet ist, wird insbesondere durch die hohe Kontinuität und die Mehrfachnutzung einzelner Bausteine der wissensbasierten Stadtentwicklung deutlich.

⁸¹ vgl. oben 6.2. Schwarmstädte als Gegenpol der Peripherisierung: Die Sehnsucht nach Dichte

⁸² <http://www.magdeburg.de/Start/Kultur-Sport/Kulturhauptstadt-werden> (30.5.2016)

9. Mittelstädte und ihre Hochschulen: Beispiele in Sachsen-Anhalt⁸³

Die Mehrzahl der 104 Städte in Sachsen-Anhalt – rund drei Viertel – sind Kleinstädte. Mehr als 20.000 Einwohner haben, neben den beiden Großkommunen Halle und Magdeburg, 23 Städte. Damit zählt rund ein Fünftel (22 %) der Städte des Landes zu den Mittelstädten. Von diesen wiederum sind zwölf zugleich (Teil-)Standort einer öffentlichen Hochschule oder/und Forschungseinrichtung:

- Dessau-Roßlau, als drittes Oberzentrum des Landes neben Halle und Magdeburg und mit ca. 83.000 Einwohnern drittgrößte Stadt Sachsen-Anhalts, ist Teilstandort der Hochschule Anhalt und Sitz des Umweltbundesamtes.
- Die anderen Hochschulstandorte – Aschersleben, Bernburg, Köthen, Halberstadt, Merseburg, Stendal und Wernigerode – haben Einwohnerzahlen von 26.000 bis 40.000.
- Einige Städte verfügen zwar nicht über Hochschulen, aber jeweils eine (Bad Lauchstädt, Quedlinburg, Schkopau) bzw. mehrere (Wittenberg) Forschungseinrichtungen. Diese Städte haben Einwohnerzahlen von 9.000 bis 47.000.

Aufgrund historischer bzw. dem jeweiligen Forschungsgegenstand geschuldeter Umstände sind in Sachsen-Anhalt auch drei dörfliche Gemeinden Sitzorte wissenschaftlicher Einrichtungen:

- Gatersleben beherbergt das Leibniz-Institut für Pflanzenforschung.
- Ebenso befindet sich die Außenstelle Falkenberg des Helmholtz-Zentrums für Umweltforschung Leipzig-Halle in einer dörflichen Gemeinde (mit 265 Einwohnern).
- Eine weitere dörfliche Gemeinde – Friedensau – verdankt ihre Existenz einer nichtstaatlichen Hochschule, der Theologischen Hochschule Friedensau, einer Einrichtung der Gemeinschaft der Siebenten-Tags-Adventisten.

Drei der Mittelstädte mit Hochschul- bzw. Forschungseinrichtung(en) werden im folgenden näher betrachtet. Die Fallauswahl soll das institutionelle Muster des Hochschulnetzes in Sachsen-Anhalt abbilden. Deshalb enthält die Untersuchungsgruppe

- eine Sitzstadt einer Ein-Standort-Hochschule – Merseburg,
- den Hauptstandort einer Zwei-Standorte-Hochschule – Wernigerode – und
- den Nebenstandort einer Zwei-Standorte-Hochschule – Stendal.

⁸³ Dieses Kapitel ist eine Kurzdarstellung der Untersuchungsergebnisse, die ausführlich in Hechler/Pasternack (2018: 134–204) mitgeteilt sind. Dort auch in den Kapiteln zu den einzelnen Städten die umfangreichen Quellennachweise zu den im folgenden zusammengeführten statistischen Angaben.

9.1. Kommunale Rahmenbedingungen

Die untersuchten drei Mittelstädte unterscheiden sich bei den Rahmenbedingungen nicht tiefgreifend. Alle drei sind Mittelzentren, bis auf Wernigerode auch mit oberzentralen Teilfunktionen. Die Einwohnerzahlen reichen von 33.000 bis 40.000. Alle schrumpfen im Trend (Merseburg und Stendal überdurchschnittlich). Zugleich haben mittlerweile alle (wieder) einen leicht positiven Wanderungssaldo, der allerdings nicht genügt, das unausgeglichene Verhältnis von Geburten- und Sterberate zu kompensieren.

Die Ökonomie der vier Mittelstädte wird durch kleine Unternehmen geprägt – zwischen 86 und 89 Prozent der örtlichen Firmen beschäftigen zwischen ein und zehn Personen, ca. 10 Prozent haben über zehn bis 50 Beschäftigte. Entsprechend wenige Unternehmen erreichen Beschäftigtenzahlen um die 500 oder mehr. In Merseburg finden sich drei entsprechende Firmen und in Wernigerode sowie Stendal und Umgebung gibt es vier. Die wesentlichen Rahmenbedingungen lassen sich wie folgt beschreiben:

- *Merseburg*, im südlichen Teil Sachsen-Anhalts an der Saale gelegen, ist vor allem durch Arbeitermilieus geprägt, die sich seit der Ansiedlung der Buna- und Leuna-Werke herausgebildet haben. Die Chemieindustrie an den nahe gelegenen Standorten Leuna und Schkopau stellt auch heute den wirtschaftlichen Schwerpunkt der Region dar. Merseburg ist Mittelzentrum und Kreisstadt des Saalekreises.

- *Wernigerode* ist wirtschaftlich stark durch den Tourismus geprägt. Weitere vertretene Branchen sind vor allem die Metall- und Elektroindustrie, darunter Automobilzulieferer, Pharmaunternehmen und Lebensmittelindustrie.

- *Stendal* ist die größte Stadt der Altmark, die zugleich mit 43 Einwohnern je Quadratkilometer die geringste Besiedlungsdichte des Bundeslandes aufweist. Im Zuge der Transformation ab 1990 erlitt „die ohnehin strukturschwache, wenig differenzierte und nur gering ausgebildete Industrie“ starke Einbrüche (MLV LSA 2010d: 14). Wirtschaftliche Schwerpunkte sind nun die Lebensmittelindustrie und Branchen, die der Energieerzeugung dienen.⁸⁴ Stendal ist Kreisstadt des Landkreises Stendal.

Das BIP je Einwohner liegt in den drei Städten erwartungsgemäß deutlich unterhalb des bundesdeutschen Schnitts, in den Kreisen Stendal und Wernigerode erreicht es etwa 60 Prozent. Deutlich höher ist das BIP/Einwohner hingegen in Merseburg, hier erreicht es mehr als achtzig Prozent des bundesdeutschen Durchschnittswertes. Auch die Kaufkraft liegt in allen drei Mittelstädten deutlich unterhalb des bundesdeutschen Durchschnitts: Stendal unterschreitet diesen mit gut 20 Prozentpunkten, Merseburg erreicht mit ca. 88 Prozent den höchsten Wert der Fallstädte. Damit stehen den Einwohnern des Kreises Merseburg pro Kopf gut 2.000 Euro mehr im Jahr zur Verfügung als im Kreis Stendal.

Die Erwerbsquote liegt in den drei Mittelstädten zwischen 82 Prozent im Kreis Stendal und 86 Prozent in Merseburg. Mit diesen Differenzen gehen auch Un-

⁸⁴ http://www.stendal.de/de/standort_stendal.html (16.9.2013)

terschiede hinsichtlich der Arbeitslosen- und der SGB-II-Quote einher. Bei letzterer bestehen teils deutliche Differenzen zwischen den Städten: Wernigerode weist mit 4,5 Prozent ein Quote auf, die unter dem ostdeutschen Durchschnittswert von 5,3 Prozent liegt und den bundesdeutschen Durchschnittswert von 3,9 Prozent nur geringfügig überschreitet. In Stendal hingegen liegt der Wert mit 8,2 Prozent fast doppelt so hoch. Merseburg bewegt sich in der Mitte und liegt damit leicht unter dem Durchschnittswert Sachsen-Anhalts.

Auch der Wohnungsmarkt ist durch eine gewisse Ähnlichkeit gekennzeichnet: In allen drei Städten liegt der Mietspiegel bei Neuvermietungen mit etwas über 5 Euro/qm in ähnlicher Höhe und weist in den letzten drei Jahren eine relative Stabilität auf.⁸⁵ Dieser Mietpreis unterschreitet geringfügig das Niveau der beiden größten Städte Sachsen-Anhalts, liegt aber immerhin gut ein Drittel unter den Mietpreisen Leipzigs. Damit ist der Wohnraum in den drei Fallstädten sehr günstig. Da sich der Mietpreis aber – mit wenigen Ausnahmen wie Berlin oder Potsdam – insgesamt in Ostdeutschland auf niedrigem Niveau hält, resultiert daraus kein Wettbewerbsvorteil: Es gibt dort viele weitere Städte, in denen ebenso günstig gewohnt werden kann.

Einen anderen Blick auf den Wohnungsmarkt erlaubt die Entwicklung des Leerstands. Hier weisen die Städte durchaus Differenzen auf: In Stendal stand 2013 mehr als jede sechste Wohnung leer. In Merseburg ist es nur noch fast jede elfte, in Wernigerode jede sechzehnte Wohnung. Beachtenswert ist dabei, dass der Wohnungsleerstand sich in Stendal und Merseburg seit 2001 deutlich reduziert hat – vornehmlich aufgrund des Rückbaus. In Wernigerode ist er – abweichend vom Trend – von 5,0 auf 6,1 Prozent gestiegen. Insgesamt lässt sich erkennen, dass der Wohnungsmarkt alles andere als angespannt und eine gewisse Adaption an die Bevölkerungsentwicklung erfolgt ist.

Die Versorgung mit Kindertagesbetreuung ist ebenfalls in allen drei Fallstädten gleichmäßig stark ausgebaut. Nahezu alle Kinder über drei Jahre gehen in eine Kindertagesstätte. Ähnlich wie beim Wohnungsmarkt bewegen sich die Fallstädte hier im ostdeutschen Trend, können mithin regional keine Wettbewerbsvorteile generieren. Überregional könnte dies jedoch im Zusammenspiel mit anderen positiven Faktoren geschehen.

Die deutlichsten Unterschiede weisen die drei Fallstädte beim Faktor Infrastruktur und dabei hinsichtlich ihrer Verkehrsanbindung und der Distanz zur nächsten Großstadt auf. Zunächst auffällig ist nur die Nähe Merseburgs zu Halle und Leipzig und die damit verbunden schnelle Erreichbarkeit zweier Großstädte sowohl mit Auto als auch Bahn. Hingegen stellen die objektiv großen Distanzen zum nächsten Oberzentrum oder zur nächsten Großstadt beim Autoverkehr für Stendal, das keine Autobahnanbindung hat, tendenziell Mobilitätsbarrieren dar. Allerdings kann dies punktuell durch die gute Zuganbindung kompensiert werden.

⁸⁵ Zwar sind diese Daten nicht repräsentativ, sondern basieren auf der Auswertung der über das Immobilienportal www.immowelt.de angebotenen und nachgefragten Wohnungen, allerdings lässt sich so eine gewisse Tendenz erschließen (Datenabfrage: August 2017).

So ist Berlin von Stendal aus mit dem Fernverkehrszug in weniger als einer Stunde erreichbar; die Fahrt mit dem Regionalzug nach Magdeburg dauert etwa 40 Minuten. Als einzige der drei Fallstädte kann Wernigerode keine einige komfortable Fernverkehrsanbindung vorweisen: Eine Autobahnanbindung fehlt weitestgehend, es verkehren lediglich Regionalzüge.

Insgesamt sind sowohl die – zumindest punktuelle – Verkehrsanbindung als auch ihr Fehlen im Hinblick auf das Zusammenwirken von Wissenschaftseinrichtungen und Stadt ambivalent: Komfortable und schnelle Erreichbarkeit erlauben die Rekrutierung von Hochschulangehörigen, die aufgrund ihrer Vorbehalte, den Lebensmittelpunkt in eine kleinere Stadt zu verlegen, sonst nicht erreichbar wären. Dies gilt für Studierende wie für Lehrende oder Verwaltungsangehörige. Zudem steigert die leichte Erreichbarkeit das Einwerben externer Veranstaltungen und ihrer Teilnehmer. Das – oftmals tägliche – Ein- und Auspendeln erschwert allerdings zugleich das Engagement vor und die Identifikation mit dem Ort, etwa in der Kommunalpolitik.

Allerdings besteht hier keine direkte Determination. Ein externer Wohnsitz schließt Engagement nicht grundsätzlich aus. Zudem sichert dieser gelegentlich die Einbindung in größere Kommunikationsnetze ab, aus denen sich etwa Forschungsk Kooperationen und damit regionale Wirkungen auf einer anderen Ebene ergeben können. Im übrigen stellen Entfernungen eine Barriere und gute Verkehrsanbindungen eine Fluchtmöglichkeit nur dann dar, wenn es der Stadt oder Hochschule nicht gelingt, genug Attraktivität zu entfalten. Ansonsten ist eine gute Anbindung eher ein Element der Attraktivitätssteigerung. Dieses muss aber durch weitere Attraktionsfaktoren ergänzt sein: erschwinglicher Wohnraum, gute Kita-Versorgung, Angebote eines Mittelzentrums. Sie sind zentrale Voraussetzungen dafür, dass man dort gut leben kann.

Insgesamt kommt man angesichts recht ähnlicher Daten dahin, dass Stendal, Merseburg und Wernigerode mit ähnlichen Problemlagen zu kämpfen haben. Einen ähnlichen Befund liefert ein Projekt der BertelsmannStiftung, in dem durch die Clusterung von neun Indikatoren neun verschiedene Demografietypen identifiziert wurden.⁸⁶ Die drei Mittelstädte gehören hier alle dem gleichen Demografietypan – den stark schrumpfenden Kommunen mit Anpassungsdruck. In diese Kategorie fallen viele regionale Versorgungs- und Wirtschaftszentren mit starkem Bevölkerungsrückgang, einer hohen Zahl alter Menschen bei gleichzeitiger Abwanderung junger Menschen. Es besteht eine niedrige Kaufkraft und hohe Einkommensarmut; die Kommunen leiden unter einer prekären Finanzsituation.

⁸⁶ <http://www.wegweiser-kommune.de/demographietypen> (12.1.2018)

9.2. Wissenschaftliche Strukturen

9.2.1. Die Hochschulen und ihre stadträumlichen Einbettungen

In *Merseburg* ist die 1992 gegründete Hochschule Merseburg (HoMe) angesiedelt. Diese Fachhochschule bietet Studiengänge in ingenieur- und wirtschaftswissenschaftlichen sowie kulturellen und sozialen Bereichen an. Zieht die Hochschule insbesondere Studierende aus dem näheren Einzugsgebiet an, so wird auch aktiv versucht, auch Studierende aus anderen Regionen zu gewinnen. Hemmend wirkt diesbezüglich, dass die Region unter einem vergleichsweise schlechten Image leidet.

Übersicht 24: Angehörige der Hochschule Merseburg (2014)

Personal gesamt	wissensch. Personal	Studierende	Hochschulangehörige gesamt	Hochschulangehörige pro 100 Einwohner
504	297	2.999	3.503	10,5

Quellen: StatBA (2015a, 2015c); eigene Berechnungen

Der Hochschulcampus ist randstädtisch gelegen, was vor allem historische Gründe hat: Die HoMe siedelt auf dem Gelände, auf dem bis 1993 die Technische Hochschule Leuna-Merseburg „Carl Schorlemmer“ (gegründet 1954) bestand.

In *Wernigerode* befindet sich einer von zwei Standorten der Hochschule Harz. An diesem Hauptstandort der Hochschule sind die Fachbereiche Automatisierung und Informatik sowie Wirtschaftswissenschaften angesiedelt. In Wernigerode studieren auf einer geschlossenen Campusanlage im Stadtteil Hasserode, etwa zwei Kilometer von Stadtzentrum entfernt, ca. 2.200 Studierende. Etwa 300 Beschäftigte der Hochschule arbeiten dort. Damit kommt auf 13 Einwohner der Stadt ein Hochschulangehöriger bzw. die Zahl der Hochschulangehörigen entspricht acht Prozent der Stadtbewohnerzahl.

Übersicht 25: Angehörige der Hochschule Harz in Wernigerode (2014)

Personal gesamt	wissensch. Personal	Studierende	Hochschulangehörige gesamt	Hochschulangehörige pro 100 Einwohner
305	175	2.232	2.537	7,6

Quellen: StatBA (2015a, 2015c); eigene Berechnungen

In *Stendal* befindet sich der kleinere Teil der Hochschule Magdeburg-Stendal, angesiedelt auf einem Campus ca. 1,5 Kilometer von der Innenstadt entfernt, mithin 15 Minuten Fußweg vom Stadtzentrum. Dort sind zwei Fachbereiche – Angewandte Humanwissenschaften und Wirtschaft – mit etwa 2.200 Studierenden angesiedelt, während am Magdeburger Standort in fünf Fachbereichen gut doppelt so viele Personen ihr Studium absolvieren. Die etwa 2.200 Studierende entsprechen mehr sechs Prozent der 40.000 Einwohner Stendals.

Übersicht 26: Angehörige der Hochschule in Stendal (2014)

Personal gesamt	wissensch. Personal	Studierende	Hochschulangehörige gesamt	Hochschulangehörige pro 100 Einwohner
174	130	2.192	2.366	5,9

Quellen: StaLA LSA (2015), StatBA (2015a, 2015c)

Der Doppelstandort der Hochschule ist Resultat des Zusammenschlusses zweier zuvor eigenständiger Fachhochschulen, der im Jahr 2000 erfolgt war.⁸⁷ In Stendal firmierte die ursprüngliche Einrichtung unter dem Titel „Fachhochschule Altmark i. Gr.“ und war eine Neugründung des Jahres 1992.⁸⁸ Der Zusammenschluss mit der Fachhochschule in Magdeburg beendete den provisorischen Charakter der Hochschule, wies aber Stendal zugleich den Status eines sekundären Hochschulstandorts zu. Trotz der vergleichsweise geringen Größe kann die lokale und regionale Bedeutung der Teil-Hochschule in Stendal kaum überschätzt werden: Sie befindet sich in einem Raum, in dem ansonsten keine weiteren höheren Bildungseinrichtungen angesiedelt sind.

9.2.2. An-Institute und außeruniversitäre Forschungseinrichtungen

Neben der Hochschule gibt es in *Wernigerode* weitere wissenschaftliche Einrichtungen zum einen in Gestalt von fünf An-Instituten der Hochschule Harz:

- Die *Harzer Hochschulgruppe e.V.* – Institut für angewandte Forschung, Beratung und Weiterbildung offeriert Marktforschungsdienstleistungen, Standort- und Imageanalysen, Existenzgründercoachings und individuell zugeschnittene Weiterbildungen für Unternehmen und Behörden.
- Das 2006 gegründete Institut *HarzOptics* forscht in der optischen Mess- und Nachrichtentechnik und bietet eine Vielzahl an Dienstleistungen aus der Beleuchtungs- und Breitbandplanung an.
- Das *Institut für Automatisierung und Informatik GmbH* ist ein Forschungs- und Entwicklungsinstitut, das in den Bereichen Automatisierung, Informatik und Umwelttechnik tätig ist.
- Das *Europäische Institut für Tagungswirtschaft* wurde 2006 als Institut für spezielle Forschungsthemen und Projektarbeiten zum Tagungs- und Kongressmarkt gegründet.
- Das *Institut für Dienstleistungs- und Prozessmanagement (IfDP)* führt insbesondere Effizienzmessungen in Organisationen sowie Aufgaben-, Prozess- und Wertschöpfungsanalysen durch.⁸⁹

Zum anderen unterhält das Robert-Koch-Institut – Bundesinstitut für Infektionskrankheiten und nicht übertragbare Krankheiten, Berlin, eine Außenstelle in

⁸⁷ Der Wissenschaftsrat hatte sich gegen eine selbstständige Fortführung der Fachhochschule Altmark i.G. ausgesprochen und stattdessen den Zusammenschluss empfohlen.

⁸⁸ vgl. zur Gründungs- und Aufbaugeschichte Lewin (1998; 2000)

⁸⁹ <https://www.hs-harz.de/forschung/kompetenzzentrum/an-institute/> (29.12.2015)

Wernigerode. Diese ging aus dem DDR-Institut für Experimentelle Epidemiologie hervor. Dort arbeiten rund 80 Mitarbeiter:innen in den Fachgebieten Bakterielle Infektionen und Nosokomiale Infektionen.⁹⁰

In Merseburg wirkt das 2006 gegründete *Europäische Romanik Zentrum*, ein An-Institut der Universität Halle-Wittenberg, das seinen Sitz in der Domklausur hat. Es verfügt über eine Bibliothek, deren Bestand an den virtuellen Katalog der Universitätsbibliothek Halle-Wittenberg angeschlossen ist.⁹¹ Derzeit werden vom ERZ regelmäßig Abendveranstaltungen und Workshops angeboten, die „sehr gut besucht“ würden. Über die Abendveranstaltungen werde vor allem ein lokales Publikum erreicht. An den Workshops nahmen hauptsächlich Studierende der MLU teil.⁹²

In Stendal arbeitet als An-Institut der Hochschule Magdeburg-Stendal *Kinder-Stärken e.V.* Es ist eng mit dem Bereich Kindheitswissenschaften der Hochschule verbunden.

9.2.3. *Wissenschaftsaffine Einrichtungen*

In unterschiedlichem Maße verfügen die Städte auch über wissenschaftsaffine Einrichtungen. Diese sind gerade in mittelgroßen Städten von Bedeutung, da sie neben den meist vergleichsweise kleinen Hochschulen und Forschungsinstituten eine wichtige Ergänzung der lokalen Wissensinfrastruktur darstellen.

In Merseburg sind dies

- die Abteilung Merseburg des *Landesarchivs Sachsen-Anhalt*, 1993 eingerichtet: Das Verwaltungsarchivgut stammt aus der Zeit ab 1815 und reicht vom Regierungsbezirk Merseburg in der preußischen Provinz Sachsen über den DDR-Bezirk Halle bis in die Gegenwart. Überdies enthält es umfangreiche Wirtschaftsbestände aus dem Ballungsraum um Halle von der Industrialisierung bis zur DDR, desweiteren Archivgut der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bezirk Halle;⁹³
- das *Dom-Museum* (Dom und Merseburger Domschatz) mit Domstiftsbibliothek,⁹⁴
- das *Kulturhistorische Museum Schloss Merseburg* (Ur- und Frühgeschichte, mittelalterliche Pfalz- und Bistumsgeschichte, Kunst und Kultur im Herzogtum Sachsen-Merseburg, Stadtgeschichte der Neuzeit),

⁹⁰ http://www.rki.de/DE/Content/Service/Presse/Pressemitteilungen/2003/24_03.html (29.12.2015)

⁹¹ Interview *Leonard Helten*, Professor am Institut für Kunstgeschichte an der MLU Halle-Wittenberg, *Europäisches Romanik Zentrum Merseburg*, 16.7.2012

⁹² ebd.

⁹³ <http://www.landesarchiv.sachsen-anhalt.de/landesarchiv/standorte/merseburg/> (29.12.2015)

⁹⁴ vgl. zur Geschichte und Bestandsbeschreibung [http://fabian.sub.uni-goettingen.de/fabian?Domstiftsbibliothek_\(Merseburg\)](http://fabian.sub.uni-goettingen.de/fabian?Domstiftsbibliothek_(Merseburg)) (6.8.2016)

- das *Chemiemuseum*, das von der Hochschule und dem Sachzeugen der Chemischen Industrie e.V. unterhalten wird und auf dem Campus der Hochschule untergebracht ist. Es widmet sich der Darstellung der Entwicklung der chemischen Industrie in Mitteldeutschland anhand von Originalanlagen, -apparaten und -ausrüstungen. Seit 1996 werden dort die Projekte „Chemie zum Anfassen“ und „Technik begreifen“ realisiert;⁹⁵
- das vom Saalekreis getragene *Carl-von-Basedow-Klinikum* als Akademisches Lehrkrankenhaus der Universität Halle-Wittenberg.

In Wernigerode befinden sich

- einer der fünf Standorte des *Landesarchivs Sachsen-Anhalt*, 1967 in Wernigerode begründet. Die Überlieferung setzt im hohen Mittelalter ein und reicht vorwiegend bis in das frühe 19. Jahrhundert. Schwerpunkte bilden das Schriftgut, das sich auf die ‚nicht-preußischen‘ Wurzeln der Provinz Sachsen bzw. des heutigen Landes Sachsen-Anhalt bezieht. Hinzu treten die Überlieferung der preußischen Bergbauverwaltung des Oberbergamtes Halle und über 280 Adelsarchive;⁹⁶
- der *Harzverein für Geschichte und Altertumskunde* e.V., dessen Geschäftsstelle in Wernigerode ansässig ist;
- die *Harzbücherei* als wissenschaftliche Regionalbibliothek innerhalb der Stadtbibliothek.⁹⁷

Stendal beherbergt

- den *Fachbereich Veterinärmedizin des Landesamts für Verbraucherschutz*, seit 1954 in Stendal ansässig. Er ist Untersuchungseinrichtung für Verbraucherschutz und Gesundheitsschutz von Mensch und Tier, Probleme der Tierseuchenüberwachung und -bekämpfung sowie der amtlichen Lebensmittelüberwachung. Darüber hinaus ist der Fachbereich Fortbildungsstätte für Mitarbeiter des öffentlichen Veterinärwesens und niedergelassene Tierärzte;⁹⁸
- das *Winckelmann-Museum*, das an den Begründer der Klassischen Archäologie und neueren Kunstgeschichte sowie gebürtigen Stendaler Johann Joachim Winckelmann (1717–1768) erinnert. Das Museum ist auch Sitz der Winckelmann-Gesellschaft mit 600 Mitgliedern in 20 Ländern.⁹⁹ Diese wiederum verantwortet mit ihrer Arbeitsstelle in Stendal die Herausgabe der Schriften Winckelmanns – seit 1988, damals noch als deutsch-deutsches Gemeinschaftsprojekt in Kooperation mit der FU Berlin und Unterstützung der Volkswagen-Stiftung, und seit 1996 gemeinsam mit der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur sowie der Erfurter Akademie gemeinnütziger Wissenschaften. Gefördert wird das Projekt aus dem Akademien-

⁹⁵ http://www.deutsches-chemie-museum.de/index.php?id=26&no_cache=1 (29.12.2015)

⁹⁶ <http://www.landesarchiv.sachsen-anhalt.de/landesarchiv/standorte/wernigerode/> (29.12.2015)

⁹⁷ vgl. zur Geschichte und Bestandsbeschreibung [http://fabian.sub.uni-goettingen.de/fabian/Harzbuecherei_\(Wernigerode\)](http://fabian.sub.uni-goettingen.de/fabian/Harzbuecherei_(Wernigerode)) (6.8.2016)

⁹⁸ <http://www.verbraucherschutz.sachsen-anhalt.de/veterinaermedizin/> (29.12.2015); vgl. zur Geschichte: Landesamt für Verbraucherschutz o.J. [2007?]

⁹⁹ <http://www.winckelmann-gesellschaft.com/> (29.12.2015)

programm.¹⁰⁰ Wesentliche Grundlage ist die Winckelmann-Bibliothek, die seit Gründung der Winckelmann-Gesellschaft 1940, dann auch durch die DDR-Jahrzehnte hindurch aufgebaut und erweitert wurde (Brueer 2011: 243) sowie die Winckelmann-Bibliografie verantwortet;¹⁰¹

- das *Altmärkische Museum*, das Exponate zur Geschichte und Kulturgeschichte der Stadt Stendal und der Altmark, die von der Ur- und Frühgeschichte bis zur Gegenwart reichen, zeigt.¹⁰²

9.3. Aktivitäten und Prozesse

Die an die Wissenschaft adressierten lokalen Erwartungen bleiben in unseren Fallstädten nicht ohne Echo. Den Konfliktpotenzialen, die durch unterschiedliche Funktionslogiken, Organisationskulturen und Zeithorizonte von Hochschulen, Kommunen und Unternehmen bestehen, wird häufig pragmatisch begegnet. So werden spezielle Zuständigkeiten geschaffen – Beauftragte in den städtischen Verwaltungen, Wirtschaftsbeauftragte und Transferstellen an Hochschulen – oder curriculare Angebote aufgelegt, etwa Schulung unternehmerischen Denkens und Praxiskontakte bereits während des Studiums.

9.3.1. Gemeinsamkeiten und Ähnlichkeiten in den Städten

Nahezu identische Aktivitäten der Hochschulen, die sich identifizieren lassen, beziehen sich auf vier Schwerpunkte: Vernetzung von Wissenschaft und Wirtschaft, regionale Fachkräfteversorgung; Schülerarbeit und Erhöhung der Studierneigung; Öffnung der Hochschulen für neue Zielgruppen; Dienstleistungsangebote, Service Learning und kulturelle Belebung des Sitzortes.

Ökonomische Interaktionen

Alle untersuchten Hochschulen verfügen mit Career Centern über zentrale Ansprechpartner für die Unternehmen der Region. Die Center docken an die Herausforderung Abwanderung an: Die Vermittlungen von Absolventen an Beschäftigter der Region sollen Klebeeffekte erzeugen, die ein längerfristiges Halten von akademisierten Fachkräften unterstützen.

Die untersuchten Hochschulen verfügen alle über Kompetenz- oder Transferzentren, die ähnlich wie die Career Center zentrale Kommunikationsschnittstellen darstellen. Was hier verstärkt zum Tragen kommen soll, ist der Ausbau von Wissens- und Technologietransfer. Durch diese Schnittstellen werden sinnvolle Kräfte gebündelt und Organisationsfremde davon entlastet, die passenden An-

¹⁰⁰ <http://www.akademienunion.de/forschungsprojekte/historisch-kritische-und-kommentierte-edition-von-jj-winckelmanns-werken/> (30.1.2016)

¹⁰¹ http://www.dyabola.de/en/bases/detail/literaturdatenbank_127.htm (12.7.2016)

¹⁰² http://museum.stendal.de/de/das_museum.html (29.12.2015)

sprechpartner in der jeweiligen Hochschule finden zu müssen. Hinzu tritt, dass regional wie überregional verfügbare wissenschaftliche Wissensbestände für regionale Akteure nutzbar gemacht werden. Besonders häufig sind Maßnahmen im Bereich FuE-Kooperationsprojekte. Ergänzung finden diese Kooperationen häufig durch fachspezifische Beiratstätigkeiten zwischen Hochschule und entsprechenden Praxisvertretern.

Ebenso verfügen alle untersuchten Hochschulen über Einrichtungen zur Unterstützung von Unternehmensgründungen, die zur Innovations- und Produktivitätssteigerung in Stadt und Region beitragen sollen. Die hochschulischen Angebote reichen hier von Informations- und Beratungsangeboten bis hin zu voll ausgestatteten Arbeitsplätzen und Laboren (ego-INKUBATOREN/Gründerwerkstätten).

Übersicht 27: Hochschule Merseburg: Aktivitätsspektrum

An der Hochschule Merseburg ist das gesamte Spektrum der Aktivitäten anzutreffen, die auf Zusammenarbeit mit und Unterstützung von lokaler und regionaler Wirtschaft zielen: Career Service, Mitwirkung im Merseburger Innovations- und Technologiezentrum (MITZ), Technologietransfer und Gründungsförderung. Zu letzterer lassen sich auch objektivierte Daten anführen, die über die Qualität dieser Aktivitäten Auskunft geben:

- So erreicht die HoMe im Gesamt ranking der Gründungsförderung im „Gründungsmonitor 2013“ eine Platzierung auf Rang 27 (von 50) in der Gruppe „kleine Hochschulen“ (weniger als 5.000 Studierende). Zum Vergleich: Die FH Brandenburg belegt Platz 5, die FH Nordhausen Platz 34.
- In der Kategorie Gründungssensibilisierung wurden 2,3 Punkte erreicht (Mittelwert der ersten 25 % der „kleinen Hochschulen“: 2,5), bei Gründungsunterstützung 2,4 Punkte (Mittelwert der ersten 25 %: 2,6) und in der Kategorie Gründungsaktivitäten 1,5 Punkte (Mittelwert der ersten 25 %: 2,4). (Grave/Hetze/Kanig 2013: 42)

Schülerarbeit und nichtökonomische Interaktionen

Intensiv sind die Aktivitäten im Bereich Schülerarbeit. Hier finden sich in Merseburg vor allem zwei zentrale Angebote:

- *BEanING Ferienakademie*: Als Teil des Projektes „BEanING“ – integratives, branchenorientiertes Bildungs- und Entwicklungskonzept für den Ingenieur Nachwuchs in Sachsen-Anhalt – richtet sie sich mit altersgerecht aufbereiteten lebenswelt- und handlungsnahen Workshops an junge Schüler.innen. Das Ziel ist, die Faszination für Naturwissenschaft und Technik zu fördern.¹⁰³
- *Schülerlabor „Chemie zum Anfassen“*: Dies ist eine Initiative des Vereins „Sachzeugen der Chemischen Industrie e.V.“ und der Hochschule Merseburg. Sie wurde 1996 mit dem Ziel begründet, bei Kindern und Jugendlichen das Interesse an Naturwissenschaften und Technik zu wecken und zu fördern sowie sie darüber hinaus für eine Ausbildung oder ein Studium im MINT-Bereich zu begeistern. Die Arbeit des Schülerlabors ist durch eine en-

¹⁰³ <http://www.hs-merseburg.de/beaning/ferienakademien/> (1.11.2015)

ge Zusammenarbeit der Hochschule Merseburg, der Schulen und der regionalen Industrie geprägt. Nicht zuletzt dadurch sind die unterschiedlichen Angebote so konzipiert, dass sie bedarfsgerecht die schulische Ausbildung in allen Sekundarstufen ergänzen können.¹⁰⁴

In Wernigerode erbringt die Hochschule unter dem Titel „Offener Campus“ zahlreiche Angebote für die Bürgerschaft der Stadt und Region. Sie unterhielt als erste Hochschule in Sachsen-Anhalt eine Kinderhochschule. Viermal im Jahr setzt diese in ihrem Angebot darauf, bei Kindern von 8 bis 12 Jahren Interesse und Neugier für Wissenschaft und Technik zu wecken. Ganz im Sinne von PUSH (*Public Understanding of Science and Humanities*) werden hier wissenschaftliche Inhalte verständlich und kindgerecht formuliert. Außerdem erhalten die teilnehmenden Kinder ein Zertifikat und einen Juniorstudentenausweis. Die Besucherzahlen von bis zu 500 Kindern pro Veranstaltung sprechen für den Erfolg dieses hochschulischen Angebotes für die Stadt Wernigerode.¹⁰⁵

Darüber hinaus hält die Hochschule eine Vielzahl an Bildungsangeboten für Schüler höherer Schulklassen bereit:

- Mit ausgewählten Schulen der Region bestehen Kooperationsverträge zur intensiven Zusammenarbeit. Kooperationsschulen erhalten die Möglichkeit, besonders leistungsstarke Schüler:innen der gymnasialen Oberstufe für ein Frühstudium an der Hochschule anzumelden. Die erzielten Ergebnisse werden bei Aufnahme eines Studiums an der Hochschule Harz sowie an jeder Hochschule Sachsen-Anhalts anerkannt.
- Im Schnupperstudium können Schülerinnen und Schüler der Region ein umfangreiches Programm an Vorlesungen besuchen, um sich frühzeitig mit Studieninhalten auseinanderzusetzen.
- Einmal jährlich im August veranstaltet der Fachbereich Automatisierung und Informatik eine einwöchige Sommerschule für Technikinteressierte. Außerdem bietet der Fachbereich im Sommer eine weitere Besonderheit: Im sogenannten „Codecamp48“ treffen sich für 48 Stunden technikbegeisterte Schüler:innen, Studierende sowie Experten der IT-Branche und Vertreter von Unternehmen im Waldhofbad der Stadt Wernigerode zu einem innovativen Programmier-Marathon.¹⁰⁶
- Ein Alleinstellungsmerkmal der Hochschule stellt das Angebot „Fit 4 Abi and Study – keine Angst vor Mathe“ dar. Schülerinnen und Schüler der 12. Klasse haben die Möglichkeit, sich für eine Teilnahmegebühr von 35 Euro im Rahmen eines viertägigen Intensivkurses auf die Abiturprüfung in Mathematik vorzubereiten und erhalten gleichzeitig Einblick in die mathematischen Erfordernisse für ein MINT-Fach an der Hochschule Harz.¹⁰⁷

¹⁰⁴ <http://www.hs-merseburg.de/schuelerlabor/chemie-zum-anfassen/> (1.11.2015)

¹⁰⁵ www.kinderhochschule.eu (20.6.2016)

¹⁰⁶ <http://www.codecamp48.de/> (20.6.2016)

¹⁰⁷ <https://www.hs-harz.de/fit4abistudy/> (20.6.2016)

- Im Rahmen der „ego-Existenzgründeroffensive“¹⁰⁸ hält die Hochschule Harz auch Angebote für Schüler im Bereich Businessmanagement vor. In einer Sommerakademie können sie mittels Workshops, Planspielen, Diskussionsrunden und Referaten mehr über Existenzgründung erfahren.
- Darüber hinaus runden verschiedene Formate von Tagen der offenen Tür sowie Events („Campusfieber“) die hochschulischen Aktivitäten ab, die auf die Gewinnung von Studieninteressenten und der Öffnung für neue Zielgruppen setzen.

Auch in Stendal wird eine Kinderuniversität angeboten, hier als Kooperation zwischen Hochschule und Winckelmann-Gesellschaft.¹⁰⁹ Der sogenannte Junior-Campus der Hochschule versteht sich als Weiterführung der Kinderuni und richtet sich entsprechend an etwas ältere Kinder bzw. Schüler.innen.

Übersicht 28: Kommunalpolitisches Engagement von Hochschulangehörigen: Beispiel Wernigerode

Eine zentrale Möglichkeit, die Berücksichtigung hochschulischer Anliegen in der Stadt abzusichern, ist das Engagement von Hochschulangehörigen in der kommunalen Politik. Dieses ergibt sich keineswegs von selbst aus der dichten Kommunikation in kleineren Städten. Das zeigt sich etwa in Wernigerode, wie der damalige Rektor der Hochschule Harz, Armin Willingmann, im Interview 2014 berichtete:

„Bis 2009 gehörte dem Stadtrat kein Hochschulangehöriger an. 2009 haben das erste Mal Hochschullehrer für den Stadtrat kandidiert. So gab es seitdem schon zwei Hochschulvertreter (Linke und SPD) im Stadtrat. Wir haben immer dafür geworben, etwa im Akademischen Senat, dass es hilfreich wäre, wenn wir diese Einflussnahme auf die Stadtpolitik hätten, und wir würden das dann auch immer unterstützen. Aber mehr als diese Hinweise können Sie nicht machen, um so etwas zu organisieren. So läuft das ja in der Kommunalpolitik in der Provinz: Da kommen die Parteien auf einen zu und fragen, will hier nicht jemand kandidieren? Dann tauchen die Professorinnen und Professoren auf den Wahllisten auf und werden in der Regel auch gewählt. Bei der Kommunalwahl 2014 sind aus den bisher zwei Professoren im Stadtrat dann vier geworden. Wenn man dann noch die anderen Hochschulangehörigen nimmt, sind es inzwischen sechs oder sieben. Da ist auch eine ganz andere Art der Integration in die Kommunalpolitik gewährleistet, als wir sie institutionell organisieren könnten. Wir können das jetzt viel stärker ‚infiltrieren‘, allein dadurch, dass wir eben da sind.“

Die Erwartung, dass das Hochschulpersonal lokale zivilgesellschaftliche Strukturen zu beleben vermag, wird in kleineren Städten häufig nur am Rande bedient, da viele Professor.innen ihren Lebensmittelpunkt auch nach der Berufung außerhalb des Hochschulstandortes haben (was wiederum nicht selten mit der Unmöglichkeit zusammenhängt, für den oder die Lebenspartner.in eine angemessene berufliche Beschäftigung zu finden). Mit dem Engagement in der Stadtpolitik werden die Hochschullehrer gegenüber der lokalen Öffentlichkeit deutlich sichtbarer.

¹⁰⁸ Das Förderprogramm des Landeswissenschaftsministeriums verfolgt das Ziel, eine innovativen- und gründungsorientierte Infrastruktur an den Hochschulen des Landes auszubauen, um eigene Gründungsideen praxisnah zu entwickeln und zu erproben. Es richtet sich gezielt an Studierende, wissenschaftliche Mitarbeiter.innen und Absolvent.innen mit Wohnsitz in Sachsen-Anhalt, deren Hochschulabschluss nicht länger als fünf Jahre zurückliegt; vgl. <http://www.mw.sachsen-anhalt.de/themen/existenzgruendung> (20.6. 2016).

¹⁰⁹ Einen Überblick zu Zielen, Schwierigkeiten und den bisher gehaltenen Veranstaltungen geben Geene et al. (2011).

Jede der untersuchten Hochschulen hält ebenso Angebote für lebenslanges Lernen bereit. Zur Stärkung der Zivilgesellschaft wird hier in Form von Generationen-Hochschulen oder Seniorenunis auf einen Generationendialog und die Lebensqualitätssteigerung der Bürger gesetzt. In Stendal wird eine Seniorenuniversität in Kooperation von Hochschule und dem ortsansässigen Winckelmann-Museum durchgeführt.

Ebenfalls alle Hochschulen bieten besondere Dienstleistungen an – Expertisen, Service Learning oder Community-Service-Aktivitäten. Zumeist in den Career Centern verankert, offerieren die Hochschulen Weiterbildungsangebote für Unternehmen und Veranstaltungs- und Tagungsmanagement an. Zu den institutionalisierten Aktivitäten zählen an allen untersuchten Hochschulen Eventformate, die eine Brücke zwischen Wissenschaft und Bürgerschaft schlagen wollen („Lange Nacht der Wissenschaften“, „Campusdays“ usw.). Sie dienen als prägendes Element regionaler/städtischer Identitätsbildung. An allen Standorten sind auch Aktivitäten, die auf eine kulturelle Belebung der Sitzstädte zielen, zu verzeichnen.

9.3.2. *Besonderheiten in einzelnen Städten*

Neben den Gemeinsamkeiten und Ähnlichkeiten lässt sich unter den umfeldbezogenen Third-Mission-Aktivitäten eine Reihe von Besonderheiten entdecken, die jeweils nur an einem oder zwei Orten bestehen.

Manche lokalen Besonderheiten resultieren aus den Affinitäten der jeweils vertretenen Fächer zu bestimmten Aktivitätsbereichen, so wenn in Wernigerode engagierte Tourismusstudierende der Hochschule Harz ein regelmäßiges Forum rund um das Thema Reisen oder Seniorenreisen organisieren¹¹⁰ oder wenn die „Merseburger Kulturgespräche“ von Studierenden und Lehrenden des Fachbereichs Soziale Arbeit/Medien/Kultur organisiert werden.

Auch ergeben sich lokale Besonderheiten aus historisch begründeten Umständen, etwa wenn in Merseburg mit Hochschulunterstützung ein Chemiemuseum oder im Magdeburger Guerickezentrum der Schülerprojektraum „Guerickianum“ betrieben wird. Die Hochschule Merseburg ist in vielfältiger Weise am Wirken des Deutschen Chemiemuseums beteiligt: Der Vorstand des Fördervereins „Sachzeugen der chemischen Industrie e.V.“ setzt sich vorwiegend aus Wissenschaftler:innen der HoMe zusammen. Das Museum nutzt Liegenschaften und Räumlichkeiten der Hochschule. Zudem trägt es, gemeinsam mit dem Förderverein und der Hochschule, seit 1996 die überaus erfolgreichen Schülerprojekte „Chemie zum Anfassen“ und „und „Technik begreifen“.¹¹¹

Schließlich gibt es lokale Besonderheiten, die prinzipiell auch an allen anderen Orten umsetzbar wären:

■ In Merseburg übernimmt die Hochschulbibliothek auch Aufgaben einer öffentlichen Stadtbibliothek. Ebenso ist dort die Mitwirkung am „Offenen Kanal

¹¹⁰ www.hit-wr.de/ (20.6.2016)

¹¹¹ http://www.deutsches-chemie-museum.de/index.php?id=26&no_cache=1 (29.12.2015)

Merseburg-Querfurt“ lokale Auffälligkeit: Dieses Merseburger Bürgerfernsehen wird in Zusammenarbeit mit der Stadt angeboten und ist auch Plattform des Merseburger „Campus TV“.

■ Die „Merseburger Kulturgespräche“ sind ein von der Stadt in Zusammenarbeit mit der Hochschule Merseburg durchgeführtes Veranstaltungsformat, das als individuelles Engagement entstand und sich mittlerweile fest im Kulturkalender der Stadt etabliert hat. Der Studiengang Kultur- und Medienpädagogik der Hochschule Merseburg bereitet Jahr für Jahr die Kulturgespräche zu immer wechselnden Themen vor. Ziel ist es, Bürgern, Gästen und Studierenden der Stadt Merseburg ein Kommunikationsforum zu bieten, um eine breite Diskussionskultur und das gesellschaftliche Miteinander zu fördern. Zudem sind aus den vergangenen Kulturgesprächen diverse Initiativen und Vereine hervorgegangen, die das kulturelle Leben in der Stadt bereichern.¹¹²

■ Studierende des Fachbereichs Soziale Arbeit, Medien und Kultur der Hochschule Merseburg erarbeiteten das Konzept für das seit 2004 jährlich in Merseburg stattfindende Filmfestival „DEFA-Filmtage“, mit dem Ziel, das wiedereröffnete Domstadtkino zu einem Ort erlebbarer Filmkunst zu machen (vgl. Beyer/Frei 2008). Seit 2011 wird von Studierenden desselben Fachbereichs der jährliche BürgerCampus organisiert und ausgerichtet. Er versteht sich als Festival von und für Merseburger Bürger:innen und bietet Platz für die Präsentation von Studienergebnissen in Form von Kurzfilmen, Hörspielen und Ausstellungen, für Schülerbands und Theatergruppen, Vereine und ihre Aktionen. Zudem will das Festival den Merseburgern Stimme und Raum geben.¹¹³

Übersicht 29: Aktivitäten der Hochschule Harz jenseits standardisierter hochschulischer Angebote für die Stadt- und Regionalentwicklung

regionale Bedarfslagen	Ziele	Aktivitäten
Zukunftsfähigkeit durch Bildung	Weiterbildung und lebenslanges Lernen	Fit for Abi and Study – Keine Angst vor Mathe
Steigerung der Studierneigung	PUSH	CodeCamp 48
FuE/Innovationsförderung	Weiterbildung und lebenslanges Lernen	Wernigeröder Automatisierungs- und Informatiktage (WAIT)
Unterstützung zivilgesellschaftlicher Akteure	Service Learning	studentischen Initiative HIT (Harzer Interessengemeinschaft der Tourismusstudierenden e.V.)
Stärkung der Kulturlandschaft	kulturelle Belebung der Sitzstadt	Ausstellungen, Vernissagen in Rektoratsvilla

Quellen: Homepage der Hochschule Harz: www.hs-harz.de, Harzer Volksstimme

■ Zu den fest verankerten Aktivitäten der Hochschule Harz zählen die zahlreichen Angebote, die einen Beitrag zur kulturellen Belebung der Stadt und Region leisten. Die Rektoratsvilla am Campus Wernigerode bietet Raum für wechselnde

¹¹² <http://www.merseburg.de/de/merseburger-kulturgespraech.html> (1.11.2015)

¹¹³ <https://buergercampus.org/idee-initiative/> (18.6.2015)

Vernissagen und Ausstellungen von regionalen Künstlerinnen und Künstlern. Einmalig in Sachsen-Anhalt ist die in der Hochschulbibliothek ansässige „Kunststiftung Karl Oppermann“.¹¹⁴

In Stendal stellt der „Förderkreis für den Standort Stendal der Hochschule Magdeburg-Stendal“ eine Auffälligkeit dar. Er hat seit seiner Gründung bis Mitte 2012 die Hochschule mit etwa 250.000 Euro unterstützt. Fast die Hälfte des Geldes floss dabei in die Ausgestaltung und Ausstattung des Campus (Schulze o.J. [2012]: 4). Der Verein unterstützt die Vermittlung der deutschen Sprache an ausländische Studierende, vergibt Reisekostenzuschüsse für Auslandspraktika, fördert die Werbung für den Hochschulstandort und unterstützt den Aufbau von Kooperationen zwischen Unternehmen, sozialen Einrichtungen und der Hochschule. Eine für die Stadt nachhaltig prägende Aktivität bestand in der Campus- und Gebäudefinanzierung, welche erst durch eine förderkreisinitiierte Spendenaktion möglich wurde, die eine temporäre Finanzierungslücke schloss. Eine kommunikative Schnittstelle der Hochschule zur Stadt, die vom Förderkreis geschaffen wurde, stellt ein Büro für regionale Zusammenarbeit dar. Ein Wirtschafts- und Sozialbeirat fördert den Austausch zwischen Wissenschaftlern und Praxisvertretern.

Übersicht 30: Stendal: Wirtschaftsbeirat und Sozialbeirat

Die Hochschule Magdeburg-Stendal verfügt am Standort Stendal über einen Wirtschafts-¹¹⁵ und einen Sozialbeirat.¹¹⁶ Diese zielen auf einen institutionalisierten, regelmäßigen Austausch fachbezogener Themen zwischen Hochschulangehörigen und Praxisvertretern. Beide Institutionen wurden vom „Förderkreis für den Standort Stendal der Hochschule Magdeburg-Stendal“ geschaffen. Er wiederum bildet den Kern der Kooperation zwischen Hochschule und Stadt, die damit über eine stabilisierende Struktur verfügen – ohne jedoch die für kleinere Hochschulstädte typische Dominanz von informeller Koordination zu brechen. So konstatiert der Prorektor für den Standort Stendal:

Der Förderkreis „ist der formale Anker. Aber aufgrund der Größe von Stadt und Hochschule läuft sehr viel informell. Wir haben allein über die Beiräte schon Kontakt. Das läuft auf einer informellen Ebene, da braucht man sich gar nicht abzusprechen. Das hat sich einfach so entwickelt. Man trifft sich ja. [...] Man begegnet sich häufig und tauscht sich bei diesen Gelegenheiten eben auch aus. Man muss dafür nicht groß Termine machen.“¹¹⁷

Damit wird zugleich der Eindruck der Akteure vermittelt, die Vernetzung von Hochschule und Stadt würde sich aufgrund der dichten Kommunikation innerhalb einer kleineren Stadt gleichsam von alleine ergeben. Zweifelloser erleichtert räumliche Nähe die Kontaktaufnahme und -pflege. Dennoch bedarf beides oftmals des kontinuierlichen persönlichen Engagements. Mithin kann für Stendal begründet angenommen werden, dass die

¹¹⁴ <https://www.hs-harz.de/hochschule/offener-campus/kunst-und-kultur/ausstellungen/> (20.6.2016)

¹¹⁵ <https://www.hs-magdeburg.de/hochschule/fachbereiche/wirtschaft/leitung-und-gremien.html> (20.6.2016)

¹¹⁶ <https://www.hs-magdeburg.de/hochschule/fachbereiche/angewandte-humanwissenschaften/leitung-und-gremien.html> (20.6.2016)

¹¹⁷ Interview *Wolfgang Patzig*, Prorektor für Hochschulentwicklung und -marketing sowie für den Standort Stendal, 30.10.2014

Kooperation eine starke Veralltäglicung erfahren hat. Hintergrund dieser Normalität von informeller Kooperation ist nicht zuletzt die Entwicklungsgeschichte des Stendaler Hochschulstandorts, genauer: die bis in die frühen 2000er Jahre bestehende Gefahr einer Standortschließung. Die Bedeutung der Gefährdung für die Genese enger Kooperation betont auch der Oberbürgermeister:

„Der enge Kontakt zwischen Hochschule und Stadt ist aus der Geschichte der Hochschule entstanden. Stendal, das muss man ja immer dazu sagen, hat keine Hochschultradition. Die strukturpolitische Entscheidung der Landesregierung Anfang der 1990er Jahre, einen eigenständigen Standort zu etablieren, hat uns in die erfreuliche Situation gebracht, eine ehemals militärisch genutzte Liegenschaft zum Campus umbauen zu können und mit Wissenschaft auch Bildung in die Stadt hineinbekommen zu haben. Das wollen wir hegen und pflegen. Wir haben massiv 2001 und 2002 gegen Pläne gekämpft, diesen Standort wieder aufzugeben. ‚Wir‘ bedeutet immer die gesamte Stadt und der Landkreis.“¹¹⁸

Mit dem bereits frühzeitig aus einer Bürgerinitiative, also „von unten“,¹¹⁹ entstandenen Förderkreis wird zugleich ein zentrales Problem weitgehend informeller Koordination abgemildert: die starke Personenabhängigkeit. So zeigt sich der Prorektor überzeugt: „Wenn hier ein [Personal-]Wechsel erfolgt, wird es keine gravierenden Änderungen geben“.¹²⁰ Gestärkt wird die Verbindung von Stadt und Hochschule auf der persönlichen Ebene zudem durch den Umstand, dass inzwischen Absolventen der Stendaler Hochschulfachbereiche in der Stadtverwaltung, etwa als Kita-Leiter.in, aktiv sind.

Die gute Kooperationsstruktur – der Oberbürgermeister spricht von einer Symbiose – zeigt sich auch daran, dass die Initiative je nach Problemlage sowohl von der Stadt als auch von der Hochschule ausgehen kann – „ein relativ lockeres Geben und Nehmen“.¹²¹ Das lässt sich etwa an der Entstehungsgeschichte der Kinderuniversität und des Senioren-Campus zeigen. Analog zur Entwicklung in Wernigerode ging die Initiative zur Einrichtung der Kinderuniversität von der Hochschule aus, während die Schaffung einer analogen Einrichtung für ältere Menschen von eben diesen eingefordert wurde. Kooperiert wird aber auch auf der Mikroebene, etwa wenn städtische Projekte für Kinder durch die Hochschule begleitet oder umgekehrt Zweitbetreuer für Abschlussarbeiten und Praktika in der Stadt oder bei regionalen Unternehmen vermittelt werden.

9.4. Lokale Wahrnehmungen der Hochschulen

Die Formate, in denen die Öffentlichkeit (unter anderem) über diese stadtbezogene Aktivitäten unterrichtet wird, sind an allen Hochschulen sehr vielfältig: Hochschulwebseite und Hochschulzeitung, Nutzung von Social-Media-Plattformen, Veranstaltungskalender, Rektoratsbericht, Jahrbuch. Hier zeigen sich die Wirkungen einer in den letzten Jahren expandierten Öffentlichkeitsarbeit, mit der sämtliche Hochschulen versuchen (müssen), in einer harten aufmerksamkeitsökonomischen Konkurrenz zu bestehen. Hervorzuheben ist unter den Berichterstattungsformaten vor allem der jährlich erscheinende Forschungsbe-

¹¹⁸ Interview *Klaus Schmotz*, Oberbürgermeister Stendal, 30.10.2014

¹¹⁹ ebd.

¹²⁰ Interview *Wolfgang Patzig*, 30.10.2014

¹²¹ Interview *Klaus Schmotz*, 30.10.2014

richt der Hochschule Merseburg: Er erfüllt die Anforderungen einer niedrigschwelligen Kommunikation mit der Umwelt vorbildlich.¹²²

Für zwei der Städte – Wernigerode und Stendal – haben wir Auswertungen der lokalen Presse, Hochschulzeitung, kommunalen Internetauftritte und strategischen Programmpapieren hinsichtlich ihrer hochschulbezogenen Berichterstattung vorgenommen. Solche Tiefenrecherchen ermöglichen zunächst eine Überprüfung und Ergänzung der Recherche nach Hochschule-Stadt-Interaktionen in anderen Medien. So dokumentiert die Tagespresse oftmals über routinisierte Aktivitäten hinaus einmalige Ereignisse. Zugleich ermöglichen diese Recherchen Einschätzungen hinsichtlich dreier relevanter Aspekte: öffentliche Wahrnehmbarkeit, Resonanz bei den Adressaten und vergleichende Einordnung des medialen Interesses.

Insbesondere eine regelmäßige Presseberichterstattung erhöht die öffentliche Wahrnehmbarkeit der stadt- und regionsbezogenen Aktivitäten der Hochschule. Zugleich indiziert eine fehlende Berichterstattung eine mangelnde Präsenz in der Öffentlichkeit. Darüber hinaus ermöglicht die Auswertung der Berichterstattung die Einschätzung der Resonanz der Zielgruppen: In den Artikeln werden über die Nennung von Teilnehmerzahlen hinaus oftmals Eindrücke zu Reaktionen der Anwesenden vermittelt. Schließlich erlaubt eine solche Presseauswertung eine vergleichende Bewertung des medialen und öffentlichen Interesses für die hochschulischen Aktivitäten, wenn dieses der Berichterstattung z.B. über diverse Vereinsaktivitäten gegenübergestellt wird.

9.4.1. *Wernigerode*

Lokalpresse

Die Erhebung der Hochschulaktivitäten wurde durch eine exemplarische Auswertung des Lokalteils der „Harzer Volkstimme“ für das Beispieljahr 2010 abgeglichen. Sie ergibt zusammengefasst:

- Durchschnittlich sieben eigenständige Beiträge pro Monat widmen sich im Lokalteil der „Harzer Volkstimme“ dem Geschehen an der Hochschule.
- Bei den Beiträgen zur Hochschule dominieren ausführliche Berichte zur KinderHochschule, zur GenerationenHochschule sowie zu Initiativen, die Hochschule frühzeitig für talentierte Schüler zu öffnen. Auch gelegentliche Ausstellungsaktivitäten oder Veranstaltungshinweise werden von der Presse publiziert.
- Bemerkenswert ist der Umstand, dass die Hochschule nur sehr selten als wissenschaftliche Einrichtung beschrieben, sondern offenbar als eine weitere ‚Schule‘ am Ort wahrgenommen wird. Die hochschultypischen Aspekte – Wissenschaft und akademische Lehre – hingegen finden vor allem auf einer monatlichen Sonderseite ihren Niederschlag. Diese weist einen ähnlichen

¹²² vgl. <https://www.hs-merseburg.de/forschen/forschungsberichte/> (18.3.2017)

Charakter wie Hochschuljournale oder Imagebroschüren auf, dokumentiert sie doch vornehmlich positive Entwicklungen an der Hochschule Harz.

Die *KinderHochschule* und *GenerationenHochschule* finden in der Presseberichterstattung besondere Aufmerksamkeit. Solche Angebote für Kinder und ältere Menschen gehören zwar inzwischen zum festen Bestandteil der lokalen Offer-ten fast aller Hochschulen. Doch zeigt in Wernigerode nicht nur die rege Betei-ligung der städtischen Bevölkerung, sondern auch die ausführliche Berichterstat-tung zu jeder einzelnen Veranstaltung, dass damit eine relevante kulturelle Nachfrage bedient wird.

So wird bereits den Ankündigungen der Vorträge und der Information zu An-meldemöglichkeiten relativ großer Platz in der Lokalzeitung eingeräumt. Die Be-richterstattung zu den Veranstaltungen selbst referiert über die (großen) Teil-nehmerzahlen hinaus auch oftmals in geraffter Form die Inhalte der Vorträge. Deren zumeist populärwissenschaftliche Themen finden somit über die Teilneh-mer hinaus ein erweitertes Publikum. Zugleich scheint der Umstand, dass die obligatorische Anmeldung für die Veranstaltungen nur im Internet erfolgen kann, keine wesentliche Zugangsbarriere darzustellen. Während die Kinder-Hochschule keine inhaltlichen Schwerpunktsetzungen erkennen lässt, finden bei der GenerationenHochschule offenbar vor allem medizinische Themen eine besondere Resonanz.

Damit scheinen sich – nicht nur in der medialen Betrachtung – die hochschulischen Aktivitäten vornehmlich an den Zielgruppen Senioren und Kinder auszu-richten. Da für die Stadt Wernigerode der Tourismus besonders wichtig ist, ge-lingt es außerdem dem Fachbereich Tourismus am ehesten, an die Öffentlich-keit anzudocken. Die studentische Initiative „Harzer Interessengemeinschaft der TourismusstudentInnen“ initiiert regelmäßig Projekte für die Bürgerschaft rund um das Thema Reisen und Tourismus. Daneben engagieren sich die Hoch-schule bzw. Studenten des Dienstleistungsmanagements bei der Erstellung di-verser Studien für die Öffentlichkeit (Marktforschung, Umfragen). Auch dem Fachbereich Automatisierung und Informatik gelingt es stetig, in der Presse auf sich aufmerksam zu machen, etwa durch die regelmäßige Ausrichtung der Som-merschule für die gymnasiale Oberstufe mit dem Ziel, Begeisterung für MINT zu erzeugen bzw. Studieninteressierte zu rekrutieren.

Das Hochschulimage prägend haben sich darüberhinaus regelmäßig wechselnde Kunstaustellungen in der Rektoratsvilla sowie verschiedene kulturbeleben-de Angebote, wie das jährliche Sommerfest der Hochschule, etabliert. Aller-dings stoßen diese Veranstaltungen zwar auf öffentliches und mediales Interes-se, doch die Besucherzahlen halten sich trotz organisatorischer Bemühungen der Hochschule in Grenzen und werden von der Presse als teilweise rückläufig beschrieben.

Umgekehrt lässt sich aber insgesamt in der Presseberichterstattung kaum eine nachhaltige Beziehung der Stadt zur Hochschule identifizieren. So sind im Man-telteil der „Harzer Volksstimme“ zwar Berichte über das Geschehen an den an-deren Hochschulen Sachsen-Anhalts an der Tagesordnung – etwa Verweise auf Studentenrekord in Halle, wissenschaftliche Profilierungen der OVGU oder In-formationen über duales Studium. Doch diese werden im Lokalteil nicht in Ver-

bindung zur Entwicklung der Hochschule Harz gesetzt. Ebenso wird in der Berichterstattung nicht erkennbar, dass über die wiederkehrenden Veranstaltungen wie die Generationen- oder Kinderhochschule hinaus Anknüpfungspunkte zwischen den Bürger:innen und der ansässigen Hochschule bestehen.

Auch Berichte zu städtischen oder regionalen Aktivitäten beziehen die Hochschule kaum ein. Damit bleiben Möglichkeiten, auf die Präsenz der Hochschule vor Ort und ihre Bedeutung zu verweisen, oftmals ungenutzt. So blieb etwa in einer zwölfseitigen Anzeigensonderveröffentlichung zum Standort Landkreis Harz die Hochschule unerwähnt (Landkreis Harz 2010). Doch auch Kooperationen zwischen wirtschaftlichen Akteuren und der Hochschule finden wenig Beachtung in der Lokalpresse.

Insgesamt vermittelt die Berichterstattung in der Lokalpresse einen folgenderweise bestimmten Eindruck:

- Die Stadt scheint oftmals ohne ihre Hochschule und scheinbar losgelöst von dieser zu agieren, während diese mit einer Vielzahl an institutionalisierten Aktivitäten und Projekten in die Öffentlichkeit ausstrahlt. Mit anderen Worten: Wenn die Hochschule in in ortsrelevanter Weise aktiv wird, dann findet dies nachhaltigen Niederschlag in der Lokalpresse und ist damit in der Öffentlichkeit präsent.

- Negative oder kritische Berichterstattung bezüglich der Hochschule konnte für das Falljahr 2010 nicht gefunden werden.

- Das mediale Interesse ist – medientypisch – stark auf Ereignisse fokussiert, d.h. die Berichterstattung bleibt streng an Aktivitäten der Hochschule gebunden und wird zumeist erst durch diese ausgelöst. Die Hochschule muss also die mediale Berücksichtigung selbst initiieren und tut dies angesichts der sieben eigenständigen Beiträge pro Monat offenkundig recht erfolgreich. Damit kann der Hochschule Harz neben der relativen Dichte der stadt- und regionenbezogenen Aktivitäten auch eine erfolgreiche Pressearbeit attestiert werden.

- Trotz der relativen stabilen und durchweg positiven Präsenz der Hochschule in der Regionalpresse kann diese prinzipiell nicht mit der Aufmerksamkeit für Sport, Tourismus oder Vereinsaktivitäten (etwa Schützenvereine) konkurrieren. Das wiederum kann kaum überraschen, berücksichtigt man etwa die Vielzahl aktiver Vereine in diesen Bereichen oder auch die Interessenslage der einheimischen Bevölkerung, die sicherlich kaum prioritär über akademische Einrichtungen informiert werden möchte.

So ist wohl davon auszugehen, dass die Aktivitäten der Hochschule Harz und damit ihre Präsenz am Ort dank der medialen Wahrnehmung auch von der städtischen Öffentlichkeit hinreichend zur Kenntnis genommen werden und entsprechend im lokalen Bewusstsein präsent sind. Der Umstand, dass die Verbindung von Stadt und Hochschule selbst nur selten Gegenstand der Presseberichte ist – mithin der Eindruck entsteht, dass den Angeboten der Hochschule an die städtische Öffentlichkeit keine ähnliche Aufmerksamkeit der Stadt für die Hochschule gegenübersteht –, verdankt sich dagegen der medialen Ereignisorientierung. Unsichtbar bleiben dabei relativ intensive informelle Verbindungen zwischen

Stadt und Hochschule, die nicht zuletzt auf persönliches Engagement einzelner Akteure zurückgehen.

Öffentlichkeitsformate der Kommunalverwaltung

Angesichts des starken regionalen Bezugs der Hochschule Harz sowohl hinsichtlich ihres Selbstverständnisses als ihrer Aktivitäten kann eines überraschen: Die Außendarstellung und die Publikationen ihrer (Haupt-)Sitzstadt Wernigerode lassen nur sehr bedingt ein systematisches Interesse der Stadt an der Bildungseinrichtung erkennen. So findet sich im Internetauftritt der Stadt ein reichhaltiges Informationsangebot etwa zum Tourismus, zu kulturellen Einrichtungen oder Schulen und Kindertagesstätten. Ein eigenständiger Verweis auf die örtliche Hochschule indes ist auf der Startseite lediglich in der Fußzeile der Seiten unter der Rubrik „Regionales“ angebracht.

Immerhin: Ein sehr interessierter Seitennutzer kann auf einer Unterseite zu Bildungsangeboten Hinweise auf der Hochschule, auf ihr Transferzentrum, ihre Kinderhochschule und ihre Generationenhochschule recherchieren.¹²³ Allerdings lässt die Platzierung der Hochschule unter dieser Rubrik erkennen, dass die Hochschule analog zur Volkshochschule als Teil der lokalen Bildungsangebote verstanden wird. Nun ist das zwar nicht ganz falsch. Aber es erscheint weder angemessen prominent – die Menüpunkte „Elternstadtrat“ oder „Heiraten in Wernigerode“ etwa sind leichter aufzufinden –, noch entspricht diese Rubrizierung den (nicht nur lokalen) Funktionen oder dem Selbstverständnis einer Hochschule und ihrer Angehörigen. Man denke hier etwa an die Notwendigkeit der überregionalen Rekrutierung von Studierenden.

Eine ergänzende Betrachtung der Verwaltungsberichte der Stadt aus den Jahren 2007–2014, laut Vorwort des Oberbürgermeisters mit den Geschäftsberichten eines Unternehmens gleichzusetzen, korrigiert das Bild ein wenig. Diese Berichte lassen in gewissem Kontrast zu den eher randständigen Verweisen auf der städtischen Homepage eine zumindest punktuelle Zusammenarbeit mit der Hochschule erkennen.¹²⁴ Dauerhafte Kooperationen finden demnach etwa im Bereich der Öffentlichkeitsarbeit sowie zwischen den Gleichstellungsbeauftragten der Stadt und der Hochschule statt. Letztere initiierten 2008 den International Women's Club Wernigerode, in dem Frauen aus verschiedenen Ländern den kulturellen Austausch pflegen. 2014 wurde der Club für sein herausragendes Engagement mit dem Integrationspreis des Landes Sachsen-Anhalt ausgezeichnet. Daneben findet sich eine Reihe projektbezogener Kooperationen, etwa bei der Erstellung von Machbarkeitsstudien oder der Entwicklung von Software. (Wernigerode 2009: 14; 2010; 2014: 25)

¹²³ Dafür muss man sich durch folgende Menüpunkte klicken: „Stadt – Bürger“ → „Bildung / Kitas & Schulen“ → „Bildungsangebote“ (<http://www.wernigerode.de/de/bildungsangebote.html>, 9.8.2014).

¹²⁴ Die Berichte sind abrufbar unter <http://www.wernigerode.de/de/verwaltungsbericht.html> (19.3.2016).

ISEK

Die Integrierten Stadtentwicklungskonzepte (ISEK) Wernigerodes nehmen nur cursorisch auf die Hochschule Bezug und verhandeln diese zumeist als Rahmenbedingung der städtischen Entwicklung. Wernigerode hatte 2001 im Rahmen des Bund-Länder-Programms „Stadtumbau Ost“ durch ein externes Büro ein Stadtentwicklungskonzept erarbeiten lassen (Wallraf/Reichelt 2001), das im Jahr 2004 fortgeschrieben wurde (Wallraf et al. 2004). Dieses Konzept diente als „Leitlinie und Handlungsgrundlage für Entscheidungen in Politik und Verwaltung bis zum Jahr 2010“.¹²⁵ Eine weitere Fortschreibung des ISEK für die gesamte Stadt erfolgte seitdem nicht mehr.¹²⁶

Zugeschnitten auf die Teilnahme am Bund-Länder-Programm „Stadtumbau Ost“ vereinen die ISEK der Jahre 2001 und 2004 Bestandsaufnahmen mit Handlungsempfehlungen, um „die Attraktivität der Stadt Wernigerode als Wohnort mit hoher Lebensqualität nachhaltig zu stärken“ (Wallraf/Reichelt 2001: 129). 2001 spielt die Hochschule selbst – wie in den ISEK anderer Städte zu diesem Zeitpunkt auch – eine eher marginale Rolle. Sie wird als Bestandteil der Funktionen der Stadt als Bildungsstandort aufgeführt; auch in der historischen Darstellung wird ihr Beitrag zur Entwicklung Wernigerodes zum Bildungsstandort erwähnt (Wallraf et al. 2001: 6, 9). Immerhin aber erscheint die Hochschule auch als Teil der Leitlinien künftiger Stadtentwicklung:

„Das Leitbild der Stadtentwicklung von Wernigerode ruht auf drei Pfeilern:

- Stadt zukunftsfähiger Industrie, innovativer Technikforschung und praxisnaher Hochschulbildung;
- Stadt des Tourismus, Denkmal einzigartiger Fachwerkarchitektur und Baukunst, Eingangstor zum Harz, Ort der naturverbundenen Erholung;
- Stadt in privilegierter naturräumlicher Lage mit hoher Lebensqualität, attraktiven Wohnumlieus, weltoffener Mentalität und vielfältiger Kultur.“ (Ebd.: 9; Aufzählungsgliederung DH/PP).

Sichtbar wird hier, dass die Hochschule zumindest punktuell als wesentlicher Bestandteil der Stadt betrachtet wird: „innovative Technikforschung und praxisnahe Hochschulbildung“ werden im ersten der drei Pfeiler der Zukunft genannt. Etwas inkonsistent zu dieser prominenten Platzierung der Hochschule im Leitbild ist dann aber die summarische Selbstdarstellung im gleichen Papier. Dort wird die Hochschule unter den Begriff „Bildungsort“ subsumiert, was jedoch kein Alleinstellungsmerkmal formuliert: Immerhin ist jede Kreisstadt auch Bildungsort, insofern es dort immer mindestens Grund- bzw. Mittelschulen, Gymnasium, Kreisvolkshochschule und Kreismusikschule gibt. Dagegen hat keineswegs jede Kreisstadt auch eine Hochschule aufzuweisen, so dass die zusammenfassende Selbstdarstellung ein angesichts der Größe Wernigerodes bemerkenswertes Ausstattungsmerkmal aus der Wahrnehmung verschwinden lässt:

¹²⁵ http://www.wernigerode.de/de/stadtentwicklung_wr/stadtentwicklungskonzept-20024644644.html (3.4.2013)

¹²⁶ 2011 wurde für die Wernigeröder Altstadt im Rahmen ihrer Aufnahme in das Bund-Länder-Programm „Aktive Stadt- und Ortsteilzentren“ ein Stadtteilentwicklungskonzept vorgelegt (Reichelt et al. 2011).

„Die Stadt ist Mittelzentrum und Vorrangstandort für landesbedeutsame großflächige Industrieanlagen. Wernigerode ist Sitz der Kreisverwaltung, Bildungsort, Tourismusziel, Kulturstadt und Ansiedlungspunkt bedeutsamer Gesundheits-, Betreuungs- und Pflegeeinrichtungen. Die Stadt verfügt über erhebliche Handels- und Dienstleistungskapazitäten. Als Industriestandort hat Wernigerode überregionale Bedeutung.“ (Ebd.: 19)

Zudem findet eine Thematisierung der Hochschule zumeist als Element der wirtschaftlichen Entwicklungspotenziale Beachtung und wird entsprechend nur unter dieser Fragestellung im weiteren Bericht erwähnt (ebd.: 24). Gegenüber dieser Verortung weist das ISEK des Jahres 2004 kaum nennenswerte Verschiebungen auf. Die Hochschule erscheint hier erneut als Bestandteil der Bildung, welche wiederum – neben der Industrie und dem Tourismus – als einer von drei Grundpfeilern der wirtschaftlichen Entwicklung verhandelt wird. Gleiches gilt für den Stadtteilentwicklungsplan 2011 – nicht zuletzt, weil dieser die hochschulbezogenen Textblöcke der älteren ISEK reproduziert.

Ein bemerkenswertes Detail ist der Umstand, dass das ISEK des Jahres 2001 eine Erhebung unter etwa 600 Wernigeröder Haushalten zur Frage dokumentiert, welche Orte sie als besonders veränderungswürdig empfinden. Von elf Haushalten wird hier das Gelände der ehemaligen Papierfabrik genannt (Wallraf/Reichelt 2001: 16) Diese Industriebrache befindet sich damit aus Einwohnersicht unter den zehn Orten innerhalb der Stadt mit dem dringendsten Veränderungsbedarf. Dieser Umstand ist insofern beachtenswert, da das Areal im weiteren Konzept keine Erwähnung findet, obwohl bereits im Jahr 2002 auf diesem Gelände die Grundsteinlegung für den Bau des Zentralgebäudes der Hochschule erfolgen sollte. Dieses beherbergt seit 2004 u.a. das Audimax und die Hochschulbibliothek.¹²⁷ Damit wurde offenkundig mittels des Hochschulbaus ein für die Anwohnerschaft relevantes städtebauliches Problem gelöst. Die fehlende Erwähnung derartiger Großprojekte – immerhin wurde 17 Millionen Euro investiert – zeigt aber auch, dass sich die ISEK nur bedingt als Informationsquelle hinsichtlich des Verhältnisses von Stadt und Hochschule eignen.

9.4.2. *Stendal*

Berichterstattung in der Lokalpresse

Ausgewertet wurde für das Beispieljahr 2010 die „Stendaler Volksstimme“. Dies ermöglicht Einschätzungen hinsichtlich dreier relevanter Aspekte: öffentliche Wahrnehmbarkeit der regionalen Aktivitäten, die Resonanz bei den Adressaten und eine vergleichende Einordnung des medialen Interesses. Eine regelmäßige Presseberichterstattung indiziert mithin die öffentliche Wahrnehmbarkeit der stadt- und regionsbezogenen Aktivitäten der Hochschule. Zugleich verweist eine fehlende Berichterstattung auf eine mangelnde Präsenz in der Öffentlichkeit. Die Auswertung ergibt:

¹²⁷ <http://www.medieninformatik.de/papierfabrik.html> (12.3.2013)

- Durchschnittlich fünf eigenständige Beiträge pro Monat widmen sich im Lokalteil der „Volkstimme“ dem Geschehen am Standort Stendal.
- Zwar dominieren bei den Beiträgen zur Hochschule Berichte zur Kinderuniversität sowie zur weiteren baulichen Entwicklung des Campus. Allerdings ist auch eine große Offenheit für alle anderen Aktivitäten zu verzeichnen – seien es öffentliche Vorlesungen, Forschungsprojekte oder die Kooperation mit regionalen Akteuren im Zuge der Ausbildung, etwa durch Praktika oder die Betreuung von Studienabschlussarbeiten.
- Bemerkenswert ist, dass die Erfahrungen von Studierenden in der Stadt selbst wie in der Ausbildung regelmäßig im Fokus des Interesses stehen. Dabei finden insbesondere ausländische Studierende, die zumeist Kurzvisiten oder Sprach- und Vorbereitungskurse in Stendal absolvieren, besonderes Interesse.
- Monatlich enthält der Mantelteil der „Stendaler Volksstimme“ zudem die Sonderseite „Campus Magdeburg“, die über Ereignisse und Entwicklungen an den Hochschulen der Region berichtet. Da diese Sonderseite – wie ihr Name bereits verrät – nicht auf Stendal zugeschnitten ist, dominieren wie in der Hochschulzeitschrift „treffpunkt campus“ Berichte zur Otto-von-Guericke-Universität und der Hochschule am Standort Magdeburg. Berichte zum Standort Stendal sind hier – wenig überraschend – höchst selten.

Insgesamt lässt sich festhalten, dass die Berichterstattung recht umfassend ausfällt, mithin stadt- und regionenbezogene Aktivitäten oder Erfahrungsberichte von Studierenden einen hinreichenden Nachrichtenwert besitzen und die Öffentlichkeit entsprechend gut informiert wird. Erkennbar werden dabei auch die regionale Bedeutung der Hochschule thematisiert, etwa bei Forschungsprojekten, und Kooperationen zwischen Stadt und Hochschule.

Hochschulzeitschrift

Die zunehmende Aufmerksamkeit auch für die Kommunikation regionaler Aktivitäten wird in der Zeitschrift „treffpunkt campus“ deutlich, die viermal jährlich von der Hochschule Magdeburg-Stendal herausgegeben wird. Die Zeitschrift räumt den regional relevanten Aktivitäten an beiden Standorten einen breiten Raum ein. Wenig überraschend sind im Vergleich zu den Aktivitäten am Hauptstandort Magdeburg die am Standort in der Altmark deutlich seltener zu finden. Dieses Ergebnis entspricht näherungsweise der geringeren Größe nicht nur des Stendaler Hochschulteils, sondern auch seines Standortes, also der Stadt Stendal selbst.

Bemerkenswert ist jedoch, dass sich im Zeitverlauf eine deutliche Tendenz zur verstärkten Berichterstattung der Stendaler Aktivitäten beobachten lässt. Dabei ist davon auszugehen, dass die Zahl der Aktivitäten ebenso zugenommen hat wie das Interesse, diese öffentlichkeitswirksam zu kommunizieren: So fand zunächst nur die – höchst bemerkenswerte – Spendenaktion zur Finanzierung eines vorgezogenen Baubeginns Resonanz in der Hochschulzeitschrift, während in den Jahren zuvor Stendal in der Berichterstattung praktisch keine Rolle spielte. Stelle von 2006 bis 2008 die Spendenaktion und der Hochschulbau das zentrale

Thema mit Stendal-Bezug dar, so erhielt ab dem Jahr 2008 die Stendaler Kinderuniversität eine herausgehobene Rolle. Auch die Veranstaltungen für Senioren, die 2012 einsetzten, wurden in diesem Kontext später immer wieder erwähnt. Daneben fanden auch andere kinderbezogene Aktivitäten ihren Widerhall in der Hochschulzeitschrift.

Die genannten Aktivitäten verdanken sich nicht zuletzt dem Profil der dort angesiedelten Fachbereiche. Die Berichte zu Forschungsaktivitäten mit regionalem Bezug am Standort Stendal weisen – auch dieses ist fachbereichsbedingt – einen starken Bezug zu Problemen des demografischen Wandels auf. Sie reichen von der Erforschung schrumpfender Dörfer über die Frühpädagogik bis hin zu Fragen des Umgangs mit Demenz. Gelegentlich erschienen zudem Berichte zum Konjunkturteam Altmark, einem Projekt des Fachbereichs Wirtschaft, das sich der Bereitstellung von Daten zur wirtschaftlichen Entwicklung der Altmark widmet.

Auffällig ist eine fachbereichsspezifische Unwucht: Abgesehen vom Konjunkturteam Altmark werden Aktivitäten aus den Fachbereich Wirtschaft nur am Rande vermeldet, während es von 2000 bis 2015 gut 20 Zeitschriftenbeiträge zu Projekten gab, die aus dem Fachbereich Angewandte Humanwissenschaften stammen. Dieser Umstand ist nicht nur darauf zurückzuführen, dass etwa die Kinderuniversität deutlich publikumswirksamer ist, denn gleiches gilt nicht für solche Aktivitäten wie die Beteiligung am Flechtwerk Demenz, über die dennoch berichtet wird. Zu vermuten ist, dass die beiden Fachbereiche deutliche Unterschiede in der regionalen Orientierung, aber auch hinsichtlich der internen Öffentlichkeitsarbeit aufweisen.

Bemerkenswert ist schließlich, dass in der Hochschulzeitschrift übergreifend, wenn auch zumeist mit Schwerpunktsetzung auf das Büro für regionale Zusammenarbeit, auf die regionale Vernetzung am Standort Stendal aufmerksam gemacht wird („Die Hochschule spinnt sich ...“ 2015). Diese zunehmende Dokumentation stadt- und regionenbezogener Aktivitäten in Stendal zeigt eine gestiegene Aufmerksamkeit der hochschulischen Pressearbeit für das Thema. Sie reflektiert aber noch nicht, ob dies auch von einer breiteren Öffentlichkeit vor Ort wahrgenommen wird. Hinweise darauf kann die Auswertung der Berichterstattung in der regionalen Presse außerhalb der Hochschule geben.

Städtische Homepage

Der erste Weg zu Informationen über eine Stadt führt heute häufig, wenn nicht überwiegend über deren Homepage. Betrachtet man den Internetauftritt der Hansestadt Stendal, so hat dieser in den letzten Jahren einen gewissen Wandel vollzogen. Noch im Jahr 2013 präsentierte sich die Stadt – entsprechend ihres Marketingkonzepts – zentral als die Stadt der Backsteingotik, als Rolandstadt und Geburtsstadt Winckelmanns. Die Seite diente damit – neben ihrer Funktion als Informationsportal für die Bürgerschaft – der Profilierung Stendals als touristisches Ziel. Zugleich machte die Seite prominent auf ihre örtliche Hochschule aufmerksam. Bereits auf der Eingangsseite fand sich unter dem Titel „Studieren? – Nur in der Hansestadt Stendal!“ ein Verweis auf ein umfassendes Infor-

mationsangebot zu den angebotenen Studiengängen an der Hochschule sowie zu Wohnmöglichkeiten, Behörden und Freizeitangebote in der Stadt.¹²⁸

Durch die Neugestaltung der Homepage sind Informationen zu Tourismus oder zur Hochschule keineswegs verschwunden. Allerdings hat sie ihre prominente Platzierung verloren. Die umfassenden Informationen zu Studium finden sich zwar weiterhin, aber ein wenig versteckter – unter der Rubrik „Bildung & Freizeit“.¹²⁹ Dort wiederum präsentiert sich die Stadt vor allem als Studierendenstadt, nicht als Wissenschaftsstandort. In deutlicher Konvergenz und Kooperation mit der Hochschule zielt die Darstellung mithin auf die kontinuierliche Rekrutierung von Studienanfängern bzw. studentischen „Neubürger/innen“.¹³⁰

Positionspapier „Hochschulstandort Stendal – Unser Selbstverständnis“

Das 2001 beschlossene ISEK zielte vor allem auf den Rückbau von leerstehendem Wohnraum. Auch das fortgeschriebene, 2015 durch den Stadtrat beschlossene Stadtentwicklungskonzept enthält keine hochschulbezogenen Elemente.¹³¹ Ersatzweise lässt sich ein 2014 vorgestelltes Papier zum Selbstverständnis des Hochschulstandorts Stendal heranziehen (HS MDS 2014).

Deutlich erkennbar ist darin die Bindung der regionalen Aktivitäten an die hochschulischen Kernaufgaben Forschung und Lehre. Daraus folgt auch, dass die regionsbezogenen Interaktionen durch das wissenschaftliche Profil bestimmt werden, d.h. insbesondere durch die beiden in Stendal ansässigen Fachbereiche Angewandte Humanwissenschaften und Wirtschaft. Aufschlussreich ist dabei, dass diese Aktivitäten nicht nur mit dem Verweis auf die gesellschaftlichen Aufgaben einer Hochschule begründet werden. Vielmehr wird die Intensivierung der regionalen Verankerung auch explizit als Sicherungsstrategie des Hochschulstandortes verstanden:

„Mit dieser gemeinsamen Orientierung werden Hochschule, Landkreise, Städte und Verbandsgemeinden der Altmark mit weiteren regionalen Akteuren noch stärker zusammenrücken als ‚gemeinsame Stimme‘ in der Altmark. Es wird von allseitigem Nutzen für die Region sein, und zudem der Hochschule nützen, Politik und Stendaler Öffentlichkeit als Bündnispartner für unsere Anliegen und gegen die Sparpolitik der Landesregierung zu gewinnen.“ (Ebd.: 6)

Entlang der Schwerpunkte werden folgende Aktivitäten genannt, die bereits jetzt die städtische und regionale Verankerung der Hochschule zeigen:

■ *Akademische Ausbildung*: Regionale Relevanz besäßen vor allen die Forschungs- und Praxiskompetenzen des Kompetenzzentrums Frühe Bildung, der

¹²⁸ <http://www.stendal.de/> (30.10.2013)

¹²⁹ <http://www.stendal.de/de/hochschulstadt-stendal.html> (20.8.2014)

¹³⁰ http://www.stendal.de/de/studieren__nur_in_stendal.html (20.1.2013)

¹³¹ So Klaus Schmotz, Oberbürgermeister der Hansestadt Stendal im Interview, 30.10.2014. Auf den Text des Stadtentwicklungskonzepts der Hansestadt Stendal kann nicht zurückgegriffen werden, da dieses – trotz mehrfacher Anfragen bei der Stadtverwaltung – den Autoren nicht vorliegt.

An-Institute der Hochschule (KinderStärken,¹³² Mistel¹³³ und InVite¹³⁴) sowie des Konjunkturteam Altmark¹³⁵ und der Forschungsgruppe SPiRiT.¹³⁶ Die Verstärkung der regionalen Kooperationen soll zudem durch die zentrale Ansprechstelle der Hochschule in Stendal, dem Büro für regionale Zusammenarbeit, vorangetrieben werden. Als Ziel wird auch eine punktuelle räumliche Ergänzung der Hochschule genannt, etwa durch ein Studentenwohnheim oder ein studentisches Kommunikationszentrum, um den Campus hin zur Altstadt zu öffnen. (Ebd.: 3)

■ *Studierende:* Die Studierenden beleben vor allen über den Verein StuVe Stendal¹³⁷ das kulturelle Angebot in Stendal. Dazu gehören die fet-Bar in der Mensa, der jährliche Hochschulball und das jährliche Sommerfest. (Ebd.: 3)

■ *Regionale Verankerung:* Die Hochschule möchte entlang ihrer inhaltlichen Schwerpunkte an der regionalen Entwicklung mitwirken. Diese Mitwirkung erfolge vor allem durch die Beteiligung an Projekten zu gesundheitlichen, demografischen sowie kinder- und jugendbezogenen Fragen. (Ebd.: 4)

■ *Bildungsauftrag:* Die Hochschule versteht sich als Teil der Stendaler Bildungslandschaft. Entsprechend sieht sie die Förderung und Integration junger Menschen aus der Region als eine „gesamtgesellschaftliche Gestaltungsaufgabe“, die in Kooperationen mit regionalen Partnern bearbeitet werden soll. Grundlegend dafür sei eine Offenheit für alle Teile der Gesellschaft, wie sie etwa in den Angeboten für Kinder und Senioren sichtbar wird. Zudem sollen die Weiterbildungsangebote an den Interessen regionaler Partner in der Altmark ausgerichtet werden. (Ebd.: 4)

■ *Offenheit und Internationalisierung:* Die Hochschule betont ihre wichtige Rolle für die Förderung eines offenen und vorurteilsfreien Zusammenlebens. Auch um dieses zu stärken, bemüht sich die Hochschule um die Erhöhung des Anteils internationaler Studierender, die bereits jetzt durch Aktivitäten wie Stipendien gefördert werden. Ebenso bedeutsam sei in diesem Kontext die Förderung der kulturellen Vielfalt, die durch Kooperation der Hochschule mit regionalen Akteuren und eigene Aktivitäten erfolge. (Ebd.: 5)

■ *Nachhaltige Zusammenarbeit:* Die Hochschule strebt die Schaffung institutionalisierter Formen des Austauschs in der Stadt und Region an. Dazu zählen die

¹³² Dessen Aktivitäten zielen auf die Verbesserung der Lebensbedingungen und die Stärkung der Kompetenzen von Kindern in Stendal und Umgebung auf der Grundlage neuester kindheitswissenschaftlicher Erkenntnisse; vgl. <http://www.kinderstaerken-ev.de/> (20.5.2016).

¹³³ Magdeburger Institut für Supervision, Therapie, Evaluation und Lehre mit Standorten in Magdeburg und Stendal, vgl. <http://www.spi-research.eu/mistel-post/home/> (20.5.2016)

¹³⁴ Institut für Versorgungsforschung, Intervention, Therapie und Evaluation, vgl. <https://www.2d.hs-magdeburg.de/forschung/kompetenzzentren/an-institute-der-hochschule.html> (30.5.2016)

¹³⁵ ein Projekt des Fachbereichs Wirtschaft der Hochschule Magdeburg-Stendal (FH): Studierende beobachten hier die wirtschaftliche Entwicklung der Altmark im Norden Sachsen-Anhalts; vgl. <http://www.sten.dal.hs-magdeburg.de/project/konjunktur/index.htm> (20.5.2016)

¹³⁶ Scienc Projects in Radio and Information Technology, 2012 als Einrichtung des Instituts für Management und des Instituts für Elektrotechnik der Hochschule Magdeburg-Stendal gegründet; vgl. <http://spirit.hs-magdeburg.de/spirit/> (20.5. 2016)

¹³⁷ vgl. http://www.stuve-stendal.de/Studierendenverein_Hochschule_Stendal_-_StuVe_Stendal_e.V./StuVe_e.V..html (20.5.2016)

Altmark-Konferenz oder das Standorttreffen, auf dem Arbeitsgruppen zu Themen wie Demografie oder Diskriminierung eingerichtet werden. Darüber sollen bestehende „Leuchtturm“-Projekte wie die Kinderuniversität oder der Senior-Campus besser herausgestellt und neue geschaffen werden. (Ebd.: 6)

9.5. Zwischenresümee

Die Schlaglichter, die hier auf die Wissenschafts-Stadt-Interaktionen dreier Mittelstädte geworfen werden konnten, beziehen sich vornehmlich auf die ortsansässigen Hochschulen. Fallweise ergeben sich dabei auch Hinweise darauf, dass nichthochschulische Wissenschafts- bzw. wissenschaftsnahe Einrichtungen einbezogen sind, doch bleiben diese Hinweise vereinzelt.¹³⁸ Dies verweist darauf, dass die außerhochschulischen Institutionen noch eher zufällig lokal wirksam werden. Damit werden implizit zugleich unausgeschöpfte Potenziale, die drei Mittelstädte an wissenschaftsgesellschaftliche Entwicklungen anzubinden, deutlich.

Insgesamt dominieren bei den auf den jeweiligen sitzortbezogenen Hochschulaktivitäten solche, die auf die wirtschaftliche Stabilität bzw. Dynamik gerichtet sind. Die Handlungsfelder „Innovation und Produktivitätssteigerung“ – dies sind vor allem FuE-Projekte – sowie „regionale Fachkräfteversorgung“ werden dabei vorrangig bedient. Besonders verbreitet sind Aktivitäten zur Gewinnung von studierwilligen Schulabgängern, Weiterbildungsangebote, Career Service sowie Institutionen zur Unterstützung von Gründern und Transferstellen. Zum Teil zielen die hochschulischen Maßnahmen auch auf Einnahmesteigerungen der Hochschulen ab. Dies betrifft vor allem kostenpflichtige Weiterbildungsangebote, die entweder schon etabliert sind oder angestrebt werden, und Patentverwertungen, FuE-Projekte sowie Technologietransfer.

Doch auch Hochschulaktivitäten, die auf die nichtökonomischen Voraussetzungen von lokalen Entwicklungen zielen, also auf Wirkungen in sozialen oder kulturellen Bereichen abstellen, sind in relevantem Umfang gegeben. Als Maßnahmen kommen hier besonders häufig Seniorenuniversitäten sowie Bildungsangebote für Schüler:innen vor. Daneben gibt es eine Vielzahl von Aktivitäten, die vereinzelt auftauchen und zeigen, dass hochschulische Beiträge weit über den Mainstream der häufig umgesetzten Handlungsoptionen hinausgehen können. Dabei handelt es sich z.B. um Service Learning für Studierende oder Kooperationen mit der Stadt in der Daseinsvorsorge.

An der Hochschule Merseburg ist die Third Mission Im Rahmen des Hochschulentwicklungsplans 2015–2025 als strategische Gestaltungsebene definiert worden (HoMe 2015: 8). An untersetzenden Aktivitäten mangelt es nicht. Dabei liegen die Schwerpunkte in den Bereichen Weiterbildung und Transfer. Das Verständnis, dass man als Fachhochschule insbesondere die Praxishöhe der Lehr- und Forschungsaktivitäten betonen müsse, ist auch infrastrukturell unteretzt.

¹³⁸ Das wird auch durch die ausführlicheren Ergebnisdarstellungen der zugrundeliegenden Untersuchung in Hechler/Pasternack (2018: 134-186) bestätigt.

In Wernigerode lassen die Kooperationen zwischen der Stadt und der Hochschule ein anlassbezogenes und pragmatisches Verhältnis zueinander erkennen. Eine systematische Zusammenarbeit – die sich etwa in der Schaffung fester Strukturen oder Ansprechpartner niederschläge – ist jedoch nicht zu erkennen. Angesichts der dennoch gegebenen kontinuierlichen stadt- und regionsbezogenen Angebote der Hochschule sowie ihrer punktuellen Zusammenarbeit mit der Stadt lässt sich das Fehlen einer formalen Struktur nicht als unmittelbares Defizit deuten. Soll der Verzicht auf Formalstrukturen indes nicht zu wechselseitiger Ignoranz oder völliger Beliebigkeit führen, dann müssen diese durch informelle Koordination substituiert werden.

Diese Form der Netzwerkbildung kann fallbezogen sehr flexibel aktiviert werden und sichert oftmals den raschen Zugriff auf die Ressourcen der Partner. Allerdings ist es verfehlt, anzunehmen, dass sich in Mittelstädten mit ihrer geringen Einwohnerzahl durch die alltägliche Interaktion derartige Netzwerke von selbst generieren. Auch hier müssen kontinuierlich Kontakte gesucht, verstetigt und ggf. erneuert werden – dies aktiv zu betreiben, ist auch dann nötig, wenn verschiedene Einrichtungen dafür Anlässe bieten.

Für Stendal lässt sich festhalten, dass bereits seit Mitte der 1990er Jahre eine intensive Kooperation zwischen Stadt und Hochschule besteht. Diese verdankt sich nicht zuletzt dem Kampf um den Erhalt der Hochschule, mithin einer Krisenerfahrung, und dem letztlich erfolgreichen Bestreben, mittels einer proaktiven Politik eine dauerhafte Bestandssicherung zu erreichen. Die informelle Kommunikation vor Ort ist prägend für die Zusammenarbeit beider Seiten, findet aber im Förderkreis eine institutionelle Absicherung, die insbesondere die Personenabhängigkeit reduziert.¹³⁹

¹³⁹ Die Etablierung intensiver Kooperationsbeziehung aufgrund externer Bedrohung ist sicherlich nicht spezifisch für Stendal. So gewann etwa Lübeck den Wettbewerb des Stifterverbandes „Stadt der Wissenschaft“ infolge der gemeinsam von Stadt und Hochschule abgewehrten Universitätsschließung.

10. Hochschulen und Forschungsinstitute und die IBA „Stadtumbau 2010“¹⁴⁰

Die Internationale Bauausstellung „Stadtumbau Sachsen-Anhalt 2010“ (2002–2010) war ein Experiment von bundesweiter Bedeutung, das auch in internationalen Fachkreisen Beachtung gefunden hat: Die IBA zielte darauf, der Herausforderung schrumpfender Städte zu begegnen, indem diese Städte selbst exemplarische Antworten darauf entwickeln. Insgesamt 19 Städte hatten sich an der IBA beteiligt. 15 dieser Städte entwickelten dafür lokale Profile, die auf Bildungsfragen entweder fokussiert waren oder diese explizit einbezogen (i.f. „IBA-Bildungsstädte“). Davon waren 14 mittelgroße Städte.¹⁴¹

Wenn Bildungsprozesse und -strukturen zum Gegenstand von Stadtentwicklung werden, dann liegt es nahe, dass auch die ortsansässigen Wissenschaftseinrichtungen involviert sind. Am Beispiel der 14 IBA-Bildungsstädte lässt sich prüfen, ob Stadtentwicklungsprozesse an solchen Orten besser gelingen, an denen auch Hochschulen oder Forschungsinstitute vorhanden sind.

10.1. Beteiligungsverhalten der Hochschulen und Forschungseinrichtungen

In sechs der zehn Städte mit wissenschaftlichen Institutionen waren die ortsansässigen Einrichtungen in der einen oder anderen Weise in den IBA-Prozess ihres Sitzortes involviert:

- *Bernburg und Hochschule Anhalt*: Für die Reorganisation des Stadtparks „Alte Bibel“ am Saaleufer beschäftigten sich Studierende der Hochschule Anhalt mit der Erarbeitung von Gestaltungskriterien (IBA-Büro 2007: 120);
- *Dessau und Stiftung Bauhaus Dessau*: konzeptionelle Unterstützung der Stadt bei der Ausarbeitung des IBA-Profiles;¹⁴²
- *Dessau, Stiftung Bauhaus Dessau und Hochschule Anhalt*: Entwicklung des Wissensquartiers vor allem durch Umgestaltung der ehemaligen Kaufhalle am Bauhaus zur „Wissenshalle“, d.h. eines gemeinsamen Bibliotheksgebäudes der beiden Institutionen (Locke 2009; vgl. Steglich 2010: 616);
- *Köthen und Hochschule Anhalt*: die Hochschule hatte die Verantwortung für die EDV der Europäischen Bibliothek für Homöopathie übernommen;¹⁴³

¹⁴⁰ Mitautor: **Uwe Grellak**

¹⁴¹ Die 15. IBA-Bildungsstadt war Wanzleben, eine Kleinstadt in der Börde.

¹⁴² Interview *Heike Brückner*, Landschaftsarchitektin, Wissenschaftliche Mitarbeiterin der Stiftung Bauhaus Dessau, von 2002 bis 2010 tätig für die IBA Stadtumbau, insbesondere für das Umbauprojekt der Stadt Dessau-Roßlau, 13.9.2012

¹⁴³ Bericht des Evaluationsgesprächs der IBA-Stadt Köthen am 09. Oktober 2006, in: Slg. Bauhaus Dessau, Bestand IBA-Büro, Ordner: Köthen, Grundlagen: „Ergebnisse Evaluation“, S. 29

- *Merseburg und Hochschule Merseburg*: zu IBA-Beginn Beteiligung der Fachhochschule an der IBA-Profilentwicklung als zentraler Akteur. Mit stark ausschlagenden Amplituden war die Hochschule dann auch operativ an der IBA beteiligt;
- *Stendal und Hochschule Magdeburg-Stendal*: Beteiligung an der Entwicklung der lokalen Bildungslandschaft, z.B. durch deren Kartierung und den Aufbau der Kinderuniversität (vgl. Geene et al. 2011), und Mitarbeit in der IBA-Projektwerkstatt-Arbeitsgruppe Technische Infrastruktur (Voigt 2010);
- *Wittenberg und Institut für Hochschulforschung* (An-Institut der MLU in der Stiftung Leucorea): konzeptionelle Entwicklung des „Campus Wittenberg“ (vgl. Pasternack/Müller 2005);
- *Wittenberg und Stiftung Leucorea, Institut für Hochschulforschung, Institut für Deutsche Sprache und Kultur, Wittenberg-Zentrum für Globale Ethik*: operative Beteiligung durch Mitwirkung am Campus Wittenberg.¹⁴⁴

Nicht involviert in die jeweiligen örtlichen IBA-Prozesse waren die ortsansässigen Hochschulen bzw. Hochschulteile in vier der zehn IBA-Hochschulstädte:

- Aschersleben: Fachhochschule der Polizei,
- Halberstadt: Hochschule Harz, Fachbereich Verwaltungswissenschaften,
- Halle: Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg,
- Magdeburg: Otto-von-Guericke-Universität.

Vier der IBA-Hochschulstädte kooperierten nicht nur mit ihrer eigenen, sondern auch mit einer nicht ortsansässigen sachsen-anhaltischen Hochschule:

- *Bernburg und Universität Magdeburg*: Für die ersten konzeptionellen Überlegungen zur Gestaltung seines Campus Technicus hatte sich Bernburg der Unterstützung durch die Magdeburger Professorin für Allgemeine Didaktik und Theorie der Schule, Renate Girmes, versichert.
- *Köthen und Universität Magdeburg*: gemeinsame Konzipierung eines (dann nicht zustande gekommenen) berufs begleitenden Homöopathie-Masterprogramms für Ärztinnen, Ärzte und andere approbierte Heilberufe;¹⁴⁵
- *Merseburg und Universität Halle*: Etablierung des Europäischen Romanikzentrums als An-Institut der MLU (vgl. Frese 2010: 692);
- *Wittenberg und Hochschulen Harz und Merseburg*: Planungen für eine (dann nicht zustande gekommene) Kulturakademie mit einem zweieinhalbjährigen Fernstudium mit dem Abschluss MBA in der Cranach-Stiftung (vgl. Nitz 2007).

Daneben organisierten sich eine der IBA-Bildungsstädte ohne wissenschaftliche Institutionen die Unterstützung einer sachsen-anhaltischen Hochschulen bei der Umsetzung ihres IBA-Programms: In *Weißenfels* schloss im Rahmen der IBA-

¹⁴⁴ <http://www.campus-wittenberg.de/verein/partner+mit+bildungsangeboten/partner.html> (14.9.2013)

¹⁴⁵ <http://www.homoeopathie-koethen.de/index.php?menuid=18> (23.1.2012); vgl. Heilmeyer (2010a: 656). Zu den Gründen des Scheiterns Karl-Heinz Daehre: „Dass das nicht geklappt hat, war am Ende der Tatsache geschuldet, dass es nach wie vor große Unterschiede zwischen Schulmedizin und Homöopathie gibt, und dass die Schulmedizin gegenüber der Homöopathie noch sehr reserviert ist.“ (in Akbar et al. 2014: 432)

Aktivitäten das Netzwerk Ernährungsgewerbe Sachsen-Anhalt Süd mit der Hochschule Anhalt, Standort Bernburg einen Kooperationsvertrag. Dieser regelt die Zusammenarbeit auf den Gebieten der Lebensmittelforschung, Produktentwicklung und Zertifizierungen.¹⁴⁶

Somit suchten sieben der 14 IBA-Bildungs-Städte Kooperationen mit sachsen-anhaltischen Hochschulen oder Forschungsinstituten. Beteiligt daran waren 13 Einrichtungen (wobei Hochschulteile jeweils gesondert gezählt sind) in insgesamt 15 Einzelkooperationen.

Überdies unterstützte das Magdeburger Virtuelle Entwicklungs- und Trainingszentrum (VDTC) am Fraunhofer-Institut für Fabrikbetrieb und -automatisierung (IFF) das IBA-Büro: Das VDTC erstellte dreidimensionale, computeranimierte und interaktive Visualisierungen des Stadtumbaus in Bernburg, Lutherstadt Eisenleben, Magdeburg sowie Staßfurt.¹⁴⁷

Schließlich gab es fünf Fälle, in denen über Sachsen-Anhalt hinaus mit wissenschaftlichen Einrichtungen kooperiert wurde, wenn auch in vier Fällen letztlich ohne Erfolg:

■ In *Halberstadt* bestand die Absicht, die Stadt zu einem Forschungsort zum Thema städtischer Leere zu entwickeln. Dazu experimentierten 2007 und 2009 Studierende der HTW Dresden und der TU Braunschweig in Halberstadt mit den Möglichkeiten der städtischen Leere. Im Dezember 2008 hatte ein Forschungskolloquium zum Thema „Dynamische Leere“ stattgefunden, dessen Kooperationspartner die Freie Universität Berlin war. (MLV LSA 2010b: 27; IBA-Büro 2009: 168)

■ Ursprünglich hatte die Stadt *Merseburg* beabsichtigt, ein Thema zu realisieren, welches die Rückkehr der Bewohner von den Stadtrandsiedlungen in die Innenstadt bewirken sollte. Für eine mögliche Umsetzung, „benötigen Stadt und IBA-Büro empirisch gesicherte Aussagen über den Rückkehr-Willen von Stadtrandbewohnern“.¹⁴⁸ Diese lieferte eine Studie des Instituts für Stadtforschung und Strukturpolitik Berlin (IfS). Sie zeigte, dass die Zahl der Rückkehrwilligen zu gering sei (IfS 2004: 40), so dass die ursprüngliche Arbeitshypothese der Stadt nicht weiter verfolgt wurde.

■ In *Halle-Neustadt* – einer der Schwerpunkte des halleschen IBA-„Doppelstadt“-Themas – wurden im Jahre 2005 Studierende aus der gesamten Republik und dem Ausland zu einer „Internationalen Sommerschule“ eingeladen. Diese sollte konventionelle, klassische Formen der Wissensvermittlung aufbrechen. Auszuloten seien die ästhetischen Möglichkeiten der Neustadt und ihre Bedeutung für Halle zu befragen. Die „Widersprüche und Korrespondenzen von bau-

¹⁴⁶ <http://www.iba-stadtumbau.de/index.php?fundament-fuer-die-standortentwicklung-gelegt> (28.10.2011)

¹⁴⁷ <http://www.iff.fraunhofer.de/de/geschaeftsbereiche/virtuell-interaktives-training/forschung/urbane-infrastrukturplanung/gelaendevisualisierung-stadtvisualisierung.html#new> (10.1.2013)

¹⁴⁸ Anlage IBA-Büro v. 22. Juli 2007, in: Slg. Bauhaus Dessau, Bestand IBA-Büro, Ordner: Merseburg, Studie: „Aufgabenstellung“. Die Ausschreibung ist vom 22.7.2003 datiert, und das Thema der Untersuchung lautete: „Rückkehr von Bewohnern aus Stadtrandsiedlungen in die Innenstadt“.

Übersicht 31: Kooperationen der IBA-Bildungsstädte mit wissenschaftlichen Einrichtungen (mit und ohne Erfolg)

IBA-Bildungsstädte	Kooperierende Wissenschaftseinrichtung	
	orstansässig	extern
Aschersleben	–	
Bernburg	Hochschule Anhalt	Uni Magdeburg
Bitterfeld-Wolfen	–	–
Dessau-Roßlau	Stiftung Bauhaus	
	Hochschule Anhalt	
Halberstadt	–	HTW Dresden, TU Braunschweig, FU Berlin
Halle (Saale)	–	Studentische Sommerschule
Köthen	Hochschule Anhalt	Uni Magdeburg
Lu. Wittenberg	Inst. f. Hochschulforschung	HS Harz/HS Merseburg
	Stiftung Leucorea, Institut für Deutsche Sprache und Kultur, Wittenberg-Zentrum für Globale Ethik	BITS Iserlohn
Magdeburg	–	
Merseburg	Hochschule Merseburg	Uni Halle-Wittenberg
		IfS Berlin
Naumburg	–	–
Quedlinburg	–	BTU Cottbus, Univ. of Lubbock/Texas
Stendal	Hochsch. Magdeburg-Stendal	
Weißenfels	–	Hochschule Anhalt

Farbliegende: **Konzeptionelle Mitarbeit am lokalen IBA-Profil** Operative Mitarbeit bei der Umsetzung

lich-räumlichen Qualitäten, sozialen und kulturellen Chancen in Neu- und Altstadt“ sollen freigelegt und experimentell gestaltet werden. „Dafür sollten Strategien, Methoden und Werkzeuge erfunden, diskutiert und ausprobiert werden.“ (ISS 2005: 6) Die ISS blieb ohne Dokumentation ihrer Ergebnisse.

■ Die Stadt *Quedlinburg* unternahm Anläufe, um verstetigte Kontakte zu Hochschulen aufzubauen. Die Brandenburgische Technische Universität Cottbus schickt seit 2003 jedes Jahr Studenten des Master-Studiengangs UNESCO-Welterbestudien zum Praktikum nach Quedlinburg. Die Stadt, so die Hoffnung, sei ein idealer Standort, „um eine Art akademischer Dienstleistungsplattform anzubieten, auf der fachübergreifend Lehre und vielleicht sogar Forschung organisiert werden“ (Spilker 2007: 211). Allerdings scheiterte die weitergehende Kooperation mit der BTU „an der fehlenden Möglichkeit zur länderübergreifenden Zusammenarbeit im Bereich der Kulturhoheit der Länder“. ¹⁴⁹ Eine Kooperation mit einer Außenstelle der Universität Lubbock in Texas, USA musste aus Finan-

¹⁴⁹ Bericht des Evaluationsgesprächs der IBA-Stadt Quedlinburg am 28. Oktober 2008, in: Slg. Bauhaus Dessau, Bestand IBA-Büro, Ordner: Quedlinburg: Grundlagen „Ergebnisse Evaluation“, S. 5

zierungsgründen abgebrochen werden,¹⁵⁰ nachdem elf Studierende ein halbes Jahr lang in Quedlinburg einen Deutschkurs absolviert hatten.¹⁵¹

■ In *Wittenberg* gab es (zum wiederholten Male) den Versuch, eine Hochschule in der Stadt anzusiedeln. Die private „Unternehmer-Hochschule“ BITS Iserlohn wollte einen Standort eröffnen. Nachdem das Vorhaben vergleichsweise weit vorangeschritten war, wurde es zugunsten Berlins aufgegeben.¹⁵²

10.2. Kooperationsqualitäten: durchwachsene Befunde

Verbindungen zwischen Wissenschaft und IBA waren in dreierlei Weise vorgekommen:

- Zum ersten beteiligten sich einige Hochschulen – meist: einzelne Hochschul-institute, mitunter einzelne Personen – an der Programmierung und/ oder Durchführung der lokalen IBA-Aktivitäten.
- Zum zweiten suchten einige der Städte die IBA zu nutzen, um in Kooperation mit den ortsansässigen Wissenschaftseinrichtungen die Hochschule bzw. Wissenschaft und ihre lokalen Wirkungen in der Stadt zu stärken.
- Zum dritten bemühten sich einige der Städte darum, im Rahmen der IBA in Kontakt zur Wissenschaft zu gelangen, entweder um sie in ihren Mauern erstmals zu etablieren oder aber um externe wissenschaftliche Expertise für die eigene Stadtentwicklung zu organisieren.

Eine quantitative Auswertung ergibt:

- Insgesamt suchten acht der 15 IBA-Bildungsstädte Kooperationen mit sachsen-anhaltischen Hochschulen oder Forschungsinstituten. Beteiligt daran waren 13 Einrichtungen (wobei Hochschulteile jeweils gesondert gezählt sind) in insgesamt 16 Einzelkooperationen.
- In sechs von zehn Orten, die wissenschaftliche Einrichtungen beherbergen, waren die ortsansässigen Einrichtungen in der einen oder anderen Weise in den IBA-Prozess ihres Sitzortes involviert.
- Lediglich in drei dieser zehn Städte aber waren ortsansässige Hochschulen oder Institute an der konzeptionellen Erarbeitung des jeweiligen lokalen IBA-Profiles beteiligt (hinzu trat eine solche Beteiligung einer sachsen-anhaltischen Hochschule, die nicht in der betreffenden Stadt sitzt).
- In vier der zehn IBA-Hochschulstädte waren die ortsansässigen Einrichtungen weder konzeptionell noch operativ an der IBA beteiligt, darunter die beiden größten Hochschulen MLU und OVGU in Halle und Magdeburg.

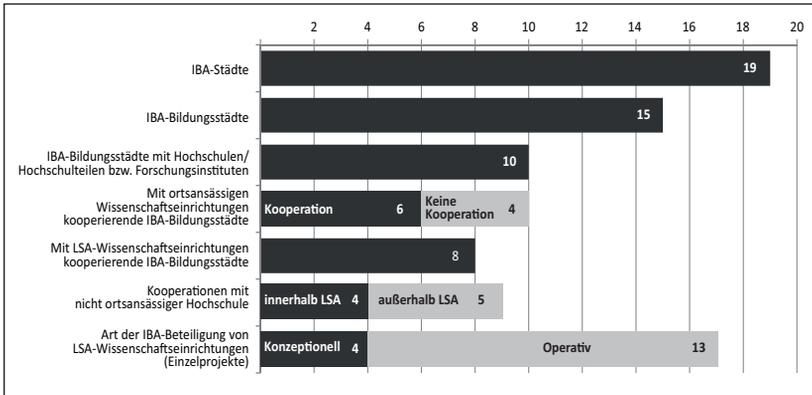
¹⁵⁰ ebd., S. 6; <http://www.iba-stadtumbau.de/index.php?zielvereinbarungen-20072008-quedlinburg> und <http://www.iba-stadtumbau.de/index.php?ergebnis-der-evaluation-2008-quedlinburg> (8.3. 2011)

¹⁵¹ Interview *Katrin Kaltschmidt*, Mitarbeiterin Stadtanierung/Welterbe Quedlinburg, IBA-Verantwortliche, 6.7.2012

¹⁵² Freitag (2007); vgl. <http://www.bits-hochschule.de/de/berlin/> (14.9.2013)

- Schließlich gab es fünf Fälle, in denen über Sachsen-Anhalt hinaus mit wissenschaftlichen Einrichtungen kooperiert wurde, wenn auch in vier Fällen letztlich ohne Erfolg. Dies verweist darauf, dass es durchaus Bedarfe nach Wissenschaftskooperation gab, die über das Maß hinausgingen, welches mit sachsen-anhaltischen Einrichtungen realisiert werden konnte.

Übersicht 32: IBA-Bildungsstädte und Wissenschaftseinrichtungen: Kooperationsstatistik



Eine Besonderheit der IBA Stadtumbau bestand darin, dass nicht jedes IBA-Profil bzw. -Projekt mit einem Bauvorhaben verbunden war.¹⁵³ Wo nichts gebaut wurde, bezog sich die IBA-Beteiligung auf die Entwicklung des Stadtraums im Kontext der demografischen Schrumpfung. Diese Projekte benötigten in besonders intensiver Weise konzeptionelles Wissen und kreative Ideen. Hier lagen entsprechende Beteiligungen der ortsansässigen Wissenschaftseinrichtungen folglich auch besonders nahe. Tatsächlich aber kamen in den sieben Städten, in denen die IBA-Bildungsprojekte nicht mit IBA-Bauvorhaben verbunden waren, nur in zwei Fällen konzeptionelle Beteiligungen örtlicher Hochschulen zustande (Merseburg und Stendal).

Vor diesem Hintergrund erweist es sich als problematisch, eindeutige Antworten auf unsere Eingangsfragen zu geben: Gelingen Stadtentwicklungsprozesse an solchen Orten besser, an denen auch Hochschulen oder Forschungsinstitute vorhanden sind? Sind die Städte, die über Hochschule(n) bzw. Forschungseinrichtung(en) verfügen, im Vorteil gegenüber Nichthochschulstädten, weil sie auf wissenschaftliche Expertise vor Ort zurückgreifen können?

Angesichts des Beteiligungsverhaltens der Wissenschaftseinrichtungen sind die Fallzahlen zu gering, um valide Aussagen dazu treffen zu können. In Wittenberg, Merseburg und Stendal hatten die Beiträge der örtlichen Wissenschaft unzwei-

¹⁵³ Zu beachten ist hierbei: Die Abschlussberichterstattungen zur IBA behandeln auch Bauprojekte, die nicht im Rahmen der IBA aufgelegt und realisiert wurden, sondern bereits zuvor gestartet oder parallel, jedoch von der IBA unabhängig umgesetzt worden waren, sich aber inhaltlich in das IBA-Profil einfügten. (Vgl. z.B. MLV LSA 2010a; 2010k; 2010f)

felhaft dazu geführt, die IBA-Profile entscheidend zu qualifizieren. In den insgesamt sechs von zehn IBA-Bildungsstädten, in denen sich ansässige Wissenschaftseinrichtungen an der operativen Umsetzung der IBA-Projekte beteiligt hatten, waren deren Beiträge sehr durchwachsen. Sie hätten überwiegend ggf. auch extern organisiert werden können, so wie dies anderen IBA-Bildungsstädten gelang, die auf keine Unterstützung einer örtlichen Forschungseinrichtung rechnen konnten.

Jenseits dieser allgemeinen Feststellung offenbaren die beobachtbar gewesenen Stadt-Hochschule-Kooperationen, dass die diesbezüglichen Kooperationspotenziale innerhalb der IBA noch keineswegs ausgereizt werden konnten:

- Typische Arbeitsformen der Hochschulen waren vergleichsweise selten zum Einsatz gekommen: Studien, Lehrveranstaltungen, Lehrforschungsprojekte oder Abschlussarbeiten sind seitens der ortsansässigen Hochschulen im IBA-Kontext kaum durchgeführt worden.
- Die meisten Hochschulbeteiligungen waren eher isolierte Initiativen einzelner Institute oder Hochschullehrer.innen statt Beteiligungen der jeweiligen Hochschule als solcher.
- Wo eine Stadt und eine Hochschule zusammenkamen, handelte es sich mehrheitlich um strikt punktuelle, einzelprojektbezogene Kooperationen. Fragt man dagegen nach der Beteiligung der Hochschulen an der konzeptionellen Entwicklung des IBA-Profiles der je eigenen Stadt, so ist die Bilanz nüchterner: Solche Beteiligungen waren in den hier untersuchten 15 IBA-Bildungsstädten nur in vier Fällen zustande gekommen.

Dieses Gesamtbild mag durchaus erstaunen: Zum einen hatten die 15 Städte sämtlich Bildungsthemen in ihr IBA-Profil integriert, also Themen, deren Umsetzung die Beteiligung von Hochschulen sehr nahe legte. Zum anderen wird den Hochschulen unterstellt werden können, dass in ihnen konzeptionelle Fertigkeiten in besonderer Dichte versammelt sind. Diese aber waren entweder nicht abgerufen oder nicht angeboten worden – oder beides.

Diese während der IBA beobachtbar gewesene geringe Kontaktdichte setzt sich auch fort, wenn die IBA-Nachfolgeeinrichtung Kompetenzzentrum Stadtumbau Sachsen-Anhalt mit drei wissenschaftlichen Partnern aus Berlin und Sachsen kooperiert, aber bislang keine verstetigten Kontakte innerhalb der Wissenschaftslandschaft Sachsen-Anhalts bestehen.¹⁵⁴ Inhaltliche Anknüpfungspunkte bestünden aber durchaus. Das zeigen einerseits die Publikationen der Expertenplattform „Demographischer Wandel in Sachsen-Anhalt“, in der die einschlägig arbeitenden Wissenschaftler.innen Sachsen-Anhalts vereinigt sind,¹⁵⁵ und andererseits die Arbeitsthemen des Kompetenzzentrums.¹⁵⁶

¹⁵⁴ vgl. <http://www.kompetenzzentrum-stadtumbau.de/> (27.1.2014)

¹⁵⁵ vgl. Grelak/Pasternack (2011), Friedrich/Pasternack (2012), Pasternack/Maue (2013), Köhler/Maue/Pasternack (2014) sowie <http://expertenplattform-dw.de/>

¹⁵⁶ <http://www.kompetenzzentrum-stadtumbau.de/index.php/themen/identitaet> (3.2.2014)

C.

**Auswertungen und
Schlussfolgerungen**

11. Das Grundproblem: Zweckfreiheit vs. Nützlichkeit

Die Ökonomisierungstendenzen im Wissenschaftsbetrieb haben den Blick des wissenschaftlichen Personals für forschungsfremde Verzweckung erheblich geschärft. Insbesondere das Ansinnen, der wissenschaftlichen Arbeit nichtwissenschaftliche Prämissen zugrunde zu legen, stößt mit guten Gründen auf erheblichen Widerstand. Dies betrifft mit ebenso guten Gründen auch Anliegen, die ‚an sich‘ als positiv bewertet werden, seien es Nachhaltigkeit, soziale Gerechtigkeit oder eben lokales Wirksamwerden.

Die Erwartung an Hochschulen, Leistungen auch für ihre Sitzstadt oder -region zu erbringen, lässt sich wissenschaftsbetriebsintern leicht als ein Versuch deuten, eine weitere Funktionalisierung der Wissenschaft ins Werk zu setzen – und dies mit einer gleichsam besonders perfiden Begründung, indem eine Art moralischer Erpressung eingesetzt werde: Denn wie ließen sich die Ansinnen abweisen, der die Wissenschaft alimentierenden Gesellschaft etwas zurückzugeben, das ihr unmittelbar nützt, und das unmittelbare Umfeld der Hochschule an dem, was die Hochschule treibt, in verständiger Weise teilhaben haben zu lassen, ohne der Ignoranz oder Arroganz geziehen zu werden?

Hier stellt sich die Frage, wie ein angemessener Ausgleich zwischen dem Axiom der Zweckfreiheit und dem der gesellschaftlichen Relevanz von Wissenschaft gefunden werden kann.

11.1. Zweckfreie Nützlichkeit

Hochschulen, um die es hier im wesentlichen gehen musste, sind wissenschaftliche Einrichtungen. Sie betreiben erkenntnisorientierte Forschung und realisieren akademische Lehre. Beides ist grundsätzlich translokal, denn in kognitiver Hinsicht gibt es keine lokale oder regionale Wissenschaft. Wo sie als Wissenschaft regionalisiert wäre, dort wäre sie künstlich eingeschränkt – bis dahin, dass ihre Wissenschaftlichkeit infrage stünde. Zwar können Wissenschaftler.innen, Institute und Hochschulen durchaus lokale oder regionale Funktionen wahrnehmen, doch dafür bedürfen sie des Kontakts zu den Fronten des Wissens – und diese verlaufen nicht regional.

Unter anderem daraus ist das Postulat der Zweckfreiheit abgeleitet worden. Bezug genommen wird dabei häufig auf Wilhelm von Humboldts staatstheoretische Einordnung des Universitätswesens. Der Staat, so Humboldt, dürfe von den Universitäten nichts fordern, „was sich unmittelbar und geradezu auf ihn bezieht“, sondern müsse „die innere Ueberzeugung hegen“, dass, „wenn sie ihren Endzweck erreichen, sie auch seine Zwecke und zwar von einem viel höheren Gesichtspunkte aus erfüllen, von einem, von dem sich viel mehr zusammen-

fassen lässt und ganz andere Kräfte und Hebel angebracht werden können, als er in Bewegung zu setzen vermag“ (Humboldt 1993 [1810]: 260).

Ähnlich wurde aber auch schon weit früher formuliert, so etwa von Philipp Melanchthon (1989 [1523]: 215): „Je besser der Zustand ist, in dem sich ein Staatswesen befindet, desto großzügiger verhält es sich gegenüber denen, die den Künsten und Wissenschaften nacheifern“, ermögliche es ihnen Muße, indem es „uns von niedrigen Arbeiten freistellt, damit wir uns ganz unseren heiligen Pflichten widmen können“. Strukturell und rechtlich abgesichert wurde dies im Mittelalter und der frühen Neuzeit durch Privilegien und eine eigene Verfasstheit der Universitäten:

„Professoren und Studenten unterstehen einem eigenen, nicht dem Stadtgericht. Die Häuser der Professoren sind von Einquartierungen befreit. Für das Studium gibt es ein eigenes Marktrecht. Die Universität erhält ein Schankrecht und ein Apothekerprivileg. Das alles dient ähnlich wie Steuerbefreiungen der wirtschaftlichen Absicherung“. (Ellwein 1997: 32f.)

Die Privilegierung der Universitäten resultierte nicht zuletzt aus der Absicherung der Attraktivität des jeweiligen Standortes, um auswärtige Lehrende und Studierende anzuziehen. Denn das Wissen um die Anwesenheitseffekte von Hochschulen ist seit jeher bekannt: „Studenten bringen Geld in die Universitätsstadt. Das will man gerne im Land behalten“ (ebd.: 29).

Verweise auf eine gesamtgesellschaftliche Nützlichkeit der Wissenschaften dagegen fanden sich in den ersten Jahrhunderten der europäischen Universitäten oftmals nur am Rande und spielten in den wissenschaftspolitischen Entscheidungen nur eine begrenzte Rolle. Bei Humboldt dann ist allerdings aufschlussreich, dass er die Wissenschaft nicht *nur* als „ungezwungenes und absichtsloses Zusammenwirken“ charakterisiert hat (Humboldt 1993 [1810]: 256f.). Mehrfach bringt er vielmehr nichtwissenschaftliche Zwecke in Anschlag, um die Berliner Universitätsgründung zu motivieren: Allein Universitäten könnten dem Land, in dem sie sich befinden, „Einfluß auch über seine Gränzen hinaus zusichern“ (Humboldt 1993a [1809]: 30). Der Vorteil, der von Staats wegen der Universität eingeräumt werde, müsse sich „dann auch im Resultat ausweisen“.

Humboldt betont, „nur die Wissenschaft, die aus dem Innern stammt und in's Innere gepflanzt werden kann, bildet auch den Charakter um“ – um dies sogleich an einen Staatszweck zu binden: Dem Staat sei es nicht „um Wissen und Reden, sondern um Charakter und Handeln zu thun“ (Humboldt 1993 [1810]: 257f.) – also, wenn man es in die heutige Reformsprache übersetzen wollte: um Kompetenzen und Praxiswirksamkeit. Humboldt hatte jedenfalls keine Universität konzipiert, deren ‚Absichtslosigkeit‘, d.h. Entlastetsein von unmittelbaren Zwecken, unnütz sein soll.

Bei genauer Lektüre erweist sich die sog. Zweckfreiheit bei Humboldt als eine Differenzierung von Zweckhorizonten: Die Universität stehe in „engerer Beziehung auf das praktische Leben und die Bedürfnisse des Staates“, weil „sie sich immer praktischen Geschäften für ihn, der Leitung der Jugend, unterzieht“ (ebd.: 260, 263). Wie oben schon zitiert, müsse sich der Staat aber von der Überzeugung leiten lassen, dass die Universitäten „von einem viel höheren Ge-

sichtspunkte“ den Zwecken des Staates dienen, indem sie ihre eigenen erreichen (Humboldt 1993 [1810]: 260).

Anders als häufig kolportiert – „Die Universität bildet nicht mehr nur für die Wissenschaft aus“, lautet eine heutzutage immer wieder als Erkenntnis vorgebrachte Aussage, die offenbar von der Annahme ausgeht, die Universitäten hätten jemals in ihrer Geschichte nur für die Wissenschaft ausgebildet –: Auch Humboldt strebte keineswegs eine Universität an, deren überwiegende Anzahl ihrer Absolventen ein lebenslanges Gelehrtenleben fristet – weshalb auch „Theorie und Praxis bey dem Unterricht nie so geschieden seyn darf“ (Humboldt 1993a [1809]: 31). Statt komplette akademische Absolventenjahrgänge in den Professorenberuf zu zwingen, hatte auch Humboldt lebensnahe Optionen im Blick: Die Studenten sollten, indem sie sich ‚zweckfrei‘ bilden, hernach für Tätigkeiten als preußischer Staatsbeamter, als Richter, Lehrer an höheren Schulen, daneben auch als Arzt¹ oder Pfarrer² gerüstet sein.

Sowohl mit ihrer (Aus-)Bildungsfunktion als auch mit der Wissensproduktion bedient die Wissenschaft jedenfalls mindestens mittelbare Zwecke, die sich auf alles beziehen, was sie im Sinne einer gesellschaftlichen Vorratssicherung erbringt, ohne dass dafür bereits zwingend ein aktueller Bedarf formuliert wäre: „der Zweck der Zweckfreiheit ist, der Gesellschaft *richtig*, nämlich kritisch dienen zu können; der Zweck der Zweckfreiheit ist nicht, ihr *nicht* dienen zu müssen“ (von Hentig 1970: 18).

11.2. Die Programmkonkurrenz: Qualitätsorientierung vs. Relevanzorientierung

Seit der Hochschulexpansion der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts besteht ein prägender Dauerkonflikt. Dieser bezieht sich auf die unterschiedlichen Modi der Wissensproduktion: Das Verhältnis von freier Grundlagenforschung einerseits und anwendungsorientierter Forschung andererseits durchzieht zahlreiche Konflikt- und Konkurrenzordnungen in der Wissenschaftspolitik. Im Kern geht es dabei immer um eine Frage: In welcher Weise und in welchem Umfang soll das Bedürfnis bedient werden, die öffentlichen Mittel mit dem Nachweis eines *return on investment* zu verknüpfen? Beziehungsweise umgekehrt: Wie stark muss Wissenschaft vor einer Funktionalisierung für außerwissenschaftliche Anliegen geschützt werden, um wissenschaftlich erfolgreich sein zu können?

Insbesondere in der Öffentlichkeit und der Politik besteht die Erwartung, dass die Forschung einen unmittelbaren und konkreten Nutzen abwerfen soll. Es besteht die Vorstellung, eine Konzentration der Fördermittel auf bereits vorhan-

¹ vgl. seine Erwähnungen der Berliner Medizinischen Anstalten und auch der „Thier-Arzeney-Schule“, welche in die zu gründende Universität integriert werden sollten: Humboldt (1993a [1809]: 32, 34, 37; 1993b [1809]: 114)

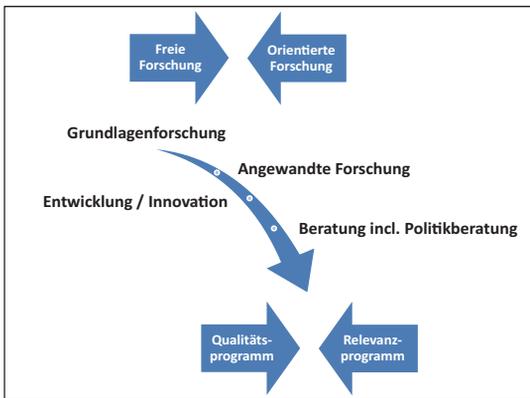
² vgl. seinen Vorschlag, neben Breslau auch an den anderen Universitäten katholisch-theologische Lehrstühle zu schaffen, auf dass „die Catholiken sich nach und nach ... auf Protestantischen Universitäten zu studiren gewöhnten“ (Humboldt 1993a [1809]: 32)

dene Forschungsstärken, vor allem solche mit Transferpotenzial, würde einen greifbareren Nutzen abwerfen als die nachfrageorientierte Förderung nach dem traditionell geltenden *responsive mode*.

Das Modell der sog. Forschungskette formuliert dies idealisierend: Sie zeichnet ein Kontinuum von der zweckfreien Grundlagenforschung über die anwendungsorientierte Forschung bis hin zur unmittelbar an ein praktisches (außerwissenschaftliches) Problem gebundenen Entwicklung und Beratung. Eine Forschungsstufe baue auf der anderen auf und transformiere das zunächst zweckungebundene Wissen fortschreitend in zweckgebundenes. Diese ‚Forschungskette‘ informiert aber zumindest auch über den Umstand, dass der Innovationsentwicklung und Beratung über kurz oder lang der kreative Atem ausginge, wenn die permanenten Impulse der Grundlagen- oder Vorlauforschung versiegten.

Zugespitzt lassen sich die innewohnenden Spannungen als Konkurrenz von Relevanzorientierung (vertreten von Politik, Wirtschaft und Öffentlichkeit) und Qualitätsorientierung (vertreten von der Wissenschaft) fassen (Braun 1997: 314): „Der Konflikt zwischen Wissenschaft und Politik besteht im wesentlichen

Übersicht 33: Qualitätsprogramm vs. Relevanzprogramm



aus den Versuchen der Wissenschaftsvertreter, das Selektivitätskriterium auf die Qualität der Wissenschaft einzuschränken, während die politischen Akteure versuchen, die Mittel in erster Linie nach Problemgesichtspunkten zu vergeben.“ (Ebd.: 386)

Zugleich aber reden weder die Vertreter der einen Seite der praktischen Irrelevanz das Wort, noch sind die Vertreter der anderen Seite

prinzipiell desinteressiert an wissenschaftlicher Qualität. Auch ist weder das eine noch das andere Anliegen für sich genommen unberechtigt. Vielmehr handelt es sich um einen „gesellschaftlich funktionalen Antagonismus“, indem zwei essentielle Erfordernisse bedient werden, die einander jedoch widersprechen (Schimank 2006: 203): Ein Optimum könne dann entstehen, wenn sich beide Seiten in Schach halten und sowohl Qualitäts- als auch Relevanzorientierung zum Zuge kommen (Braun 1997: 390).

Das Relevanzprogramm versucht, das Wissenschaftssystem zum Beispiel an das Innovationssystem zu koppeln, indem die wissenschaftliche Wissensproduktion

für außerwissenschaftliche Anwendungen instrumentalisiert wird. Dazu sollen strukturelle Kopplungen zwischen Wissenschaft und Wirtschaft, in einem weiteren Innovationsverständnis auch zwischen Wissenschaft und weiteren gesellschaftlichen Subsystemen wie Politik oder Bildungswesen hergestellt werden. Die Innovation hat hierbei einen beträchtlichen Vorzug gegenüber der Forschung: Sie ist außerwissenschaftlich vergleichsweise gut kommunizierbar, und ihr Nutzen erschließt sich dem Laienpublikum häufig unmittelbar.

Konkret heißt das: Über ein Innovationsprojekt lässt sich ein Vertrag abschließen, der Erfolg wenn auch nicht garantiert, so doch zumindest Erfolgssicherheit suggeriert. Forschung dagegen ist extrem erfolgsunsicher und zielungenau, woraus sich ihre notwendige „eklatante Ineffizienz“ ergibt: Wissenschaft entwickelt sich in Gestalt „verschwenderischer Produktion von Forschungsergebnissen“ (Schimank 2007: 236). Ein Großteil davon hat vor allem zum Ergebnis, dass Ergebnisse an anderer Stelle zu suchen sind, insofern Forschungshypothesen nicht bestätigt werden konnten. Anders indes geht es nicht.

Zugleich kennen moderne Gesellschaften keinen quantitativen Sättigungsgrad für Forschungsergebnisse, sondern verfügen über immer noch steigerungsfähige Absorptionskapazitäten für Forschungsaktivitäten und -resultate. Deshalb ist niemals genau definierbar, was Untergrenzen, Optimum oder Obergrenzen des Umfangs der (öffentlich unterhaltenen) Forschung sind. Nähern kann man sich dem allenfalls über Vergleiche mit anderen Ländern. Im übrigen aber ist die Selbstausrüstung einer Gesellschaft mit Forschung Gegenstand von fortwährenden Aushandlungsprozessen.

„Notwendige eklatante Ineffizienz“ stellt zudem einen Aspekt dar, der außerhalb der Wissenschaft höchst schwierig zu kommunizieren ist. Forschungsressourcen bereitzustellen stellt sich den politischen Akteuren vor diesem Hintergrund vor allem als Unsicherheitsfinanzierung dar. Erschwerend wirkt dabei, dass die Ergebnisse von Forschung nur vergleichsweise langfristig zustande kommen. Deren formal misslichste Eigenschaft ist, dass sie üblicherweise die zeitlichen Horizonte politischer Planungsperioden überschreiten. All das macht es in der allgemeinen Politikfeldkonkurrenz zu einer anspruchsvollen Aufgabe, z.B. die Ausstattungsanliegen der Grundlagenforschung durchzusetzen.

Mitchell G. Ash hat dagegen für das Verhältnis von Wissenschaft und Politik vorgeschlagen, sie als „Ressourcen für einander“ zu begreifen.³ In dieser Perspektive wird das Verhältnis nicht als eines verstanden, das allein durch einseitige Indienstnahme und widerwillige Unterordnung der Wissenschaft gekennzeichnet sei. Vielmehr gehe die Initiative durchaus auch von Seiten der Wissenschaftler.innen aus, indem diese Allianzen mit externen Unterstützungsinstanzen schließen. Wissenschaftliche Entwicklung sei in diesem Sinne die „Um- oder Neugestaltung von Ressourcenensembles“, in denen sich Wissenschaft und Politik als gegenseitig mobilisierbar erweisen. Wissenschaftliche Autonomie und politische Vernetzung seien hierbei keineswegs inkompatibel, sondern die aus der Trennung der beiden Funktionssysteme Wissenschaft und Politik erwach-

³ eine Deutung, die für das Verhältnis beider in nichtdemokratischen Gesellschaften entwickelt wurde, aber durchaus gesellschaftssystemübergreifende Geltung beanspruchen kann

sende Arbeitsteilung könne zugleich das Erreichen der jeweils anderen Zwecke begünstigen. (Ash 2002: 32f.)

11.3. Gesellschaft und Wissenschaft

Kein gesellschaftliches Subsystem existiert *zu dem Zweck*, sich selbst zu reproduzieren, sondern um einen je spezifischen Output zu produzieren, der von anderen Subsystemen als Input benutzt wird – wozu es sich jedoch nach seiner eigenen Logik selbst reproduzieren muss (vgl. Parsons 1960: 17). Auch das Wissenschaftssystem ist ebenso auf Leistungen anderer gesellschaftlicher Teilsysteme angewiesen, wie wissenschaftliche Erkenntnisse in anderen Teilsystemen der Gesellschaft Verwendung finden. Mit dieser vordergründig trivial anmutenden Doppelaussage ist der wesentliche funktionale Zusammenhang zwischen Wissenschaft und (sonstiger) Gesellschaft formuliert:

■ Die Abhängigkeit des Wissenschaftssystems von Leistungen anderer Teilsysteme besteht vor allem hinsichtlich der Ressourcen, die primär aus der Politik und der Wirtschaft stammen. Daneben sorgt das präakademische Bildungssystem für Nachwuchs, sichert und reguliert das Rechtssystem die Leistungserstellung des Wissenschaftssystems, stellen die Medien Bezüge des Laienpublikums zur wissenschaftlichen Arbeit her und tragen damit im Gelingensfall zu seiner Legitimität bei. (Vgl. Schimank 2012: 119)

■ In der Gesellschaft lassen sich vier Formen identifizieren, in denen wissenschaftliche Erkenntnisse in anderen Teilsystemen der Gesellschaft Verwendung finden: als Orientierungswissen, als Rezeptwissen, als technische Artefakte und über das wissenschaftlich geschulte Personal. Inhaltlich besteht sowohl die Möglichkeit, dass sich die Wissenschaft zu sehr von gesellschaftlichen Erwartungen zurückzieht, als auch die einer Begrenzung der Autonomie des Wissenschaftssystems durch die Gesellschaft. Die Gründe solcher Limitierungen können gesellschaftliche Nutzenerwartungen, negative Folgen wissenschaftlicher Erkenntnisse und die Ressourcenabhängigkeit sein. Hier drohe vor allem eine zu starke Vergesellschaftung der Wissenschaft durch Ökonomisierung und Politisierung. (Vgl. ebd.)

Dabei lässt sich das heutige Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft als Folge des Erfolgs der Wissenschaft mit ambivalenten Auswirkungen kennzeichnen. Die Universitäten als wesentliche Säulen des Wissenschaftssystems werden „gleichzeitig zum Nutznießer und Opfer ihrer zentraleren Rolle in der Gesellschaft“ (Reichert 2013: 78). Zu beobachten ist eine parallele Belagerung der Hochschulen durch die Gesellschaft und der Gesellschaft durch die Hochschulen (Frank/Meyer 2007: 290). Diese Spannungen bilden sich in den widerspruchsvollen Prozeduren der Wissenschaft selbst ab. Wissenschaft

- bildet und qualifiziert, betreibt also sowohl Persönlichkeitsentwicklung als auch Ausbildung;
- forscht und innoviert, widmet sich also sowohl der Aufklärung von Gründen als auch dem, was man mit diesem Wissen praktisch anfangen kann;

- weist Praxisrelevanzen ab, indem sie die Autonomie der Theorie verfehlt, und theoretisiert zugleich die Praxis – sie irritiert und orientiert;
- verteidigt Fächergrenzen und überschreitet sie, indem ebenso Hyperspezialisierung wie Hyperinterdisziplinarisierung betrieben werden;
- relativiert Gewissheiten und bekräftigt sie, indem sie dem eigenen Wissen den höchsten Grad an Erkenntniskraft zuschreibt, was aber genau deshalb, weil dieses Wissen sich an der Forschungsfront bewegt, auch mit der höchsten Wahrscheinlichkeit an Korrekturbedarf verbunden ist;
- steigert Gewissheiten um den Preis, zugleich die Zahl der Ungewissheiten zu vervielfältigen.

Zu der Frage, wie eine solche Wissenschaft auf die Forderung nach gesellschaftlichen Relevanzen reagieren könne, gibt es gegenläufige Positionen. Peter Weingart (2008: 23f.) bekundet, dass eine inhaltliche Antwort auf die Frage, welche Wissenschaft gesellschaftlich relevant ist, gar nicht gegeben werden könne: Dazu gebe es zu viele mögliche Antworten, und die Wissenschaft ihrerseits schaffe ständig neue Relevanzen. „Keine Antwort würde sozial und zeitlich stabil sein können.“

Immerhin möglich ist aber eine gleichsam permissive Antwort: Da die Wissenschafts- und Technologieentwicklung eines Landes als Motor der Innovationskraft gelte und da Innovation mit gesellschaftlichem Wohlstand identifiziert werde, könne man jedenfalls der Forschung, die innovativ ist, auch schlicht unterstellen, gesellschaftlich relevant zu sein (ebd.: 23). Hinsichtlich der institutionellen Struktur und der Verfahren sei jedoch nicht angebar, wie Relevanz etwa in Gestalt von Innovativität gewährleistet werden könne. Denn es sei nicht bekannt, wie Innovation hergestellt werden kann. Die Schlussfolgerung lautet:

„In derartigen Situationen der Unsicherheit empfiehlt es sich, nach dem sogenannten ‚precautionary principle‘ zu verfahren: Vielfalt der Forschung erhalten und dafür günstige Rahmenbedingungen schaffen. Das heißt: die Gesellschaft offen für Veränderungen halten und die Wissenschaft in ihrer Vielfalt fördern. Zugegeben: keine sehr originelle Antwort.“ (Ebd.)

11.4. Wissenschaft und außerwissenschaftliche Praxis

Empirisch waren immer schon Elemente lokalen und regionalen Wirksamwerdens der Wissenschaft in außerwissenschaftlichen Kontexten zu entdecken – also ebenso das, was wir als Anwesenheitseffekte benannt haben, wie das, was heute Third Mission genannt wird. So war das Zusammenspiel verschiedener Interessen an der Unterhaltung einer Universität bereits im Mittelalter sichtbar: Man bemühte sich „um eine Kooperation zwischen den Fürsten, der Kirche und kirchlichen Einrichtungen sowie der ins Auge gefaßten Universitätsstadt, die aus allgemeinen wie aus ökonomischen Gründen interessiert sein mußte und für deren Bürger sich die Universität als Ziel frommer Stiftungen anbot“ (Ellwein 1997: 31). Darüber hinaus gab es professionsbedingte Überschneidungen, etwa wenn in der Neuzeit die Theologieprofessoren zugleich Pfarrer oder zumindest

Prediger in der Universitätsstadt oder wenn die Professoren der Juristischen Fakultät zugleich in der Spruchpraxis vor Ort tätig waren (ebd.: 56ff.).

Im Zuge der Universitaterneuerungen nach 1800 wurde einerseits die errungene Autonomie durch ein Bündnis mit dem Bildungsbürgertum stabilisiert, das vor allem von den der allgemeineren Bildung zugewandten Wissenschaften abgesichert wurde: Geschichte, Archäologie und Germanistik fanden mit ihren Büchern ein großes Echo im Bürgertum: „Viele Professoren schrieben von vorher ein nicht nur für Studenten und Kollegen, sondern eben auch für diese Klientel. Viele waren tonangebend in der politischen Publizistik. Die Universität erschloß sich so eine Wirkungsmöglichkeit, die weit über die eigenen Hörsäle hinausreichte.“ (Ebd.: 125) Andererseits wurden über das Staatsexamen das Verhältnis zum Staat und eine klare Berufsorientierung formalisiert.

Hier deutete sich bereits an, dass Hochschulen verschiedene gesellschaftliche Funktionen integrieren. Das Hochschulsystem bildet ebenso den Adapter zwischen Bildungs- und Wissenschaftssystem, wie es wesentlich zur Kopplung von kultureller und ökonomischer Reproduktion der Gesellschaft beiträgt. Mithin ist die Integration von vier Funktionen zu bewerkstelligen: gesellschaftlich unterstützte individuelle Selbstermächtigung (Bildung), wissensgeleitete Erzeugung von Erklärungen und Deutungen (Wissenschaft), sinngebundene Orientierung (Kultur) sowie ressourcengebundene Bedürfnisbefriedigung (Ökonomie).

In den Sozial- und Geisteswissenschaften des 20. Jahrhunderts dann bildete sich über verschiedene Stränge eine Tradition gesellschaftlich intervenierender Wissenschaft:

- So war nach dem Kriegsende die Politikwissenschaft aus den Vereinigten Staaten nach Deutschland importiert worden – als ‚Demokratiewissenschaft‘ und Teil der Reeducation, also für explizit außerwissenschaftliche Zwecke.
- In den 60er und 70er Jahren protegierten Studentenbewegung und Hochschulreform eine „reflexive Praxisorientierung“ der Sozialwissenschaften. Die westdeutsche Hochschuldemokratisierungsbewegung vertrat einen „doppelten Gesellschaftsbezug“ der Hochschullehre: Dieser beinhaltete parallellaufend eine Orientierung der Ausbildung an den komplexen Problemlagen der Berufsrealitat und die Reflexion der Lehrinhalte auf ihr gesellschaftliches Veränderungspotenzial hin. (Oehler 1986: 71)
- Die dominierende Perspektive hat sich zwischenzeitlich geändert, aber das so thematisierte Problem nicht: In neuerer Zeit arbeiten sich die (Sozialincl. Wirtschafts-)Wissenschaften daran ab, wie sich wissenschaftliche Politikberatung leisten lasse, ohne in politisierte Wissenschaft abzudriften oder als Legitimationsfassadenmaler – „Es ist alles entschieden, jetzt brauchen wir Beratung“ (Kaube 2014) – benutzt zu werden.
- Zugleich ist unter Sozialwissenschaftlern immer wieder eine Unzufriedenheit zu beobachten, die sich im Leiden an Beratungsunterzucker äußert: Obgleich man doch sehr viel mehr über die Gesellschaft als die Praktiker wisse, werde man von diesen nicht genügend gefragt, zu Gutachten gebeten und in einschlägige Kommissionen berufen.

Mit der Hochschulexpansion in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts setzte eine verstärkte Betonung von Regionalentwicklungsfunktionen und Nützlichkeitsorientierungen der Hochschulen und der Wissenschaft ein. Zunächst wurde noch – vor allem in den 1960er/70er Jahren – auf Anwesenheitseffekte vertraut. Es folgte die Verallgemeinerung von wissenschaftlicher Bildung und Forschung, d.h. beide wurden zu den dominanten Weltzugängen – und zugleich teuer. Beides zusammen führt zur politischen Radikalisierung der Regional- und Nützlichkeitsorientierung: Nun waren und sind Aktivitätseffekte gefordert.

Die jüngsten Entwicklungen sind mit dem Signum „Wissen(schaft)sgesellschaft“ versehen, zunächst eine zeitdiagnostische Selbstbeschreibung der Gesellschaft, die aber in einer Hinsicht etwas Zutreffendes zum Ausdruck bringt: die Zentralität der Rolle wissenschaftliches Wissen als (a) risikobewusstes Wissen mit (b) den höchsten Gewissheitsgraden (incl. der Gewissheiten über Risiken). Im Zusammenhang mit globalen Gefährdungslagen führt dies zum Konzept einer „transformativen Wissenschaft“ (Schneidewind/Singer-Brodowski 2014). Diese wiederum lässt sich zuspitzen zur Forderung danach, die Third Mission der Hochschulen zu ihrer First Mission zu machen (Schneidewind 2016). Demnach wäre dann nicht mehr die Third Mission ein Appendix von Forschung und Lehre, sondern verbürgte sie das Prinzip der Lösungsorientierung von Forschung und Lehre.

Dagegen gibt es Widerstände verschiedener Art. Die These der funktionalen Differenzierung von gesellschaftlichen Subsystemen in modernen Gesellschaften etwa geht von einer zentralen Annahme aus: Die Spezialisierung gesellschaftlicher Teilbereiche steigere die gesamtgesellschaftliche Komplexitätsbearbeitungskapazität überproportional. Dazu, so das Anschlussargument, müssten die einzelnen Subsysteme nach ihren je eigenen Rationalitätskriterien operieren können. Die Wissenschaft zum Beispiel entfalte ein Programm, das der Leitunterscheidung „wahr/unwahr“ folgt und so auf Kenntniserwerb und erklärungskräftige Wissenskonstruktionen zielt. Werden Hochschulen als Einrichtungen der Forschung und der wissenschaftlichen Ausbildung daran gehindert, indem ihnen die Berücksichtigung systemfremder Leitunterscheidungen angesonnen wird, dann würden Komplexitätsbearbeitungskapazitäten verschenkt. Daran knüpft die kritische Bewertung externer Ansprüche an Hochschulen an.

So wird in der Fokussierung auf gesellschaftliche Relevanz eine Entdifferenzierung von Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft und damit einhergehende Überforderung der Wissenschaft gesehen. Das komme einem Aufgeben der Selbstbeschränkung der Wissenschaft auf Wahrheit und Erkenntnisgewinn gleich (vgl. Strohschneider 2014). Die Ergebnisoffenheit der Forschung würde durch einen „Solutionismus“ ersetzt, der letztlich Wissenschaft nur auf ihre Nützlichkeit hin beurteilt und aufgrund der Vernachlässigung nicht problemlösungsorientierter Forschung partiell innovationsfeindlich sei (vgl. ebd.: 179f.).

Fazit: Es ist durchaus so, dass sich die Wissenschaft fortwährend auch Zumutungen erwehren muss, die Nutzensimperative transportieren, welche – ergäbe sie sich ihnen – ihre spezifische Leistungsfähigkeit untergraben würde. Die Ökonomisierung ist hier die bekannteste Zumutung (soweit mit dem Begriff nicht lediglich das Ansinnen denunziert wird, öffentliche Mittel angemessen und nach-

vollziehbar zu verausgaben). Politisierung, d.h. die Erwartung, politische Absichten in der Organisation des Forschungsprozesses und bei der Formulierung der Forschungsergebnisse zu berücksichtigen, ist eine andere Zumutung. Die Kritiken daran beziehen sich immer auf eine Funktionalisierung der Wissenschaft für außerwissenschaftliche Zwecke, indem von Wissenschaftlern verlangt werde, sich nicht allein von der wissenschaftlichen Rationalität leiten zu lassen, sondern sich auch (oder ausschließlich) ökonomisch oder politisch rational zu verhalten.

Die Frage, die hier letztlich steht, ist: Wie können Wissenschaft und Hochschulbildung gesellschaftlich nützlich sein, ohne illegitim funktionalisiert zu werden oder sich opportunistisch zu verstricken? Wissenschaft und Praxis folgen nicht nur unterschiedlichen Operationslogiken. Sie unterscheiden sich auch institutionell hinsichtlich ihrer Struktur- und Arbeitsbedingungen, Arbeits- und Handlungsweisen sowie den Wissensbeständen. Diese Grenzziehung kann nicht – oder nur destruktiv, d.h. unter Verlust von Leistungsfähigkeit – beseitigt werden.

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage nach *angemessenen* Transferpraktiken, also der Relationierung von wissenschaftlichem und praktischen Wissen sowie deren Überführung ineinander. Die Frage ist aber, wie oben gezeigt, nicht gänzlich neu, und Hochschulen und Wissenschaft haben auch in der Vergangenheit bereits produktive Antworten darauf gefunden. Heute mag die Antwort darin liegen, Grundlagen- und angewandte Forschung danach zu unterscheiden, dass erstere allein forschungsdefinierte und letztere von Wissenschaft und Praxis koproduzierte Forschungsfragestellungen bearbeitet. Die Wissenschaften entkommen jedenfalls ihrer Gesellschaftsbezogenheit nur schwer, und wenn sie es dennoch versuchen, manövrieren sie sich leicht in die Irrelevanz.

12. Abgleich und Verdichtung: Die empirischen Befunde im Lichte der Theorie-Angebote

Im folgenden werden die empirischen Befunde im Lichte der Theorie-Angebote verdichtet und kommentiert. Ausgehend von den eingangs dargestellten Thesen der Regional-, Stadt- und Wissenschaftsforschung wird zunächst die Wissenschaft im Kontext ihrer unmittelbaren Umwelten – Region und Stadt – verhandelt (nachfolgend 12.1.), um sodann speziell auf die in dieser Studie im Zentrum stehenden mittelgroßen Städte einzugehen (12.2.).

12.1. Wissenschaft und ihre direkten Umwelten: Region und Stadt

Hochschulen zielen mit ihren Aktivitäten in Lehre, Forschung und Third Mission auf unterschiedliche räumliche Ebenen. Genau dies zu mobilisieren, darauf zielt ein Teil der Erwartungen an die Hochschulen: Sie sollen als Netzwerkknoten Brücken schlagen zwischen überregionalen Ressourcen einerseits und der regionalen und lokalen Nachfrage andererseits. Innerhalb eines solchen Erwartungshorizonts kommt es zu einer weitreichenden Verschiebung der Rolle von Hochschulen im lokalen und regionalen Umfeld: Von den Hochschulen werden nicht mehr nur Anwesenheitseffekte, sondern auch explizite Aktivitätseffekte erwartet.

12.1.1. Erwartungsverschiebungen

Einstmals konnten die Hochschulen soziale und ökonomische Umweltbedingungen voraussetzen (und entsprechend vernachlässigen), die eine Nachfrage nach ihren spezifischen Leistungen in Forschung und Lehre beständig reproduzieren. Lange Zeit beschränkten sich die lokalen und regionalen Erwartungen weitgehend auf die Versorgung mit Bildungsangeboten sowie die Stimulation der lokalen Wirtschaft durch Nachfrageeffekte. Diese konnten durch die schiere Existenz von Hochschulen als erfüllt betrachtet werden.

Heute dagegen sehen sich Hochschulen zunehmend mit einer weitergehenden Herausforderung konfrontiert: Sie müssen selbst wesentlich zur (Re-)Produktion jener Umweltbedingungen beitragen, die sie unentbehrlich machen. Diese Verschiebung markiert einen Übergang von einem passiven zu einem aktiven Hochschulregionalismus: Die schlichten Anwesenheitseffekte der Hochschulen sollen um Aktivitätseffekte ergänzt werden. Die wichtigsten Erwartungen, die sich diesbezüglich an die Hochschulen richten, betreffen vor allem drei Bereiche: Sie sollen

- die Sicherung des akademischen Fachkräftenachwuchses für Stadt und Region gewährleisten,
- Impulse zur Entwicklung regionaler Innovationsstrukturen geben und
- Beiträge zur Bewältigung nichtökonomischer lokaler Herausforderungen liefern.

Damit sind auch die herkömmlichen Berechnungen bloßer regionaler Anwesenheitseffekte allein nicht mehr hinreichend überzeugend, um sich als Hochschule regional zu legitimieren: Konsum und Mietzahlungen der Hochschulangehörigen, Dienstleistungsnachfrage der Hochschule, Einkommens- und Lohnsteuerzahlungen der Hochschulbeschäftigten (15 Prozent verbleiben bei der Wohnortgemeinde) werden zur Kenntnis genommen, beeindrucken aber nur typischerweise nur mäßig.

Auf der konzeptionellen Ebene findet die Unterstützung: Die dominierende Perspektive verschiebt sich vom innerstaatlichen regionalen Ausgleich zum Wettbewerb der Regionen (Burs 2013: 103). Die postmodernen Diagnosen zur Wissensproduktion – wie „Wissensgesellschaft“, „Triple Helix“ oder „Modus 2“ – konstatieren und fordern zugleich eine verstärkte Öffnung der Hochschulen hin zu anderen gesellschaftlichen Akteuren. Dies könne nur durch Netzwerkbildung erfolgen – mithin einer Strukturform jenseits der klassischen Kooperationsmodelle von Markt und Hierarchie. Zugleich gelingt es den Hochschulen und der Wissenschaft nur noch bedingt, Legitimität für ihre traditionelle Selbstbeschreibung zu organisieren: Gemäß dieser können sie ihre gesellschaftliche Funktion optimal allein in Distanz zur Gesellschaft erfüllen. An ihre Stelle sind Modelle einer vielfach mit der Gesellschaft verwobenen Wissensproduktion und Organisationsgestaltung getreten. Dies impliziert – spannungsreich – zweierlei: die Steigerung sowohl der gesellschaftlichen Bedeutung der Wissenschaft für ihre Umwelt als auch ihrer Abhängigkeit von dieser Umwelt.

Epidemisch ist hier „Wissensgesellschaft“ geworden. Sie wurde zu einem der zentralen Schlagworte zur Beschreibung der Gegenwartsgesellschaft. Markiert wird damit eine „Lebensform“, in der Wissen „zum Organisationsprinzip und zur Problemquelle“ der Gesellschaft wird (Stehr 2001: 10). Es muss an dieser Stelle nicht interessieren, inwieweit diese Beschreibung exklusiv ist, mit anderen Gesellschaftsbildern konkurriert oder aber diese ergänzt. Die Beschreibung repräsentiert jedenfalls eine bestimmte Perspektive, die auf Wissen als zentraler Voraussetzung der allgemeinen Wohlfahrt und gesellschaftlichen Entwicklung abstellt – und zwar auf wissenschaftliches statt traditionales oder religiöses Wissen. Mit dieser Betrachtungs- und Entwicklungsperspektive verbinden sich sowohl Gestaltungshoffnungen als auch praktische Konzepte. Häufig zielen diese auf Beiträge zum regionalen Wirtschaftswachstum.

12.1.2. Regionale Problemlagen und Problemwahrnehmungen

Am Beginn strategischer Bemühungen stehen Problemdefinitionen. Der Umstand, dass alle unsere Fallstädte demografisch stark herausgefordert sind, begründet Notwendigkeiten, die andernorts so noch nicht durchgehend bestehen – gleichwohl auch andernorts erwartet werden dürfen: „Aufgrund der Gebur-

tendefizite ist davon auszugehen, dass in Zukunft mehr als die Hälfte der europäischen Städte ... Schrumpfungprozesse erfahren wird“ (Wiechmann 2015: 33). Die bestehenden regionalen und lokalen Problemlagen lassen sich in zwei Gruppen fassen, die insgesamt fünf Herausforderungen enthalten:

- *Stadt- und Regionalentwicklung*: Das wesentliche Entwicklungsziel in den demografisch herausgeforderten Städten und Regionen kann mit der Solidarpaktformulierung „selbsttragende Entwicklung“ gefasst werden. Diese hat zwei zentrale Voraussetzungen: wirtschaftliche Stabilität bzw. Dynamik und soziale Stabilität.
- *Demografische Schrumpfung*: Sie vollzieht sich über die dominanten Ausprägungen der Komponenten Fertilität, Mobilität und Mortalität: geringe Fertilität, Abwanderungsmobilität und Alterung der Bevölkerung.

Die Annahme, lokal aktive Hochschulen würden in den regionalen und lokalen Wirkungen des demografischen Wandels zentrale Herausforderungen sehen und ihre Handlungsprogramme entsprechend ausrichten, ließ sich in unserer Untersuchung in Teilen bestätigen, wenn auch nicht programmatisch: Diesbezügliche *strategische* Verankerungen sind nur bedingt zu identifizieren. Zugleich finden viele Aktivitäten statt, die Beiträge zur Bearbeitung von regionalen und lokalen Herausforderungen leisten, ohne als solche deklariert zu werden. In ein entsprechendes Selbstverständnis der Hochschulen, etwa als regionale Problembearbeiter, münden diese durchaus zahlreichen Aktivitäten – fragmentiert und nur vereinzelt strategisch verankert – insofern bislang kaum.

Werden die Ergebnisse unserer Auswertung von 68 Studien, Gutachten und Evaluationen zum Aufbau Ost zusammenschaltet mit den strategischen Papieren zur Stadtentwicklung unserer sachsen-anhaltischen Fallstädte, so lässt sich zusammenfassend festhalten:

- Inhaltlich dominieren ökonomische Betrachtungsweisen. Der Handlungsbereich, Beiträge zur Bewältigung nichtökonomischer Herausforderungen zu liefern, ist dagegen wenig ausgearbeitet.
- Unabhängig von lokalen und regionalen Differenzen wird den Hochschulen durchgehend eine zentrale Funktion für die Stadt- und Regionalentwicklung zugesprochen. Insbesondere in den Bereichen Beschäftigung, Innovation, Bildung und soziale Integration wird von den Hochschulen erwartet, dass sie lokale und regionale Effekte generieren. Allerdings sind die Beschreibungen dessen, was einerseits erwartet und andererseits angereizt sowie unterstützt werden soll, häufig wenig konkret.
- Aussagen mit stark verallgemeinernder Aussagekraft – wie die Empfehlung, Kooperationen und Netzwerkstrukturen zu fördern – überwiegen gegenüber der Benennung konkreter Maßnahmen und Wirkungszusammenhänge deutlich. Konkrete Empfehlungen, die sich mit der Entwicklung einzelner Städte beschäftigen und einen weiteren Blick sowie weiter reichende Maßnahmenkataloge bieten, stellen Ausnahmen dar. Und dort, wo Handlungsempfehlungen formuliert werden, wird in der vergleichenden Betrachtung deutlich, dass sich diese stark ähneln.

- Nur punktuell nehmen die Papiere Bezug auf tatsächliche lokale Entwicklungen, Problemlagen und Herausforderungen. Ein Großteil der einzelnen Texte wäre auch umstandslos in die Konzepte der jeweils anderen Städte kopierbar. Indem Stadt- und Regionalentwicklungskonzepte vielerorts Allgemeinplätze bemühen, erreichen sie nur bedingt das, was sie eigentlich leisten sollen, nämlich umsetzungsfähige Konzepte mit zieladäquaten Instrumentarien zu sein. Die Herausforderungen des demografischen Wandels werden unabhängig davon thematisiert oder nicht thematisiert, wie stark die jeweilige Stadt und Region demografisch herausgefordert sind.
- Thematisch beziehen sich Überlegungen hinsichtlich der Effekte von Hochschulen auf die Stadt meist auf die Lehre und Ausbildung, Vermittlung von Absolventen sowie Kooperationen mit Unternehmen bzw. anderen lokalen Akteuren. Dabei wird überwiegend ein Bezug zur Fachkräfteversorgung und (wirtschaftlichen) Innovationsfähigkeit hergestellt.

12.1.3. Limitationen in den Hochschulen

Es gibt einige Gründe dafür, dass regionales und lokales Engagement der Hochschulen häufig geringer ausgeprägt ist, als dies von Akteuren vor Ort erwartet wird. Diese Gründe zu ignorieren, würde sie nicht beseitigen.

Zum ersten ist die teils geringe Ausprägung regionalen Engagements durch das Reputationssystem der Wissenschaft verursacht: Mit regionalem Engagement lässt sich regionales Renommee erwerben. In der wissenschaftlichen Gemeinschaft gilt jedoch nur überregionale Reputation, und dementsprechend sind auch alle wichtigen innerwissenschaftlichen Anreizsysteme ausgerichtet.

Zweitens stehen Organisationspezifika der Hochschulen einem verstärkten regionalen Engagement entgegen:

- Da Hochschulen um ihrer Expertise willen existieren, stellt das Wissen ihr wichtigstes Produktionsmittel dar. Dieses befindet sich in der Hand der Experten. Die wesentliche sachliche Bedingung, um die Expertentätigkeit ausüben zu können, ist hohe individuelle Autonomie der Wissenschaftler.innen (Grossmann/Pellert/Gotwald 1997). Dadurch besteht eine nur geringe Durchgriffsfähigkeit von Leitungsebenen auf die Arbeitsebene.
- Professoren und Professorinnen sind besonders virtuos bei der Obstruktion empfundener Zumutungen, d.h. externen Anforderungen, die als unvereinbar mit den eigenen Werthaltungen betrachtet werden (Teichler 1999: 38).
- Wissenschaftler.innen sind nicht nur gegenüber der jeweiligen Hochschulleitung relativ autonom. Ihre Professionsangehörigkeit verpflichtet sie auch weitgehend darauf, im Konfliktfall die wissenschaftlichen Standards gegenüber den Interessen der eigenen Hochschule zu privilegieren. Daraus folgt eine höhere Loyalität der Wissenschaftler.innen gegenüber ihrer jeweiligen Fachcommunity als gegenüber ihrer Hochschule.
- Gremiengebundene Entscheidungsfindungen sichern die Autonomie der Hochschule, sind aber auch schwerfällig. Daher ist lineares Entscheiden an Hochschulen selten und organisierte Anarchie der Normalfall.

- Die Legitimität, welche Hochschulen benötigen, um ihr Überleben zu sichern, organisieren sie über Formalstrukturen. Diese symbolisieren gegenüber der Umwelt Rationalität, stellen Konformität mit Umwelterwartungen her und sichern so den Erhalt von Ressourcen. Diese nach außen gerichteten Formalstrukturen sind jedoch oftmals nur lose mit der internen Aktivitätsstruktur, dem tatsächlichen Organisationshandeln, gekoppelt.
- Administrative Planungsprozesse verlaufen in den seltensten Fällen *allein* rational, sondern viel stärker in unkoordinierten kleinen Schritten (Braybrooke/Lindblom 1963). Dieses Prinzip inkrementeller Steuerung – „muddling-through“, d.h. sich durchwursteln (Lindblom 1959) – ist auch durchaus sinnvoll, da es Konsensbildung ermöglicht.

Eine Moralisierung dieser Umstände ist unangebracht, da diese zugleich auch die Funktionsfähigkeit der Hochschulen sicherstellen. Das hochschulspezifische Organisationshandeln gewährt häufig erst die notwendige Flexibilität, um interne Konflikte zu verbergen, zu (einander oftmals widersprechenden) externen Anforderungen auf Distanz gehen zu können und sich dadurch mitunter vor zerstörerischem Eifer zu schützen (Meyer/Rowan 2009; Krücken/Röbken 2009).

Zum dritten ist die teils geringe Ausprägung lokalen und regionalen Engagements in mangelnden finanziellen Förderungen bzw., so diese zu erlangen sind, damit verbundenem hohen bürokratischen Aufwand begründet: Anreizstrukturen, die darauf zielen, Hochschul- und Regionalentwicklung systematisch und nachhaltig aneinander zu koppeln, sind bislang unterentwickelt, und entsprechende Aktivitäten werden kaum in Ressourcenvergabesystemen wie der leistungsorientierten Mittelvergabe (LOM) berücksichtigt (vgl. Koglin et al. 2013).

Viertens sind die Hochschulen und ihr wissenschaftliches Personal überbeansprucht durch einen reformerischen „Overkill durch Parallelaktionen“ (Pellert 2002: 25f.). Seit den 1960er Jahren sind die westdeutschen Hochschulen, seit Beginn der 90er Jahre alle deutschen Hochschulen einer Dauerbeanspruchung durch immer neue Hochschulreformen ausgesetzt. Die Taktung weiterer Reformansinnen wurde und wird beständig kürzer. Seit Ende der 90er Jahre lassen sich die Reformvorhaben nicht mehr angemessen auf der Zeitachse unterbringen. Seither besteht die Situation einer vielfachen Überlappung von einzelnen Hochschulreformen: Während eine Reform noch nicht umgesetzt oder abgeschlossen ist, werden die Hochschulen bereits von einer oder mehreren weiteren Reformen ereilt.⁴

12.1.4. *Wissenschaft und Stadt: Wechselseitige Chancensteigerung*

Erscheinen auf die Sitzregion und -stadt bezogene Aktivitäten der Hochschulen zunächst vor allem als zusätzliche Aufgabe, so können damit doch auch organisationale Gewinne generiert werden. Beispielsweise kann die Regionaloption an die Seite oder an die Stelle einer Exzellenzorientierung treten:

⁴ detaillierter siehe Pasternack (2014)

- Nur für eine Minderheit der Hochschulen besteht aufgrund ihrer Leistungsstärke die Chance, *in ihrer Gesamtheit* auf eine vorrangig überregionale bzw. internationale Orientierung setzen zu können.
- Für einen sehr viel größeren Teil der Hochschulen dagegen besteht ggf. die Möglichkeit, *einzelne* – mancherorts bereits vorhandene – exzellente Fachgebiete zu stabilisieren oder/und zu entwickeln.
- Es liegt dann nahe, dass der Exzellenzorientierung in Teilbereichen die Regionaloption zumindest gleichberechtigt zur Seite tritt. Dies gilt insbesondere für die Fachhochschulen, zumal diese ohnehin vornehmlich im Blick auf ihre regionale Funktion errichtet worden sind.

Grundsätzlich muss jede Diskursformation, die keine positiven Modelle für die große Zahl der ‚Differenzierungsverlierer‘ anbietet, unvollständig und instabil sein. Eine verstärkte Integration von Hochschulen in die regionale oder städtische Entwicklung markiert daher weniger das Gegenmodell der exzellenten Hochschule in einer prosperierenden Region, sondern ihr komplementäres Leitbild.

Die Hochschulen selbst können damit Legitimationsgewinne einfahren, die für einen größeren Teil der Hochschulen bzw. ihrer Fachbereiche auf dem Wege von Exzellenzwettbewerben nicht zu erlangen sind. Insbesondere Hochschulen in peripheren Regionen fällt es leichter, die eigene Unentbehrlichkeit nicht nur zu behaupten, sondern auch zu plausibilisieren, wenn sie auch auf ihre Sitzstadt und -region bezogen agieren. Eher erfolgswahrscheinlich dürfte dagegen eines sein: mit der Begründung, vor allem die überregionale Rolle der jeweiligen Hochschule entwickeln zu wollen, ihrem lokalen Wirksamwerden keine größere Aufmerksamkeit zu widmen und zugleich das bisherige Verfehlen der eigenen planetarischen Bedeutsamkeit damit zu begründen, dass die Ausstattung und die Kontexte lediglich einer Hochschule regionaler Bedeutsamkeit entsprechen.

Berechtigte Forderungen nach angemessener Hochschulausstattung könnten zudem mit lokal und regional relevanten Leistungszusagen verbunden werden, die auch hochschulfernen Gesprächspartnern, etwa in der Politik, vermitteln, dass die überwiesenen Gelder mit hoher Wahrscheinlichkeit auch regional erwünschte Effekte zeitigen werden. Insoweit ist es für die überwiegende Zahl der Hochschulen naheliegend, ihre jeweiligen Sitzorte und -regionen zu stärken, um den Resonanzboden ihres Wirkens zu erhöhen, ihren Sitzort für Studierende und Mitarbeiter:innen zu attraktivieren und letztlich auch die eigene Legitimationsbasis zu stärken.

Eine Aufforderung zur Selbstregionalisierung ist all das aber nicht: In kognitiver Hinsicht gibt es in der Tat keine regionale Wissenschaft. Regionale Funktionen können sie gleichwohl wahrnehmen, doch bedürfen sie dafür des Kontakts zu den Fronten des Wissens – und diese verlaufen nicht regional. Die lokale und regionale Wirksamkeit von Wissenschaftseinrichtungen ist dann am aussichtsreichsten, wenn diese ihre Stadt und Region an die überregionalen Kontaktschleifen der Wissensproduktion und -verteilung anschließen. Dazu wiederum sind die Hochschulen und Forschungsinstitute wie keine anderen Institutionen in ihren Städten und Regionen in der Lage.

Die Hochschulen zählen zu den Agenturen der Wissensgesellschaft, die im Vergleich institutionell sehr stabil sind – da öffentlich finanziert und von den Ländern unterhalten. Sie verbürgen überdies, da sie Einrichtungen der Wissenschaft und Hochqualifikation sind, Innovation und Zukunftsfähigkeit. Für eine zunehmend wissensbasierte Ökonomie haben Hochschulen auf Grund ihrer Funktionen – Bereitstellung von Fachkräften und von Innovationswissen – eine besondere Bedeutung. Anders als sonstige Akteure sind Hochschulen zudem prädestiniert dafür, Entwicklungen nicht einfach geschehen zu lassen, sondern einen wissensgestützten strategischen Umgang damit zu entwickeln.

Wesentliche Funktionen, die Wissenschaftseinrichtungen für ihren Nahbereich wahrnehmen (können), sind die Speicher- und die Antennenfunktion (vgl. Fritsch et al. 2008):

- Sie nehmen die Funktion eines *Wissensreservoirs* wahr. Dabei werden nicht nur die eigenen Forschungsergebnisse gespeichert, sondern auch von anderen erzeugtes Wissen. Speichermedien sind (Online-)Archive, Datenbanken, Bibliotheken, Sammlungen und dergleichen – vor allem aber die Wissenschaftler.innen selbst und die Institutionen, Kooperationen und Netzwerke, in denen diese tätig sind. Letztere sind überdies die überindividuellen Speichermedien des sog. impliziten Wissens, das nicht schriftlich festgehalten ist.
- Die *Antennen- oder Radarfunktion* ergibt sich aus der Absorption externen, nicht in der Region erzeugten Wissens, das anderen lokalen Akteuren verfügbar gemacht wird. Wissenschaftler.innen leisten fortwährend ein Screening relevanter überregionaler Entwicklungen, die sie dann ggf. auch lokal einspeisen.

Hochschulen fungieren in ihren Sitzstädten als zentrale Agenturen einer Kultur der Neugierde, Forschung und Innovation. Sie tragen nicht nur zur wirtschaftlichen Stabilisierung bei, sondern auch zu sozialer Stabilität und zum kulturellen Leben. Dies geschieht etwa – gleichsam absichtslos – über die Heterogenisierung der Bevölkerungsstruktur, indem an Hochschulen junge Menschen studieren und überwiegend hochqualifizierte Menschen arbeiten, die dann zu einem größeren Teil auch in der Stadt wohnen. Hochschulen bieten für Städte die besten Chancen, junge Menschen in einer biografisch stark aufnahme- und prägefähigen Phase für sich zu gewinnen und an sich zu binden. Indem sich diese räumlich in den städtischen Quartieren verteilen, wird der Abbau von Kontakt-hürden zwischen Milieus gefördert und kulturelle Offenheit gestärkt. Das kann auch dazu beitragen, eine Willkommenskultur auszuprägen, die wiederum Zuzugs- und Integrationshürden senkt. An Hochschulen gekoppelte städtebauliche Projekte, wie die Entstehung Nutzungsgemischter Campus-Standorte auf Brachflächen oder die Wiederbelebung leerstehender Gebäude in Innenstadtlagen, können die sozialräumliche Entwicklung in solchen Städten prägen, die unter Schrumpfungsbedingungen vor Anpassungsherausforderungen stehen.

Indem Bedingungen geschaffen werden, mit denen Studierende und dann Hochschulabsolventen an die Stadt gebunden werden, lassen sich zentrale Voraussetzungen erzeugen, um lokale wissensbasierte Entwicklungen wahrscheinlicher zu machen. Zwar können dafür keine Erfolgsgarantien abgegeben werden, doch wenn eine Stadt schon daran scheitert, von jedem Hochschulabsolventenjahrgang einen relevanten Anteil an sich zu binden, dann fehlen bereits wesent-

liche Grundvoraussetzungen für eine wissensbasierte Stadtentwicklung. Differenzen zwischen größeren und kleineren Städten ergeben sich dann allerdings bei der Intensität solcher wissensbasierten Entwicklungen, wie sich z.B. an den Merkmalen Heterogenität und Innovationsneigung zeigt.

Sowohl Städte als auch Hochschulen sind in ähnlicher Weise durch Heterogenität gekennzeichnet. Deren wichtigstes Merkmal ist die Mischung von Konformität und Nichtkonformität. Innovation ist zunächst immer das Noch-nicht-Mehrheitsfähige, also Nonkonforme. Sobald etwas mehrheitsfähig ist, handelt es sich um Mainstream. Der erstarrt irgendwann zur Orthodoxie – und ist spätestens dann reif für die Ablösung durch erneute Innovation.⁵ Dieser Kreislauf benötigt die permanente Zufuhr kognitiver Energien – und den können Hochschulen sicherstellen, indem sie interessierte und interessante Menschen in die Stadt ziehen.

Vor allem größere Städte und Hochschulen sind sich hier in einem Punkt sehr ähnlich, der Synchronisationen ihrer Entwicklung fördern kann: Beide sind potenzielle Inkubatoren von (sozialer und wirtschaftlicher) Innovation. Die Hochschulen sind dies, weil sie (auch) Zonen darstellen, in denen frei von unmittelbarem Handlungsdruck nachgedacht und ausprobiert werden kann. Städte sind solche Inkubatoren, weil sie im Unterschied zu sämtlichen sonstigen Siedlungsformen ihren Bewohnern Möglichkeiten bieten, sich sozialer Kontrolle zu entziehen: Sie bieten Freiräume und geschützte Zonen für das bisher noch nicht Gedachte und Ausprobierte, für scheinbar Abwegiges und noch Unreifes. Jegliche Innovation benötigt wiederum Risikotoleranz, und Städte bieten ein fehlerfreundliches Umfeld. Schließlich können Hochschulen und Städte mit gegenseitig sich ergänzenden Vorteilen aufwarten: Hochschulen bieten Zeitsouveränität, Städte bieten Raumsouveränität. Die gemeinsame Nutzung beider erhöht die Wahrscheinlichkeit, dass innovierende Zufälle eintreten.

Die wechselseitige Inkubationswirkung von Städten und Hochschulen lässt sich unter der Formel zusammenfassen, dass beide zwar „voneinander ganz getrennte, extrem verschiedenartige Systeme“ darstellen, jedoch beide die Eigenart teilen, „Vergesellschaftungen von füreinander Fremden“ zu sein (Stichweh 2012: 21). Diese Fremdheit resultiert bei den Hochschulen aus der Migration und dem regelmäßigen Austausch ihrer Angehörigen, in den Städten ist sie das Ergebnis der Größenordnung.⁶ Deshalb ist die Unterscheidung von großen und

⁵ Die genannten Begriffe – mit Ausnahme der Innovation, dem die soziale Akzeptanz gleichsam eingeschrieben ist – können durchaus auch problematische Sachverhalte benennen. So bezeichnen etwa Heterogenität, (Non-)Konformität oder fehlende soziale Kontrolle auch Problemlagen, zu denen dann wiederum die Kooperation von Hochschulen und Städten als Lösung angerufen wird. Hier aber geht es immer um erwünschte Abweichung, wenn man so will: einen kanalisiert Nonkonformismus (also nicht um kreative Kriminalität oder originellen Konsum harter Drogen, sondern um die Überbietung sozial akzeptierter Zielvorstellungen). Diese soziale Erwünschtheit wurzelt mithin in einer starken Konformität etwa hinsichtlich bestimmter Lebensentwürfe, etwa der Wertschätzung von Bildung und Erwerbsarbeit.

⁶ Dieser Aspekt wurde vielfach in der Stadtsoziologie wiederholt, etwa wenn Max Weber die Stadt definiert als „eine Ortschaft, also eine Siedlung in dicht aneinandergrenzenden Häusern, welche eine so umfangreiche zusammenhängende Ansiedlung darstellen, daß die sonst dem Nachbarverband spezifische, persönliche gegenseitige Bekanntschaft der Einwohner miteinander fehlt“ (Weber 1922: 561). Jedoch ist Stadt nur dann die soziale Form, in der Unbekannte

nichtgroßen Städten zentral: Erstere werden von metropolitanen Stadtkonzepten adressiert, für die in letzteren typischerweise die Resonanzbedingungen fehlen (ohne dass dies dort immer bewusst wäre).

12.2. Wissenschaft in mittelgroßen Städten

12.2.1. Theorieangebote und Praxisanforderungen

Auffällig ist, dass die Wissensgesellschaft typischerweise exklusiv mit Metropolen und hochverdichteten Räumen assoziiert wird. Metropolen sind Großstädte, die magnetisierend Kräfte, Aufmerksamkeiten, Aktivitäten, Entscheidungen und Leistungsangeboten eines weiten Umlands auf sich konzentrieren, eine Vielfalt von Informationen verfügbar machen und nationale wie internationale Zentralität in politischer, ökonomischer und (hoch-) kultureller Hinsicht aufweisen. Damit bestehen dort Bedingungen hinsichtlich der Größe, Dichte, Heterogenität und Anziehungskraft, die nicht umstandslos andernorts kopierbar sind – und nichtmetropolitane Orte werden auch nicht dadurch zu ihrem Gegenteil, dass man sie zum Bestandteil von „Metropolregionen“ erklärt.

Mit abnehmender Einwohnerzahl von Städten fallen die Ausprägungsgrade von Heterogenität, Diversität, Toleranz, Dichte und Offenheit tendenziell ab. Damit verbunden sinkt die Wahrscheinlichkeit, auf Unbekanntes, Unerwartetes, Ungleiches und Unfertiges – die Basis noch nicht gedachter und ausprobiert Alternativenoptionen – zu treffen. Es sinkt folglich die Innovationswahrscheinlichkeit, soweit sie vorrangig auf Milieueffekten gründet. Mit zunehmender Einwohnerzahl hingegen steigt meist die Bevölkerungs-, Kontakt- und Institutionendichte. Damit einhergehend sinkt einerseits der Grad (individuell empfundener) sozialer Kontrolle. Andererseits wächst die Fehlertoleranz durch zunehmende Alternativenoptionen: Das Umfeld der Stadt wird umso fehlerfreundlicher, je mehr Entscheidungen – durch die anwachsende Zahl an bereitstehenden Alternativen – unter verhältnismäßig geringem Ressourcenverlust revidiert werden können.

Auch andere in der Literatur vorfindliche Konzepte für lokale Wissensentwicklungen sind typischerweise für bzw. anhand von Metropolen entwickelt worden. Die Konzepte zu Knowledge City, Wissensmilieus, Kreativer Stadt usw. gehen fraglos von großstädtischen Kontexten aus, wenn sie den Zusammenhang von Wissen und Stadtentwicklung thematisieren. Dennoch ist eines zu beobachten: Ebenso, wie auffallend viele Hochschulen nach Exzellenz streben, wollen erklecklich viele Orte kreative Stadt sein. Hochschulen in mittelgroßen Städten schließen in ihren Selbstbeschreibungen mitunter daran an, ohne den fehlenden großstädtischen Kontext angemessen zu berücksichtigen.

miteinander leben, „wenn sie auffälliger, das heißt zugänglicher und folgenreicher als andere soziale Formen Leerstellen einrichtet, die sichtbar und erlebbar noch nicht definiert sind, aber noch definiert werden können“ (Baecker 2008: 6).

Dies wird dadurch noch bedeutsamer werden, dass der demografische Wandel raumbezogen zu einer deutlichen Fragmentierung führt. Die Prozesse verlaufen regional selektiv und mit unterschiedlicher Intensität. Daraus ergibt sich eine Polarisierung in demografische Schrumpfungsbereiche einerseits und Wachstumszonen bzw. -inseln andererseits. Die Bevölkerungsentwicklungen korrespondieren mit den jeweiligen wirtschaftlichen Situationen. In der Perspektive der Regionalentwicklung ergeben sich so Prosperitätszonen bzw. -inseln – erkennbar nicht nur an wirtschaftlichen Leistungsdaten, sondern etwa auch dem Schwarmstadtphänomen – und Stagnations- bzw. Abschwungkorridore.

Als Reaktion darauf erfolgt unter anderem eine Demografisierung der raumbezogenen Zielsetzungen der Hochschulen. Sie stellt sowohl das Ergebnis als auch eine Gegenmaßnahme in Reaktion auf die räumliche Polarisierung dar. Konfrontiert mit einer schrumpfenden und alternden Bevölkerung sehen sich Hochschulen als stabile staatliche Infrastruktur entsprechenden Erwartungen ausgesetzt: Sie sollen zur Sicherung der öffentlichen Daseinsvorsorge und Stärkung der Zivilgesellschaft beitragen sowie der Abwanderung der jüngeren Menschen entgegenwirken.

Hier bedarf die dichotomische Gegenüberstellung von passivem und aktivem Hochschulregionalismus einiger Einschränkungen:

- Kritiker können zunächst – und das oftmals mit einiger Berechtigung – darauf verweisen, dass der Übergang vom passiven zum aktiven Hochschulregionalismus und die daran gekoppelte Erweiterung der Erwartungen lediglich eine Erhöhung der Aufgaben- und Legitimationslasten der Hochschulen markiert – und damit ihr Funktionieren unter prekären Bedingungen weiteren Belastungen aussetzt. Eine solche Wahrnehmung kann und sollte nicht leichtfertig zur Seite geschoben werden, sondern beständig als Korrektiv für überbordende Erwartungen mitgeführt werden.

- Andererseits muss festgehalten werden, dass mit der Verschiebung oder Erweiterung der an die Hochschulen geknüpften Erwartungshaltungen keineswegs die Momente des passiven Hochschulregionalismus obsolet werden. Im Gegenteil: Wenn es eine Reaktion auf den demografischen Wandel ist, die Infrastrukturen wieder verstärkt in das Feld der Sichtbarkeit einzurücken, dann bedeutet dies auch, dass deren fundamentale Aspekte eine verstärkte Wertschätzung erfahren.

- Dieses betrifft nicht nur die regionale Versorgung mit Bildungsangeboten oder die Nachfragegenerierung durch die Hochschulen und ihre Angehörigen. Während die Formel von der kreativen Klasse primär auf die Kreativwirtschaft abstellt, muss eine erweiterte oder vielmehr durch die demografische Problematik veränderte Perspektive auch die Bedeutung des öffentlichen Dienstes als Träger einer demokratischen, zivilgesellschaftlichen Kultur herausheben. Dazu gehören nicht nur qualifizierte Angehörige von Ämtern und Behörden, sondern auch von Bildungseinrichtungen wie Schulen oder Hochschulen.

Die Debatten um die ‚kreative Stadt‘ haben in einer Hinsicht auch unmittelbar hochschulfreundliche Wirkungen, die sich nicht nur groß-, sondern ebenso mittelstädtische Hochschulen zunutze machen können: Sie rücken Hochschulen als

Ausbilder der kreativen Klasse und Kerne kreativer Milieus vermehrt in den Fokus der Stadtentwicklungspolitik. Zwar hat das Konzept der kreativen Stadt bislang wenig praktische Wirkungen hinsichtlich der Entstehung oder Erzeugung kreativer Städte gezeigt – diese entstehen jenseits des Konzepts. Doch für Hochschulen hat es eine wichtige Funktion entwickeln können: Durch dieses Konzept kam es zu einer deutlichen Sensibilisierung für die kulturelle Produktivität von Hochschulen. (Vgl. Siebel 2008: 277-281)

In unseren Fallstädten wird der heutzutage epidemische Kreativitätsdiskurs weitgehend vermieden. Eine Ausnahme bildet Halle (Saale), das bemüht ist, sich – seinem kulturstädtischen Selbstverständnis entsprechend – zur kreativen Stadt zu entwickeln. Es zeugt von realistischen Selbstbildern der anderen Städte, wenn sie das Ringen um ihre Bildungsausstattung nicht mit Konzepten wie Creative City, Knowledge City oder Wissensmilieus kurzschließen. Da diese wie auch andere einschlägige Konzepte metropolitan geprägt sind, kann sich jedoch auch Halle nicht zu deren unmittelbaren Adressaten zählen. Die Konzeptanwendungen sind unter nichtmetropolitanen Umsetzungsbedingungen kaum zu kopieren.

So sind in einer empirisch-historischen Auswertung von diversen Entwicklungen kreativer Zentren vier wesentliche Rahmenbedingungen für deren erfolgreiches Entstehen identifiziert worden: eine kritische Stadtgröße, eine grundsätzliche Offenheit für Außenseiter und Fremde, eine krisenhafte Situation und schließlich mobilisierbares Kapital (Hall 1998). Von diesen vier Bedingungen war in Halle (Saale) lange Zeit nur eine gegeben, doch selbst diese hat sich mittlerweile z.T. verflüchtigt: die krisenhafte Situation.

Hier kollidiert unsere Empirie mit gängigen wissenschaftsgesellschaftlichen Stadtkonzeptionen. Mittelgroße Städte sind keine Miniaturen von Metropolen. Sowohl die Heterogenität als auch die Redundanz sozialer Beziehungen sind größenabhängig, ebenso die Bereitstellung verschiedener benötigter Ressourcen. Immerhin aber sind es unter von den Nichtmetropolen die mittelgroßen Städte, also die Kleineren Großstädte und die Mittelstädte, die zumindest Teilaspekte wissenschaftsgesellschaftlicher Entwicklungsvoraussetzungen haben.

Um dem Widerspruch von metropolitanen Konzepten und nichtmetropolitanen Umsetzungsbedingungen zu begegnen, müssen die Unterschiede zwischen Metropolen und mittelgroßen Städten sowie die Wirkungen der unterschiedlichen Ortsbedingungen herausgearbeitet werden. Damit lässt sich ein Beitrag zur Ausprägung realistischer Erwartungshaltungen auch der Hochschulen leisten: Welche Resonanzbedingungen finden Hochschulen an ihren jeweiligen Standorten vor, um innerhalb der Stadtentwicklung eine prägende Rolle spielen zu können?

12.2.2. Stadtgröße und -charakteristik als ermöglichende und limitierende Rahmenbedingungen

Die Resonanzfähigkeit einer Stadt für Irritationen – wie sie von ortsansässigen Hochschulen und Forschungsinstituten ausgehen können oder sollen – sind in hohem Maße von der Dichte, Heterogenität, dem Alltagserleben der Einwoh-

nerschaft und ihren spezifischen Vorstellungsbildern bestimmt. Diese wiederum korrelieren in der Regel wesentlich mit der jeweiligen Stadtgröße.

Mittelstädte und Kleinere Großstädte wurden hier zusammengefasst zu „mittelgroßen Städten“, d.h. solchen, die zwischen 20.000 und unter 500.000 Einwohner haben. Damit rückten wir solche Ansiedlungen in den Fokus, die typischerweise nicht im Blick sind, wenn Großtheorien und -konzepte zum Zusammenhang von Wissensgesellschaft und Stadtentwicklung formuliert werden.

Mittelstädte halten kaum die städtische Infrastruktur vor und verfügen auch höchstens ansatzweise über die Kulturangebote, die in solchen Stadtkonzepten als unverzichtbar für wissenschaftsgesellschaftlich basierte Stadtentwicklung gelten. Es fällt den Mittelstädten im Unterschied zu größeren Städten schwer, gut ausgebildete Wissensarbeiter anzuziehen und/oder zu halten. Die Gewinnung von Studierenden erscheint daher als einzige erfolgversprechende Variante der Rekrutierung – zumal notwendige Investitionen in Lebensqualität und deren Kommunikation nach außen angesichts knapper Mittel nur bedingt erfolgversprechend ist. Darüber hinaus kann die Präsenz Studierender dazu dienen, das Stigma der Peripherisierung abzuwehren und damit zumindest im eigenen Hinterland die ausgebildete Bevölkerung zu binden.

Aber auch die Kleineren Großstädte sind nicht umstandslos durch die Wissensstadtkonzepte adressiert. Aufgrund des fehlenden metropolitanen Kontextes sollten die hier untersuchten Städte in den offerierten Konzepten zur wissenschaftsgesellschaftlichen Stadtentwicklung keine vermeintliche Blaupause erkennen, sondern eher Inspirationen für solche Maßnahmen entdecken, die an die je eigene Stadtsituation angepasst sind.

Zwar ist die Entwicklung zu einer kreativen Stadt oder die Ausbildung eines kreativen Milieus auch in mittelgroßen Städten nicht prinzipiell ausgeschlossen, allerdings sind die Kontexte dafür in Metropolen wesentlich günstiger. Hintergrund derartiger Entwicklungen ist die Herausbildung von Netzwerken, die insbesondere ökonomische Akteure sowie Hochschul- und Wissenschaftseinrichtungen umfassen. Ein für Kreative attraktives Umfeld, das sich z.T. auch in mittelgroßen Städten findet, kann gewiss derartige Netzwerkbildungen fördern. Allerdings können auch so die großenbedingten Limitierungen – insbesondere die begrenzte Zahl potenzieller Akteure – nicht aufgehoben werden.

Wo Hochschulen gar in Städten und Regionen sitzen, die demografisch herausgefordert sind, sind die Hochschulwirkungen noch viel elementarer. Dort intervenieren die Einrichtungen schon durch ihre bloße Anwesenheit in die Schrumpfungprozesse, indem sie verödungshemmend wirken und eine jüngere Klientel in der Region halten bzw. von außen anziehen, und indem sie dazu beitragen, die Resonanzfähigkeit ihrer Städte für wissenschaftsbasierte Entwicklungen zu erzeugen bzw. zu erhalten.

Hochschulen ziehen mit ihren Bildungsangeboten zukünftige Absolventen in ihre Region, die im Beschäftigungssystem jetzt und in den kommenden Jahren verstärkt nachgefragt werden. Es wird jedoch nicht nur ein Beitrag zur Schließung der Fachkräftelücke geleistet. Vielmehr gelingt durch den Zuzug wie den Verbleib von Studienanfängern ein Beitrag zur Verjüngung der Bevölkerung. Ebenso leisten Hochschulen einen Beitrag zur geschlechtsspezifischen Gleich-

verteilung innerhalb der regionalen Bevölkerung. Ein Studium nehmen heute mehrheitlich junge Frauen auf. In demografisch herausgeforderten Regionen wirken die Hochschulen daher dem Trend entgegen, dass vor allem junge und gut gebildete Frauen abwandern und eher junge Männer mit vergleichsweise niedrigerem Bildungsniveau zurückbleiben.

Dies sollte nicht zuletzt berücksichtigt werden, wenn es um die Ressourcenausstattungen der Hochschulen unter Schrumpfbedingungen geht: Wer aufgrund seines Studiums schon da ist, kann eher dafür gewonnen werden, seine Lebenschancen in der Region zu suchen und zu finden.

Auch die Voraussetzungen und Mechanismen der Wissensdiffusion werden stark durch sozialräumliche Charakteristika beeinflusst. Hier wird indes eine Ambivalenz wirksam:

- Einerseits kann der Umstand, dass mittelgroße Städte vergleichsweise übersichtliche Strukturen und kurze Wege aufweisen, der Wissensdiffusion förderlich sein. Geringe physische Distanz – und hier sind mittelgroße Städte gegenüber größeren im Vorteil – fördert Gelegenheitsstrukturen, d.h. Kommunikationsanlässe.
- Andererseits muss dieser Standortvorteil auch umgehend relativiert werden: Nähe kann ebenso zu Lock-In-Effekten führen. Durch die Dominanz gruppen- oder milieuinterner Kommunikation können Impulse von außen u.U. weniger wahrgenommen bzw. verarbeitet werden.

Damit räumliche Nähe zur Wissensgenerierung genutzt und diese in Innovationsprozesse überführbar wird, spielt auch Distanz eine wesentliche Rolle: Sie erzeugt Anlässe für Lernprozesse. Hohe relationale Distanzen können durch Fremdheitserfahrungen das Lernen anregen. Geringe relationale Distanzen ermöglichen es, Bezüge und Vergleiche herzustellen. Beides zusammen stellt das Potenzial für Neues, Lernprozesse und Innovationen dar. Ein für Wissensentwicklungen und Innovationen besonders förderliches Verhältnis von Nähe und Distanz ist zwar nicht bestimmbar. Doch muss vermutet werden, dass mittelgroße Städte eher herausgefordert sind, das Pendel zwischen Nähe und Distanz nicht zu sehr in Richtung ersterer schwenken zu lassen als andersherum.

Unter den mittelgroßen Städten gibt es beträchtliche Unterschiede, die sich zum Teil auf die Stadtgrößendifferenzen zurückführen lassen, zumal mit der vergleichsweise geringeren Größe der Städte auch die der Hochschulen korrespondiert. Doch erklärt dies nicht alles. Weitere Bestimmungsfaktoren für die wissenschaftliche Platzierung der Städte sind

- historischer Art: insbesondere gewachsene wirtschaftliche Branchenstrukturen und traditionelle Ausstattung mit öffentlichen und Kultureinrichtungen;
- geografisch und infrastrukturell bedingt: Lagegunst und Verkehrsanbindung;
- administrativer Art: Mittel- oder Oberzentrum;
- demografisch induziert: schrumpfende, nicht schrumpfende oder expandierende Stadt bzw. schrumpfendes oder nicht schrumpfendes regionales Umfeld;
- die aktuellen wirtschaftlichen Entwicklungen: dynamisch, stabil oder zurückgehend;

- politischer Art: Landesentwicklungsplanung, Förderprogrammschwerpunkte und das Maß ihrer Nutzung, lokalpolitische Entwicklungsfoki sowie
- bestimmt durch die wissenschaftliche Ausstattung: keine, eine oder mehrere Hochschulen, Vorhandensein von Forschungsinstituten und Profile der Einrichtungen.

Im Rahmen des Wettbewerbs „Stadt der Wissenschaft“ war das Ziel des auslobenden Stifterverbands, strategische Netzwerkbildungen zwischen den zentralen Akteuren der Stadt und der ortsansässigen Wissenschaft anzureizen: Städte sollten sich dadurch nicht länger als bloße Wissenschaftsstandorte begreifen, sondern sich aktiv als Wissenschaftsstädte *gestalten*. Die Bewerbungen und die Aktivitäten ließen dann vier grundsätzliche Ansätze erkennen:

- einen *Eventansatz*, der die Durchführung von wissenschaftsbezogenen Events in den Mittelpunkt rückte und kurzfristig eine große Zahl von Akteuren band;
- ein *Imageansatz* – die Arbeit am Image als Wissenschaftsstadt –, der mittelfristig eine überschaubare Gruppe von Akteuren zur Redefinition des städtischen Selbstverständnisses und des Stadtmarketings vereinte;
- ein *Clusteransatz* zielte auf die Schaffung inhaltlicher Cluster durch langfristige Orientierung unter Einbeziehung zahlreicher Akteure, wobei die Stadt in Kooperation mit den Wissenschaftsakteuren ein spezifisches Standortprofil zu etablieren suchte;
- der *bauliche Ansatz* – also Maßnahmen, die eine bessere Verzahnung von Wissenschaft und Stadt ermöglichen – unter Einbeziehung einer kleinen Anzahl von Partnern auf die Schaffung von Orten zielte, an denen Wissenschaft erfahrbar werde – z.B. touristisch oder als Nukleus für die Entwicklung eines kreativen Quartiers. (Lisowski et al. 2011: 28f.)

Sichtbar wurde an allen untersuchten Standorten ein Mosaik von Aktivitäten und Vernetzungsformen, die in verschiedener Ausprägung fast überall drei dieser Muster umfassen: Event, Image, baulicher Ansatz.

Kritikpunkte gab es hier aber daran, wie auf Seiten der Städte Motivation generiert wurde – über Marketingerwägungen, das Werben für Mitnahmeeffekte und dergleichen. In Mainz („Stadt der Wissenschaft 2011“) etwa sei das Projekt auf Stadtimageförderung reduziert worden. Vieles von dem, was dort in die zweimal 150 Seiten starken Halbjahresprogramme aufgenommen worden war, hatte es seit langem in Mainz gegeben, etwa die Kinder-Universität oder den Wissenschaftsmarkt im Sommer. (Schug 2012)

Andererseits wäre ein Jahresprogramm zur „Stadt der Wissenschaft“ auch unvollständig gewesen, wenn inhaltlich passende Aktivitäten im Jahresverlauf nur deshalb nicht im Programm aufgetaucht wären, weil man nicht erst jetzt, sondern schon früher darauf gekommen war. Auch waren die Gewinnerstädte genau deshalb ausgewählt worden, weil sie bereits auf wissenschaftsstädtische Aktivitäten verweisen konnten. Und schließlich war das Preisgeld von 250.000 Euro nicht so üppig, um auf bereits Etabliertes verzichten zu können. Immerhin hatten die „Stadt der Wissenschaft“-Siegerstädte Bremen und Bremerhaven 1,5 Millionen, Dresden etwa eine Million, Braunschweig 1,5 und Jena 1,3 Millionen

Euro im Rahmen ihres einjährigen Status als Wissenschaftsstadt aufgewendet (Rahms 2007).

Insgesamt lässt sich bei einem Großteil der Teilnehmerstädte des Wettbewerbs, die kontinuierlich – bis heute – an ihrer Etablierung als Wissenschaftsstadt arbeiten, eine hohe Isomorphie feststellen, auch wenn es durchaus unterschiedliche Schwerpunktsetzungen gibt. Die Städte beobachten sich wechselseitig, inspirieren sich dadurch und lernen voneinander – „geklauter Ideen“ ist nur die unfreundliche Umschreibung für diesen Sachverhalt, „Best Practice nutzen“ die freundlichere. In Bremen entstand z.B. 2006 als Ort der Wissenschaftspädagogik und -kommunikation das „Haus der Wissenschaft“, und ähnliche Einrichtungen etablierten wenig später auch Braunschweig und Oldenburg, aber auch Städte, die sich an diesem Wettbewerb nicht beteiligt hatten, etwa Potsdam.

Zu den Voraussetzungen, Handlungsansätzen bzw. -empfehlungen, die im Falle ihrer Anwendung bzw. Beachtung zu Erfolgsfaktoren werden können, werden gezählt:⁷

- die Existenz und Umsetzung von Leitbildern oder mindestens einzelnen Strategien (DdMS/ILS/IRS 2012: 8), wobei sich die Bevölkerung und Akteure mit diesen identifizieren und zudem bei deren Umsetzung eine Integration breiter Gruppen erfolgen sollte (BMVBS/BBSR 2008: 71);
- die Existenz und Aktivität von Machern und lokalen Eliten (ebd.);
- die Existenz personaler und organisationaler Strukturen, um regionale Zielsetzungen konzipieren und umsetzen zu können, d.h. aktive innerregionale Netzwerke auf formeller und informeller Ebene sowie das überdurchschnittliche Engagement von insbesondere politischen Führungspersonlichkeiten (ebd.: 50, 71);
- die Unterstützung durch überlokale und -regionale Ebenen (DdMS/ILS/IRS 2012: 8);
- wirtschaftlich eine hohe Diversifizierung und ein großer Anteil von KMU, wodurch die lokale Ökonomie aufgrund einer reduzierten Abhängigkeit von Entscheidungen einzelner Großbetriebe robuster gegenüber Krisen ist; gleichwohl blieben Firmenzentralen, so vorhanden, für die Regionen von großer Bedeutung (BMVBS/BBSR 2008: 50, 29);
- Hochschulen und Forschungseinrichtungen als Basis eines Innovationssystems sowohl durch Grundlagenforschung als auch als Partner für Unternehmen im Bereich der angewandten Forschung (ebd.: 31);
- regional spezifische Entscheidungs- und Steuerungsstrukturen sowie die Existenz spezifischer Milieus, um die aktive Nutzung vorhandener Standortvorteile des ländlich geprägten Raums gegenüber Ballungsräumen – große Flächenverfügbarkeit, relativ niedrige Standortkosten, attraktives Wohnumfeld – zu ermöglichen (ebd.: 51);

⁷ Nachfolgend eine Auswahl, die im hiesigen Kontext aufschlussreich ist. Weitere in den beiden Quellen aufgelistete Punkte sind hier ausgelassen, wenn sie sehr allgemein bzw. nicht spezifisch für mittelgroße Städte sind.

- die Erzeugung weiterer Wachstumsvoraussetzungen wie guter Infra- und Servicestruktur, schneller und flexibler Verwaltungs- und Genehmigungsverfahren, Unterstützung von Neu- und Ausgründungen, Standortmarketing zur aktiven Gestaltung des Eigen- und Fremdimages, attraktive Bildungsstrukturen sowie familienfreundliche Strukturen (vgl. ebd.: 71ff.).

13. Governance der Stadt-Wissenschaft-Kooperationen

Hochschulen und ortsansässige Wissenschaft gelten gerade in problembehafteten Regionen als wichtige Teile der nötigen Problemlösungen. Diese Hoffnung verdankt sich aber nicht selten eher der Annahme einer gewissen Kontrollierbarkeit, die daraus folgt, dass es sich um staatliche Einrichtungen handelt, und der Unerreichbarkeit von Alternativen – etwa Tourismus oder Ansiedlung von Unternehmen etc. –, als bereits vorhandenen realen Effekten.

Ein besonderes Interesse der Wissenschaft(seinrichtungen) für ihren jeweiligen Sitzort ist keineswegs zwangsläufig zu erwarten. Deren unaufgebbare Einbindung in ein globales Wissenschaftsnetz ist das institutionelle Korrelat zur Orientierung der in den Institutionen stattfindenden Forschung und Lehre an den Fronten des Wissens. Träger dieser Prozesse sind die Wissenschaftler.innen, und deren Loyalität gilt vor allem ihrer jeweiligen Fachcommunity: Die Fachkollegen verteilen überlokale Reputation, Aktivitäten für die Hochschule oder deren Sitzort bringen überwiegend lokale Reputation. Infolgedessen kann weder ein konstantes Engagement der Mitglieder für die Institution selbst noch für deren Sitzort vorausgesetzt werden. (Vgl. Grossmann/Pellert/Gotwald 1997)

So wie ein besonderes Interesse einer Hochschulen für ihren Sitzort nicht zwangsläufig zu erwarten ist, lässt es sich auch kaum erzwingen. Dem stehen die fehlenden Möglichkeiten gegenseitiger Steuerung von Hochschule und Stadt, die mangelnde Durchgriffsfähigkeit der Hochschulleitungen auf die Wissenschaftler.innen sowie deren lokal ungebundene Orientierung am (globalen) Wissenschaftssystem entgegen. Als wenig zielführend erweist sich die Reaktion, die beiden potenziellen Partner als Organisationen konzipieren zu wollen. An den Hochschulen kann sich die Organisationswerdung allenfalls auf die Hochschulleitung und die dieser zuarbeitenden Verwaltung beziehen. Das wissenschaftliche Personal dagegen verfügt über wirksame Techniken des Ausweichens, muss also für lokal relevante Aktivitäten intrinsisch motiviert werden.

Die Stadt indes hat keine ‚Mitglieder‘, die sich auf Ziele verpflichten lassen, wie bereits durch die Mehrdeutigkeit der alltäglichen Verwendung des Begriffs „Stadt“ deutlich wird: Wahlweise ist damit die Stadtverwaltung, das Gemeinwesen, die städtische Gesellschaft, die gebaute Stadt oder das Zusammenspiel dieser Komponenten gemeint (vgl. Ziegenbein 2007: 171). Erklärt wird die geringe Steuerbarkeit von Städten zumeist mit ihrer hohen Komplexität. Ein solches Verständnis dominiert heute die Stadtplanung, in der inzwischen auch Vorläufigkeit, Experimentalcharakter, Patchworks vieler kleiner Projekte und revidierbare kleine Schritte ihren Platz haben (Harth 2012).

Kommunale Selbstverwaltung und Hochschulautonomie sind zwar je für sich leistungsfähige Konzepte. Doch wo sie aufeinandertreffen, dort schützen sie auch vor Ansprüchen der jeweils anderen Seite. Es lässt sich die Hypothese ableiten: Da sich Städte und Hochschulen nicht durch Steuerung im Sinne punktgenauen Eingriffshandelns aufeinander beziehen lassen, kommt alternativ nur

infrage, entweder allein auf spontane Selbstorganisation zu vertrauen (und zu warten) oder Wege jenseits von klassischer Steuerung zu finden. Will man nicht allein auf spontane Selbstorganisation vertrauen, stellt sich die Frage nach Wegen jenseits direkt intervenierender, auf quasi-mechanischen Kausalitätsfiktionen aufbauender Steuerung.

Sollen unter den geschilderten Bedingungen Gelegenheitsstrukturen für potenziell produktive wechselseitige Verstärkungen der Hochschul-/Wissenschafts- und Stadtentwicklung entstehen, müssen die entsprechenden Rahmenbedingungen verbessert werden. Die Gestaltung günstiger Kontexte zielt darauf ab, solche Gelegenheitsstrukturen zu schaffen, in denen potenzielle Partner die Chance haben, ihre gemeinsamen Interessen zu entdecken und wahrzunehmen. Dabei sind wissensbezogene Such- und Findeprozeduren grundsätzlich nicht planbar; Gelegenheiten werden genutzt oder auch nicht. Plan- und gestaltbar sind somit lediglich Arrangements und Kontexte, welche die Wahrscheinlichkeit von Kontakten, Kopplungen und letztendlich Kooperationen erhöhen. Dafür hat im Grundsatz jede Stadt Möglichkeiten, sei sie groß-, mittel- oder kleinstädtisch.

13.1. Kommunikation

In der stadtbezogenen Hochschulkommunikation ist eine widersprüchliche Anordnung zu beobachten: Die Hochschulleitungen sehen sich heutzutage genötigt, über den nahräumlichen Nutzen ihrer Hochschule zu reden, indem sie einen Regionalisierungstalk entfalten. Dieser ist inzwischen weitgehend routinisiert. Ihm lässt sich auch immerhin die Wirkung zuschreiben, dass er dem Thema Aufmerksamkeit und schleichende Akzeptanz verschafft. Doch liegt ihm, statt eines Einklangs, meist eine doppelte Differenz von *talk & action* zu Grunde, wie sie allgemein für Organisationen beschrieben wurde (vgl. Brunsson 1992):

- Kennzeichnend ist, dass formelhaft über die wechselseitige Bedeutung der Hochschule und der Stadt gesprochen wird, die so aber meist gar nicht Bestandteil der institutionellen Policy ist. Einige mittlerweile standardisierte Aktivitäten, die es überall gibt – Lange Nacht der Wissenschaften, Kinderuni, Seniorenuni, Transferstelle –, lassen sich dabei dann illustrierend benennen. Doch darüber hinaus bleibt dieser Talk im ungefähren, denn die Hochschulen und ihre Leitungen sind typischerweise nicht umfassend aussagefähig zu den tatsächlich stattfindenden Aktivitäten.

- Ersatzweise werden nachträgliche Rationalisierungen unternommen: Ohnehin Passiertes wird in der institutionellen Rhetorik zum intentional Angestrebten umgeformt. Anknüpfungspunkte dafür gibt es viele, da praktisch alle Hochschulen heute in ihrem Handeln selbst dann, wenn sie es gar nicht als ihre Aufgabe ansehen, über zahlreiche lokal relevante und vorzeigbare Aktivitäten verfügen, die über das Standardprogramm hinausgehen. Da diese aber zum großen Teil an individuelles Engagement gebunden bzw. auf Institutesebene verankert sind und eine systematisierte Kenntnis darüber typischerweise nicht besteht, ist

auch hier die konkrete – also auf Themen und Projekte bezogene – Kommunikationsfähigkeit nur gering ausgeprägt.

So zu kommunizieren, wie es auf Basis der verfügbaren Informationen halt möglich ist, ist aus Organisationssicht rational. Es wäre jedenfalls unklug, über das, was ohnehin bereits geschieht, nicht auch zu reden, statt es in seiner Sichtbarkeit zu stärken. Gerade für Hochschulen in demografisch und wirtschaftlich herausgeforderten Räumen ist es zudem hilfreich, sich viel stärker als das, was sie dort ganz wesentlich sind, auch kommunikativ inszenieren: als eines der wichtigsten Verödungshemmnisse, das bspw. eine jüngere Klientel in der Region hält bzw. von außen anzieht.

Überzeugungskräftiger aber ist es, die entsprechende Kommunikation aus der formelhaften Routine zu befreien und sie strategisch in die Hochschulaußenkommunikation einzubauen. Ein inhaltlicher Mehrwert entsteht daraus dann auch: Es werden einerseits Leerstellen, die durch Aktivitäten gefüllt werden sollten, erkennbar und andererseits Anknüpfungspunkte schon stattfindender Aktivitäten, um diese Leerstellen füllen zu können.

13.1.1. Schnittstellenkommunikation

Kommunikation zwischen Hochschulen/Wissenschaft und lokalen Akteuren ist Schnittstellenkommunikation. Lokale Akteure haben spezifische Wissens-, Kooperations- und Innovationsbedarfe, die sich von denen innerhalb der Wissenschaft unterscheiden. Es ist daher auch eine spezifische Kommunikationsfähigkeit der Wissenschaft vonnöten. Das wiederum gilt in mehrerlei Hinsicht:

- Häufig agiert die Wissenschaft, wenn es um ihr nächstes Umfeld geht, kommunikativ nicht sehr glücklich. Sie neigt dazu, vornehmlich auf die planetarische Bedeutung ihrer Aktivitäten zu verweisen. Das verleitet außerhalb der Wissenschaft – etwa in der Landespolitik – dazu, den Umkehrschluss zu ziehen: regional also offenbar nicht so bedeutsam. Dagegen kann vorhandenes Engagement, das als solches Teil der Hochschulaußenkommunikation ist, gezielt zur Legitimationsgewinnung eingesetzt, z.B. auch als Argument in Finanzierungsdebatten eingeführt werden.

- Eine Nutzung der bereits laufenden Aktivitäten für Stadt und Region zur Festigung der hochschulischen Organisationsposition kann besser gelingen, wenn die lokal bezogenen Aktivitäten auch strategisch kommuniziert werden. Vorteilhaft dafür sind eine systematisierte Erfassung dieser Aktivitäten und ihre Überführung in ein kohärentes Kommunikationsformat, bspw. in Gestalt einer jährlichen Third-Mission-Bilanz (vgl. Henke/Pasternack/Schmid 2017: 221-246). Beides zusammen kann die lokal bezogenen Aktivitäten ganzheitlich dokumentieren, diesbezügliche Entwicklungen im Zeitverlauf sichtbar machen und die Aktivitäten nach außen kommunizierbarer gestalten. Im Anschluss daran ließen sich diese Aktivitäten auch in Leistungsbewertungssysteme integrieren, was vor allem den Hochschulen zugute käme, die sich besonders um lokale Wirksamkeit bemühen und dafür Ressourcen einsetzen.

■ Dazu bedarf es der Kommunikationsfähigkeit mit den lokalen Akteuren hinsichtlich deren spezifischer Wissens-, Kooperations- und Innovationsbedürfnisse. Forschungsergebnisse sind nicht immer umstandslos ‚lesbar‘, d.h. durch Praktiker in ihrer Relevanz für konkrete Problemlösungen einzuschätzen. Daher sind Übersetzungsleistungen zwischen unterschiedlichen Rationalitäten zu erbringen, z.B. solche zwischen der wissenschaftlichen Rationalität, die kognitive Geltungsansprüche für Aussagen – Entdeckungen, Erklärungen, Deutungen – durchzusetzen sucht, und der Verwaltungsrationalität mit ihrer Orientierung an Regelkonformität und Ressourcenverfügbarkeit, d.h. mit dem Ziel, bürokratische Anschlussfähigkeit zu früherem Verwaltungshandeln herzustellen und zu künftigem Verwaltungshandeln zu ermöglichen.

Die Schnittstellenkommunikation wird zum einen mit hoher Wahrscheinlichkeit erfolgreicher sein, wenn die gängigen Vorurteile gegenüber der Wissenschaft berücksichtigt und sie nicht mit den gängigen Vorurteilen gegenüber der Nichtwissenschaft beantwortet werden. Zum anderen bedarf es, um die Hochschulkommunikation mit lokalen Akteuren zu entwickeln, solcher Formate, die an Kommunikationsgewohnheiten der Adressaten anschließen. Denn welche Expertise sie zu welchem Zweck nutzen, bestimmen die Nachfrager, nicht die Anbieter (Ronge 1996: 137f.). Immer disponiert die Empfängerseite über den Anschluss an Kommunikationsangebote sowie die dafür mobilisierten Strategien und Motive. Anschlussfähig zu argumentieren und zu präsentieren heißt für die wissenschaftlichen Einrichtungen zum Beispiel:

■ *Reden über das, was bereits geschieht:* Selbst dort, wo sie es gar nicht als ihre Aufgabe ansehen, verfügen die Wissenschaftseinrichtungen in ihrem Handeln über durchaus zahlreiche lokale Anknüpfungspunkte und vorzeigbare Ergebnisse mit lokaler Relevanz. Diese herauszustellen, da sie ja nun einmal vorhanden sind, ist ein erster und nahe liegender Schritt.

■ *Qualitativ und quantitativ argumentieren:* Wissenschaftsvertreter:innen argumentieren professionstypisch vorzugsweise inhaltlich. Doch lässt sich qualitatives Argumentieren auch immer quantitativ ergänzen: mit Zahlen zu Studierenden, Drittmitteln, außerwissenschaftlichen Kooperationen, Ausstattungen im Vergleich zu anderen und Studienerfolgsquoten. Qualitative Argumente lassen sich durch quantitative Informationen besser verstärken (wie auch umgekehrt), als qualitative durch weitere qualitative Argumente verstärkt werden können.

■ *Selbstdefinition als zentraler Teil regionaler Wissensinfrastrukturen:* Die offensive Selbsteinordnung in lokale Wissensinfrastrukturen hat in einer wissenschaftlichen Perspektive eine unmittelbare Plausibilität. Sie steigert die Wahrnehmung der Wissenschaftseinrichtungen als Teil eines Netzes, das Zukunftsfähigkeit verbürgt, indem es für Innovation und Problembearbeitung steht.⁸

Sobald lokale nichtwissenschaftliche Akteure in Kooperationsarrangements einbezogen werden, geht es für die beteiligten Wissenschaftler:innen nicht mehr nur um interdisziplinäre, sondern um sog. transdisziplinäre – präziser: transak-

⁸ vgl. auch unten 13.4.2. Aufsuchende Lokalarbeit: Wissensmanagement

demische – Kommunikation: Wissenschaftliches Wissen ist in außerwissenschaftliche Anwendungskontexte zu übersetzen. Es geht um die Frage: Wie lässt sich empirisches und Erklärungswissen (was passiert und warum?) transformieren in Handlungs- und Beratungswissen (was und wie kann es getan werden)? Hier sind reichlich Kommunikationsfallen aufgestellt:

- So bedeutet Transfer in außerwissenschaftliche Anwendungskontexte Reduzierung von wissenschaftlicher Komplexität (bei meist gleichzeitiger Steigerung der Komplexität des Settings). Forscher.innen aber neigen dazu, ihre Ergebnisse nicht ‚simplifiziert‘ dargestellt sehen zu wollen. Indem die Wissenschaft auf Differenzierung, Horizontüberschreitung, multikausale Erklärungen, die Einbeziehung von Paradoxien, Dilemmata, Zielkonflikten, Alternativen sowie Optionalitäten und damit auf Nachhaltigkeit aus ist, stößt sie aber notwendig auch an Grenzen der schnellen Konsumierbarkeit.

- Wissenschaftler.innen sind es gewohnt, den Aspekt der Wahrheitsfähigkeit von Aussagen und nicht ihre Praxisrelevanz in den Vordergrund zu rücken. Dagegen erwarten Akteure der Praxis anwendungsrelevante Informationen, transferfähige Konzepte, Handlungs- sowie Beratungswissen, und die allgemeine Öffentlichkeit muss mit einem Wissen angesprochen werden, das zu Botschaften verdichtet und zugespitzt ist. Selbst dort, wo Wissenschaftler Praxisrelevantes herausstellen, erreicht dies die Praktiker häufig nicht, weil die Informationsangebotsformate der Wissenschaft nur eingeschränkt passfähig mit den nachgefragten bzw. rezipierbaren Formaten der Anwender sind. Der Informationsfluss zwischen beiden ist durch wissenschaftskommunikative Übersetzungsleistungen zu gestalten.

- Wissenschaftler.innen agieren, wenn sie beratend tätig werden, häufig professionstypisch: Sie gehen davon aus, dass die Problemwahrnehmungen der Praxisakteure noch nicht komplex genug seien. Daher müssten deren Problemhorizonte überschritten und erweitert werden – es bedürfe einer angemessenen komplexen Kontextualisierung. Aus Sicht der Beratenen ist dann aber die Handhabbarkeit der daraus folgenden Beratungsleistung nicht selten unzulänglich.

- Forscher.innen befürchten häufig entweder eine unzuträgliche Verstrickung der Wissenschaft in forschungsfremde Verzweckung oder aber weitgehende Einflusslosigkeit bei Aufrechterhaltung der wissenschaftlichen Standards. Hier steht latent die Frage im Raum, ob tatsächlich praktischer Einfluss nur um den Preis der opportunistischen Verstrickung zu haben ist bzw. wissenschaftliche Seriosität allein unter Inkaufnahme der Einflusslosigkeit.

- Wissenschaftskommunikation muss externe Erwartungen integrieren, weil sie andernfalls nicht anschlussfähig ist. Dieses Kommunizieren über Wissenschaft darf jedoch eines nicht heißen: den Beobachtungen und Analysen wissenschaftsexterne Prämissen zugrunde zu legen. Denn dies würde in eine doppelte Irrelevanz führen: Einerseits wäre dann die Erkenntnisproduktion durch nichtwissenschaftliche Vorannahmen kontaminiert, welche Intuitionen, Fallauswahl oder Deutungen anleiteten und derart zu gleichsam verunreinigten Ergebnissen führten. Andererseits könnte auch die Optimierung praktischen Entscheidungshandelns – im Sinne eines höheren Maßes an Vernunftbasiertheit – mit solcherart verunreinigtem Wissen nicht gelingen.

■ Wissenschaft, die nicht nach ihren eigenen Rationalitätskriterien operiert, wäre insofern nicht einmal praktisch nützlich: Auch Praxisakteuren ist nicht geholfen, wenn die im Alltagsbetrieb identifizierten Probleme lediglich wissenschaftlich reformuliert und bestätigt werden. Vielmehr lassen sich die Potenziale von Forschung erst dann ausschöpfen, wenn die Problemhorizonte der Praktiker:innen erweitert, voranalytische Urteile durch wissenschaftlich gestützte und reflektierte Urteile ersetzt, geläufige Sicherheiten aufgebrochen und neue Differenzierungen eingeführt werden, also kurz: die Komplexität des Problembewusstseins gesteigert wird. Wissenschaftliche Objektivität ist dabei vor allem die Vermeidung partikularer Perspektivenverengungen.

■ Es besteht in der Regel eine zeitliche Entkopplung zwischen Wissen und Wissensbedarfen: Praktiker benötigen Wissen nicht deshalb, weil es gerade angeboten wird, sondern dann, wenn praktische Probleme zu lösen sind. Das kann vor, während oder nach der Erzeugung des einschlägigen Forschungswissens sein. Hier muss also eine Überbrückung der zeitlichen Entkopplung zwischen Wissensproduktion und Wissensbedarfen durch zugriffsfähige überzeitliche Wissensspeicherung organisiert werden.

■ Der bei den außerwissenschaftlichen Adressaten anfallende Nutzen des Informiert-Seins über wissenschaftlich begründetes Wissen muss größer sein als die (zeitlichen) Kosten des Sich-Informierens.

Um die Chance auf Expertise-Nutzung zu gewinnen, müssen jedenfalls die Expert:innen solche Kommunikationsangebote unterbreiten, an die eine Praxis anschließen kann. Dazu sind Übersetzungsleistungen nötig, denn die Praxis kommuniziert nicht wissenschaftlich, sondern praktisch. Übersetzungen jeglicher Art wiederum sind nie völlig verlustfrei zu haben; es kann zu Sinnverschiebungen, Neudeutungen und Rekontextualisierungen kommen (was wiederum auch Gewinne sein können). Allerdings liegt die alternative Option zum Transfer mit Übersetzungsverlusten nicht im Transfer ohne Übersetzungsverluste – sondern wäre der Nichttransfer des Wissens, das zwar vor der ‚Verschmutzung‘ durch Praxiserfordernisse gerettet wurde, aber damit dann auch nichts zur Entwicklung der Praxis beitragen kann.

13.1.2. Instrumente der Abstimmung

Die Evaluation des Wettbewerbs „Stadt der Wissenschaft“ nannte als positive Elemente, die dazu beitragen, zu einer Stadt der Wissenschaft zu werden:

- Stadtratsbeschluss und Entwicklungspläne,
- feste Ansprechpartner und Wissenschaftsbüros,
- neue Aufgabenschwerpunkte von Stadtmarketing und Wirtschaftsförderung,
- Analyse der Standortpräferenzen von Hochqualifizierten,
- Netzwerkbildung,
- Wissenschaftskommunikation und -veranstaltungen.

Es ginge um die Sichtbarmachung von Wissenschaft nach innen und außen. Allerdings bedürfe dies politischer Rückendeckung, entsprechender zeitlicher und

finanzieller Ressourcen sowie einer stabilen Strategie. Das sei bei erst langfristig sichtbar werdenden Erfolgen oftmals schwer zu organisieren. Gerade mittelgroßen Städten gelinge die Organisation von Ressourcen, die Aufrechterhaltung einer wissenschaftlichen Schwerpunktsetzung und dynamischer Netzwerkarbeit oft nicht. Probleme gebe es bei der Interaktion von Wissenschaftseinrichtungen und Stadt, da beide unterschiedlichen Steuerungslogiken gehorchten. (Hohn/Meyer 2010).

Einige der genannten Abstimmungsinstrumente, so ließ sich auch in unseren Fallstädten identifizieren, werden regelmäßig eingesetzt, wenn eine Governance lokaler Wissenskoooperationen etabliert werden soll. Neben Kooperationsverträgen und regelmäßigen Treffen auf Leitungsebene von Stadt und Hochschule(n) sind das Lenkungsausschüsse, jährlich aktualisierte Maßnahmenpläne, Stabstellen „Wissenschaft“ in Stadtverwaltungen sowie verpflichtende Berichterstattungen an das jeweilige Stadtparlament, daneben Netzwerke mit Koordinationsstellen.⁹ Diese Instrumente zielen darauf, Kommunikationen zu strukturieren und auf Dauer zu stellen.

Eine zusammenfassende Inaugenscheinnahme der Funktionsweise dieser Instrumente gelangt zu folgenden Bewertungen:

- *Kooperationsverträge* sind Rahmung. Für sich genommen bewirken sie i.d.R. nichts. Sie entfalten Wirkung zumeist nur, wenn sie der institutionellen Absicherung bereits existierender Zusammenarbeit auf der Mikroebene dienen, nicht aber deren Ausgangspunkt bilden.
- *Regelmäßige Treffen auf Leitungsebene* – Oberbürgermeisterin und Rektor – hängen von der Vorbereitung durch Stäbe und substanzieller Untersetzung ab, etwa durch Maßnahmenpläne.
- *Lenkungsausschüsse* funktionieren am ehesten da, wo (und wenn) sie die zentralen Kooperationsinteressenten vereinen.
- Jährlich aktualisierte *Maßnahmenpläne* zeichnen sich häufig dadurch aus, dass die Aktualisierung zum größten Teil im Kopieren des Vorjahresplanes in eine neue Datei besteht. Positiv ließe sich sagen: Die Absichten haben erfolgreich ihre Geltung verteidigen können.
- Häufig wird aber auch das Anliegen formuliert, möglichst viele Akteure einzubinden. Hier kann sich ein *Zielkonflikt* ergeben, wenn, wie ebenfalls häufig, die Absicht besteht, vorrangig innovative Lösungen zu entwickeln: Je mehr Akteure integriert werden, desto zahlreicher und intensiver sind auch Partikularinteressen repräsentiert und versuchen, sich Geltung zu verschaffen. Der dann notwendige Ausgleich zwischen den verschiedenen Interessen erzeugt meist eine Orientierung auf das Mehrheitsfähige, also das, was typischerweise gerade nicht innovativ ist.
- *Stabstellen „Wissenschaft“* in Stadtverwaltungen funktionieren – da Städte in Bezug auf wissenschaftliche Einrichtungen kaum über Steuerungsmechanismen verfügen – nur als Dienstleister, und dies wiederum nur, wenn sie

⁹ zu letzteren s.u. 13.4.1. Netzwerke und Kooperationsplattformen

auch tatsächliche Dienste leisten können, d.h. Ressourcen (materielle und immaterielle) organisieren können.

- Verpflichtende *Berichterstattungen* an das jeweilige Stadtparlament erzeugen Druck auf die Verwaltung (nicht aber die wissenschaftlichen Einrichtungen), etwas Vorzeigbares berichten zu können, also zuvor etwas zu unternehmen.

13.2. Kooperationen

Lokale Kooperationen gelingen nicht allein deshalb, weil das jeweilige Kooperationsanliegen klug begründet ist und als sinnvoll und überzeugend erscheint. Kooperationen erscheinen zwar als besonders geeignete Ressource, weil sie, ohne (zunächst) ein Mehr an Mitteln zu benötigen, einen größeren Nutzeffekt versprechen. Sie zielen auf die Zusammenführung von Ressourcen, seien es finanzielle, intellektuelle, legitimatorische oder vorhandene Sachausstattungen. Sie sind eine Chance, entweder aus unterkritischen Größenordnungen kritische zu formen – d.h. solche, mit denen Kettenreaktionen in Gang kommen, die dann ohne weitere Energiezufuhr von außen ablaufen, sog. selbstverstärkende Prozesse – oder aus bereits bedeutenden Teilen sehr bedeutsame zu machen. In mittelgroßen Städten geht es häufig um die Umformung unterkritischer Größenordnungen zu kritischen. Doch zugleich haben Kooperationen anspruchsvolle Interaktionsvoraussetzungen. Damit ergeben sich auch Risiken der Kooperation.

13.2.1. Reibungswiderstände, Risiken und deren Bearbeitung

Zunächst kann zwischen Hochschulen und Forschungsinstituten einerseits und ihren Sitzorten andererseits keine natürliche Interessenkonvergenz vorausgesetzt werden: Städte bilden für Wissenschaftseinrichtungen primär Umwelt. Ein direktes wechselseitiges Steigerungsverhältnis ist daher nicht zu vermuten. Positive Entwicklungen einer der beiden Parteien können bei der anderen sowohl positive als auch negative Effekte zeitigen. So können das Wachstum einer Hochschule durch Entkopplung von der regionalen Nachfrage erzeugt oder die Aufwertung der Stadt infolge erhöhter Kosten für die Hochschulangehörigen negativ wirksam werden. Die Wirkungen aufeinander sind letztlich immer indirekt.

Städte und Hochschulen sind lediglich lose gekoppelt, und strukturelle Kopplungen ergeben sich – meist punktuell, weil temporär – allenfalls im Zusammenhang des Flächenmanagements. Stattdessen sind eigensinnige Handlungsrationalitäten in Rechnung zu stellen. Daher können Anstrengungen, ein produktives Kooperationsverhältnis zwischen Stadt und Hochschulen zu generieren, nicht auf Automatismen setzen, sondern müssen zunächst konsensual Schnittmengen erzeugen.

Die Städte haben ein Interesse an selbsttragender Entwicklung. Die jeweils anässigen Hochschulen haben ein Interesse an organisationaler – was mitunter heißt (etwa für einzelne Fachbereiche oder Studiengänge): überlebensrelevanter – Stabilität. Beides lässt sich durchaus zusammenführen, erfolgsversprechend allerdings nur auf der Basis realistischer Einschätzungen. Dabei sollt man sich von manchen Mythen, die zwischen Hochschulen und ihrer unmittelbaren Umwelt lebendig sind, verabschieden, etwa:

- „Transferstellen bewirken umstandslos Wissenstransfer zwischen Hochschule und Wirtschaft“ – tatsächlich sind sie strukturell überfordert, die disziplinäre Vielfalt der wissenschaftlichen Angebote mit der Vielfalt an Branchen und Problemstellungen zu synchronisieren (vgl. Rosner 2005: 231).
- „Forschungsdatenbanken werden für Kontaktabbahnungen genutzt“ – das setzte Zeitressourcen voraus, die kaum ein Akteur aufzubringen vermag, zumal die Usability die Datenbanken häufig recht suboptimal ist.
- „Gründungen aus Hochschulen generieren Arbeitsplätze“ – tatsächlich bleiben die meisten Gründungen auf die Gründer beschränkt (vgl. Sternberg/Vorderwülbecke/Brixy 2014: 6).
- „KMU's können ein Wunschprofil von Hochschulabsolventen beschreiben“ – sobald sie es versuchen, werden Spezialisten beschrieben, die zugleich Generalisten sind, wahlweise auch umgekehrt, d.h. es werden unerreichbare Maximalisten gewünscht.
- „Studiengänge können berufsbefähigend sein“ – tatsächlich können sie berufsfeldbefähigend sein, und selbst in den eindeutig auf einen Beruf ausgerichteten Studienprogrammen, wie Lehramt oder Medizin, wird eine zweite postakademische Ausbildungsphase für nötig erachtet, um Berufsfähigkeit zu erlangen.
- „Praxisorientierung im Studium erzeugt Berufsbefähigung“ – tatsächlich wissen Praktiker, „daß Praxis blind macht. Sie suchen nicht nach Leuten, die ihre Blindheit teilen“ (Baecker 1999: 64).
- „Kooperationen sind dann besonders erfolgreich, wenn alle relevanten Akteure eingebunden werden“ – tatsächlich wird damit faktisch ausgeschlossen, innovative Lösungen zu entwickeln, denn je mehr Akteure integriert werden, desto zahlreicher und intensiver sind auch Partikularinteressen repräsentiert und versuchen, sich Geltung zu verschaffen: Der dann notwendige Ausgleich zwischen den verschiedenen Interessen erzeugt meist eine Orientierung auf das Mehrheitsfähige, also das, was typischerweise gerade nicht innovativ ist.

Statt unrealistischen Annahmen anzuhängen, verschafft es mehr Handlungssouveränität, darauf eingestimmt zu sein, dass Zielkonflikte zu prozessieren sind. Für die Gestaltung von Hochschule-Stadt-Kooperationen betrifft das solche, die (1) innerwissenschaftlich bzw. in Partikularinteressen der Hochschulen verankert sind, (2) die aus Kontextbedingungen der Hochschulen resultieren und (3) die Kooperationsumstände von Stadt und Hochschule(n) betreffen. Im Detail:

(1) innerwissenschaftliche bzw. in Partikularinteressen der Hochschulen verankerte Zielkonflikte:

- *Reputationsstreben vs. Reputationschancen*: Die lokale Ausrichtung von Aktivitäten kollidiert mit den individuellen Bestrebungen der Wissenschaftler.innen, am überregional ausgerichteten Reputationssystem der Wissenschaft teilzuhaben: Lokale Aktivitäten versprechen in der Regel auch nur lokale Reputationsgewinne.
- *Organisation vs. Motivation*: Als Ebenen, auf denen innerhochschulische Widerstände gegen lokal bezogenes Engagement entstehen können, lassen sich die Motivationsebene und die Organisationsebene unterscheiden. Auf der Motivationsebene können Widerstände aus der Überbeanspruchung des Personals, der Reformmüdigkeit an den Hochschulen, dem Verdacht, Forschung und Lehre sollten (erneut) für außerwissenschaftliche Zwecke funktionalisiert werden, und dem Reputationssystem der Wissenschaft resultieren. Auf der Organisationsebene spielen Organisationspezifika der Hochschulen, mangelnde finanzielle Förderungen, bürokratische Begleiterscheinungen und die Funktionsweise interner Anreizsysteme eine Rolle.
- *Forschung vs. Innovation*: Die Wirkungen räumlicher Nähe in Innovationsprozessen sind vor allem die Förderung des Übergangs von Invention zu Innovation durch *tacit knowledge*, die Bedeutung persönlicher Netzwerke für die Weitergabe nichtkodierten Wissens, innovative Milieus und Unternehmensgründungen. Sie können nicht umstandslos auf Forschungsprozesse übertragen werden. Denn räumliche Nähe begründet für sich genommen keine kognitive Nähe, doch Interessen sind in der Wissenschaft vorrangig kognitiv bestimmt.
- *Ähnlichkeit vs. Unähnlichkeit als Kooperationsvoraussetzungen*: Einer vordergründigen Plausibilität folgend, könnte man annehmen, dass Ähnlichkeit Kooperation wahrscheinlicher, Unähnlichkeit Kooperation unwahrscheinlicher macht. Indes setzt Kooperation Differenz voraus: Zusammenführen lassen sich Potenziale, die Schnittstellen haben, sich aufeinander beziehen lassen und sich gegenseitig ergänzen, nicht jedoch überwiegend Gleichgeartetes. Denn umso ähnlicher sich z.B. wissenschaftliche Einheiten sind, desto stärker sind sie auch Konkurrenten – um Fördermittel, Leistungsträger, Nachwuchs sowie die Durchsetzung ihrer wissenschaftlichen Deutungen.
- *Kooperation mit großen und/oder überregionalen Unternehmen vs. Kooperationen mit KMU vor Ort*: Die Zusammenarbeit mit großen überregionalen Unternehmen, die häufig nicht vor Ort sind, hat für Hochschulen ein größeres Reputationspotenzial als die Kooperation mit unbekanntem KMUs, die sich am Sitzort befinden.
- *Wettbewerb vs. Kooperation zwischen einzelnen Hochschulen*: Das Interesse einer Hochschule an der Exklusivität ihrer Praxiskontakte steht der politischen Forderung entgegen, stärker mit anderen Hochschulen zu kooperieren. Ebenso ist die häufig zu beobachtende Strategie von Politik und Geldgebern, zugleich auf Konkurrenzverstärkung und Kooperationsbereitschaft aktiver Einrichtungen zu setzen, durchaus widersprüchlich.

(2) *aus Kontextbedingungen der Hochschulen resultierende Zielkonflikte*:

- *Unterfinanzierung vs. zusätzliche Aufgaben*: Wo Hochschulen nicht ausfinanziert sind, steht dies der Wahrnehmung zusätzlicher Aufgaben für die Sitz-

stadt entgegen. Hier können aber Angebote zur Finanzierung der Anbahnungskosten von Kooperationen hilfreich sein. Die Aussicht darauf kann dazu führen, dass Kooperationspotenziale identifiziert werden, da ein Anreiz besteht. Anders gesagt: Wenn trotz in Aussicht gestellter Mittel bereits eine Beutegemeinschaft nicht zustande kommt, dann wird es in dem betreffenden Forschungs- oder Innovationsfeld mit höchster Wahrscheinlichkeit keine lokalen Kooperationspotenziale geben.

■ *Projektförderung vs. Nachhaltigkeit*: Projektförderung regionsbezogener Aktivitäten über Förderprogramme steht der Dauerhaftigkeit dieser Aktivitäten häufig entgegen. Befristete und insbesondere Kurzzeitverträge führen dazu, dass Mitarbeiter:innen Gelegenheiten suchen und wahrnehmen, auf unbefristete Stellen zu gelangen. Entsprechend hoch ist die Fluktuation in projektförmig organisierten Kooperationszusammenhängen. Das führt zu fortwährenden Know-How-Verlusten, dem Wechsel von Ansprechpartnern und dem Erfordernis des mühsamen Neuaufbaus von Kontakten – was wegen der besonderen Bedeutung persönlicher Kontakte gerade bei Kooperationen in der Stadt besonders nachteilig ist.

■ *Hochschule in die Innenstadt vs. randstädtisch gelegener Standort*: Infolge einer räumlichen Trennung von Campus und Innenstadtgebieten fehlt es oftmals an Studierenden innerhalb des Stadtbildes. Hochschulen mit städtischer Randlage werden in der Bevölkerung nur gering wahrgenommen. Einer Verlagerung von Hochschuleinrichtungen in innerstädtische Liegenschaften stehen jedoch häufig die bisherigen Investitionen in randstädtische Standorte entgegen, ebenso etwaige Erweiterungsbedarfe der Hochschule. Auch lässt sich ein innerstädtischer Fokus für aktives Studierendenleben nicht von außen vorgeben, sondern muss von den Studierenden entwickelt und gelebt werden.

(3) Zielkonflikte, die Kooperationsumstände von Stadt und Hochschule(n) betreffen:

■ *Beidseitiger Kooperationsnutzen*: Projekte und Themen müssen jeweils für alle Kooperationspartner Relevanz entwickeln können, d.h. der gegenseitige Vorteil der Zusammenarbeit muss für alle Beteiligten offensichtlich sein.

■ *Kooperation bei Interessengegensätzen*: Unterscheiden lassen sich zwei Gruppen von Kooperationsproblemen: zum einen solche, die aus Informations- und Orientierungsdefiziten resultieren, zum anderen auf Interessengegensätzen beruhende. Dass Kooperationsprobleme schon dann gelöst werden, wenn sich alle „an einen Tisch setzen“, ist nur in ersteren Fällen wahrscheinlich. Besteht hingegen das Problem „aus Interessengegensätzen, ist Kooperation nur dann wahrscheinlich, wenn Verhandlungssysteme aufgebaut werden können, in denen Gewinne, Verluste und Kompensationen miteinander getauscht werden können“. (Bernt 2005: 114-117)

■ *Partizipation vs. Innovation*: Leicht können sich Zielkonflikte ergeben zwischen dem Anliegen, möglichst viele Akteure einzubinden, und der häufigen Absicht, vorrangig innovative Lösungen zu entwickeln: Je mehr Akteure integriert werden, desto zahlreicher und intensiver sind auch Partikularinteressen repräsentiert und versuchen, sich Geltung zu verschaffen. Der dann notwendige Ausgleich zwischen den verschiedenen Interessen erzeugt eher eine Orientierung

Übersicht 34: Zielkonflikte zwischen konkurrierenden Anforderungen an Hochschulen



auf das Mehrheitsfähige, also das, was typischerweise gerade nicht innovativ ist. Denn Innovation ist immer das Noch-nicht-Mehrheitsfähige – ist die Innovation mehrheitsfähig geworden, ist sie Mainstream (bevor sie dereinst ggf. zur Orthodoxie erstarrt).

■ *FuE-Orientierung vs. lokale Angebots-Nachfrage-Differenzen*: Der häufig vorgetragenen Forderung, die Hochschulen sollten sich im Bereich FuE entlang des vor Ort gegebenen wirtschaftlichen Bedarfs ausrichten, steht entgegen, dass einseitige Ausrichtung die Hochschulen in Abhängigkeiten führen kann. Ebenso wie die Wirtschaftsunternehmen können die Hochschulen bei zu enger Angebots-Nachfrage-Kopplung in den Sog konjunktureller Schwankungen geraten. Überdies planen Hochschulen, die eher langfristig Entscheidungs- und Umsetzungsprozesse gestalten, in anderen Zeitdimensionen als Unternehmen, die schnell auf externe Herausforderungen reagieren müssen.

■ *Spezialisten vs. Generalisten*: Die regional häufig erwünschte Heranbildung von Spezialisten passt nicht umstandslos zu der ebenso notwendigen Heranbildung von Generalisten – beides im Hinblick auf die Bedarfe der Beschäftigten von Hochschulabsolventen.

■ *Gründungsförderung vs. Personalvermittlung*: Das politisch protegierte Anliegen der Gründung neuer Unternehmen steht dem Anliegen vorhandener Unternehmen entgegen, Fachkräfte mit Interesse am Angestelltenstatus zu gewinnen.

Die in den Fallstudien herausgearbeiteten Risiken des Kooperierens fasst Übersicht 35 stichwortartig zusammen.

Übersicht 35: Risiken des Kooperierens

Ressourcenaspekte	<ul style="list-style-type: none"> • Kooperationskosten übersteigen die Kooperationsgewinne • Transaktionskostensteigerung und Verhinderung zeitnaher Entscheidungen durch erhöhten Abstimmungsbedarf • hohe Ein- und Ausstiegskosten sowie Autonomieverlust (Lock-in-Effekt) • nicht ausreichende Personalressourcen • schlechte Anreizstrukturen
Akteursbeziehungen & Interaktionsgestaltung	<ul style="list-style-type: none"> • kein gemeinsames Problembewusstsein, keine gemeinsamen Zieldefinitionen • Konkurrenzsorgen • persönliche Spannungen • Interessengegensätze und unklare Lösungsroutinen dafür • mangelnde Transparenz von Einzelkontakten
Kooperationsorganisation	<ul style="list-style-type: none"> • zu wenig Zeit für Kooperationsaufbau • Dysfunktionalität durch hohe Zahl der Teilnehmer: Sprengung des Koordinationspotenzials • hoher Kommunikationsaufwand zum Erhalt der Kooperation • Versagen der zentralen Organisation in der Koordinations- und Integrationsleistung • mangelnder Informationsfluss • unklare Entscheidungsgrundlagen • Terminfindungsprobleme • fehlende (Zwischen-)Resümees und Erfolge

Im Kontrast dazu wird aber auch deutlich, dass es inzwischen ein Standardrepertoire an stadtbezogenen Aktivitäten gibt. Dieses ist mittlerweile an sehr vielen Hochschulen bundesweit etabliert, d.h. hier folgen diejenigen in unseren Fallbeispielen wohl auch allgemeinen Trends. Zu diesem Standardrepertoire zählen

- Technologie-Transfer-Zentrum
- Career Center
- Existenzgründer-Unterstützung
- strukturierte Weiterbildungsangebote
- Kinderuni
- Seniorenuniversität
- Lange Nacht der Wissenschaften

Ebenso gehört zu diesem Standardrepertoire inzwischen die strukturell verankerte Kooperation der Hochschulen mit den lokalen Schulen, insbesondere mit den Gymnasien vor Ort. Hintergrund dieser Aktivitäten ist ein doppelter: Zum einen suchen Hochschulen die eigene Nachwuchsrekrutierung abzusichern, in

Übersicht 36: Lokale Herausforderungen und Beispiele hochschulischer Aktivitäten für die Stadtentwicklung

Herausforderungen für Stadtentwicklung	Handlungsfelder	Bedarflagen	Zieldefinition	hochschulische Aktivitäten: Beispiele
Soziale Stabilität	Erhöhung der Bildungschancen	zukunftsfähige Gestaltung der schulischen Bildungslandschaft	Übergang Schule – Hochschule erleichtern	Kinderuni Kooperation mit Schulen
	Lebensqualitätssteigerung für Senioren	Generationsdialog	Weiterbildung und lebenslanges Lernen	Seniorenuni
	Stärkung der Zivilgesellschaft	Einbindung unterschiedlicher Milieus	PUSH	Lange Nacht der Wissenschaften
	Öffentliche Infrastrukturen und Daseinsvorsorge	Belebung der Städte	kulturelle Belebung der Sitzstadt	Stadtteilbelebung durch kulturelle Interventionen
Sicherung der medizinischen Versorgung		Wissenstransfer	Kompetenzzentrum Gesundheit	
Ökonomische Stabilität und Dynamik	Innovation und Produktivitätssteigerung	FuE/Innovationsförderung	Gründungsförderung	Informationen und Beratung
	Regionale Fachkräfteversorgung	Akademische Fachkräfteversorgung	Absolventenvermittlung	Career Center
		Steigerung der Erwerbstätigenquote	Weiterbildung	kostenpflichtige Weiterbildungsangebote

dem Schüler.innen frühzeitig für ein Studium begeistert sowie bei besonderer Begabung gefördert werden. Zum anderen stärkt es die lokale und regionale Einbindung der Hochschule und so deren Legitimation, wenn diese aktiv daran mitarbeitet, die örtlichen Bildungspotenziale möglichst umfassend zu erschließen.

13.2.2. Strategische Erfolgsfaktoren

Für jegliche Kooperationen zwischen Wissenschaftseinrichtungen und lokalen Partnern muss immer auf der Grundlage der jeweiligen städtischen Situation, der Interessenlagen und der einsetzbaren Ressourcen entschieden werden, welche Schwerpunkte gesetzt werden sollen und können. Dafür ließen sich einige strategische Erfolgsfaktoren identifizieren. Diese sollten in die jeweilige institutionelle Policy – der wissenschaftlichen Einrichtungen wie der Stadtverwaltungen – eingebaut werden. Sie lassen sich in drei Gruppen sortieren – (1) Wechselseitigkeit, (2) Voraussetzungen klären und (3) Prozessgestaltung:

(1) Wechselseitigkeit:

■ *Inhaltliche Anknüpfungspunkte:* Elementare inhaltliche Voraussetzung jeglicher Kooperation ist, dass inhaltliche Anknüpfungspunkte zwischen Hochschulen und den Partnern bestehen und erkannt werden. Die Offenlegung der jeweiligen Eigeninteressen ist hier hilfreich.

■ *Wechselseitige Resonanzfähigkeit:* Um seitens der wissenschaftlichen Einrichtungen Ideen für die Stadt zu entwickeln, bedarf es eines Problembewusstseins für die lokalen Gegebenheiten. Ist dieses entwickelt, muss es auf Resonanz in der Stadt treffen. Das heißt: Auch die lokalen Akteure müssen für die Problemlagen und Handlungsbedarfe der eigenen Stadt und die Möglichkeiten, darauf mit Hilfe der Wissenschaft reagieren zu können, sensibilisiert sein.

■ *Beidseitiger Nutzen:* Im Anschluss daran muss die Einsicht in den je eigenen Nutzen der Kooperation bestehen bzw. erzeugt werden. Ideal sind Positivsummenspiele, bei denen sich Nutzen für alle Beteiligten ergibt, also sog. Win-Win-Situationen erzeugt werden.

■ *Kooperationskosten und Kooperationsnutzen:* Immer dann, wenn die Kooperationskosten die (prognostizierten) Kooperationsgewinne übersteigen, ist jede Initiative gefährdet. Aufgrund der wissenschaftsseitig vorrangig kognitiven Kooperationsmotive werden z.B. Entfernungswiderstände gegen fachliche Kooperationen eher schwach wirksam. Mobilitätskosten z.B., die bei Zusammenarbeit mit externen Partnern entstehen, werden inkaufgenommen, wenn ein höherer Kooperationsnutzen prognostiziert wird – und die potenziellen lokalen Partner sind dann nicht mehr gefragt.

(2) Voraussetzungen klären:

■ *Ressourcen:* Elementare formale Voraussetzung jeglicher Kooperation ist, dass angemessene, d.h. aufgabenadäquate Ressourcen zur Verfügung stehen bzw. organisiert werden können: personelle, sächliche und – vor allem zur Umsetzung konkreter Projekte – finanzielle.

■ *Akteurssystem ermitteln*: Ratsam ist es, Kooperationsanbahnungen mit einer Diagnose des Akteurssystems, innerhalb dessen die Ziele umgesetzt werden sollen, zu verbinden: Wer sind die relevanten Personen, die den Kooperationserfolg maßgeblich beeinflussen und ihn damit relevant entweder behindern oder unterstützen können? Dann lässt sich z.B. abschätzen, woher Einwände und Widerstände zu erwarten sind, und es kann dementsprechend agiert und vorgebeugt werden.

(3) Prozessgestaltung:

■ *Verbindlichkeit*: Verbindliche Vereinbarungen über Ziele und Inhalte der Partnerschaft sowie verbindliche Absprachen über zu erbringende Leistungen dürfen nicht der operativen Umsetzung überlassen bleiben, sondern stellen strategische Weichenstellungen dar.

■ *Synchronisation und Kontinuität*: Es bedarf einer Synchronisierung von Zeitvorstellungen und Planungshorizonten der Partner, da diese unterschiedlichen Funktionslogiken und Zeitregimen folgen. Damit werden zugleich die Voraussetzungen für Kontinuität geschaffen, welche die Kooperationseffizienz steigert: Es müssen nicht fortlaufend neue Partner gesucht und gewonnen werden. Die Kontinuität ist organisatorisch abzusichern, da sie nicht zwingend im Selbstlauf entsteht und häufig personengebunden ist. Die organisatorische Absicherung wiederum gelingt leichter, wenn Kontinuität ein Bestandteil der strategischen Zieldefinition ist.

■ *Vermeidung von Dysfunktionalitäten und Kooperationsbürokratie*: Beide wirken als Kooperationskiller. Zu vermeiden sind grobe Dysfunktionalitäten, etwa Überbeanspruchungen oder Konformitätsdruck, der dem Ausprobieren innovativer Ideen entgegensteht. Ebenso haben Institutionalisierungen von Kooperationen immer dann höhere Erfolgchancen, wenn Kooperationsbürokratie vermieden wird.

■ *Motivation*: Die motivierte Mitarbeit von Wissenschaftler.innen an lokalen Kooperationen wird wahrscheinlicher, wenn sie diese nicht als zusätzliche Aufgabe, sondern als Möglichkeitsraum zur Entfaltung von Forschungs- und Lehrinteressen – als eine besondere Art der wissenschaftlichen Tätigkeit – erfahren.

■ *Dezentralität als Ressource*: Die Dezentralität der Hochschule und der Durchführung lokal relevanter Hochschulaktivitäten sollte als Potenzial und Motivationsressource anerkannt werden. Eine künstliche Zentralisierung bei der Hochschulleitung würde ohnehin an administrative Grenzen stoßen. Förderlich kann es dagegen sein, wenn die Leitungsebene Initiativen fakultäts- und fachübergreifend dort anreizt und koordiniert, wo es entsprechende Unterstützungswünsche gibt. Daneben lassen sich die dezentralen Aktivitäten auch in die Gestaltung einer institutionellen Policy integrieren und in eine strategische Hochschulkommunikation einbetten.

■ *Zentralität als Ressource*: Die grundsätzliche Dezentralität muss abgesichert sein durch Etablierung definitiver Ansprechpartner für Wissenschaftsthemen auf Seiten der Stadt, Netzwerkstrukturen zwischen Stadt, Wissenschaft, Wirtschaft und möglichst auch Kultur, zentral bereitgestellte Formate der Wissenschaftskommunikation, ggf. einen strategischen Entwicklungsplan und mög-

lichst auch die Absicherung der wissensbasierten Stadtentwicklung über formale Stadtratsbeschlüsse.

■ *Realismus und Sichtbarkeit von Erfolgen*: Kooperationsprozesse und -akteure dürfen nicht überfordert werden, die gegebenen Ressourcenbegrenzungen sind zu berücksichtigen, und in zumindest einigen Bereichen sollen auch möglichst schnell sichtbar werdende Erfolge erreicht werden. Letztere können zudem die Mitwirkungsbereitschaft zunächst zögerlicher Partner fördern.

Speziell zur Etablierung einer Wissenschaftsstadt formuliert der „Lübecker Katalog“ der Gewinner des Titels „Stadt der Wissenschaft“ (2005–2012) drei zentrale Themen- und Handlungsfelder und benennt für diese zentrale Umsetzungsaspekte (Übersicht 37). Erkennbar wird dabei, dass sich das derart systematisierte Erfahrungswissen weitgehend mit den Ergebnissen der Evaluation des Wettbewerbs deckt (Lisowski et al. 2011; Hohn/Meyer 2010): Zunächst sei eine Sensibilität für die unterschiedlichen Steuerungslogiken von Hochschulen, Wissenschaftseinrichtungen und Stadtverwaltung notwendig. Entwickelt werden sollte eine realistische Einschätzung der zeitlichen und finanziellen Ressourcen, derer eine langfristige Etablierung einer Kooperationskultur bedarf. Bedeutsam sei auch die Berücksichtigung der Standortpräferenzen von Wissensträgern im Hinblick auf ihr Lebens- und Arbeitsumfeld. Als Kern wissensbasierter Stadtentwicklung wird deren politische Absicherung identifiziert.

Hinsichtlich der Erfolgchancen von Netzwerken können die oben herausgearbeiteten Details so zusammengefasst werden: Diese Chancen steigen insbesondere dann, wenn das jeweilige Netzwerk

- einen eindeutigen Zweck verfolgt,
- in sich heterogene Partizipanten integriert,
- aber nicht so stark von Partikularinteressen geprägt ist, dass nur Minimalconsense statt innovative Ideen zustandekommen,
- hierarchielos, d.h. horizontal angelegt ist und es zugleich über eine leistungsfähige Netzwerksteuerung verfügt,
- eine unterbrechungsfreie Ansprechbarkeit sicherstellt,
- sich des kommunikativen Geschicks und Handelns von Multiplikatoren bedient,
- eine relativ hohe Dichte hat, also wenig weiße Flecken bzw. abgekoppelte oder vernachlässigte Bereiche in sich hat,
- einen guten internen Informationsfluss zu realisieren vermag und
- im Zeitverlauf stabil ist.

Übersicht 37: „Lübecker Katalog“: Etablierung einer Wissenschaftsstadt – Kurzfassung

Handlungsfeld	Kategorie	Details
Wissenschaft als Wertschöpfungstreiber und Transformator einer nachhaltigen Entwicklung	Voraussetzungen	kritische Masse von wissenschaftlichen oder wissenschaftsbezogenen Einrichtungen
		Kommunalverwaltung und Wirtschaft vor Ort erkennen die Bedeutung der Wissenschaft als regionaler Werttreiber
	Maßnahmen	Netzwerke zwischen Stadt, Wissenschaft, Wirtschaft als dauerhafte Organisationsstrukturen – diese dürfen nicht lose im Raum schweben, sondern benötigen institutionelle Verankerung in der Verwaltung oder zumindest deren klare Unterstützung
		zur Verstetigung Vereinbarung langfristiger Ziele und Kommunikation ihres Nutzens Einbeziehung der Wirtschaft über Berücksichtigung wirtschaftsrelevanter Themen (z.B. Gewinnung und Bindung von Fach- und Führungskräften)
	Kommunikation	wissenschaftsbasierte Qualitäten des Standorts Abstimmung von Stadtentwicklung und Stadtmarketing
besondere Herausforderung	Übergang von Initialphase (allgemeine Begeisterung und Aufbruchsstimmung) in Verstetigungsphase	
Wissenschaft als Zukunftsmotor für neue Urbanität	Begründung	wissenschaftsbasierte Stadtentwicklung nötig dazu und ermöglicht zugleich, die Stadt urbaner zu machen: Angehörige der Wissensmilieus bevorzugen urbane Räume
	Maßnahmen	Öffnung von Netzwerken und Formaten für die entsprechenden Personengruppen
		durch bauliche Lösungen Orte und Räume schaffen, um die Sichtbarkeit der Wissenschaft in der Stadt zu erhöhen
		Foren schaffen: Dialog zwischen wissenschaftlichen Disziplinen, Hochschulen und Wirtschaft, Wissenschaft, Politik und Zivilgesellschaft so etablieren, dass daraus greifbare Veränderungen für die Stadtentwicklung resultieren unterschiedliche Handlungslogiken von Politik, Verwaltung, Wissenschaft und Wirtschaft berücksichtigen und zusammenzuführen
Bürgerbeteiligung	Maßnahmen	Gruppen und Multiplikatoren identifizieren, die die wissenschaftsbezogenen Themen in die Stadt tragen, aber auch jene aufnehmen, die aus Bürgersicht Nutzen für Stadt und Region bieten
	Modus	Bürger müssen sich in den Interaktionen ernst genommen fühlen und zugleich deren Effekte erleben können

Quelle: „Lübecker Katalog“ (2012); eigene Verdichtung und Darstellung

13.3. Modell lokalen Hochschulhandelns¹⁰

Für strukturell unterfinanzierte Hochschulen stellt es eine Herausforderung dar, neben ihren Aufgaben in Lehre und Forschung zusätzliche Aktivitäten zu entfalten. Dennoch steuern sie bereits heute vielfältige Beiträge zur Entwicklung ihrer Sitzstädte bei. Hinsichtlich systematisierter Planung, Umsetzung und Dokumentation sind die Potenziale allerdings noch unausgeschöpft.

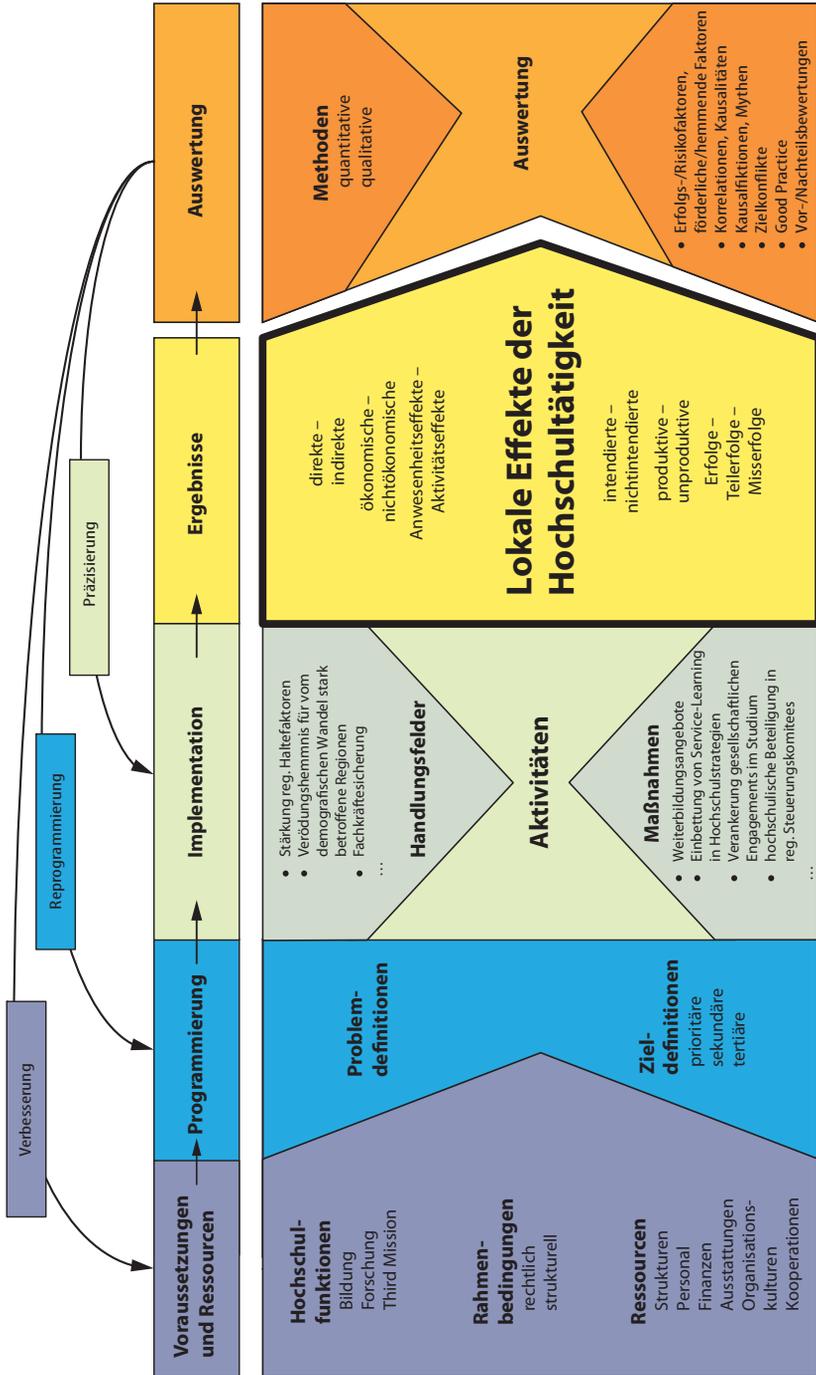
Eine Systematisierung hochschulischer Aktivitäten ist dann vorteilhaft, wenn Effekte, die Hochschulen durch ihre schlichte Existenz erzeugen – also typische Anwesenheitseffekte, etwa Konsum der Hochschulangehörigen –, durch eigenständige Beiträge zur Entwicklung ihrer Sitzstadt ergänzt werden sollen. Zwar leisten Hochschulen bereits heute einschlägige Beiträge. Doch sind sie sich dessen häufig nicht oder nur eingeschränkt bewusst, und zugleich finden solche Aktivitäten in den bisherigen Leistungsbewertungssystemen kaum Berücksichtigung. Letzteres stellt für diejenigen Hochschulen, die in dieser Hinsicht aktiv sind, eine Schwierigkeit dar: Entsprechende Ressourcenverwendungen – deren Nutzung für diesen Zweck immer auch ihr Fehlen für andere Zwecke bedeutet – werden nur bedingt gewürdigt.

Um Aktivitäten zielgerichteter ausbauen, ihre Effekte den Aktivitäten zuordnen und nach außen besser kommunizieren zu können, bietet sich daher ein systematisiertes Vorgehen an. Dazu lässt sich das aus zahlreichen fachlichen Zusammenhängen bekannte Modell des Handlungskreises nutzen, indem es zu einem Modell lokal bezogenen Hochschulhandelns umgeformt wird: Ausgehend von gegebenen Rahmenbedingungen werden lösungsbedürftige Probleme und bearbeitbare Ziele definiert, ein Handlungsprogramm entworfen und umgesetzt, Effekte erzielt und ausgewertet, um schließlich rückkoppelnd die Rahmenbedingungen, die Handlungsprogrammierung und die Programmumsetzungen weiter zu verbessern.

Diese Abfolge ist idealtypisch gedacht und nicht als Eins-zu-Eins-Abbildung von Realprozessen zu verstehen: Das Leben fügt sich typischerweise nicht linearen Modellierungen. Stattdessen werden prozessbegleitend Interessendifferenzen wirksam und müssen verhandelt werden oder können sich durch Veränderungen in benachbarten Handlungsfeldern korrigierte Schwerpunktsetzungen ergeben. Dies kann Zielkorrekturen und Programmrevisionen einschließen, wenn sich im Vollzug einzelne Aspekte als nicht umsetzbar erweisen oder sich die Präferenzen maßgeblicher Akteure verändern. Die Phasen des Handlungskreises sind insofern analytische Abstraktionen. Nicht nur überlappen sie sich zeitlich, sondern sind durch feedbackgesteuerte Rückkopplungsschleifen auch komplex miteinander verflochten und zu verflechten. Das gilt es zu berücksichtigen. (Übersicht 38)

¹⁰ Mitautor: **Justus Henke**

Übersicht 38: Modell lokalen Hochschulhandelns



13.3.1. Rahmenbedingungen: Voraussetzungen und Ressourcen

Zunächst sind die Rahmenbedingungen zu bestimmen, eine Bestandsaufnahme durchzuführen, unausgeschöpfte Potenziale auszumachen und Ressourcen zu berücksichtigen.

Rahmenbedingungen beachten: Aktivitätsoptionen und -effekte werden durch kulturelle, wirtschaftliche, administrativ-politische und infrastrukturelle Bedingungen geprägt. Diese sollten auf potenzielle Implikationen für mögliche Aktivitäten hin gerastert werden. Rechtliche Vorgaben – etwa Hochschulgesetze oder das Kommunalrecht – sind zu beachten. So lässt sich Realisierbares vom Nichtmachbaren unterscheiden und lassen sich Potenziale und Grenzen ausloten.

Bestandsaufnahme durchführen: Jede Hochschule leistet bereits einschlägige Beiträge, und dies teilweise, ohne sich darüber wirklich bewusst zu sein. Eine Bestandsaufnahme dessen, was bereits geleistet wird, ist eine notwendige Voraussetzung zur Weiterentwicklung und etwaigen Ergänzung der Aktivitäten.

Dabei sollte reflektiert werden, welche konkreten Beiträge damit für die Stadt geleistet werden. Beispielsweise dockt ein Career Center an die Herausforderung Abwanderung an, da Vermittlungen von Absolventen an Beschäftigter der Region Klebeeffekte erzeugen können, die ein längerfristiges Halten von Fachkräften unterstützen. Oder Angebote wie Kindercampus oder Seniorenakademie fördern die soziale Stabilität, indem sie die Bildungsinfrastruktur der Region ergänzen.

Erfolge und Nichterfolge verstehen: Die Bestandsaufnahme kann zur kritischen Reflexion verhelfen. Dabei stellt sich die Frage, ob die bestehenden Aktivitäten erfolgreich sind. Als wichtigste Bewertungskriterien können (a) Nachfrage, (b) Zufriedenheit und (c) Tragfähigkeit herangezogen werden:

- Eine Maßnahme muss durch die Nutznießerinnen bzw. Kooperationspartner auch nachgefragt und genutzt werden, um Erfolg zu haben.
- Die Umsetzung sollte qualitativ hochwertig sein und damit hohe Zufriedenheit der Beteiligten erzeugen.
- Tragfähigkeit meint, dass die Maßnahme ausfinanziert sein sollte. Damit gelungene Modellprojekte nicht nach Auslaufen einmaliger Förderungen abrupt enden, müssen frühzeitig Anschlussfinanzierungen organisiert werden.

Unausgeschöpfte Potenziale ausmachen: Besteht ein Überblick darüber, was man tut, wo man besonders erfolgreich ist und wie gut die Aktivitäten in Entwicklungsstrategien integriert sind, so stellt sich die Frage, wo potenzielle Handlungsansätze noch nicht oder nicht in gewünschtem Ausmaß verfolgt werden. Hier sind die vorangegangenen Schritte eine hilfreiche Grundlage:

- Zunächst lässt sich prüfen, welche lokalen Herausforderungen noch nicht bearbeitet werden, obgleich es Potenziale dafür gibt. Ferner ist festzustellen, ob die profilbildenden Fächerschwerpunkte der Hochschule auch bei diesen Aktivitäten bereits als Aktivposten erkennbar sind.
- Dem schließt sich eine Diskussion darüber an, inwiefern weniger profilbildende Fächer Potenziale für hochschulische Beiträge aufweisen, die ihnen auch neue Entwicklungsperspektiven verschaffen könnten.

- Weitere Einschätzungen über unausgeschöpfte Potenziale der Hochschule verschafft der Blick über den Tellerrand. So kann geschaut werden, wo andere Hochschulen bereits neue Wege gegangen sind und erfolgreich agieren.
- Gesellschaftliche Trends wie die Orientierung auf erneuerbare Energien oder regionale Produkte stellen Potenziale gerade für herausgeforderte Städte und Regionen dar – und bieten zugleich zahlreiche Anknüpfungspunkte für aktive Mitgestaltung durch die Hochschulen.

Ressourcen identifizieren und einplanen: Ressourcen sind zur Umsetzung von Maßnahmen erforderlich und bestimmen, je nach Verfügbarkeit, deren Umsetzungsart, -umfang und -dauer. Ebenso können Ressourcenausstattungen auf Lücken in der Ressourcenverfügbarkeit hinweisen und damit Ausgangspunkt diesbezüglicher Problem- bzw. Zieldefinitionen während der Programmierungsphase sein:

■ Eine zentrale Ressource besteht in den eigenen Stärken – auch weil deren Identifizierung die Grundlage dafür ist, weniger profilierte Bereiche, Herausforderungen und Bedarfslagen zu erkennen und das Engagement daran auszurichten. Stärken im Lehrbereich lassen sich dort finden, wo Studiengänge besonders stark nachgefragt sind und wo nachweislich gute Lehrleistungen erbracht werden. Im Bereich der Forschung lässt sich die Frage danach stellen, in welchen Bereichen besondere Forschungsleistungen für die Region erbracht werden.

■ Zugleich sollte hochschulisches Engagement nicht nur auf die bereits vorhandenen Stärken setzen. Die stärkere Integration in die Bedarfslagen vor Ort eröffnet auch denjenigen Fachbereichen Chancen, die sich bisher bei den herkömmlichen Leistungsindikatoren nicht besonders profilieren konnten. Sofern sich die Angehörigen dieser Fachbereiche dafür motivieren lassen, können sie potenziell wichtige Leistungsträger der Third Mission einer Hochschule werden und so zur Stabilisierung der Hochschule selbst beitragen.

■ Sollen Aktivitäten ergriffen werden, wird deren Umsetzung und Ausgestaltung zumeist von den mobilisierbaren Finanzen abhängen. Regionales Wirksamwerden hochschulischer Aktivitäten ist häufig darauf angewiesen, dass über die hochschulische Grundausrüstung bzw. Haushaltsmittel hinausgehende Finanzierungsquellen erschlossen werden. Wo wirtschaftsstarke Großakteure fehlen, erfordern privatwirtschaftliche (Ko-)Finanzierungen vergleichsweise hohe Anbahnungskosten oder sind gar nicht möglich.

■ Für eine sorgfältige Analyse der Förderoptionen sind einerseits zahlreiche fach- und themenbezogene Spezifika zu beachten, andererseits müssen stets vergleichbare Rechercherroutinen durchlaufen werden. Daher empfiehlt es sich, eine systematische Suche dadurch zu erleichtern, dass an den Hochschulen Leitfäden oder Recherchertools angeboten werden. Diese können die einschlägigen Forschungstöpfe – sortiert nach Fächereignung und weiteren inhaltlichen und formalen Kriterien – derart aufbereiten, dass die Suchenden mit überschaubarem Ressourcenaufwand agieren können. Letzteres kann als Motivator wirken und so die Hemmschwelle der Wissenschaftler.innen senken, für eigene Vorhaben (neue) Finanzierungsoptionen zu erschließen. Erhöhte Erfolgsaussichten

und Motivation dürften die in Erstellung und Pflege der Leitfäden und Rechetools investierten Ressourcen schnell refinanziert haben.

■ Die Verfügbarkeit von Personal hängt bei lokal fokussierten Hochschulaktivitäten auch mit motivierenden Faktoren zusammen, da entsprechende Aktivitäten häufig über die klassischen (Pflicht-)Aufgaben in Forschung und Lehre hinausgehen. Hier sind drei wichtige Kriterien zu beachten: Transparenz, Mitsprache und Anerkennung. Zu ersterem zählt ein offener Kommunikationsstil, etwa in der Anbahnungsphase von Projekten oder bei der Gestaltung von Entwicklungsstrategien. Ein angemessenes Maß an Mitsprache und Mitgestaltungsmöglichkeiten ist für Aktivitäten, die über die Pflichtaufgaben hinausgehen, existenziell und erfolgsbestimmend. Top-down-Strategien wirken schon wegen der hohen Relevanz von persönlicher Motivation und Engagement aktivitätshemmend.

■ Weiter ist zu prüfen, inwieweit die verfügbaren Ausstattungen – etwa in technischer oder räumlicher Hinsicht – die Realisierung angestrebter Maßnahmen erlauben. Ist dies nicht der Fall, ist über entsprechende Anpassungen bzw. darüber, ob die Planungen fortgesetzt werden, zu entscheiden.

■ Schließlich müssen Organisationsstrukturen und -kulturen derart gestaltet sein, dass Aktivitäten in den fokussierten Handlungsfeldern grundsätzlich umsetzbar sind. Im Prinzip sollten Hochschulen die entsprechenden Voraussetzungen erfüllen. Besonders für Hochschule-Stadt-Kooperationen ist aber im Einzelfall zu prüfen, ob organisationale Inkompatibilitäten die Zusammenarbeit behindern können.

13.3.2. Programmierung: Problem- und Zieldefinitionen, Handlungsprogramm

In der Programmierungsphase wird an die spezifischen lokalen Herausforderungen, Handlungsfelder und Bedarfslagen angedockt, indem Probleme und Ziele definiert und Kooperationsmöglichkeiten identifiziert werden.

Problem- und Zieldefinitionen: Aufbauend auf den identifizierten Voraussetzungen und verfügbaren oder zu erschließenden Ressourcen sind konkrete, drängende und daher lösungsbedürftige Probleme auszumachen und mit Zielen bzw. Lösungsansätzen zu verbinden:

■ Zu prüfen ist, in welchen gesellschaftlichen Bereichen hochschulische Unterstützungsleistungen besonders gefragt sind. Zur Sortierung lokaler Problemlagen können Handlungsfelder herangezogen und den Bedarfslagen zugeordnet werden (Übersicht 39). Ein konkretes Problem kann etwa darin bestehen, dass einem ansässigen FuE-Unternehmen geeignete Bewerber für offene Stellen fehlen. Als Ziel wäre zu definieren, die vakanten Stellen mit bedarfsgerechtem Fachpersonal besetzen zu können.

■ Da es sich bei solchen Problemen zumeist nicht um temporäre Ereignisse oder Einzelfälle handelt, sind mittel- bis langfristige Lösungswege gefragt. Um diese systematisch und zielgerichtet zu beschreiten, sollten Konzepte, Strategien oder Handlungsleitlinien in Kooperation mit lokalen Akteuren möglichst transparent ausgearbeitet, gestaltungsoffen diskutiert und verabschiedet werden.

- Um die Erfolgsaussichten zu erhöhen, sind die Risiken potenzieller Aktivitäten abzuschätzen und bei der Programmierung zu berücksichtigen. Viele Risiken entfalten sich durch Umsetzungshürden von Maßnahmen und können minimiert werden. Typische Risiken bestehen in mangelnder Kostendeckung, geringer Nachfrage bzw. Resonanz bei der Zielgruppe bzw. in der Stadt oder in einem unausgewogenen Kosten-Nutzen-Verhältnis.

Übersicht 39: Exemplarische Ableitung hochschulischer Aktivitäten aus lokalen Handlungserfordernissen

Lokale Entwicklung			Hochschulbeiträge zur lokalen Entwicklung	
Herausforderung	Handlungsfeld	Bedarflagen	Zieldefinition	Maßnahmen zur Zielerreichung
1	2	3	4	5
Alterung der Bevölkerung	Lebensqualitätssteigerung für Senioren	Gestaltung von Übergängen aus dem Berufsleben in den Ruhestand	Erfahrungssicherung und generationenübergreifender Wissenstransfer	<ul style="list-style-type: none"> entsprechende Ausrichtung des Praktikumsgeschehens curriculare Angebote, die auf Betriebsnachfolge vorbereiten
		Generationen-dialog	Seniorenbildung	<ul style="list-style-type: none"> Seniorenuniversität Studienmöglichkeiten für Senioren im Rahmen des Normalangebots
		Absicherung des medizinischen/ pflegerischen Bedarfs	Gesundheit	<ul style="list-style-type: none"> Supramaximalversorgung für multimorbide Patienten durch Universitätsklinik Forschung und Beratung zu einschlägigen Themen

Handlungsprogramm formulieren: Zu berücksichtigen ist, dass auf Grund der gegebenen Ressourcenbegrenzungen grundsätzlich keine wie auch immer geartete Vollständigkeit der Problembearbeitung zu erreichen ist. Daher bedarf es einer Zielhierarchie, in der Prioritäten und Posterioritäten festgelegt werden. Diese lassen sich dann in einen Stufenplan überführen:

- Auf Stufe 1 sind die Prioritäten, d.h. die Unverzichtbarkeiten umzusetzen. Die Handlungsanweisung für die Definition dieser Prioritäten kann auch lauten: Zunächst sind die störendsten Hemmnisse zu identifizieren und ist ein Bearbeitungsmodus für diese zu bestimmen.
- Auf Stufe 2 werden solche Initiativen eingeleitet, die zwar nicht prioritär, aber dringend wünschenswert sind, über die Einvernehmlichkeit zwischen den Partnern besteht und für die Problemlösungsressourcen vorhanden sind.
- Auf Stufe 3 lassen sich dann Maßnahmen umsetzen, die zunächst noch konfliktbehaftet waren, für die also erst ein Konsens unter den Beteiligten gefunden werden musste.

Derart kann eine systemische Integration erfolgen: Die Umsetzung von Handlungsansätzen hängt zum großen Teil vom Engagement der beteiligten Hochschulakteure ab. Das heißt jedoch nicht, dass dieses allein einzelnen Personen überlassen werden sollte. Die systemische Integration zielt darauf ab, das Engage-

gement zum Teil einer kohärenten Entwicklungsstrategie zu machen. Dies ist deshalb wichtig, weil ineffektive Überlappungen von und Konkurrenzen zwischen Aktivitäten vermieden werden sollten. Stellt sich heraus, dass es weitere Einzelaktivitäten gibt, ist zu überlegen, wie sie in eine Entwicklungsstrategie eingebunden werden. Dadurch erhöht sich die Sichtbarkeit der Aktivitäten insgesamt.

Werden die Maßnahmen und Instrumente im Rahmen strategisch angelegter Stufenpläne systematisiert, so sind solche Pläne nicht als planwirtschaftliches Bewirtschaftungsinstrument misszuverstehen. Sie ermöglichen vielmehr, während der Implementationsphase festzustellen, wo man stehen wollte, wo man – in der Regel: im Unterschied dazu – steht und welche Umfeldbedingungen sich ggf. verändert haben:

- Planungen sind die Voraussetzung dafür, ungerichtetes oder allein intuitiv geleitetes Handeln vermeiden und statt dessen reflektiert handeln zu können.
- Strategiepläne sollen kein sklavisches bindendes Handlungskorsett sein, sondern sind vor allem dann sinnvoll, wenn sie es ermöglichen, von ihnen kontrolliert abweichen zu können – die Betonung liegt dabei auf *kontrolliert*. Hat eine Hochschule keinen Plan, fehlt selbst die Grundlage für die kontrollierte Abweichung.
- Gibt es hingegen einen Plan, von dem fallweise, z.B. zur Sicherung überwiegender Zustimmung, abgewichen wird, dann besteht die Chance, auch auf Umwegen zum Ziel zu gelangen, soweit das jeweilige Ziel über die Zeit hin seine Geltung festigen kann.
- Daneben stabilisieren Strategiepläne die zugrundeliegenden Problemwahrnehmungen. Ebenso fördern sie die institutionelle Außendarstellung, indem diese systematisiert werden kann und Anknüpfungspunkte für externe Akteure geschaffen werden.
- Zudem schaffen Planungen eine Rationalitätsfassade, die extern Legitimität generieren und intern insofern funktional sein kann, als sie die Akteure zum Handeln nötigt. Das Ergebnis inkrementeller Steuerung mag zwar von der ursprünglichen Planung abweichen, kann aber immer noch deren Grundsätze zur Geltung bringen.

Vor allem aber müssen die Inhalte der Handlungsprogramme konkret sein, da sie nur dann tatsächliche Handlungen veranlassen, nicht unverbindlich wirken und nur so im Zeitverlauf (Teil-)Erfolgungen bzw. ausstehende Schritte nachvollziehbar oder aber nötige Programmänderungen sichtbar werden (Übersicht 40).

Kooperationsmöglichkeiten ausloten: Kooperationen stellen eine zentrale Ressource für Hochschulaktivitäten zur Bearbeitung lokaler Herausforderungen dar. Hier ist zu prüfen, welche Akteure – Unternehmen, Forschungseinrichtungen, Verbände, Vereine – für ein bestimmtes Anliegen in Frage kommen bzw. inwieweit bereits bestehende Kooperationen genutzt werden können. Welche Kooperationspartner die richtigen sind, ist danach zu bewerten, welche Problemlagen bearbeitet und welche Zielstellungen erreicht werden sollen, ferner

Übersicht 40: Maßnahmenbeschreibung in einem Handlungsprogramm zur Steigerung der Verbindlichkeit

Kategorie	Benennung	Kategorie	Benennung/ Erläuterung
Handlungsfeld	...	Beitrag zum Ziel	...
Maßnahme	...	Maßnahmenerläuterung	...
Verantwortlich	...	Mitwirkende	...
Ressourcenvolumen	...	Ressourcenquelle	...
Prioritätsstufe	...	Zeitliches Umsetzungsziel	...

danach, welche Ressourcen für Maßnahmen in entsprechenden Handlungsfeldern benötigt und beim Partner zur Verfügung stehen:

- Hierfür ist es notwendig, darüber im Bilde zu sein, welche Einrichtungen, Unternehmen, Verbände und Vereine der Zivilgesellschaft prägende Akteure in der Stadt sind. Dabei kann auf Basis der Analyse der eigenen Stärken und Schwächen bereits systematisch nach passenden potenziellen Partnern gesucht werden. Schließlich lässt sich die Suche nach Kooperationspartnern nach den Handlungsansätzen strukturieren, für die man Umsetzungsstrategien entwickeln möchte.
- Es sind zudem Formen zur Vernetzung der Akteure zu schaffen. Gremien, Kooperationsvereinbarungen und regelmäßige Treffen schaffen Gelegenheiten, Ideen weiterzuentwickeln, sich über die eigenen Ziele zu verständigen und Voraussetzungen für Win-Win-Situationen zu schaffen.

13.3.3. Implementation: strategisch handeln und mit Abweichungen rechnen

Hier ist nun das entwickelte Handlungsprogramm umzusetzen – und zugleich darf nicht erwartet werden, dass sich ihm die Realität widerstandslos ergibt. Interessendifferenzen werden wirksam und müssen verhandelt werden. Durch Veränderungen in benachbarten Handlungsfeldern können sich korrigierte Schwerpunktsetzungen ergeben. Zielkorrekturen und Programmrevisionen können nötig werden, wenn sich im Vollzug einzelne Aspekte als nicht umsetzbar erweisen oder sich die Präferenzen maßgeblicher Akteure verändern. Damit ist pragmatisch, aber mit im Grundsatz ununterbrochener Aufmerksamkeit umzugehen. Sich dabei das Set des verfügbaren Instrumentariums vor Augen zu halten und es fortwährend zu ergänzen, stärkt die eigene Handlungssouveränität (Übersicht 41).

Dokumentation: Für die spätere Auswertung, die Entwicklung von Routinen für vergleichbare künftige Aktivitäten und eine offensive Außenkommunikation ist es hilfreich, die Aktivitäten zu dokumentieren:

- Dies ist kaum allein von zentraler Stelle aus zu bewerkstelligen, was zum einen in der komplexen Hochschulorganisationsstruktur und zum anderen in der Menge hochschulischer Aktivitäten begründet ist. Entsprechende Dokumenta-

Übersicht 41: Hochschulische lokale Aktivitäten: Ziele und Umsetzungsinstrumente

Ziele												
	Gewinnung von Studieninteressenten	Weiterbildung und lebenslanges Lernen	Studierenden-/ Absolventenvermittlung	Interdisziplinäre Zusammenarbeit	Wissenstransfer in die Wirtschaft	Gründungsförderung	Integration von Stadt, Wissenschaft und Wirtschaft	PUSH	kulturelle Belebung des Standortes	gemeinnütziges Engagement	Koop. zw. betriebl. Praxis/ anwendungsorientierter Lehre	Einnahmesteigerung der HS
Instrumente												
Kompetenz-/Transferzentren					✓	✓	✓					
Netzwerkarbeit	✓		✓	✓	✓						✓	
Beiräte				✓	✓						✓	
Onlineplattform			✓									
Informationen und Beratung	✓					✓						
Veranstaltungsmanagement	✓	✓						✓	✓			✓
kostenpflichtige Weiter-/ Bildungsangebote		✓			✓							✓
Vorträge/Vorlesungen	✓	✓						✓				
Workshops/Experimente	✓	✓						✓				
Forschungsmärkte/ Messen			✓		✓							
Service Learning									✓	✓		
Kulturangebote									✓	✓		
Events/Feste	✓							✓	✓			
Arbeitsplätze und Labore					✓	✓						
Wettbewerbe					✓							
Dienst- und Entwicklungsleistungen					✓	✓						✓

tionen auf Fachbereichs- oder Institutsebene umzusetzen, scheint daher realistischer. Von zentraler Stelle muss allerdings das Dokumentationsanliegen kommuniziert und motivationsfördernd begründet werden. Zudem empfiehlt es sich, einheitliche Dokumentationsvorlagen zur Verfügung zu stellen.

■ Zweck der Dokumentation ist es, ein möglichst umfassendes Bild der an der Hochschule stattfindenden Aktivitäten zu erhalten, mit dem deren zentrale Stellen dann operieren können. Daher sind die auf Fakultäts- oder Institutsebene erstellten Dokumentationen an einer Stelle zusammenzuführen. Im Ergebnis werden die Hochschule und ihre Leitung umfassend auskunftsfähig zu den stadtbezogenen Aktivitäten, und die Transferstelle z.B. kann auf die Informationen zurückgreifen.

Ergebnisse – Effekte wahrnehmen und kommunizieren: Hochschulaktivitäten haben Effekte. Diese Feststellung scheint zunächst trivial, erlangt aber – sowohl für die hochschulische Innen- als auch Außenkommunikation – vor allem dann Bedeutung, wenn ein konkreter Maßnahmen-Wirkungs-Bezug ad hoc nicht hergestellt werden kann. Letzteres stellt in der Hochschulpraxis keine Seltenheit dar, da sich lokale Effekte von Hochschulaktivitäten häufig nicht als unmittelbarer Ursache-Wirkungs-Zusammenhang identifizieren lassen. Die Verbindung zwischen oder Zuschreibung von Aktivitäten zu Effekten unterliegt einer Vielzahl von Einflüssen, die sich unter differenzierten Rahmenbedingungen stadtspezifisch unterscheiden:

- Grundsätzlich erzeugen Hochschulen in ihren jeweiligen Sitzregionen Anwesenheitseffekte, zu denen etwa Nachfrageeffekte oder Einflüsse auf die Bevölkerungsstruktur zählen. Im hier vorgestellten Handlungskreismodell geht es explizit um Aktivitätseffekte. Um die Gesamtheit hochschulbezogener Wirkungen auf Städte abschätzen zu können, müssen die Anwesenheitseffekte jedoch mitgedacht werden.

- Die Unterscheidung zwischen mittelbaren und unmittelbaren Effekten macht deutlich, dass eine Wirkung nicht unmittelbar durch *eine bestimmte* Aktivität hervorgerufen sein muss. Mittelbare oder Umweg-Effekte sind vergleichsweise schwer empirisch zu belegen; hinsichtlich der zugrundeliegenden Wirkungszusammenhänge kann teils nur plausibilitätsgestützt argumentiert werden. Angesichts dieser Schwierigkeit fällt es – etwa gegenüber Dritten wie Politik oder Fördermittelgebern – häufig leichter, auf die unmittelbaren Effekte der Hochschultätigkeit zu verweisen und den weniger greifbaren, empirisch schwammigen Bereich der mittelbaren Effekte zu vernachlässigen.

- Allerdings bleibt so ein wesentlicher Teil hochschulischer Einflüsse auf die Sitzstadt unbeachtet. Daher ist das Artikulieren von empirisch bislang wenig belegbaren mittelbaren Zusammenhangsannahmen dem gänzlichen Weglassen vorzuziehen. Zu Verbindungen zwischen Aktivitäten und Effekten kann hier plausibilitätsgestützt und mit exemplarischen Belegen argumentiert werden. Mittelbare Effekte der Hochschultätigkeit bestehen etwa in der gesellschaftlichen Integration heterogener werdender Bevölkerungsstrukturen, indem Aktivitäten auf die Förderung von Weltoffenheit und Toleranz zielen.

- Die Identifizierung und Kommunikation von Erfolgen setzt ein Mindestmaß an maßnahmenspezifischem Monitoring bzw. Dokumentationsanstrengungen voraus, die gleichzeitig essenziell für die Auswertungsphase sind. Bewertungskriterien zur Erfolgsmessung stellen insbesondere Nachfrage, Zufriedenheit und Tragfähigkeit dar.

13.3.4. Auswertung: Neuprogrammierung vorbereiten

Die Auswertungsphase bildet die Basis künftiger Planungen. Hier ist vom konkreten Fall abstrahierendes Wissen festzuhalten und einer systematischen Verwertung zugänglich zu machen. Die während der Auswertungsphase dokumentierten Erkenntnisse dienen der Verbesserung von Voraussetzungen und Rahmenbedingungen, der (Re)Programmierung und Präzisierung zu implementie-

render Aktivitäten. Folgende Gliederungspunkte helfen, die Auswertung zu strukturieren:

- *förderliche und hemmende Faktoren*: Hierzu zählen etwa (der Mangel an) Entscheidungshoheiten, (geringe) Offenheit gegenüber kultureller Heterogenität, strukturelle (In-)Kompatibilitäten und Bürokratie oder (mangelnde) Ressourcenausstattung.

- Im Laufe eines Problembearbeitungsprozesses treten plausibilitätsgestützte Annahmen oder empirische Belege für *Korrelationen bzw. Kausalitäten* zwischen Ursachen und Wirkungen zu Tage, die es für Reprogrammierungen und Präzisierungen auszuwerten gilt.

- *Kausalfiktionen und Mythen* speisen sich meist aus unzureichendem Wissen über Wirkungszusammenhänge oder angestrebte Wirkungen, die faktisch nicht eintreten bzw. eingetreten sind, unabhängig davon aber in der (Außen-)Kommunikation weiterhin angeführt werden. Ein Beispiel dafür stellt die Annahme dar, Transferstellen würden als „Übersetzer“ und Kooperationsmotor zwischen kleinen und mittelständischen Unternehmen und Hochschulen agieren. Dies kann im Einzelfall gelingen, stellt im allgemeinen aber eine strukturelle Überforderungen der Einrichtungen dar.

- Viele Aktivitäten sind kopplungsfähig, d.h. sie produzieren nicht gleichsam automatisch *Zielkonflikte*. Einige Aktivitäten bzw. konkrete Maßnahmen lassen sich relativ reibungslos miteinander kombinieren und können sich gegenseitig stärken. Bei anderen wiederum können durch differente Interessenlagen Zielkonflikte entstehen. Diese speisen sich beispielsweise aus der Zugehörigkeit zu unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen, die je eigenen Funktionslogiken unterliegen. Gegensätze bestehen etwa zwischen Konkurrenz und Kooperation. Sind potenzielle Zielkonflikte identifiziert, kann im Rahmen eines Konfliktmanagements nachjustiert werden.

- *Good-Practice-Beispiele* zielen in besonderem Maße darauf, den durchlaufenen Problembearbeitungsprozess so aufzuarbeiten und zu kommunizieren, dass er künftig bei vergleichbaren Prozessen als Blaupause genutzt werden kann. Allerdings sollte dieses Vorgehen nicht als Kopiervorgang verstanden werden. Vielmehr sind jeweilige Übertragbarkeiten unter veränderten Voraussetzungen und Rahmenbedingungen zu prüfen.

- Die Entscheidung für und die Umsetzung von bestimmten Maßnahmen ist jeweils mit *Vor- und Nachteilen* verbunden. Werden diese gegenübergestellt, gewichtet und bewertet, lässt sich herausfinden, ob die umgesetzte Handlungsoption, gemessen an den angestrebten Effekten, zielführend war oder Alternativen zu prüfen sind.

- *Unausgeschöpfte Potenziale* hinsichtlich nachgefragter bzw. leistbarer hochschulischer Beiträge zur Regionalentwicklung können die Basis neuer Programmierungen von Hochschulaktivitäten sein, die auf regionale Wirksamkeit zielen.

13.4. Kooperationsinstrumente

In der einschlägigen Forschung wurden sowohl Stadt- als auch Hochschulentwicklung als besonders planungsresistente Handlungsfelder herausgearbeitet. Bei der Kopplung von Stadt- und Hochschulentwicklung handelt es sich dann um einen Zusammenhang, der im ersten Zugriff durch Planungsresistenz im Quadrat gekennzeichnet erscheint. Hier zu synchronisieren, ist durchaus eine Herausforderung.

Als Alternative zur planungsgebundenen Intervention gilt das Konzept der Kontextsteuerung. Die Gestaltung günstiger Kontexte für die Wissenschaft-Stadt-Interaktion soll darauf zielen, Fühlungskontakte zu erleichtern. Damit werden Gelegenheitsstrukturen für potenziell produktive, wechselseitige Verstärkungen der Hochschul- und Stadtentwicklung geschaffen, also die entsprechenden Rahmenbedingungen verbessert. Innerhalb dieser haben potenzielle Partner zum einen die Chance, Interessenüberlappungen und -schnittstellen zu entdecken. Zum anderen sollten diese qua förderlicher Kontexte in erleichterter Weise in gemeinsames Handeln überführt werden können.

13.4.1. Netzwerke und Kooperationsplattformen

Da Städte in Bezug auf die wissenschaftlichen Einrichtungen kaum über Steuerungsmechanismen verfügen, muss die Etablierung produktiver Kooperationsverhältnisse konsensual erfolgen. Hierfür erscheint – trotz aller auch kritischen Faktoren und Erfahrungen – die Bildung von Netzwerken als am ehesten erfolgversprechender Weg, Stabilität von Kooperationen zu erzeugen. Es steht nach Lage der Dinge kein vergleichbar leistungsfähiges Instrument zur Verfügung, um über punktuelle Aktivitäten hinaus zu kontinuierlichen und zielorientierten Kooperationen zu gelangen. Ebenso wird lokale (bzw. regionale) Netzwerkbildung häufig als Operationsmodus empfohlen, um konkurrierende Interessen zu marginalisieren und stattdessen vorhandene Interessenüberlappungen produktiv zu machen. Zugleich sind die praktischen Netzwerkerfahrungen durchaus widersprüchlich:

- Akteursnetzwerke funktionieren nur, wenn sie stabil und erreichbar sind. Ohne ein Netzwerkmanagement fehlen Verantwortlichkeiten und bleibt die Netzwerkstruktur häufig unklar. Ohne eine dauerhaft ansprechbare Koordinierungsstelle besteht das Risiko, dass Kontakte nicht zustandekommen, weil Reaktionen zu lange auf sich warten lassen oder gar unterbleiben.

- Zugleich kann Netzwerkstabilisierung mit Hilfe eigens dazu eingerichteter Stellen oder Agenturen, wenn organisatorisch unzureichend durchdacht, in Kooperationsbürokratie ausarten. So kann der Aufbau von Kooperationsbeziehungen, insbesondere deren vertragliche/juristische Absicherung, und der erweiterte Abstimmungsbedarf zur Berücksichtigung und Ausbalancierung partikularer Interessen die Transaktionskosten in die Höhe treiben, zeitnahe Entscheidungen verhindern und Unsicherheit bei den verschiedenen Beteiligten produzieren.

■ Der Diversifikationsgrad oder die Zahl der Kooperationsteilnehmer kann dysfunktional werden und das Koordinationspotenzial sprengen. Ebenso aber ist auch die Nichteinbindung einzelner relevanter Akteure potenziell problematisch. Die Aufrechterhaltung von Kooperationen bewirkt einen hohen Kommunikationsaufwand und geht mit permanenten Terminfindungsproblemen einher. Nötig, wenn auch selten vorhanden, sind klare Lösungsroutinen zum Management von Interessengegensätzen.

■ Die Netzwerkhoffnungen sind meist größer als ihre Einlösung, aber das lässt sich auch positiv als Utopieüberschuss bewerten. Zentraler Erfolgsfaktor ist das Vorhandensein engagierter Netzwerkpromotoren (incl. der Folge des Zusammenbruchs von Netzwerken, wenn einzelne dieser Promotoren plötzlich nicht mehr zur Verfügung stehen). Das Netzwerkmanagement ist nur dann stark, wenn es die Anliegen des Netzwerks mit Geld als hilfreiches Gleitmittel jeder Kooperation untersetzen kann.

Jenseits dieser Faktoren ist freilich immer wieder auch auf die konzeptionellen Ausgangspunkte von Wissensproduktion in Netzwerken hinzuweisen: Das Netzwerkkonzept ist zunächst und vor allem ein Gegenentwurf zum Top-Down-Steuerungskonzept. Letzteres sucht durch Anweisung oder Managementhandeln punktgenau zu intervenieren, um Veränderungen auszulösen und Effekte zu erzeugen.

Übersicht 42: Zusammenspiel von Hochschulen und lokalen Partnern



Netzwerke hingegen sind neben der Systematisierung von Kooperationshandeln auch auf die Nutzung von Zufällen und Gelegenheitsfenstern angelegt.

Angesichts dieser Differenzen ist eine weithin übliche Praxis schon konzeptionell durchaus abwegig, nämlich Netzwerke vorrangig als Steuerungsinstrumente installieren zu wollen. Damit würde ein wesentlicher produktiver Aspekt

von Netzbildung ignoriert: die Erhöhung der Wahrscheinlichkeit, dass sich im Zusammenspiel von sozialen Kontakten und Umweltkonstellationen innovative Zufälle ereignen. Diese Momente des glücklichen Zusammentreffens lassen sich nicht kopieren. Man kann allenfalls Kontexte beseitigen, die hinderlich dafür sind, innovierenden Zufällen den Raum zu geben, sich zu ereignen.

Hier können Kooperationsplattformen (KPF) den geeigneten Rahmen bilden:

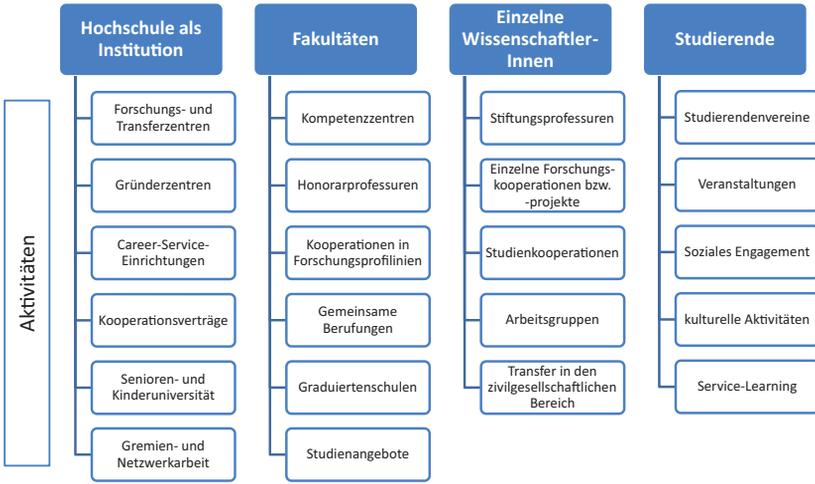
- Diese bestehen aus Wissenschaftseinrichtungen – Universitäten, Fachhochschulen sowie außeruniversitäre Forschungseinrichtungen – und je nach Anliegen Wirtschaftsakteuren, öffentlichen Stellen (also z.B. Stadtverwaltungen) oder gemeinnützigen Akteuren.
- Übergeordnete Ziele einer KPF sind die dauerhafte Bündelung komplementärer Funktionen in der Hochschul- und Forschungslandschaft, die Herstellung kritischer Massen und Qualitäten im Wissenschaftssystem sowie deren strukturelle Zusammenführung mit außerakademischen Partnern.
- Die im Hinblick auf diese Ziele unterhaltenden Aktivitäten variieren, umfassen im wesentlichen aber Forschungsarbeiten, Studien- und Weiterbildungsangebote (dual und berufsbeleitend), Beratungs- und Entwicklungsmaßnahmen sowie die Kooperation mit Dritten.
- Die Kooperationen innerhalb der Plattformen sind verbindlich und rechtlich abgesichert geregelt; die Mitglieder der Plattformen agieren grundsätzlich gleichberechtigt.
- KPF integrieren vornehmlich lokale und regionale Potenziale, können aber mit Blick auf überregionale Einbindungen und Internationalisierung auch darüber hinausgehen.¹¹

Wo solche Plattformen (unter welchem Namen auch immer) entstehen, geschieht das typischerweise aufgrund zusätzlicher Finanzierung, welche die Transaktionskosten der Kooperation abdeckt. Wo diese zusätzliche Finanzierung fehlt, bleiben die KPF-Aktivitäten entweder auf Sparflamme oder die KPF schläft wieder ein. Hier muss man sich vergegenwärtigen, dass KPF nicht dadurch entstehen und stabilisiert werden, dass ihre Errichtung z.B. in Zielvereinbarungen geschrieben wird, sondern weil es (a) ein fachliches Interesse bei kooperationswilligen Partnern gibt und (b) dieses Interesse durch die Finanzierung der kooperationsbedingten Mehrkosten stabilisiert wird.

Die Hochschulen unserer Fallstädte erweisen sich in solchen Kooperationsrahmen z.T. als zentrale Schaltknoten, z.T. als mitwirkende Akteure. Sie sind es, die in demografisch herausgeforderten und wirtschaftlich leistungsgedämpften Städten als wissenschaftliche Problembearbeiter auftreten können und dieses Potenzial auch in zunehmenden Maße erkennen und erschließen. Durch die Integration in lokale Entscheidungsstrukturen, sei es in institutionalisierter oder projektbezogener Zusammenarbeit mit Stadtverwaltungen, Unternehmen oder Vereinen, nehmen sie aktiv Einfluss auf die lokale Entwicklung. Übersicht 43 zeigt die unterschiedlichen Hochschulakteure und ordnet ihnen jeweils illustrierend typische Aktivitätsformen zu.

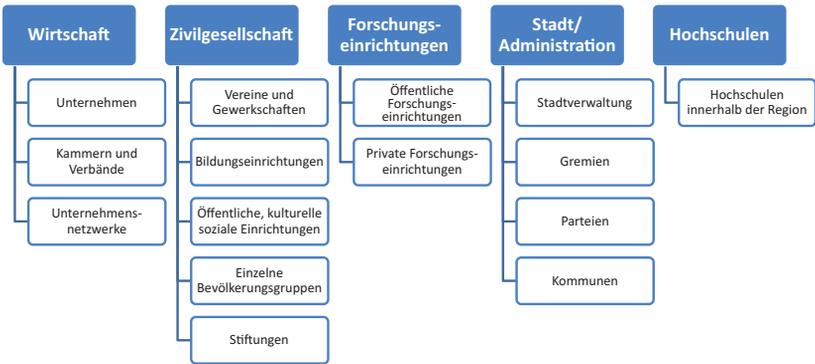
¹¹ Basis dieser Aufzählung ist eine zusammenschaltende Auswertung von Wissenschaftsrat (2010 und 2013).

Übersicht 43: Akteurskreise der Hochschulen und exemplarische Aktivitäten



Übersicht 44 gruppiert die lokalen und regionalen Interaktionspartner der Hochschulen.

Übersicht 44: Interaktionspartner der Hochschulen



13.4.2. Aufsuchende Lokalarbeit: Wissensmanagement

Wenn die Wissenschaftseinrichtungen zu Schaltstellen für die Freisetzung lokaler Entwicklungsdynamiken werden sollen, dann stellt sich die Frage: Wo ist der Schalter, dessen Bedienung der spezifischen Leistungsfähigkeit von Hochschulen und Forschungsinstituten am ehesten entspräche?

Wissenschaftseinrichtungen haben ihre Kernkompetenzen in der Aufbereitung, Erzeugung, Verwaltung und Vermittlung von Wissen. Insofern liegt hier eines nahe: Das Instrument, mit dem sie ihre lokalen Kontexte durch Nutzung eigener Kompetenzen gestalten und systematisieren können, ist der Aufbau und das Betreiben eines lokal bzw. regional vernetzten Wissensmanagements. Neben den diesbezüglichen Kompetenzen spricht dafür zweierlei: Zum einen entspricht eine offensive Selbsteinordnung in lokale (bzw. regionale) Wissensinfrastrukturen dem Selbstverständnis von Hochschulen und Forschungsinstituten als Wissensproduzenten und -distributoren am ehesten. Zum anderen hat eine solche Selbsteinordnung in einer wissenschaftsgesellschaftlichen Perspektive eine unmittelbare Plausibilität: Sie steigert die Wahrnehmung der Wissenschaftseinrichtungen als Teil eines Netzes, das Zukunftsfähigkeit verbürgt, indem es für Innovation und Problembearbeitung steht. Andersherum: Wenn zur Bearbeitung lokaler Problemlagen gescheiterte Einordnungen zunächst unsortierter Informationen benötigt werden, sollte es die Wissenschaft beunruhigen, wenn nicht sie es ist, die um diese Einordnungen gebeten wird.

An den Hochschulen oder der Hochschule einer Stadt sind fast immer mehrere Fächergruppen vertreten. Wesentlich dadurch verfügen sie als alleiniger lokaler Akteur über die intellektuellen Ressourcen und überregionalen Vernetzungen, um sowohl einen Teil identifizierter Wissensprobleme im eigenen Hause zu lösen als auch für den anderen Teil die Lösung unter Einbeziehung überlokaler Partner organisieren zu können.

Die Wissensform, die durch die jeweils höchsten Grade an empirischer und theoretischer Fundierung gekennzeichnet ist, ist das wissenschaftliche Wissen. Dieses wiederum wird wesentlich durch die Hochschulen und Forschungsinstitute ‚verwaltet‘ und gespeichert. Zugleich sind wissenschaftliche Wissensbestände für lokale Akteure nutzlos, wenn sie nicht von ansprechbaren Experten gewusst und mit Blick auf die Situation vor Ort durchsucht, geordnet, aufbereitet und kommuniziert werden.

Wenn sich aber die Wissenschaftseinrichtungen dadurch, dass sie ein lokales Wissensmanagement aufbauen und unterhalten, zu Knotenpunkten der lokalen Wissensinfrastruktur entwickeln, wird es ihnen leichter fallen, ihre Unentbehrlichkeit nicht nur zu behaupten, sondern auch zu plausibilisieren. Gerade in einer wissenschaftsgesellschaftlichen Perspektive hat dies eine unmittelbare Plausibilität, und sie formuliert auch implizit die Verantwortung der öffentlichen Hand für Aufrechterhaltung und Förderung dieser Strukturen.

Ein lokal vernetztes Wissensmanagement müsste dreierlei sicherstellen:

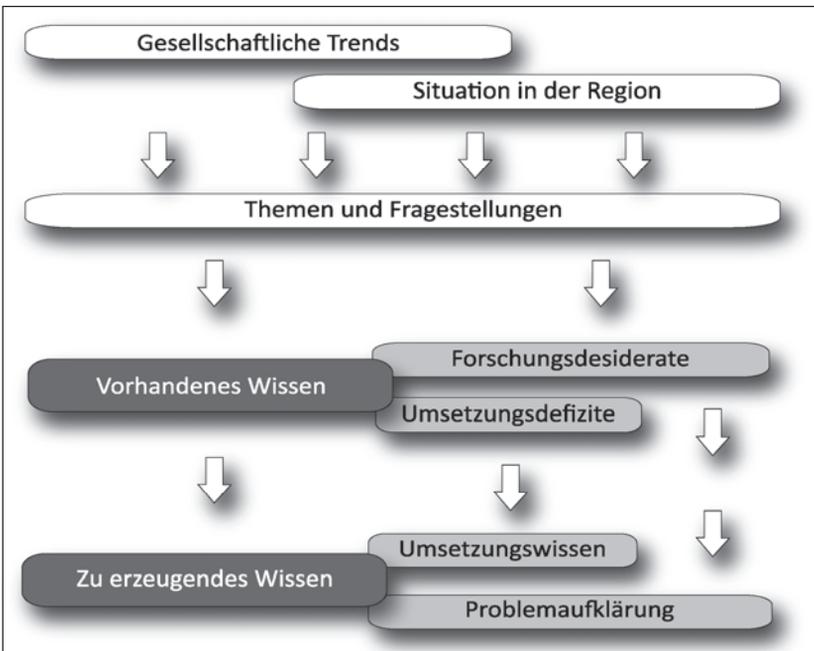
- Erstens ist der Zugang zu dem in Stadt und Region – an verteilten Orten, in differenzierten Formaten und unterschiedlichem Besitz – vorhandenen Wissen niedrigschwellig zu ermöglichen, und zwar entweder unmittelbar oder durch entsprechende Navigation.
- Derart soll zweitens eine solche Zugänglichkeit und Verfügbarkeit von Wissen erreicht werden, die potenziell jeden Problemlösungsbedarf mit den lokal/regional vorhandenen problemlösungsbezogenen Wissensressourcen verbindet.

- Drittens müssen Wissensbedarfe, die lokal nicht zu befriedigen sind, überregional weitervermittelt werden.

Operativ hätte das lokale Wissensmanagement drei Aufgaben zu erledigen:

- ungenutztes Wissen aktivieren,
- die Erzeugung noch nicht vorhandenen, aber benötigten Wissens anregen und
- Problemstellungen mit vorhandenem Problemlösungswissen zusammenführen. (Übersicht 45)

Übersicht 45: Lokales Wissensmanagement: inhaltsbezogenes Arbeitsmodell



Es ist leicht erkennbar, dass ein derartiges Wissensmanagement mehr umfasst als die Einrichtung von Technologietransferstellen und Forschungsdatenbanken. Ein lokal vernetztes Wissensmanagement muss Wissensbedarfe etwa bei der ortsansässigen Wirtschaft, öffentlichen und zivilgesellschaftlichen Einrichtungen *aktiv* identifizieren, statt allein passive Informationsangebote zu unterhalten:

- Insbesondere dann, wenn innovationsferne Branchen und Bereiche in Innovationsprozesse einbezogen werden sollen, ist ein solches Aktivwerden zwingende Voraussetzung.
- Zu berücksichtigen sind auch die Größenordnungen in der jeweiligen Wirtschaftsstruktur. Wo diese gekennzeichnet ist durch kleinteilige KMU-Strukturen mit geringer Kapitalausstattung, dort erfolgt die Nachfrage nach Wis-

sens- und Technologietransfers oder Qualifizierung und Weiterbildung seltener aus eigener Initiative.

Für öffentlich finanzierte Wissensangebote sind Niedrigschwelligkeit der Zugänge und intuitive Nutzerführung basale Anforderungen – aber bisher kein Standard. Benötigt werden dafür datenbankbasierte Wissenssysteme wie Transferatlanten, Experten-Pools oder Verfügbarkeitskataloge zu Spezialgeräten und Laboren, die an Wissenschaftseinrichtungen existieren und auch von Partnern genutzt werden können, etwa für Rapid Prototyping. Im weiteren lässt sich denken an:

- *Transferportale*, welche die regional relevanten Wissenschaftsaktivitäten an einem Ort zusammengeführt zeigen – wie es manche hochschulischen Transferstellen bereits begrenzt tun. Diese müssen die individuelle Navigation quer durch zahlreiche Angebote überflüssig machen, indem sie zu diesen über eine optimierte Struktur hinführen, so dass die Suchenden sich nicht in der Angebotsvielfalt verlieren.
- *Online-Wissensatlanten zu einzelnen Themenfeldern*: Diese sind nicht instituts-, fach- oder ortsbezogen aufzubauen (da dies von außen in der Regel nicht als relevant nachvollziehbar wird), sondern vorzugsweise fragestellungs- bzw. problembezogen zu organisieren: mit niedrigschwelligen Präsentationsformen, aufbereiteten Good-practice-Beispielen, Ansprechpartnern, Hinweisen auch zu externen Wissensressourcen usw.
- Jährliche *Third-Mission-Bilanzen* der Hochschulen, die sich in deren ohnehin stattfindenden Jahresberichterstattungen integrieren ließen. Solche Bilanzen stellen sämtliche Aktivitäten dar, die unmittelbar gesellschaftsbezogen sind und die herkömmlichen Aufgaben in Forschung und Lehre erweitern, mithin: Wissenstransfer, Kooperationen mit öffentlichen Aufgabenträgern, Partizipation am politischen Geschehen, Teilhabe am sozialen Geschehen vor Ort und Mitwirkung an *public understanding of science*-Aktivitäten.
- In einem fortgeschrittenen Stadium können *Wissensplattformen* entstehen, die auf der Basis der genannten Instrumente nicht nur bereits Vorhandenes präsentieren, sondern auch aktiv Wissensbedarfe identifizieren und Wissensproduktion anregen.
- Ebenso könnte das *Wissensbilanzmodell* auf Stadt und Region angewandt werden, um einerseits Potenziale zu identifizieren, andererseits Entwicklungen im Zeitverlauf transparent zu machen: Anhand eines Prozessmodells wird die Zunahme – ggf. auch der Schwund – des Wissens als Kreislauf innerhalb der Stadt oder Region darstellt, und zwar durch die regelmäßige, z.B. jährliche Vorlage auch auf der Zeitschiene. Dabei wird das Wissen, da in den Kreislauf eingebunden, ebenso als Input wie als Output verstanden und in drei Formen aufgefasst und abgebildet: als Human-, Struktur- und Beziehungskapital. Diese drei Kapitalien werden in ihren Wirkungen durch Kommunikation und Transfer dar-

gestellt. Vereinfacht gesagt: Eine regionale Wissensbilanz bildet ab, wie das Management von Wissen in der Stadt oder Region funktioniert.¹²

Gleichfalls geht es um die aktive Verknüpfung der hochschulischen Lehrangebote mit regionalen Wissensbedarfen:

- Berücksichtigung der Bedürfnisse von KMUs bei der Studienreform – d.h. konkret vorrangig die Ausbildung von Generalisten statt (Nur-)Spezialisten, da kleine und mittlere Unternehmen auf Grund ihrer vergleichsweise kleinen Belegschaften besonders auf flexibel einsetzbares Personal angewiesen sind;
- Nutzung des Service Learning, das auf elegante Weise die Aspekte der Theorie-Praxis-Verflechtung im Studium und des lokalen Wirksamwerdens von Hochschulen verbindet: Studierende wenden erworbenes Wissen auf konkrete gesellschaftliche Fragen und Probleme an, indem sie sich im Rahmen entsprechend konzipierter Lehrveranstaltungen in Einrichtungen und Prozesse verschiedener Gesellschaftsbereiche einbringen;
- duale Studiengänge;
- Kooperation bei Praktika und Studienabschlussarbeiten;
- Weiterbildungsangebote zur innovationsorientierten Personalentwicklung in Unternehmen und öffentlichem Dienst, z.B. zur Stärkung der betriebswirtschaftlichen Kompetenz in technologieorientierten KMUs.

Die Navigation durch die öffentlich finanzierten Wissensangebote sollte nicht den unter Wettbewerbsdruck stehenden privaten Unternehmen, den personell angespannt arbeitenden Stadtverwaltungen oder unterfinanzierten Vereinen und Initiativen überantwortet werden, die sämtlich unter Zeitknappheit agieren. Ebenso erfolgversprechend wie gut kommunizierbar dürfte es sein, *One-Stop-Agencies* als definierte Ansprechstellen einzurichten bzw. bestehende Transferstellen entsprechend zu transformieren: Solche zentralen Ansprechpartner innerhalb der Hochschulstrukturen können als Gatekeeper in der hochschulischen Außenkommunikation fungieren und zugleich die hochschulinterne Informationsweitergabe vereinfachen. Überdies können Hochschulen damit auch Klagen über mangelnde Transparenz den Boden entziehen:

- In der One-Stop-Agency wird ein Wissensproblem bzw. -bedarf aufgenommen und ggf. gemeinsam eine Präzisierung des Anliegens vorgenommen.
- Sodann wird von dort aus dieses Problem aufbereitet. Dabei bleiben für den jeweils Anfragenden im Hintergrund bestehende interne und externe Hochschul- oder sonstige Institutionengrenzen weitestgehend unsichtbar, müssen ihn also nicht beschäftigen und seine Aufmerksamkeit nicht unnötig binden.
- Am Ende wird für das je konkrete Wissensproblem ein Lösungspaket präsentiert, das, soweit im konkreten Falle sachlich geboten, sämtliche Instrumentarien mobilisiert, die zur Verfügung stehen: Informationsrecherche, Erschließung bereits analysierter vergleichbarer Fälle, ggf. empirische Unter-

¹² Was es bereits zahlreich gibt, sind Berichte über Wissenschaftsregionen bzw. -städte, doch sind diese entweder als Werbemittel gestaltet oder/und als prospektive Handlungskonzepte.

suchung, neu auszulösende FuE-Aktivitäten, Lehrforschungsprojekt, studentische Abschlussarbeit, Zugang zu technischem Equipment, Weiterbildung von Mitarbeitern, Vermittlung von Absolvent:innen usw.

Am ehesten in diesem Sinne arbeitet in den untersuchten Fallstädten die Univations GmbH in Halle, ein Institut für Wissens- und Technologietransfer, das aus der Martin-Luther-Universität ausgegründet worden war.¹³

Ein in dem hier dargestellten Sinne komplexes Wissensmanagement lässt sich nur mit Beteiligung der lokal vorhandenen Wissenschaftseinrichtungen umsetzen. Zu leisten ist ein doppelter Transfer: einerseits aus der Wissenschaft in Anwendungskontexte, andererseits aus der überregional verfügbaren Wissensbasis in lokale Kontexte.

13.4.3. Studierende in der Stadt

Ein unausgeschöpftes Potenzial stellen die Studierenden dar. Sie werden bislang noch nicht in umfassender Form als Ressource für sozialräumliches Wirken ihrer Hochschulen verstanden. Dabei muss allerdings ein verändertes Studierverhalten in Rechnung gestellt werden, das mit dem Bachelor-Master-Studien-system Einzug gehalten hat. Dieses gilt als Ursache für ein insgesamt wenig ausgeprägtes außercurriculares Engagement der Studierenden: Angesichts schmaler Zeitressourcen innerhalb der neuen Studienstruktur sei ein Großteil der Studierenden von Beginn an zielstrebig auf das Ende des Studiums fokussiert.

Wo außercurricular die Zeit fehlt, kann eine stärkere Einbettung studentischen Engagements in das Curriculum nahe liegen. Einen produktiven Ansatz, Wissenschaftlichkeit und lokalen Praxisbezug im Studium zu verbinden, bietet das Konzept des Service Learning. Dabei wenden Studierende erworbenes (wissenschaftliches) Wissen auf konkrete gesellschaftliche Fragen und Probleme an, indem sie sich im Rahmen entsprechend konzipierter Lehrveranstaltungen in Einrichtungen und Prozesse verschiedener Gesellschaftsbereiche einbringen. Durch die angestoßene Reflexion des eigenen Engagements im Feld gesellschaftlicher Praxis werden sowohl individuelle Lerneffekte – Learning – gefördert als auch Beiträge zur Identifizierung und Bearbeitung gesellschaftlicher Problemlagen geleistet – Service (Backhaus-Maul/Roth 2013: 7f.).

Damit birgt Service Learning auch das Potenzial, ein Dauerproblem der Curriculumsgestaltung zu lösen. Werden Studierende gefragt, was aus ihrer Sicht im Studium am meisten fehle, lautet die Antwort regelmäßig: die Praxisrelevanz. Das versteht sich zwar zunächst nicht ganz von selbst. Immerhin hat ein Studium erst einmal etwas mit Wissenschaft zu tun, und das heißt: mit Theorie. Aber es gibt ein studentisches Unbehagen an solcher Theorie, deren Funktion außerhalb der Theoriebildung nicht unmittelbar einleuchtet. Ein Weg, der dann immer vorgeschlagen wird, ist die Theorie-Praxis-Verflechtung. Studierende sollen in die Lage versetzt werden, sowohl theoretisch angeleitet auf die Praxis schauen als auch die Praxisrelevanzen ihrer Theorieschulung erkennen zu können.

¹³ <http://www.univations.de/>

Dafür sind mannigfaltig didaktische Formate entwickelt worden: Work based learning, Case study, Lehrforschungsprojekt, Virtuelle Firma usw. Wie stark sie jeweils etwas zur Theorie-Praxis-Verflechtung beitragen, hängt davon ab, wie sehr die Praxis in den Formaten simuliert oder real ist (Übersicht 46). Das nun steht bei Service Learning außer Frage. Dieses findet nur dann statt, wenn es ein reales praktisches Problem gibt, das bearbeitet werden kann. Indem innerhalb Service-Learning-basierter Lehrveranstaltungen Leistungspunkte vergeben werden, lassen sich Studierende zu entsprechendem Engagement und den damit verbundenen individuellen Lerneffekten animieren.

Übersicht 46: Offene Lehr- und Lernformen im Studium

- **Erfahrungsbasiertes forschendes Lernen:** Lernende sammeln Erfahrungen durch Beobachten, Testen, Experimentieren und leiten daraus theoretische Gesetzmäßigkeiten ab.
- **Fallbasiertes Lernen:** An Hand dargestellter (schriftlich, mündlich, virtuell) Problemsituationen aus der beruflichen Praxis analysieren Studierende diese im Kontext einzelner Studienfächer und entwickeln Lösungsansätze. Hochschullehrer:innen coachen (geben Hinweise, Erläuterungen, Anregungen) und bewerten die Lösungsansätze aus fachlicher, methodischer und sozialer Perspektive.
- **Planspiel:** In zugewiesenen Rollen agieren Studierende bei der Lösung eines fiktiven oder realen praktischen Problems aus der beruflichen Praxis. Hochschullehrer:innen beobachten und bewerten (evtl. in Kooperation mit Hochschullehrern anderer Disziplinen oder Praktikern) die erzielten Lösungsansätze aus unterschiedlicher Perspektive.
- **Work-based learning:** Erfahrungen der Studierenden aus Praktika in Unternehmen u.ä. werden mit Betreuern in Unternehmen ausgewertet; Hochschullehrer:innen coachen die Auswahl der Unternehmen.
- **Reflektiertes Praktikum:** Als fester Bestandteil des Curriculums erhalten Studierende konkrete Aufträge für ihre Praktika einschließlich der Aufgabe, abschließend schriftlich über ausgewählte Probleme, mögliche Ursachen und Lösungsansätze zu reflektieren. Diese Analysen werden in Studierendengruppen ausgewertet, gecoacht durch einen oder mehrere Hochschullehrer:innen.
- **Projektorientiertes Lernen:** Ähnlich dem fallbasierten Lernen und Planspiel - mit dem Unterschied, dass sich das zu lösende Projekt auf eine reale Situation in einem Unternehmen, einer Praxis, einer Institution u.ä. bezieht und die Studierenden neben theoretischen Analysen, einer arbeitsteiligen Teamarbeit eng mit den künftigen Nutzern bzw. den Auftraggebern zusammen arbeiten müssen.

Quellen: Berendt/Voss/Wildt (2002); Landfried/Senger (2004); Markowitsch/Messerer/Prokopp (2004)

Daneben findet Service Learning in gesellschaftlichen Zusammenhängen statt, die typischerweise nicht primär ökonomische sind. Zwar wird ein Großteil der Hochschulabsolventen in Unternehmen tätig. Doch ist es auch für diese gut, erfahrungsbasiert zu wissen, dass auch außerhalb der Wirtschaft Probleme gelöst werden. Ein anderer Großteil der Absolventinnen wiederum wird im öffentlichen oder gemeinnützigen Bereich und in öffentlich-privaten Hybridsektoren tätig. Für diese wird es gut gewesen sein, von den dort stehenden Herausforderungen im Studium schon einmal eine Ahnung bekommen zu haben.

Service Learning verbindet also auf eine elegante Weise die Aspekte der Theorie-Praxis-Verflechtung im Studium und des lokalen Wirksamwerdens von Hochschulen:

- Zu den Wirkungen zählen einerseits Kompetenzeffekte bei den Studierenden – bspw. hinsichtlich der Entwicklung komplexer, nicht routinisierbarer Problembearbeitungsstrategien –, aber auch Lehrende erweitern ihre praxisbezogene Problemlösungs- und Vermittlungskompetenzen.
- Andererseits trägt Service Learning zur Annäherung von (vermeintlich) theorielastiger, praxisferner Wissenschaft und alltagsweltlicher Praxis und damit zur Vernetzung von Hochschulen und (Stadt-)Gesellschaft bei. (Backhaus-Maul/Roth 2013: 11, 36f.; vgl. auch Eyler et al. 2001)

Dass dabei die Studierenden und die Hochschule nicht nur etwas für sich selbst tun, sondern auch für die Kommune, einen Verein oder eine Kulturinitiative, stärkt sowohl die individuelle Selbstwirksamkeitserwartung als auch die Ausstrahlung der Hochschule in ihr unmittelbares Umfeld.

14. Fazit

24 mittelgroße Städte hatten wir themenspezifisch in die Untersuchung einbezogen: sieben Städte zur Verdeutlichung der Heterogenität von mittelgroßen Städten, fünf ausführlicher untersuchte Fallbeispiele, drei Gewinner des Wettbewerbs „Stadt der Wissenschaft“ sowie neun IBA-Stadtumbau-Städte (zuzüglich fünf IBA-Städte, die sich mit den Fallbeispiel-Städten überschneiden). (Übersicht 47) Im Rahmen weiterer Dokumentenauswertungen (ISEKS, Programmpapiere) sind rund 30 sonstige Städte berücksichtigt worden.

Übersicht 47: In die Untersuchung einbezogene Städte

Teilstudie	Städte		Summe
	Mittelstädte	Kleinere Großstädte	
Heterogenität mittelgroßer Städte	Eisenach, Friedrichshafen, Goslar, Helmstedt, Hof, Meppen, Stade		7
„Stadt der Wissenschaft“		Darmstadt, Lübeck, Mainz	3
Fallstudien Sachsen-Anhalt	Merseburg*, Stendal*, Wernigerode	Halle (Saale)*, Magdeburg*	5
IBA-Bildungsstädte	Aschersleben, Bitterfeld-Wolfen, Bernburg, Dessau-Roßlau, Halberstadt, Köthen, Merseburg*, Naumburg, Quedlinburg, Stendal*, Weißenfels, Wittenberg*	Halle (Saale)*, Magdeburg*	14
Summe (bereinigt um Doppelnennungen)	19	5	24

* doppelt verzeichnet

Anhand dieser Städte ließ sich zum einen herausarbeiten, dass es beträchtliche Unterschiede gibt, die sich auf die Stadtgrößendifferenzen zurückführen lassen, dass aber zum anderen die jeweilige Stadtgröße nicht alles erklärt. Weitere Bestimmungsfaktoren für die wissenschaftliche Platzierung der Städte sind historischer Art (insbesondere gewachsene wirtschaftliche Branchenstrukturen und traditionelle Ausstattung mit öffentlichen und Kultureinrichtungen); geografisch und infrastrukturell bedingt (Lagegunst und Verkehrsanbindung); administrativer Art (Mittel- oder Oberzentrum); demografisch induziert (schrumpfende, nicht schrumpfende oder expandierende Stadt bzw. schrumpfendes oder nicht schrumpfendes regionales Umfeld); die aktuellen wirtschaftlichen Entwicklungen (dynamisch, stabil oder zurückgehend); politischer Art (Landesentwicklungsplanung, Förderprogrammschwerpunkte und das Maß ihrer Nutzung, lokalpolitische Entwicklungsfoki) sowie bestimmt durch die wissenschaftliche Ausstattung (keine, eine oder mehrere Hochschulen, Vorhandensein von Forschungsinstituten und Profile der Einrichtungen).

14.1. Selbstbeschreibungsbilder und Interaktionstypen

Inbesondere im Blick auf die wissensökonomischen Situationen liegen in der Literatur bereits Typologien vor, mit denen durch kriteriengeleitete Gruppierung verschiedene Muster generiert wurden. Im Theorieteil hatten wir die an dominanten Wissensbasen ansetzende Unterscheidung mehrerer Regionstypen von Hans Joachim Kujath (in Kujath/Pasternack/Radinger-Peer 2018) vorgestellt. Demnach lassen sich sechs Regionstypen voneinander absetzen:

- Industriedistrikte mit starker synthetischer Wissensbasis
- Wissenschaftsregionen mit einer analytisch-technischen Wissensbasis
- Regionen mit einer symbolischen Wissensbasis in der Kultur- und Kreativwirtschaft
- regionale Wissensdiversität in global aufgestellten Dienstleistungszentren
- altindustrialisierte Regionen mit erodierender synthetischer Wissensbasis
- ländliche Regionen mit schwach entwickelter synthetischer Wissensbasis

Solche Typologien beziehen sich, gemäß ihrer Herkunft aus der Regionalforschung, auf Regionen. Sie können gleichwohl auch für die (Selbst-)Einordnung von Städten informativ sein. Uns interessiert hier nun, wie die Interaktionen zwischen Wissenschaft und Stadt nicht nur aktuell wirksam werden, sondern auch Potenziale der Aktivierung enthalten, was dies für Zukunftschancen von mittelgroßen Städten bedeutet bzw. bedeuten kann und welche Schlussfolgerungen sich daraus für die Governance ziehen lassen.

Fastet man zunächst die möglichen Anschlüsse von Stadt und Hochschule zusammen, die auch in mittelgroßen Städten wirksam werden (können), so lässt sich folgende Liste von Optionen generieren:

- Stadt als Milieu und Lebensraum der Hochschule (z.B. Göttingen);
- Stadt als Arbeits-, aber nicht als Lebensraum für Wissenschaftler.innen (z.B. Wittenberg);
- Stadt als abgegrenztes Außen der Hochschule: abgeschlossene Campus-Hochschule ohne unmittelbar-räumlichen Stadtkontakt (bspw. Merseburg);
- Stadt als Lebens- und Arbeitsort für Wissenschaftler.innen (etwa Leipzig);
- Stadt als primär Lebens- und nur sekundär wissenschaftlicher Arbeits- oder Studienort: die subjektive Stadtbewertung erblickt die Attraktionsfaktoren vornehmlich jenseits der wissenschaftlichen Einrichtungen, die dadurch in den Bewertungen tendenziell irrelevant werden (z.B. Berlin);
- Stadt mit nichtintendierten Anschlüssen an die Hochschule, also Nebenefekten durch die Hochschule, da anderes, etwa Tourismus, bedeutsamer ist (bspw. Wernigerode).

Werden die Befunde zu unseren 26 mittelgroßen Städten hinsichtlich der Potenziale und Potenzialentfaltungen, der Defizite und Defizitbearbeitungen im Blick auf die Erzeugung wissensgesellschaftlicher Resonanzbedingungen zusammengeschaltet, so lässt sich eine Heuristik für eine Wissenschaft-Stadt-interaktionsorientierte Typenbildung mittelgroßer Städte gewinnen. Diese verfolgt

nicht das Ziel, die 26 Städte zu gruppieren,¹⁴ sondern nimmt die ermittelten Informationen zur Grundlage, um sinnvolle Unterscheidungen zu generieren. Mit dieser Systematik lassen sich dann beliebige Städte typologisch einordnen, indem fallweise die nötigen quantitativen Daten und qualitativen Informationen aufgefüllt werden. Dazu sollen hier abschließend zwei Typologien entwickelt werden:

- zum einen Selbstbeschreibungsbilder, mit denen mittelgroße Städte und ihre Hochschulen und Forschungsinstitute indikatoren gestützt eine wissenschafts-gesellschaftliche Selbstverortung vornehmen können;
- zum anderen Interaktionstypen, mit denen sich der Status quo des Verhältnisses beider fixieren lässt.

Beide Typologien dienen dazu, dass die Hochschulen und Städte realistische Selbstwahrnehmungen gewinnen und daraus Handlungsoptionen entwickeln können.

14.1.1. Relevante Faktoren zur Selbstbeschreibung der Städte

Die Bestimmung der Beziehungstypen zwischen Städten und ihren Hochschulen und Wissenschaftseinrichtungen kann entlang der Ausprägung und dem Zusammenspiel verschiedener Faktoren erfolgen. Als wesentliche Faktoren erweisen sich (a) drei auf die örtlichen Rahmenbedingungen bezogene: die Infrastruktur, die sozioökonomische Situation, die örtliche Demografie und Einwohnerschaft, (b) die soziale und räumliche Präsenz der Hochschul- und Wissenschaftseinrichtungen sowie (c) zwei Faktoren, die Handlungsrou-tinen und -dynamiken einfangen: die Aktivitätscharakteristik der lokalen Akteure und das Interaktionsprofil der Wissenschaftsakteure:

- Die drei Rahmenbedingungsfaktoren sind wesentlich, weil sie objektiv gegebene Grenzen oder Potenziale der städtischen Resonanzfähigkeit für wissenschaftsinduzierte Impulse abbilden. Diese können prinzipiell offen-innovationsorientiert, konservativ oder regressiv sein.
- Die Präsenz wissenschaftlicher Einrichtungen ist deshalb ein wesentlicher Faktor, weil sie Entfernungswiderstände gegen die Kontaktaufnahme mit Wissenschaft und akademischer Bildung entscheidend reduziert. Das betrifft sowohl die schlichte lokale Anwesenheit Hochschulen und Forschungsinstituten als auch ihre stadtmorphologische Platzierung, also inner- oder randstädtische Verortung, kompakt verdichtet oder diffus im Stadtkörper verteilt, verkehrlicher Erschließungsgrad und räumliche Erweiterungsmöglichkeiten.
- Die Handlungsrou-tinen und -dynamiken einfangenden Faktoren sind wesentlich, weil sie subjektive Grenzen oder Potenziale der städtischen Resonanzfähigkeit für wissenschaftsinduzierte Impulse indizieren.

¹⁴ was schon darin seine Grenze finden würde, dass die jeweiligen Fallbeispiele in den einzelnen Teilstudien auf z.T. unterschiedliche Informationsbedarfe hin untersucht und folglich nicht zu jeder Stadt Informationen zu gleichen Sachverhalten ermittelt wurden

Die sechs Faktoren müssen durch Indikatoren, d.h. die Verknüpfung von Kennzahlen, Deutungsmustern und Kategorien, charakterisiert werden (Übersicht 48):

- Als Indikatoren der *Infrastruktur* können der Stadttyp, die administrative Einordnung, der Wohnungsmarkt, die Distanz zur nächsten Großstadt, die Verkehrsanbindung und die Betreuungsangebote für Kinder dienen.
- Die *sozioökonomische Situation* kann charakterisiert werden durch Indikatoren wie die zentralen regionalen ökonomischen Säulen – d.h. dominierende Unternehmen und Branchenvielfalt –, das örtliche Bruttoinlandsprodukt, die Kauf

Übersicht 48: Katalog städtischer Merkmale zur Selbstcharakterisierung

Indikator	Kennzahl / Einordnungskategorie			
Infrastruktur				
Stadttyp	Kleinstadt		Mittelstadt	Großstadt
Administrativer Charakter	Oberzentrum		Mittelzentrum	Unterzentrum
Wohnungsmarkt	Leerstandsquote		Wohnungsmangel	
Distanz zur nächsten Großstadt	km			
Verkehrsanbindung	Autobahn	ICE/IC-Halt	Regionalbahn	
Kita-Versorgung	Anzahl Plätze je 1.000 Einwohner			
Sozioökonomische Situation				
ökonomische Säulen	Anzahl Unternehmen mit >500 Beschäftigten		Tourismus: Anzahl Übernachtungen	
Branchenvielfalt	hoch	mittel	niedrig	
BIP	in Euro/Beschäftigter			
Kaufkraft	in Euro/Einwohner			
SGB II	Quote			
dominierendes Beschäftigungsmilieu	Agrar	Industrie	Dienstleistungen incl. Tourismus	Wissens-ökonomie
Beschäftigte in Zukunftsbranchen	Anteil am Gesamt			
Demografie und Einwohnerschaft				
Stadtgröße	Bevölkerungszahl			
Bevölkerungsentwicklung	wachsend	gleichbleibend	abnehmend	
Fertilitäts-Mortalitäts-Saldo	positiv	ausgeglichen		negativ
Altersstruktur	Altersdurchschnitt		Anteil 0-18-Jährige	Anteil Senioren
Wanderungsbilanz	Positiv	Ausgeglichen	Negativ	stark negativ
			Abwanderung 16-25-Jährige	
Qualifizierung, Bildungsniveau	Hochqualifizierte am Wohnort	Hochqualifizierte am Arbeitsort	Schulabgänger mit Hochschulreife	Schulabbrecherquote
Toleranz	Ausländeranteil		Anteil SV-Beschäftigter mit Migrationshintergrund	Wahlergebnisse fremdenfeindlicher Parteien in % Gesamt
	Anzahl fremdenfeindlicher Vorfälle je 1.000 Einwohner/Jahr		Anteil internationaler Studierende	Anzahl internationaler Hochschulverbindungen

Indikator	Kennzahl / Einordnungskategorie			
Sozialräumliche Präsenz der Hochschule(n) und Forschung				
Anzahl und Art der Einrichtungen	Anzahl der Hochschulen	Anzahl der Forschungsinstitute	Anzahl wissenschaftsaffiner Einrichtungen	
personale Präsenz	Relation Studierende pro 1.000 Einwohner		Relation Hochschulangehörige pro 1.000 Einwohner	
stadtinterne Platzierung	räumliche Verdichtung(en)	innerstädtische Campuslage	randstädtische Campuslage	
Identität und Identifikation	Studierende – Stadt	Stadtbewohner – Hochschule	Prägung des städtischen Selbstbildes	
Aktivitätscharakteristik der lokalen Akteure und Interaktionsprofil der Wissenschaftsakteure				
Stadt	Kommune	Zahl Kooperationsnetzwerke mit Wissenschaft		Wissenschaftsstelle in Stadtverwaltung?
	bürgerschaftliches Engagement	Vereinsmitgliedschaftsquote		
Hochschule(n)	regionenbezogene Hochschulaktivitäten	Arten		Anzahl
	Orientierung von Hochschulzielen an lokalen Herausforderungen	ja	z.T.	nein
Stadt und Hochschule	Institutionalisierungsgrad der Interaktionen	hoch	mittel	niedrig
	Passung von Hochschulprofil und lokalen Bedarfen	stark	mittel	gering

kraft, die Erwerbs- und Arbeitslosenquote, das dominierende Beschäftigungsmilieu, den Anteil der Beschäftigten in Zukunftsbranchen, die Gründungsintensität und den Anteil des FuE-Personals an allen Beschäftigten.

■ Die Zusammensetzung der *Einwohnerschaft* und ihre demografische Entwicklung lassen sich durch die Kennziffern Stadtgröße, Bevölkerungsentwicklung, Fertilitäts-Mortalitäts-Saldo, Altersstruktur und Wanderungsbilanz abbilden. Neben diesen demografischen Daten lassen sich stadtkulturelle Aspekte durch das Qualifikations- bzw. Bildungsniveau und die Toleranz der Einwohnerschaft indizieren.

■ Zur Bestimmung der *sozialen und räumlichen Präsenz* der Hochschul- und Wissenschaftseinrichtungen vor Ort lassen sich Anzahl und Art der Einrichtungen, ihre stadtinterne Platzierung und die personale Präsenz ihrer Angehörigen als Indikatoren heranziehen. Als qualitativer Indikator kann die Frage nach Identität und Identifizierung, etwa von Studierenden mit der Stadt oder der Einwohner mit den wissenschaftsbezogenen Einrichtungen, dienen.

■ Um die *Aktivitätscharakteristik der lokalen Akteure* zu bestimmen, kann deren kommunale Verknüpfung und das allgemeine bürgerschaftliche Engagement herangezogen werden.

■ Für das *Interaktionsprofil der Wissenschaftsakteure* lässt sich auf folgende Indikatoren zurückgreifen: die regionenbezogenen Aktivitäten der Hochschulen, die Ausrichtung ihrer Zielstellungen an lokalen Herausforderungen, den Institu-

tionalisierungsgrad der Interaktionen sowie die Passung der Profile von Hochschulen und Forschungsinstituten und lokalen Bedarfen.

Indem eine Stadt für sich nach diesem Muster die entsprechenden Informationen zusammenträgt, gelangt sie zu einer realistischen Selbstbeschreibung und kann damit mögliche Potenziale hinsichtlich der lokalen Wissenschaft-Stadt-Kooperation identifizieren.

Die Auswertung dieser Kennziffern und Indikatoren macht lokal jeweils unterschiedliche Ausprägungen der Faktoren sichtbar. Diese Ausprägungen lassen sich durch Bündelung ordnen. Verknüpft werden dabei

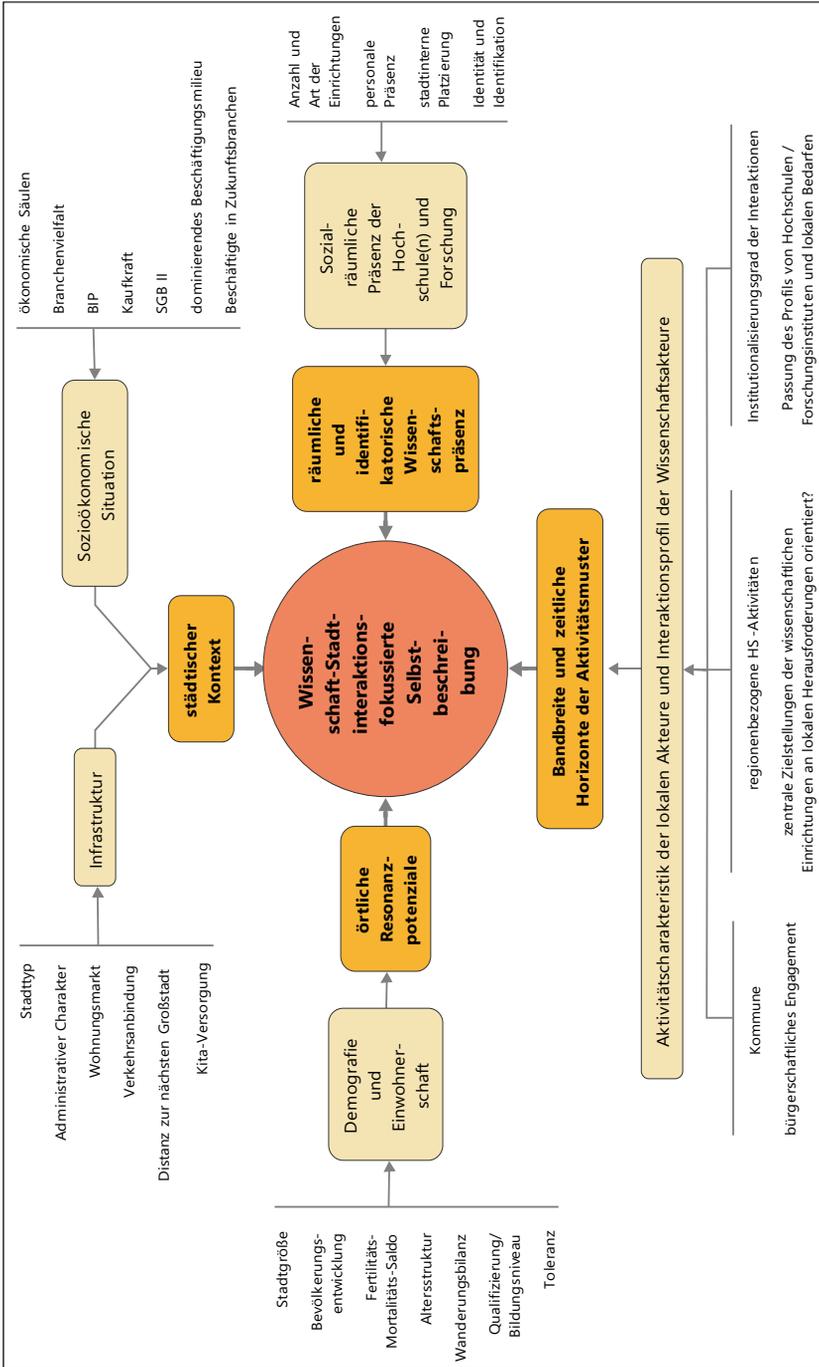
- die Charakteristika der Infrastruktur und der sozio-ökonomischen Situation: Beide Faktoren werden zur Beschreibung des *städtischen Kontextes* verdichtet;
- die Charakteristika der Einwohnerschaft, des örtlichen demografischen Wandels und der Stadtkultur: Aus dieser Verdichtung lassen sich typische örtliche *Resonanzpotenziale* für Interaktionen von Stadt und ihren Wissenschafts- und Hochschuleinrichtungen ableiten;
- die Formen der *Wissenschaftspräsenz* vor Ort sowohl hinsichtlich ihrer räumlichen Präsenz als auch ihrer Verankerung in der städtischen Identität;
- hinsichtlich ihrer zeitlichen Horizonte und ihrer Bandbreite die zentralen *Aktivitätsmuster* von (a) lokalen Akteuren, (b) Wissenschaftsakteuren und (c) ihrer Interaktionen. (Übersicht 49)

14.1.2. Selbstbeschreibungsbilder

Anhand der genannten Verdichtungen – städtischer Kontext, Resonanzpotenziale, Wissenschaftspräsenz, Aktivitätsmuster – lässt sich ein Gesamtbild der jeweiligen städtisch-wissenschaftlichen Interaktionsbeziehungen zeichnen. Dieses kann insbesondere für eine Bestandsaufnahme im Sinne einer Selbstverortung sinnvoll sein, eignet sich jedoch aufgrund der Überspitzung nur bedingt bzw. nur zum Teil für die Außenkommunikation. Als solche Gesamtbilder ergeben sich in der modellhaften Verdichtung die folgenden fünf:

- *das traditionelle Modell*: Stadt mit traditionsreicher Wissenschaftseinrichtung von signifikanter Größe, deren organisch gewachsene Beziehungen lebensweltlich und informell abgesichert sind (Beispiele: Stadt mit Traditionsuniversität bzw. Universität, die ‚die Stadt ist‘);
- *das aktiv-organische Modell*: kleinere Hochschule in kleinerer Stadt, wobei erstere trotz kurzer Traditionslinie über informelle, ggf. bürgergesellschaftlich verankerte Strukturen verfügt. Am Sitzort wird die Hochschule als Privileg empfunden. Dieses Gefühl verdankt sich nicht nur dem Engagement für die Ansiedlung und den Erhalt der Hochschule z.B. angesichts bestehender oder drohender Gefährdungen, sondern auch langfristigen Herausforderungen für die Stadtentwicklung (Beispiel: kleinere Städte mit jüngeren Fachhochschulen);
- *das passiv-organische Modell*: reflektierte und konsensuale Selbstbezüglichkeit im Verhältnis von Wissenschaftseinrichtungen und Stadt. Beide orientieren

Übersicht 49: Wissenschaft-Stadt-interaktionsfokussierte Selbstbeschreibung



sich an unterschiedlichen Zielsetzungen und hegen keine oder lediglich geringe wechselseitige Erwartungen. Soweit Erwartungen bestehen, werden diese bereits durch die bloße Anwesenheit der Institutionen und das Halten eines gewissen Niveaus der städtischen Entwicklung als erfüllt angesehen werden. Entsprechend gibt es nur wenige formelle und informelle Verbindungen (Beispiel: prosperierende Kommunen und Hochschulen, die weder intern noch extern induzierten Handlungsdruck verspüren);

■ *das aktiv-formalisierte Modell*: angesichts intern und/oder extern induzierter Handlungsdrucks – in der Regel geringe Wachstumsdynamik – Etablierung formalisierter und damit sichtbarer Kooperationsstrukturen. Diese lösen meist das traditionelle oder das passiv-organische Modell ab. Die formalisierte Kooperation dient zugleich Legitimations- und Profilierungsabsichten (Beispiele: Städte, die ihre prosperierende Hochschule als potenziellen Katalysator der eigenen Entwicklung identifiziert haben, oder herausgeforderte Hochschule, die lokales und regionales Engagement für sich als Legitimationsquelle erschließen will);

■ *das passiv-formalisierte Modell*: Konsequenz enttäuschter Entwicklungshoffnungen, als deren Relikt eine weitgehend symbolische Formalstruktur fortbesteht, dies primär zur Bedienung externer Anfragen. Die Enttäuschungen, die sowohl auf Seiten der Stadt als auch der Wissenschaft eine frustationsinduzierte Selbstbezüglichkeit erzeugen, können interne oder externe Ursachen haben (Beispiel extern: Ausbleiben eines erwarteten Ausbaus der Wissenschaftseinrichtung; intern: Wechsel der Stadt auf eine nichtwissenschaftliche, etwa touristische Entwicklungsstrategie, oder Wissenschaftseinrichtung, die sich dank Bestandsgarantie und/oder Emigrationsperspektive sowie der exklusiven Zuordnung zum Wissenschaftssystem als ortlos und damit ohne lokale bzw. regionale Verankerung begreift).

14.1.3. Modell der Interaktionstypen

Eine Auswertung der Interaktionsbeziehungen zwischen den Wissenschafts- und Hochschuleinrichtungen mit ihren jeweiligen Sitzorten sollte ihren Ausgangspunkt bei einer grundsätzlichen Überlegung nehmen: Historisch ist diese Beziehung von großer wechselseitiger Autonomie geprägt und hat sich zumeist ohne gezielte Steuerungsbemühungen, mithin organisch ergeben. Die Beziehungen von Hochschulen und Forschungsinstituten mit ihren Sitzorten verbleibt dann – wie es auch noch für den passiven Hochschulregionalismus kennzeichnend war, der primär auf Anwesenheitseffekte setzte – im vorreflexiven Bereich. Eine Reflexion und eventuelle Versuche der Gestaltung dieser Beziehung setzen erst im Rahmen ihrer Problematisierung ein. Mit anderen Worten: Erst im Rahmen der Identifikation von Problemen, deren Ursachen und möglichen Lösungen, mit denen das Verhältnis von Wissenschaftseinrichtungen und Stadt verknüpft wird, erfolgt dessen Reflexion.

Das setzt eine gewisse Dringlichkeit der Problemlage voraus sowie eine spezifische diskursive Rahmung, kurz: regionale Krisenerfahrungen und das Auftreten des aktiven Hochschulregionalismus vor dem Hintergrund des Übergangs zur postindustriellen Gesellschaft. Aber unabhängig von der Frage, welche Prob-

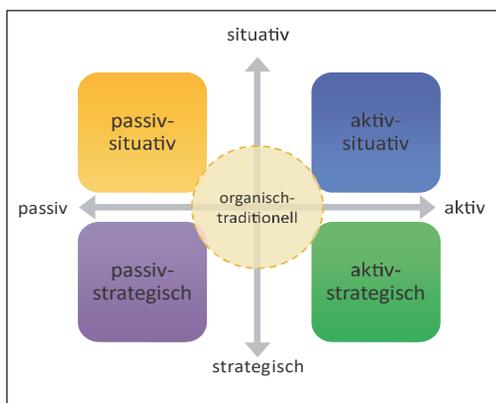
lemdiagnosen und Lösungsstrategien ursächlich für die Reflexion der Beziehung von Wissenschaftseinrichtungen und Stadt sind, existiert nur ein überschaubares Set von Interaktionsmöglichkeiten, die sich aus der Verknüpfung einer aktiven oder passiven mit einer situativen oder strategischen Kommunikationsgestaltung ergeben.

Mit der Verschiebung des Interaktionsverhältnisses aus dem vorreflexiven in den reflexiven Bereich verliert dieses zwangsläufig seinen organischen Charakter: Seine Ausgestaltung ist nun Akteuren zuschreibbar und erscheint entsprechend als Ergebnis ihrer Entscheidungen. Die zwangsläufige und nicht aufheb- bare Nähe beider Akteursgruppen in Stadt und Wissenschaftseinrichtungen sowie eine wirkungsmächtige politische, gesellschaftliche und wissenschaftliche Diskursivierung ihres Verhältnisses versperrt zudem den Weg der unverant- wortlichen Kommunikationsunterbrechung. Das Interaktionsverhältnis er- scheint mithin immer als Ergebnis eines aktiven oder passiven, konjunktiven oder disjunktiven Verhaltens.

Neben der aktiven oder passiven Fortsetzung der Interaktion stellt sich die Fra- ge nach deren Rahmung. Denkbar ist hier, dass diese weitgehend situationsab- hängig verläuft, also nur bei konkreten Anlässen aktiviert oder im Hinblick auf

naheliegende Leistungen stabilisiert wird. Am anderen Pol steht die Möglichkeit, dass die Interaktion durch umfassende Institutionalisierung eine gewisse Personen- und Um- weltunabhängigkeit gewinnt. Letzteres läuft zumeist auf eine Formalisierung und Stra- tegiebildung hinaus.

Übersicht 50: Interaktionstypen in der Wissenschaft-Stadt-Beziehung



Diese abstrakte Schematisierung der Interaktion entlang der Pole aktiv/passiv und situativ/strategisch bedarf einer Rückbin-

dung an die Empirie. Diese sollte zunächst bei der Form der Problematisierung des Verhältnisses von Stadt und Wissenschaftseinrichtungen ansetzen, d.h. der Frage nach der Defizit- oder Krisenerfahrung, welche die Gestaltung der Interaktion mit einer gewissen Dringlichkeit versehen hat. Diese Erfahrung enthält zumeist auch bereits eine gewisse Lösungsstrategie oder zumindest Vision.

Zu unterscheiden ist hier zunächst, ob mit der Gestaltung der Wissenschafts-Stadt-Beziehung eine komplementäre oder eine substitutive Problembearbeitung angestrebt wird: Sollen herausgeforderte Strukturen durch die Potenziale der Interaktion von Stadt und Hochschule ersetzt oder aber ergänzt werden?

Nimmt man zudem an, dass wirtschaftliche Probleme nur wirtschaftlich, kulturelle Probleme nur kulturell etc. erfolversprechend zu bearbeiten sind, dann gerät die Frage in den Fokus, in welcher Hinsicht die Interaktionen von Stadt und Wissenschaftseinrichtungen adressiert werden. Im Hinblick auf die Rahmung der Problemlage und Lösungsentwürfe, aber auch hinsichtlich der lokal aktivierbaren Potenziale geraten die örtlichen Rahmenbedingungen ins Blickfeld.

14.1.4. Kriterien zur Einordnung in Interaktionstypen

Das Modell von Interaktionsbeziehungen zwischen Stadt und Wissenschaftseinrichtungen, die sich entweder aktiv oder passiv bzw. strategisch oder situativ einordnen lassen, bedarf geeigneter Kriterien, um es für konkrete Fälle anwenden zu können. Die Eignung der Kriterien hängt davon ab, ob sie etwas durch die Beziehungen unmittelbar Herstellbares beschreiben, mithin etwas, das in der Handlungsmacht der Akteure liegt. Somit stehen hier nicht die äußeren Rahmenbedingungen im Fokus, die zwar durchaus die Grundlage und Ausgangspunkte von Handlungen und Problemwahrnehmungen sind, aber eben nicht die Handlungen selbst erkennbar machen. Die Erfahrungen aus den Fallstudien legen drei Kriterien nahe, die für die empirischen Beschreibungen solcher Beziehungen herangezogen werden können:

■ *Entwicklungsstrategie:* Aktive Kommunikation zwischen den Akteuren und strategisch ausgerichtete Zielsetzungen lassen die Entwicklung von (gemeinsamen) Entwicklungsstrategien, Umsetzungskonzepten, Leitbildern etc. erwarten. Ohne die Festlegung umfassender Zielsetzungen und deren Vereinbarung in verbindlichen Dokumenten ist nur ein Vorgehen möglich, das sich situativ auf isolierte Teilprobleme bezieht. Ermöglichen strategische Zielsetzungen langfristige orientierte bauliche und Clusterkonzepte, so erlauben situative Zielsetzungen vor allem punktuelle Ansätze wie Event- und Imagekonzepte. Diesem Kriterium ist demzufolge die Unterscheidung in „umfassend“ und „punktuell“ zugeordnet.

■ *Kooperationsstrukturen:* Nicht nur strategisch, sondern auch operativ ist zu unterscheiden, ob die Beziehungen zwischen Wissenschaft und Stadt mit Kooperationsstrukturen, Schnittstellen, Netzwerken etc. aktiv gepflegt und vorangebracht werden, oder ob in Ermangelung solcher Strukturen ein passiver Laissez-faire-Zustand von den Akteuren akzeptiert wird. In letzterem sind umfassende Strategien zwar immer noch möglich, werden aber in den jeweiligen Einrichtungen autonom verfolgt. Kooperationsstrukturen werden hier mithin als „intensiv“ oder „gering“ ausgeprägt unterschieden.

■ *Identifikation mit der Wissenschaft:* Die Beziehungen der Akteure der Stadtverwaltung und der Wissenschaftseinrichtungen vermögen strategisch und kooperativ umfassend bearbeitet zu werden. Es wäre allerdings ein erkennbares Anzeichen für weitgehend wirkungsloses Handeln, wenn sich dies nicht durch Steigerungen der Akzeptanz der Wissenschaftseinrichtungen sowie der Identifikation mit den Leitideen einer wissenschaftsorientierten Stadt zeigen würde.

Die Identifikation mit der Wissenschaft kann für dieses Kriterium in „hoch“, „mittel“ oder „gering“ ausgeprägt differenziert werden. (Übersicht 51)

Übersicht 51: Interaktionstypen in der Wissenschaft-Stadt-Beziehung

Kommunikation Zielsetzung	Passiv	Aktiv
Situativ	<ul style="list-style-type: none"> • Entwicklungsstrategie: punktuell • Kooperationsstrukturen: gering • Identifikation mit Wissenschaft: gering 	<ul style="list-style-type: none"> • Entwicklungsstrategie: punktuell • Kooperationsstrukturen: intensiv • Identifikation mit Wissenschaft: mittel/gering
Strategisch	<ul style="list-style-type: none"> • Entwicklungsstrategie: umfassend • Kooperationsstrukturen: gering • Identifikation mit Wissenschaft: hoch/mittel 	<ul style="list-style-type: none"> • Entwicklungsstrategie: umfassend • Kooperationsstrukturen: intensiv • Identifikation mit Wissenschaft: hoch

Es bleibt anzumerken, dass ein Teil der jeweiligen lokalen Rahmenbedingungen implizit in diesen Kriterien mitverarbeitet wird. Umfassende Strategien sind etwa nur in Städten mit einem diversifizierten Portfolio an Wissenschaftseinrichtungen, die dann auch meist eine Mindestgröße bezogen auf die Einwohnerzahl überschreiten, möglich. Kooperationsstrukturen sind auch an die sozioökonomischen Bedingungen gekoppelt, etwa der Vielfalt ansässiger Unternehmen bzw. dem dominierenden Beschäftigungsmilieu. In den Kriterien werden somit bereits mannigfaltige Rahmenbedingungen verdichtet und die Komplexität reduziert, deren Darstellung ansonsten, angesichts der nahezu endlosen Anzahl zugrundelegbarer Indikatoren und Kennziffern, keinen praxistauglichen Erkenntnisbeitrag zu leisten imstande wäre.

14.2. Schluss: Wissensgesellschaftsfähig werden

Fragt man, wie mittelgroße Städte unter Nutzung der in ihnen ansässigen Wissenschaftseinrichtungen wissenschaftsgesellschaftsfähig werden (oder bleiben), so lassen sich vor allem vier Stichworte aufrufen: Kontextsteuerung, strategische Erfolgsfaktoren von Wissenschaft-Stadt-Kooperationen, Schnittstellenkommunikation und lokales Wissensmanagement.

Kontextsteuerung: Ein besonderes Interesse der Wissenschaft für ihre jeweilige Sitzstadt ist weder zwangsläufig zu erwarten noch zu erzwingen. Dem stehen die fehlenden Möglichkeiten gegenseitiger Steuerung von wissenschaftlichen Einrichtungen und Stadt, die mangelnde Durchgriffsfähigkeit der Hochschulleitungen auf die Wissenschaftler.innen sowie deren lokal ungebundene Orientierung am (globalen) Wissenschaftssystem entgegen. Zudem sind in der einschlägigen Forschung sowohl Stadt- als auch Hochschulentwicklung als besonders planungsresistente Handlungsfelder herausgearbeitet worden. Hier zu synchronisieren, ist eine Herausforderung:

- Es sind eigensinnige Funktionslogiken – wissenschaftlich-professionell vs. rational-bürokratisch – in Rechnung zu stellen. Daher können Anstrengungen, ein produktives Kooperationsverhältnis zwischen Stadt und Hochschulen zu generieren, nicht auf Automatismen setzen, sondern müssen zunächst konsensual Schnittmengen erzeugen.
- Wissensbezogene Such- und Findeprozeduren sind grundsätzlich nicht planbar, und Gelegenheiten werden genutzt oder auch nicht. Plan- und gestaltbar sind hingegen Arrangements und Kontexte, welche die Wahrscheinlichkeit von Kontakten, Kopplungen und letztendlich Kooperationen erhöhen.

Als Alternative zur planungsgebundenen Intervention bietet sich das Konzept der Kontextsteuerung an. Die Gestaltung günstiger Kontexte für Wissenschaft-Stadt-Interaktionen soll darauf zielen, Fühlungskontakte zu erleichtern. Damit werden Gelegenheitsstrukturen für potenziell produktive, wechselseitige Verstärkungen der Wissenschafts- und Stadtentwicklung geschaffen, also die entsprechenden Rahmenbedingungen verbessert. Innerhalb optimierter Rahmenbedingungen haben potenzielle Partner zum einen die Chance, Interessenüberlappungen und -schnittstellen zu entdecken. Zum anderen können diese qua förderlicher Kontexte in erleichterter Weise in gemeinsames Handeln überführt werden.

Strategische Erfolgsfaktoren von Wissenschaft-Stadt-Kooperationen: Für jegliche Kooperationen zwischen Wissenschaft und lokalen Partnern muss immer auf der Grundlage der jeweiligen regionalen Situation, der Interessenlagen und der einsetzbaren Ressourcen entschieden werden, welche Schwerpunkte gesetzt werden sollen und können. Dafür können einige strategische Erfolgsfaktoren in die institutionellen Policies der Hochschulen und der lokalen Akteure eingebaut werden. Sie lassen sich in drei Gruppen sortieren:

■ *Wechselseitigkeit:* Elementare inhaltliche Voraussetzung jeglicher Kooperation ist, dass sachbezogene Anknüpfungspunkte zwischen Hochschulen und den Partnern bestehen und erkannt werden. Um seitens der wissenschaftlichen Einrichtungen Ideen für die Stadt zu entwickeln, bedarf es eines Problembewusstseins für die lokalen Gegebenheiten. Ist dieses entwickelt, muss es auf Resonanz in der Stadt treffen. Das heißt: Auch die lokalen Akteure müssen für die Problemlagen und Handlungsbedarfe der eigenen Stadt und die Möglichkeiten, darauf mit Hilfe der Wissenschaft reagieren zu können, sensibilisiert sein. Im Anschluss daran muss die Einsicht in den je eigenen Nutzen der Kooperation bestehen bzw. erzeugt werden. Ideal sind Positivsummenspiele, in denen sich Nutzen für alle Beteiligten ergibt. Immer dann jedoch, wenn die Kooperationskosten die (pronostizierten) Kooperationsgewinne übersteigen, ist jede Initiative gefährdet.

■ *Voraussetzungen klären:* Elementare formale Voraussetzung jeglicher Kooperation ist, dass angemessene, d.h. aufgabenadäquate Ressourcen zur Verfügung stehen bzw. organisiert werden können: personelle, sächliche und – vor allem zur Umsetzung konkreter Projekte – finanzielle. Ratsam ist es, Kooperationsanbahnungen mit einer Diagnose des Akteurssystems, innerhalb dessen die Ziele umgesetzt werden sollen, zu verbinden: Wer sind die relevanten Perso-

nen, die den Kooperationserfolg maßgeblich beeinflussen und ihn damit relevant entweder behindern oder unterstützen können? Dann lässt sich z.B. abschätzen, woher Einwände und Widerstände zu erwarten sind, und es kann dementsprechend agiert und vorgebeugt werden.

■ *Prozessgestaltung*: Vereinbarungen über Ziele und Inhalte der Partnerschaft sowie verbindliche Absprachen über zu erbringende Leistungen dürfen nicht der operativen Umsetzung überlassen bleiben, sondern stellen strategische Weichenstellungen dar. Es bedarf einer Synchronisierung von Zeitvorstellungen und Planungshorizonten der Partner. Damit werden zugleich die Voraussetzungen für Kontinuität geschaffen, welche die Kooperationseffizienz steigert. Die Kontinuität ist organisatorisch abzusichern, da sie nicht zwingend im Selbstlauf entsteht und häufig personengebunden ist. Dysfunktionalitäten und Kooperationsbürokratie wirken als Kooperationskiller, sind also zu vermeiden, etwa Überbeanspruchungen oder Konformitätsdruck, der dem Ausprobieren innovativer Ideen entgegensteht. Ebenso sind Institutionalisierungen von Kooperationen erfolgversprechender, wenn Kooperationsbürokratie vermieden wird. Die motivierte Mitarbeit von Wissenschaftler:innen wird wahrscheinlicher, wenn sie diese nicht als zusätzliche Aufgabe, sondern als Möglichkeitsraum zur Entfaltung von Forschungs- und Lehrinteressen erfahren. Die Dezentralität der Hochschule und der Durchführung lokal relevanter Hochschulaktivitäten sollte als Potenzial und Motivationsressource anerkannt werden. Eine künstliche Zentralisierung bei der Hochschulleitung würde ohnehin an administrative Grenzen stoßen. Rektorat bzw. Präsidium und Zentrale Verwaltung sollten aber Unterstützungswünsche bedienen. Abgesichert sein muss die Dezentralität durch Etablierung definitiver Ansprechpartner für Wissenschaftsthemen auf Seiten der Stadt, Netzwerkstrukturen in der Stadt, zentral bereitgestellte Formate der Wissenschaftskommunikation, ggf. einen strategischen Entwicklungsplan – bei dem dann zugleich mit Abweichungen zu rechnen ist – und möglichst auch Absicherungen über formale Stadtratsbeschlüsse. Kooperationsprozesse und -akteure dürfen bei all dem nicht überfordert werden, gegebene Ressourcenbegrenzungen sind zu berücksichtigen, und in zumindest einigen Bereichen sollen auch möglichst schnell sichtbar werdende Erfolge erreicht werden. Letztere können zudem die Mitwirkungsbereitschaft zunächst zögerlicher Partner fördern.

Die Erfolgchancen von lokalen Netzwerken steigen insbesondere dann, wenn das jeweilige Netzwerk

- einen eindeutigen Zweck verfolgt,
- in sich möglichst heterogene Partizipanten integriert,
- hierarchielos, d.h. horizontal angelegt ist und es zugleich über eine leistungsfähige Netzwerksteuerung verfügt,
- sich des kommunikativen Geschicks und Handelns von Multiplikatoren bedient,
- eine relativ hohe Dichte hat, also wenig weiße Flecken bzw. abgekoppelte/vernachlässigte Bereiche in sich hat,
- einen guten internen Informationsfluss zu realisieren vermag und
- im Zeitverlauf stabil ist.

Schnittstellenkommunikation: Es bedarf der Kommunikationsfähigkeit mit den lokalen Akteuren hinsichtlich deren spezifischer Wissens-, Kooperations- und Innovationsbedürfnisse. Forschungsergebnisse sind nicht immer umstandslos ‚lesbar‘, d.h. durch Praktiker in ihrer Relevanz für konkrete Problemlösungen einzuschätzen. Daher sind Übersetzungsleistungen zwischen unterschiedlichen Rationalitäten zu erbringen: Die Praxis kommuniziert nicht wissenschaftlich, sondern praktisch. Hierfür bedarf es entsprechender Formate, die an die Kommunikationsgewohnheiten der Adressaten anschließen. Denn welche Expertise sie zu welchem Zweck nutzen, bestimmen immer die Nachfrager, nicht die Anbieter. Dabei geht es um die Frage: Wie lässt sich empirisches und Erklärungswissen (was passiert und warum?) transformieren in Handlungs- und Beratungswissen (was und wie kann es getan werden?)? Hier sind einige Kommunikationsfallen zu umgehen:

- Wissenschaftler sind es gewohnt, den Aspekt der Wahrheitsfähigkeit von Aussagen und nicht ihre Praxisrelevanz in den Vordergrund zu rücken. Dagegen erwarten Akteure der Praxis anwendungsrelevante Informationen, transferfähige Konzepte, Handlungs- sowie Beratungswissen, und die allgemeine Öffentlichkeit muss mit einem Wissen angesprochen werden, das zu Botschaften verdichtet und zugespitzt ist.

- Die Wissenschaftskommunikation muss externe Erwartungen integrieren, weil sie andernfalls nicht anschlussfähig ist. Dieses Kommunizieren über Wissenschaft darf jedoch nicht heißen, den Beobachtungen und Analysen wissenschaftsexterne Prämissen zugrunde zu legen. Denn das würde in eine doppelte Irrelevanz führen: Einerseits wäre dann die Erkenntnisproduktion durch nicht-wissenschaftliche Vorannahmen kontaminiert, welche Intuitionen, Fallauswahl oder Deutungen anleitet und derart zu gleichsam verunreinigten Ergebnissen führt. Andererseits kann auch die Optimierung praktischen Entscheidungshandelns – im Sinne eines höheren Maßes an Vernunftbasiertheit – mit solcherart verunreinigtem Wissen nicht gelingen.

- Wissenschaft, die nicht nach ihren eigenen Rationalitätskriterien operiert, ist insofern nicht einmal praktisch nützlich: Auch Praxisakteuren ist nicht geholfen, wenn die im Alltagsbetrieb identifizierten Probleme lediglich wissenschaftlich reformuliert und bestätigt werden. Vielmehr lassen sich die Potenziale von Forschung erst dann ausschöpfen, wenn die Problemhorizonte der Praktiker erweitert bzw. überschritten, voranalytische Urteile durch wissenschaftlich gestützte und reflektierte Urteile ersetzt, geläufige Sicherheiten aufgebrochen und neue Differenzierungen eingeführt werden, also kurz: die Komplexität des Problembewusstseins gesteigert wird. Wissenschaftliche Objektivität ist dabei vor allem die Vermeidung partikularer Perspektivenverengungen.

- Übersetzungen jeglicher Art wiederum sind nie völlig verlustfrei zu haben; es kann zu Sinnverschiebungen, Neudeutungen und Rekontextualisierungen kommen (was wiederum auch Gewinne sein können). Allerdings liegt die alternative Option zum Transfer mit Übersetzungsverlusten nicht im Transfer ohne Übersetzungsverluste – sondern wäre der Nichttransfer des Wissens, das zwar vor der ‚Verschmutzung‘ durch Praxiserfordernisse gerettet wurde, aber damit dann auch nichts zur Entwicklung der Praxis beitragen kann.

- Es besteht in der Regel eine zeitliche Entkopplung zwischen Wissen und Wissensbedarfen: Praktiker benötigen Wissen nicht deshalb, weil es gerade angeboten wird, sondern dann, wenn praktische Probleme zu lösen sind. Das kann vor, während oder nach der Erzeugung des einschlägigen Forschungswissens sein. Hier muss also eine Überbrückung der zeitlichen Entkopplung zwischen Wissensproduktion und Wissensbedarfen durch zugriffsfähige überzeitliche Wissensspeicherung organisiert werden.
- Der bei den außerwissenschaftlichen Adressaten anfallende Nutzen des Informiert-Seins über wissenschaftlich begründetes Wissen muss größer sein als die (zeitlichen) Kosten des Sich-Informierens.

Lokales Wissensmanagement: Hochschulen haben ihre Kernkompetenzen in der Aufbereitung, Erzeugung, Verwaltung und Vermittlung von Wissen. Insofern liegt hier eines nahe: Das Instrument, mit dem sie ihre lokalen Kontexte durch Nutzung eigener Kompetenzen gestalten können, ist der Aufbau und die Unterhaltung eines lokal bzw. regional vernetzten Wissensmanagements. Eine offensive Selbsteinordnung in die lokale Wissensinfrastruktur entspricht dem Selbstverständnis von Hochschulen und Forschungsinstituten als Wissensproduzenten und -distributoren am ehesten. Sie hat zudem in einer wissenschaftlichen Perspektive eine unmittelbare Plausibilität: Sie steigert die Wahrnehmung der Hochschulen und Institute als Teil eines Netzes, das Zukunftsfähigkeit verbürgt. Ebenso sind wissenschaftliche Wissensbestände für lokale Akteure nutzlos, wenn sie nicht von ansprechbaren Experten gewusst und mit Blick auf die Situation vor Ort durchsucht, geordnet, aufbereitet und kommuniziert werden. Ein lokales Wissensmanagement müsste dreierlei sicherstellen:

- Erstens ist der Zugang zu dem in Stadt und Region – an verteilten Orten, in differenzierten Formaten und unterschiedlichem Besitz – vorhandenen Wissen niedrigschwellig zu ermöglichen: entweder unmittelbar oder durch entsprechende Navigation.
- Derart soll zweitens eine solche Zugänglichkeit und Verfügbarkeit von Wissen erreicht werden, die Problemlösungsbedarfe mit den lokal vorhandenen problemlösungsbezogenen Wissensressourcen verbindet.
- Drittens müssen Wissensbedarfe, die lokal nicht zu befriedigen sind, überregional weitervermittelt werden.

Ein lokales Wissensmanagement umfasst folglich mehr als die Einrichtung von Technologietransferstellen und Forschungsdatenbanken. Es muss Wissensbedarfe etwa bei der ortsansässigen Wirtschaft, öffentlichen und zivilgesellschaftlichen Einrichtungen *aktiv* identifizieren, statt allein passive Informationsangebote zu unterhalten. Bei digitalen Angeboten sind Niedrigschwelligkeit der Zugänge und intuitive Nutzerführung basale Anforderungen – aber bisher kein Standard. Benötigt werden

- datenbankbasierte Wissenssysteme wie Transferatlanten oder Transferportale,
- Online-Wissensatlanten zu einzelnen Themenfeldern,
- Experten-Pools,

- Verfügbarkeitskataloge zu Spezialgeräten und Laboren, die an Hochschulen existieren und auch von Partnern genutzt werden können, etwa für Rapid Prototyping,
- Wissensplattformen, die nicht nur bereits Vorhandenes präsentieren, sondern auch aktiv Wissensbedarfe identifizieren und Wissensproduktion anregen.

Ein in diesem Sinne komplexes lokales bzw. regionales Wissensmanagement lässt sich nur mit Beteiligung der vorhandenen Hochschulen und Forschungseinrichtungen umsetzen. Zu leisten ist dabei ein doppelter Transfer: einerseits aus der Wissenschaft in Anwendungskontexte, andererseits aus den überregional verfügbaren Wissensbasen in lokale Kontexte.

Neben diesen Hauptstichworten hatten wir im Verlaufe der Untersuchungen (und dieses Buches) eine ganze Reihe von nötigen oder möglichen Orientierungen und umsetzbaren, dabei z.T. alternativen Maßnahmen herausarbeiten können. Diese sollen nun abschließend in einer Übersicht zusammengefasst werden, wobei wir sie nach den Akteuren, welche sie jeweils tragen müssten, gliedern. Lesen lässt sich die so entstandene Übersicht 52 auch als Toolbox für Strategien, Maßnahmenpläne bzw. Policies zur gegenseitigen Mobilisierung von Wissenschafts- und Stadtentwicklung.

Übersicht 52: Orientierungen und mögliche Maßnahmen für die Gestaltung von Wissenschaft-Stadt-Kooperationen in Stichworten

Akteur: Stadtverwaltung	
Verbindlichkeit und Sichtbarkeit	<ul style="list-style-type: none"> • Stadtratsbeschlüsse • verpflichtende Berichterstattungen an das Stadtparlament • Einbeziehung der Wissenschaft in Stadtmarketing und Wirtschaftsförderung • Einbeziehung der Wissenschaftseinrichtungen in Verkehrsleitsystem und touristisches Wegeleitsystem
feste Ansprechpartner	<ul style="list-style-type: none"> • Wissenschaftsbüro • Stabstelle „Wissenschaft“ in Stadtverwaltung mit Ressourcenverfügbarkeit (materiell und immateriell)
Nutzung spezifischer Standortvorteile und Infrastrukturentwicklung	<ul style="list-style-type: none"> • Analyse der Standortpräferenzen von Hochqualifizierten • familienfreundliche Strukturen: insbesondere Kitas mit wissenschaftsangepassten Öffnungszeiten, Unterstützung der Wissenschaftseinrichtungen bei Dual-Career-Politik • Flächenverfügbarkeit und relativ niedrige Standortkosten nutzen • attraktives Wohnumfeld schaffen • bedarfsgerechte Gestaltung der ÖPNV-Anbindungen der Hochschulareale • komfortable radverkehrliche Erschließungen der Hochschulareale • Bereitstellung leerstehender Gebäude für selbstverwaltetes studentisches Wohnen
administrative Unterstützung	<ul style="list-style-type: none"> • schnelle und flexible Verwaltungs- und Genehmigungsverfahren • Unterstützung von Hochschulausgründungen und Absolventengründungen

Akteure: Hochschulen, Forschungsinstitute	
Kommunikation organisieren	<ul style="list-style-type: none"> • feste Ansprechpartner • Stabilität der Ansprechpartner und Know-how-Abfluss vermeiden (z.B. durch absehbare Entfristung von Stellen) • anschlussfähiges Argumentieren und Präsentieren der Wissenschaft – Übersetzungen des Forschungswissens organisieren • Reden über das lokal Relevante, was bereits an der Hochschule geschieht • Selbstdefinition als zentraler Teil der regionalen Wissensinfrastruktur • Veranstaltungen, PUSH: Vorträge, Vorlesungen, Forschungsmärkte, Events/Science Festivals, Lange Nacht der Wissenschaften • Wissenschaftsladen • Onlineplattform für die Öffentlichkeit • elektronische Informationstafeln für Passanten mit Informationen aus der Einrichtung
Hochschulen als Knotenpunkte eines lokal vernetzten Wissensmanagements	<ul style="list-style-type: none"> • Problembewusstsein für die lokalen Gegebenheiten • Kompetenz-/Transferzentren • One-Stop-Agency zur Aufnahme von Wissensbedarfen, interne Organisation entsprechender Angebote und Offerierung von Lösungspaketen • Zugang zu vorhandenem Wissen niedrigschwellig ermöglichen • Problemstellungen mit vorhandenem Problemlösungswissen zusammenführen • weitere Wissensbedarfe überregional weitervermitteln • ungenutztes Wissen aktivieren • Erzeugung noch nicht vorhandenen, aber benötigten Wissens anregen • Beratungsangebote • Aufbau von Wissenssystemen <ul style="list-style-type: none"> – Transferatlanten, Transferportale – Experten-Pools – Verfügbarkeitskataloge zu Spezialgeräten und Laboren – Problem-/themenbezogene Online-Wissensatlanten – jährliche Third-Mission-Bilanz – lokale/regionale Wissensbilanz
Interne Unterstützungsorganisation für lokal bezogene Aktivitäten	<ul style="list-style-type: none"> • Berücksichtigung lokalen Engagements in Leistungsbewertungssystemen • Organisation von Anschlussfinanzierungen für gelungene Modellprojekte • Erfahrbarkeit lokaler Kooperationen als Möglichkeitsraum zur Entfaltung von Forschungs- und Lehrinteressen • keine künstliche Zentralisierung von Aktivitäten in Fachbereichen, aber Unterstützungen durch Leitungsebene, wo gewünscht
Bildungs- und kulturelle Angebote an die Stadtgesellschaft	<ul style="list-style-type: none"> • Übergang Schule – Hochschule erleichtern: Kinderuni, Kooperation mit Schulen • Weiterbildung und lebenslanges Lernen: Seniorenuni • Service Learning • kulturelle Belebung: Stadtteilbelebung durch kulturelle Interventionen • Hochschulsammlungen als Museen/Ausstellungen für die Öffentlichkeit zugänglich machen
Unterstützung der wirtschaftlichen Entwicklung	<ul style="list-style-type: none"> • Gründungsförderung: Informationen und Beratung • Sicht- und Identifizierbarkeit der Innovationspotenziale und Kompetenzen durch Labs, Inkubatoren, Start-up-Zentren, Geschichtsbüros o.ä. • Absolventenvermittlung: Career Center • Berücksichtigung der Bedürfnisse von KMUs: z.B. über duale Studiengänge • Weiterbildung: kostenpflichtige Weiterbildungsangebote • Alumni-Netzwerke: nutzbar für Mentoring für Studierende

Akteure: Stadtverwaltung und Wissenschaftseinrichtungen	
Grund-sätzliches	<ul style="list-style-type: none"> • Übergang von Initialphase in Verstetigungsphase als besondere Herausforderung begreifen • andere Hochschulen und Städte beobachten, Good-Practice-Beispiele identifizieren und ggf. kopieren
Strategien, Leitbilder	<ul style="list-style-type: none"> • unausgeschöpfte Potenziale identifizieren • Bestandsaufnahme dessen, was bereits geleistet wird, als Voraussetzung zur Weiterentwicklung der Aktivitäten • gesellschaftliche Trends auf ihre Anschlussfähigkeit an die Hochschulpotenziale prüfen (etwa erneuerbare Energien oder regionale Produkte) • Prüfung, in welchen gesellschaftlichen Bereichen hochschulische Unterstützungsleistungen besonders gefragt • Realisierbares vom Nichtmachbaren unterscheiden • Prioritäten und Posterioritäten definieren • Ressourcenverfügbarkeit berücksichtigen – Ressourcen organisieren
Verbindlichkeit herstellen	<ul style="list-style-type: none"> • Kooperationsverträge mit operationalisierbaren Vereinbarungen • jährlich aktualisierte operationalisierte Maßnahmenpläne • regelmäßige und substanziell vorbereitete Treffen auf Leitungsebene: Oberbürgermeisterin und Rektor
Stadtplanung	<ul style="list-style-type: none"> • durch bauliche Lösungen Orte und Räume schaffen, um die Sichtbarkeit der Wissenschaft in der Stadt zu erhöhen • Förderung der Platzierung von Hochschuleinrichtungen in der Innenstadt • räumliche Verdichtungen von Bildungs-, Wissenschafts- und Kultureinrichtungen
Verzahnung Kultureinrichtungen – Hochschule	<ul style="list-style-type: none"> • studiengangintegrierte studentische Projekte • Lehraufträge für Museumsmitarbeiter:innen • Honorar- oder gemeinsame Berufungen von Museums- oder Archivrektor:innen
Akteure: Stadt, Wissenschaft, Wirtschaft, Stadtgesellschaft	
Netzwerke, Kooperationsplattformen	<ul style="list-style-type: none"> • inhaltliche Anknüpfungspunkte identifizieren • Akteurssystem ermitteln: von wo Unterstützung, von wo Widerstände? Multiplikatoren identifizieren • Verbindlichkeit von Vereinbarungen über Ziele, Inhalte und zu erbringende Leistungen • <i>gegenseitigen</i> Vorteil der Beteiligten sichern • unterschiedliche Handlungslogiken berücksichtigen und zusammenzuführen • Synchronisierung der Planungshorizonte der Partner • Vermeidung grober Dysfunktionalitäten • hierarchielos bei gleichzeitiger leistungsfähiger Netzwerksteuerung • eher zentrale als alle Akteure einbeziehen, um Verwässerungen auf das Mehrheitsfähige zu vermeiden • Lenkungsausschuss mit den wichtigsten Kooperationsinteressenten • Geschäftsstelle zur Sicherung von Stabilität, Erreichbarkeit und Reaktionsfähigkeit • Kooperationsbürokratie vermeiden • Kooperationskosten niedriger als die Kooperationsgewinne halten • Motivationsförderung: in einigen Bereichen möglichst schnell sichtbar werdende Erfolge organisieren • Ermöglichung innovativer Zufälle im Zusammenspiel von sozialen Kontakten und Umweltkonstellationen

regelmäßige gemeinsame Aktivitäten	<ul style="list-style-type: none"> • Foren für den Dialog Wissenschaft, Wirtschaft, Politik und Zivilgesellschaft so etablieren, dass daraus greifbare Veränderungen für die Stadtentwicklung resultieren • Kooperationen bei Praktika und Studienabschlussarbeiten • Einbeziehung ortsansässiger Wissenschaftler.innen in kommunale Beiräte und kommunaler Akteure in Hochschulräte • Durchführung von Themenjahren: jedes Jahr ein wissenschaftsaffines Thema definieren, das dann von Wissenschaftseinrichtungen und Stadtgesellschaft bespielt wird • Firmen-/Beschäftigungsmessen an Hochschulen
Weiteres	<ul style="list-style-type: none"> • Resonanzfähigkeit bei den lokalen Akteuren für die Möglichkeiten der Wissenschaft, auf Handlungsbedarfe reagieren zu können • Förderung wissenschaftsaffiner Gründungen durch günstige Mieten in TGZ und Zugang zu hochschulischen Anlagen/Geräten

Literatur

- Aderhold, Jens (2005): Unternehmen zwischen Netzwerk und Kooperation. Theoretische und pragmatische Folgerungen einer übersehbaren Unterscheidung, in: Jens Aderhold/Matthias Meyer/Ralf Wetzel (Hg.), *Modernes Netzwerkmanagement. Anforderungen – Methoden – Anwendungsfelder*, Wiesbaden, S. 113–142.
- Aderhold, Jens (2010): Probleme mit der Unscheinbarkeit sozialer Innovationen in Wissenschaft und Gesellschaft, in: Jürgen Howaldt/Heike Jacobsen (Hg.), *Soziale Innovation. Auf dem Weg zu einem postindustriellen Innovationsparadigma*, Wiesbaden, S. 109–126.
- Akbar, Omar/Rüdiger Schulz (2010): IBA Stadtumbau 2010: Idee und Umsetzung, in: Ministerium für Landesentwicklung und Verkehr des Landes Sachsen-Anhalt (Hg.), *Internationale Bauausstellung Stadtumbau Sachsen-Anhalt 2010. Weniger ist Zukunft. 19 Städte – 19 Themen*, Berlin, S. 18–22.
- Akbar, Omar/Sonja Beeck/Karl-Heinz Daehre/Babette Scurrrell (2014): Zentrale IBA-Akteure im virtuellen Rundtischgespräch, in: Uwe Grelak/Peer Pasternack, *Die Bildungs-IBA. Bildung als Ressource im demografischen Wandel: Die Internationale Bauausstellung „Stadtumbau Sachsen-Anhalt 2010“*, Leipzig, S. 417–442.
- Albrecht, Romy/Thomas Lenk (2013): Wertschöpfungs- und fiskalische Effekte der Martin-Luther-Universität Halle. Eine wissenschaftliche Untersuchung vom Lehrstuhl für Öffentliche Finanzen und Public Management, Leipzig, <http://wcms.uzi.uni-halle.de/download.php?down=32747&elem=2747732&func=659dsrq6fclpu84m3j93as1e0v17cb63> (4.5. 2016).
- Arroyo-Vázquez, Mónica/Peter Van Der Sijde/Fernando Jiménez-Sáez (2010): Entrepreneurial-innovative university services: A way to integrate in the university's third mission, in: Ray Oakey et al. (Hg.), *New Technology Based Firms in the New Millenium. Funding: an Enduring Problem*, New Milford, S. 25–33.
- Ash, Mitchell G. (2002): Wissenschaft und Politik als Ressourcen für einander, in: Rüdiger vom Bruch/Brigitte Kaderas (Hg.), *Wissenschaften und Wissenschaftspolitik. Bestandsaufnahmen zu Formationen, Brüchen und Kontinuitäten im Deutschland des 20. Jahrhunderts*, Stuttgart, S. 32–51.
- Asheim, Bjørn T./Ron Boschma/Philip Cooke (2011): Constructing Regional Advantage. Platform Policies Based on Related Variety and Differentiated Knowledge Bases, in: *Regional Studies* 7/2011, S. 893–904.
- Assenmacher, Marianne/Grit Leßmann/Klaus Wehrt (2004): Regionale Entwicklungsimpulse von Hochschulen. Einkommens-, Beschäftigungs- und Kapazitätseffekte der Hochschulen Anhalt und Harz (FH), Wernigerode.
- Backhaus-Maul, Holger/Christiane Roth (2013): *Service Learning an Hochschulen in Deutschland. Ein erster empirischer Beitrag zur Vermessung eines jungen Phänomens*, Wiesbaden.
- Baecker, Dirk (1999): Die Universität als Algorithmus. Formen des Umgangs mit der Paradoxie der Erziehung, in: *Berliner Debatte Initial* 3/1999, S. 63–75.
- Baecker, Dirk (2008): *Stadtluft macht frei: Die Stadt in den Medienepochen der Gesellschaft, Friedrichshafen*, URL https://www.zu.de/info-wAssets/zu-schnitt/zuschnitt_015.pdf (27.1. 2016).
- BAK, Bundesassistentenkonferenz (1970): *Bergneustädter Gesamthochschulplan*, Bonn.
- Bauer, Thomas K./Philipp Breidenbach/Christoph M. Schmidt (2014): „Phantom of the Opera“ or „Sex and the City“? Historical Amenities as Sources of Exogenous Variation, Bochum; URL http://www.rwi-essen.de/media/content/pages/publikationen/ruhr-economic-papers/REP_14_493.pdf (20.5.2016).
- BBSR, Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (2012): *INKAR – Indikatoren und Karten zur Raum- und Stadtentwicklung in Deutschland und in Europa*, Bonn.
- BBSR, Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (2013): *INKAR – Indikatoren und Karten zur Raum- und Stadtentwicklung in Deutschland und in Europa*, Bonn.
- BBSR, Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (2018): *Sonderauswertung zu Fläche, Bevölkerung, Beschäftigten in Deutschland nach Stadt- und Gemeindetyp auf HoF-Anfrage (10.10.2018). Daten für 2016 basierend auf der Bevölkerungsfortschreibung des Bundes und der Länder, der Beschäftigtenstatistik der BA sowie der laufenden Raumbearbeitung des BBSR.*

- BBSR, Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (2018a): Laufende Stadtbeobachtung – Raumabgrenzungen, URL https://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/Raumbeobachtung/Raumabgrenzungen/StadtGemeindetyp/StadtGemeindetyp_node.html (30.10.2018).
- BBSR, Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (2018b): Zentrale Orte, URL <https://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/Raumentwicklung/RaumentwicklungDeutschland/Projekte/Archiv/ZentraleOrte/ZentraleOrte.html?nn=411742> (30.10.2018).
- Becker, Willi (1975): Hochschulstandorte und Regionalisierungskonzept, in: Ulrich Lohmar/Gerhard Ortner (Hg.), *Der doppelte Flaschenhals. Die deutsche Hochschule zwischen Numerus Clausus und Akademikerarbeitslosigkeit*, Hannover, S. 201–219.
- Behr, Adalbert (2004): Universitäts- sowie Forschungs- und Entwicklungsstandorte als Faktoren der stadtreionalen Entwicklung, in: Ulf Matthiesen (Hg.), *Stadtregion und Wissen. Analysen und Plädoyers für eine wissensbezogene Stadtpolitik*, Wiesbaden, S. 223–250.
- Berendt, Brigitte/Hans-Peter Voss/Johannes Wildt (Hg.) (2002): *Neues Handbuch Hochschullehre. Lehren und Lernen effizient gestalten* [Loseblattsammlung], Berlin.
- Bender, Gerd (2004): *mode 2 – Wissenserzeugung in globalen Netzwerken*, in: Ulf Matthiesen (Hg.), *Stadtregion und Wissen. Analysen und Plädoyers für eine wissensbezogene Stadtpolitik*, Wiesbaden, S. 149–157.
- Benz, Arthur (2006): *Politik im Mehrebenensystem*, Wiesbaden.
- Benz, Arthur (2007): *Governance in Connected Areas. Political Science Analysis of Coordination and Control in Complex Rule Systems*, in: Dorothea Jansen (Hg.), *New Forms of Governance in Research Organizations. Disciplinary Approaches, Interfaces and Integration*, Dordrecht, S. 3–22.
- Bernt, Matthias (2005): *Stadtumbau im Gefangenendilemma*, in: Christine Weiske/Sigrun Kabisch/Christine Hannemann (Hg.), *Kommunikative Steuerung des Stadtumbaus. Interessengegensätze, Koalitionen und Entscheidungsstrukturen in schrumpfenden Städten*, Wiesbaden, S. 109–131.
- Bernt, Matthias (2013): *Governanceprozesse und lokale Strategieentwicklung*, in: ders./Heike Liebmann (Hg.), *Peripherisierung, Stigmatisierung, Abhängigkeit? Deutsche Mittelstädte und ihr Umgang mit Peripherisierungsprozessen*, Wiesbaden, S. 65–82.
- Berthold, Christian/Volker Meyer-Guckel/Wolfgang Rohe (Hg.) (2010): *Mission Gesellschaft. Engagement und Selbstverständnis der Hochschulen. Ziele, Konzepte, internationale Praxis*, Essen; auch unter http://www.che.de/downloads/Studie_Mission_Gesellschaft_FINAL.pdf (24.10.2011).
- Beyer, René/Alfred Georg Frei (2008): *Die Traumfabrik von gestern*. Merseburger DEFA-Filmtage, Halle.
- BMBF, Bundesministerium für Bildung und Forschung (Hg.) (2005): *Das BMBF-Förderprogramm InnoRegio. Ergebnisse der Begleitforschung*, Bonn/Berlin; http://www.unternehmen-region.de/_media/DIW-Abschlussbericht.pdf (10.4.2008).
- BMVBS, Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung/BBSR, Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (Hg.) (2008): *Erfolgsbedingungen von Wachstumsmotoren außerhalb der Metropolen*, Berlin/Bonn.
- BMVBW, Bundesministerium für Verkehr, Bau- und Wohnungswesen (2000): *Wohnungswirtschaftlicher Strukturwandel in den neuen Bundesländern. Bericht der Kommission*, Berlin; URL <http://www.bmvbs.de/cae/servlet/contentblob/45130/publicationFile/11524/kommis-sionsbericht-wohnungswirtschaftlicher-strukturwandel-in-den-neuen-bundeslaendern.pdf> (22.1.2013).
- Bogumil, Jörg/Martin Burgi/Rolf G. Heinze/Sascha Gerber/Ilse-Dore Gräf/Jochheim Linda/Maren Schickentanz/Manfred Wannöfel (2013): *Modernisierung der Universitäten. Umsetzungsstand und Wirkungen neuer Steuerungsinstrumente*, Berlin.
- Boockmann, Hartmut (1999): *Wissen und Widerstand. Geschichte der deutschen Universität*, Berlin.
- Bodammer, Alexa/Roland Züger (2010): *Form und Wahrnehmung der schrumpfenden Stadt*, in: Ministerium für Landesentwicklung und Verkehr des Landes Sachsen-Anhalt (Hg.), *Internationale Bauausstellung Stadtumbau Sachsen-Anhalt 2010. Weniger ist Zukunft. 19 Städte – 19 Themen*, Berlin, S. 504–519.
- Bölling, Lars (2012): Rezension zu: Vera Vicenzotti (2011): *Der „Zwischenstadt“-Diskurs. Eine Analyse zwischen Wildnis, Kulturlandschaft und Stadt*, in: *Raumforschung und Raumordnung* 3/2012, S. 245–247.

- Bouncken, Ricarda (2011). Kommunikationsbarrieren und Pfadabhängigkeiten. Die ambivalente Wirkung unterschiedliche Näheformen auf kollaborative Wissensarbeit, in: Oliver Ibert/Hans Joachim Kujath (Hg.), Räume der Wissensarbeit. Zur Funktion von Nähe und Distanz in der Wissensökonomie, Wiesbaden, S. 251–267.
- Brandenburg, Uwe (2009): Gesellschaftliches Engagement. Oder wie steht die Hochschule zur Gesellschaft?, in: *Wissenschaftsmanagement* 4/2009, S. 45–47; auch unter http://www.wissenschaftsmanagement.de/dateien/dateien/weiterbildung/downloaddateien/wim_2009_04_uwe_brandenburg_gesellschaftliches_engagement_oder_wie_steht_die_hochschule_zur_gesellschaft.pdf (20.4.2018).
- Brandmeyer Markenberatung (Hg.) (2015): Brandmeyer Stadtmarken-Monitor. Deutschlands Städte in der Wahrnehmung der Bevölkerung. Kurzfassung, Hamburg, URL http://www.brandmeyer-markenberatung.de/downloads/Brandmeyer_Stadtmarken-Monitor_D.pdf (12.12.2015).
- Braun, Dietmar (1997): Die politische Steuerung der Wissenschaft. Ein Beitrag zum „kooperativen Staat“, Frankfurt a.M./New York.
- Braybrooke, David/Lindblom, Charles E. (1963): *A Strategy of Decision. Policy Evaluation as a social process*, New York.
- Bröckling, Ulrich (2004): Kreativität, in: Ulrich Bröckling/Susanne Krassmann/Thomas Lemke (Hg.), *Glossar der Gegenwart*, Frankfurt a.M., S. 139–144.
- Broda-Kaschube, Beatrix (2005): Evaluation von Netzwerkentwicklung in einer lernenden Region – ein Praxisbericht, in: *Gruppendynamik und Organisationsberatung* 1/2005, S.33–44.
- Bruch, Rüdiger vom (2007): Universität und Stadt. Streiflichter einer Beziehungsgeschichte, in: Monika Gibas/Rüdiger Stutz/Justus H. Ulbricht (Hg.), *Couragierte Wissenschaft. Eine Festschrift für Jürgen John zum 65. Geburtstag*, Jena, S. 191–199.
- Bruer, Stephanie-Gerrit (2011): Die Winkelmann-Bibliothek in Stendal. Aufbau einer Forschungsbibliothek, in: Katrin Dziekan/Ute Pott (Hg.), *Lesewelten – Historische Bibliotheken. Büchersammlungen des 18. Jahrhunderts in Museen und Bibliotheken in Sachsen-Anhalt*, Halle (Saale), S. 238–246.
- Brunsson, Nils (1992): *The Organization of Hypocrisy. Talk, Decisions and Actions in Organizations*, Chichester.
- Brunsson, Nils/Kerstin Sahlin-Andersson (2000): *Constructing Organizations. The Example of Public Sector Reform*, in: *Organization Studies* 4/2000, S. 721–746.
- Bürk, Thomas/Sabine Beißwenger (2013): Stigmatisierung von Städten, in: Matthias Bernt/Heike Liebmann (Hg.), *Peripherisierung, Stigmatisierung, Abhängigkeit? Deutsche Mittelstädte und ihr Umgang mit Peripherisierungsprozessen*, Wiesbaden, S. 125–145.
- Bürkner, Hans-Joachim (2003): Hoffnungsformel Wissen. Schrumpfung, städtische Restrukturierung und Regenerierung – sozialräumliche Perspektiven, in: *IRS aktuell* 40, Juli 2003, S. 1–3.
- Burs, Matthias (2013): *Diskurs und Raum in der deutschen Hochschulentwicklung*, Münster.
- Burt, Ronald S. (1992): *Structural Holes*, Cambridge.
- Cantner, Uwe/Holger Graf/Andreas Meder (2009): Urbane Innovationssysteme: Das Innovationsnetzwerk in Jena, in: Birgit Blättel-Mink/Alexander Ebner (Hg.), *Innovationssysteme. Technologie, Institutionen und die Dynamik der Wettbewerbsfähigkeit*, Wiesbaden, S. 199–228.
- Caulier-Grice Julie/Anna Davies/Robert Patrick/Will Norman (2012): *Defining Social Innovation*, o.O.; URL http://siresearch.eu/sites/default/files/1.1%20Part%201%20-%20defining%20social%20innovation_0.pdf (25.1.2015).
- Cohen, Michael D./James G. March/Johan P. Olsen (1972): A Garbage Can Model of Organizational Choice, in: *Administrative Science Quarterly* 1/1972, S. 1–25.
- Cooke, Philip (2009): Regionale Innovationssysteme, Cluster und die Wissensökonomie, in: Birgit Blättel-Mink/Alexander Ebner (Hg.), *Innovationssysteme. Technologie, Institutionen und die Dynamik der Wettbewerbsfähigkeit*, Wiesbaden, S. 87–116.
- Dahme, Heinz-Jürgen (2000): Kooperation und Vernetzung im sozialen Dienstleistungssektor, in: ders./Norbert Wohlfahrt (Hg.), *Netzwerkökonomie im Wohlfahrtsstaat. Wettbewerb und Kooperation im Sozial- und Gesundheitssektor*, Berlin, S. 47–68.
- Dahrendorf, Ralf (1965): *Bildung ist Bürgerrecht. Plädoyer für eine aktive Bildungspolitik*, o.O.
- Daldrup, Engelbert Lütke (2002): *Risiken und Chancen der Schrumpfung – der Fall Leipzig*, in: Bericht der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung: *Schrumpfende Städte*

- fordern neue Strategien für die Stadtentwicklung: aus dem Leerstand in neue Qualitäten?, Wuppertal, S. 43–50.
- DdMS/ILS/IRS, Denkwerkstatt der Montag Stiftungen gAG/ILS, Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung/Leibniz-Institut für Regionalentwicklung und Strukturforchung (2012): Mittelstädte im peripherisierten Raum zwischen Abkopplung und Innovation. Ergebnisse eines Experten-Workshops in Günne/Möhnesee am 08. und 9.9.2011, Bonn; auch unter http://www.irs-net.de/download/publikationen/MON_MPR_Doku_Komplett_12_ES.pdf, zuletzt aktualisiert am 05.09.2012 (23.8.2013).
- Deleuze, Gilles/Felix Guatarri (2002): Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie, Berlin.
- Der neue Wettbewerb, in: *Wirtschaft & Wissenschaft* 2/2009, S. 27.
- Die Hochschule spinnt sich was zusammen. Facettenreiche regionale Vernetzung am Standort Stendal, in: *treffpunkt campus*, Dezember 2015, S. 12f.
- Diller, Christian (2016): Die „Zweite Generation“. Zum Stand und zu den Perspektiven der theoriebasierten Regional-Governance-Forschung in Deutschland, in: *disP – the Planning Review* 3/2016, S. 16–31.
- DiMaggio, Paul J./Walter W. Powell (1983): The Iron Cage Revisited: Isomorphism and Collective Rationality in Organizational Fields, in: *American Sociological Review* 2/1983, S. 147–160.
- DLZWW, Dienstleistungszentrum Wirtschaft und Wissenschaft der Stadt Halle (2015): Filmproduktionen in Halle 1996–2015 (Auswahl), http://www.halle.de/push.aspx?s=downloads/de/Wirtschaft/Bestandsunternehmen//Kreativwirtschaft/filmproduktionen_in_halle_21.04.2015.pdf (21.3.2015).
- Duschek, Sigrid/Ralf Wetzel/Jens Aderhold (2005): Probleme mit dem Netzwerk und Probleme mit dem Management. Ein neu justierter Blick auf relevante Dilemmata und auf Konsequenzen für die Steuerung, in: Jens Aderhold/Matthias Meyer/Ralf Wetzel (Hg.), *Moderne Netzwerkmanagement. Anforderungen – Methoden – Anwendungsfelder*, Wiesbaden, S. 143–164.
- Ellwein, Thomas (1997): Die deutsche Universität vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Wiesbaden.
- Etzkowitz, Henry (1983): Entrepreneurial Scientists and Entrepreneurial Universities in American Academic Science, in: *Minerva. A Review of Science, Learning and Policy* 2–3/1983, S. 198–233.
- Etzkowitz, Henry/Loet Leydesdorff (1997): Introduction to special issue on science policy dimensions of the Triple Helix of university-industry-government relations, in: *Science & Public Policy* 1/1997, S. 2–5.
- Etzkowitz, Henry/Loet Leydesdorff (2000): The Dynamics of Innovation. From national Systems and „Mode 2“ to a Triple Helix of University-Industry-Government Relations, in: *Research Policy* 2/2000, S. 109–123; auch unter <http://www.leydesdorff.net/rp2000/> (14.1.2014).
- Etzkowitz, Henry/Marina Ranga/Mats Benner/Lucia Guarany/Annemarie Maculan/Robert Kneller (2008): Pathways to the entrepreneurial university: towards a global convergence, in: *Science & Public Policy* 9/2008, S. 681–695; auch unter http://triplehelix.stanford.edu/images/Etzkowitz-Ranga_Pathways.pdf (25.6.2014).
- EU-Kommission (2006): Regionale Innovative Strategien und Maßnahmen. Ergebnisse von fünfzehn Jahren Experimentieren, o.O. [Brüssel], http://ec.europa.eu/regional_policy/innovation/2007/guide_innovation_de.pdf (18.9.2007).
- Europäische Kommission, Generaldirektion Regionalpolitik (2006): Regionale Innovative Strategien und Maßnahmen. Ergebnisse von fünfzehn Jahren Experimentieren, o.O. [Brüssel], URL http://ec.europa.eu/regional_policy/innovation/2007/guide_innovation_de.pdf (8.9.2007).
- Europäische Kommission (2011b): Leitinitiative der Strategie Europa 2020 Innovationsunion, Luxemburg; URL http://bookshop.europa.eu/en/europe-2020-flagship-initiative-innovation-union-pbKI3110890/downloads/KI-31-10-890-DE-C/KI3110890DEC_002.pdf?FileName=KI3110890DEC_002.pdf&SKU=KI3110890DEC_PDF&CatalogueNumber=KI-31-10-890-DE-C (19.2.2015).
- Europäische Strukturfonds (2010): Evaluation Städtische Dimension. Europäische Strukturfonds Sachsen-Anhalt 2010–2013. 2. Zwischenbericht, Modul 3. Oktober 2010, o.O., http://www.sachsen-anhalt.de/fileadmin/Elementbibliothek/Bibliothek_Politik_und_Verw

- altung/Bibliothek_Europa/Publikationen_Berichte/Berichte/2__Zwischenbericht_Staedt_Dim_Final__20101015.pdf (20.10.2011).
- Eyler, Janet/Dwight Giles/Christine Stenson/Charlene Gray (2001): *At A Glance: What We Know about the Effects of Service-Learning on College Students, Faculty, Institutions and Communities, 1993–2000*: Third Edition, Nashville; auch unter www.compact.org/wp-content/uploads/resources/downloads/aag.pdf (18.9.2013).
- Falck, Oliver/Michael Fritsch/Stephan Heblch (2010): *The Phantom of the Opera: Cultural Amenities, Human Capital, and Regional Economic Growth*, München; <http://www.cesifo-group.de/DocDL/ifoWorkingPaper-88.pdf> (30.5.2015).
- Falck, Oliver/Michael Fritsch/Stephan Heblch (2011): *Das Phantom der Oper: Wie die Prunksucht absolutistischer Fürsten noch heute für blühende Landschaften sorgt*, in: *ifo Schnellendienst* 64 (05), S. 30–35.
- Falgowski, Michael (2014): *Wiegand entmachtet Wirtschaftsdezernent*, in: *Mitteldeutsche Zeitung* 11.3.2014, URL <http://www.mz-web.de/3465708> (20.9.2016).
- Fichter, Heidi/Petra Jähne/Thomas Knorr-Siedow (2004): *Governance Capacity für eine wissensbasierte Stadtentwicklung*, in: Ulf Matthiesen (Hg.), *Stadtregion und Wissen. Analysen und Plädoyers für eine wissensbezogene Stadtpolitik*, Wiesbaden, S. 309–336.
- Florida, Richard (2002): *The Rise of the Creative Class. And How it's transforming work, leisure, community and everyday life*, New York.
- Florida, Richard (2002a): *Be creative – or die*, in: *salon* 6/2002; auch unter http://www.salon.com/2002/06/06/florida_22/print (17.5.2015).
- Frank, Andrea (2009): „Netzwerke bilden und stärken“, in: *Wirtschaft & Wissenschaft* 2/2009, S. 20f.
- Frank, Andrea/Volker Meyer-Guckel/Christoph Schneider (2007): *Innovationsfaktor Kooperation. Bericht des Stifterverbandes zur Zusammenarbeit zwischen Unternehmen und Hochschulen*, Essen; auch unter http://www.stifterverband.de/pdf/innovationsfaktor_kooperation.pdf (14.1.2016).
- Frank, David John/John W. Meyer (2007): *University expansion and the knowledge society*, in: *Theory and Society* 36, S. 287–311.
- Franz, Peter (2004): *Innovative Milieus in ostdeutschen Stadtregionen: „sticky places“ der kreativen Klasse*, in: Ulf Matthiesen (Hg.), *Stadtregion und Wissen. Analysen und Plädoyers für eine wissensbezogene Stadtpolitik*, Wiesbaden, S. 109–122.
- Fredrich, Andreas (2012): *Mehr als ein Jungbrunnen. Was eine Hochschule für eine Region bedeutet*, in: *perspektive21 – Brandenburgische Hefte für Wissenschaft und Politik* H. 53, S. 61–65.
- Freiraumgalerie (2016): *ha:neo 2016. Projektdokumentation*, Halle; URL https://www.buergers-tiftung-halle.de/fileadmin/buergerst/dokumente/haneo_2016_Projektdoku_Freiraumgalerie_PK_final.pdf (28.10.2018).
- Freitag, Ulrich (2007): *Vom Campus Seilersee zum BITS-Campus Wittenberg*, <http://www.bits-hochschule.de/de/bits-aktuell/vom-campus-seilersee-zum-bits-campus-wittenberg/> (14.9.2013).
- Frese, Petra (2010): *Merseburg: Neue Milieus – Neue Chancen*, in: *Ministerium für Landesentwicklung und Verkehr des Landes Sachsen-Anhalt (Hg.), Internationale Bauausstellung Stadtbau Sachsen-Anhalt 2010. Weniger ist Zukunft. 19 Städte – 19 Themen*, Berlin, S. 689–695.
- Frey, Oliver (2009): *Die amalgame Stadt. Orte. Netze. Milieus*, Wiesbaden.
- Friedrich, Klaus/Anne Rahmig (2013): *Die Universität Halle als hochrangiger regionaler Wirtschaftsfaktor. Analyse der Nachfrageeffekte der Hochschule, Halle (Saale)*; auch unter <http://wcms.uzi.uni-halle.de/download.php?down=28997&elem=2663229&func=cbqefml95umqgaqbd5dnj39qadanqan> (27.1.2016).
- Friedrich, Klaus/Peer Pasternack (Hg.) (2012): *Demographischer Wandel als Querschnittsaufgabe. Fallstudien der Expertenplattform „Demographischer Wandel“ beim Wissenschaftszentrum Sachsen-Anhalt, Halle (Saale)*; auch unter <http://www.universitaetsverlag-halle-wittenberg.de/default/new-books/demographischer-wandel-als-querschnittsaufgabe.htm?SID=amn83oe792nqvte30n4p p546i1> (29.12.2015).
- Fritsch, Michael (2009): *Was können Hochschulen zur regionalen Entwicklung beitragen?*, in: *die hochschule* 1/2009, S. 39–52.

- Fritsch, Michael (2011): Implizites Wissen, Geographie und Innovation – Widersprüche von plausiblen Hypothesen und mindestens ebenso plausibler empirischer Evidenz, in: Oliver Ibert/Hans Joachim Kujath (Hg.), Räume der Wissensarbeit. Zur Funktion von Nähe und Distanz in der Wissensökonomie, Wiesbaden, S. 71–82.
- Fritsch, Michael (2013): Das regionale Innovationssystem, in: Peer Pasternack (Hg.), Regional gekoppelte Hochschulen. Die Potenziale von Forschung und Lehre für demografisch herausgeforderte Regionen, Halle-Wittenberg, S. 15–18.
- Fritsch, Michael/Tobias Henning/Viktor Slavtchev/Norbert Steigenberger (2008): Hochschulen als regionaler Wachstumsmotor? Innovationstransfer aus Hochschulen und seine Bedeutung für die regionale Entwicklung, Düsseldorf.
- Fritsch, Michael/Michael Stützer (2006): Die Geografie der Kreativen Klasse in Deutschland, Freiberg.
- Fritsche, Angelika (2011): Mission Gesellschaft, in: *Wirtschaft & Wissenschaft* 1/2011, S. 10–15.
- Fromhold-Eisebith, Martina (1992): Wissenschaft und Forschung als regionalwirtschaftliches Potential? Das Beispiel von Rheinisch-Westfälischer Technischer Hochschule und Region Aachen. Dissertation, Aachen.
- Fürst, Dietrich (2007): Regional Governance, in: Arthur Benz/Susanne Lütz/Uwe Schimank/Georg Simonis (2007) (Hg.), *Handbuch Governance. Theoretische Grundlagen und empirische Anwendungsfelder*, Wiesbaden, S. 353–365.
- Fürst, Dietrich (2015): Regional Governance oder »des Kaisers neue Kleider«? Stand der Diskussion, in: *pnd online – Planung neu denken* 1/2015, 15 S., URL http://www.planung-neudenken.de/images/stories/pnd/dokumente/1_2015/fuerst_dietrich.pdf (12.7.2015).
- Gatzweiler, Hans-Peter/Brigitte Adam/Antonia Milbert/Thomas Pütz/Martin Spangenberg/Gabriele Sturm/Antje Walther (2012): Klein- und Mittelstädte in Deutschland. Eine Bestandsaufnahme, Bonn.
- Geene, Raimund/Michael Klundt/Melanie Lübke/Thekla Pohler (2011): Die Stendaler Kinder-Uni. Ein kindheitswissenschaftliches Handbuch, Halle (Saale).
- Gerdes, Johann (2010): Magdeburger Bürgerbefragung 2010. Ergebnisse der Befragung, Magdeburg, www.magdeburg.de/media/custom/698_11628_1.PDF (3.5.2015).
- Gerndt, Helge (1985): Großstadtvolkskunde, in: Theodor Kohlmann/Hermann Bausinger (Hg.), *Großstadt. Aspekte empirischer Kulturforschung*, Berlin, S. 11–20.
- Giese, Ernst (1987): Hochschulen als Gegenstand regionalwissenschaftlicher Forschung, in: Ernst Giese (Hg.), *Aktuelle Beiträge zur Hochschulforschung*, Gießen, S.1–24.
- Gillessen, Jens/Peer Pasternack (2013): Zweckfrei nützlich: Wie die Geistes- und Sozialwissenschaften regional wirksam werden. Fallstudie Sachsen-Anhalt, Halle-Wittenberg; auch unter http://www.hof.uni-halle.de/dateien/ab_3_2013.pdf (28.7.2016).
- Gillwald, Katrin (2000): Konzepte sozialer Innovationen, Berlin; URL <http://bibliothek.wzb.eu/pdf/2000/p00-519.pdf> (13.12.2014).
- Gläser, Jochen/Stefan Lange (2007): Wissenschaft, in: Arthur Benz/Susanne Lütz/Uwe Schimank/Georg Simonis (Hg.), *Handbuch Governance. Theoretische Grundlagen und empirische Anwendungsfelder*, Wiesbaden, S. 437–451.
- Glock, Birgit (2006): Stadtpolitik in schrumpfenden Städten. Duisburg und Leipzig im Vergleich, Wiesbaden.
- Göb, Rüdiger (1977): Die schrumpfende Stadt, in: *Archiv für Kommunalwissenschaften* II/1977, S. 149–177.
- Grave, Barbara/Pascal Hetze/Annett Kanig (2013): Wie Hochschulen Unternehmensgründungen fördern, hrsg. vom Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft, Essen; auch unter <http://www.stifterverband.com/gruendungsradar/2013/> (6.12.2015).
- Grelak, Uwe/Peer Pasternack (Red.) (2011): Zukunftsgestaltung im demographischen Umbruch. Impulse und Handlungsoptionen aus Sicht der WZW-Expertenplattform „Demographischer Wandel in Sachsen-Anhalt“, Wittenberg; auch unter http://www.hof.uni-halle.de/dateien/pdf/WZW_Reihe_Nr7.pdf (29.12.2016).
- Großmann, Katrin (2007): Am Ende des Wachstumsparadigmas? Zum Wandel von Deutungsmustern in der Stadtentwicklung. Der Fall Chemnitz, Bielefeld.
- Grossmann, Michael (2006): Education and Nonmarket Outcomes, in: Eric A. Hanushek/Finis Welch (eds.), *Handbook of the Economics of Education*, Amsterdam, S. 577–633.

- Grossmann, Ralph/Ada Pellert/Victor Gotwald (1997): Krankenhaus, Schule, Universität: Charakteristika und Optimierungspotentiale, in: Ralph Grossmann (Hg.), *Besser Billiger Mehr. Zur Reform der Expertenorganisationen Krankenhaus, Schule, Universität*, Wien/New York, S. 24–35.
- Gruppe 2004 „Hochschule neu denken“ (2004): *Memorandum Hochschule neu denken. Neuorientierung am Horizont der Nachhaltigkeit*, Lüneburg.
- Gulati, Ranjay/Martin Gargiulo (1999): Where Do Interorganizational Networks Come From?, in: *The American Journal of Sociology* 5/1999, S. 1439–1493.
- GWK, Gemeinsame Wissenschaftskonferenz (2011): *Pakt für Forschung und Innovation. Monitoring-Bericht 2011*, Bonn; auch unter <http://www.gwk-bonn.de/fileadmin/Papers/GWK-Heft-23-PFI-Monitoring-Bericht-2011.pdf> (20.9.2011).
- Hafner, Urs (2015): *Vom Wissenschaftsrat zum Innovationsrat. Die historische Entwicklung des Schweizerischen Wissenschaftsrates in der Aussensicht*, Schweizerischer Wissenschafts- und Innovationsrat, Bern; auch unter http://www.swir.ch/images/stories/pdf/de/SWIR_Sc_hrift_4_2015_D_Vom_Wissenschaftsrat_zum_Innovationsrat_web.pdf (5.9.2015).
- Hall, Peter (1998): *Cities in Civilization. Cultur, Innovation, and Urban Order*, London/New York.
- Halle Spektrum (2013): *Stadt will Zusammenarbeit mit Uni verbessern*, 10.2.2013, <http://hallespektrum.de/nachrichten/vermischtes/stadt-will-zusammenarbeit-mit-uni-verbessern/31136> (2.3.2013).
- Hamm, Bernd (2007): *Netzwerke als Überlebensstrategie peripherer Regionen. Regionale Netzwerke und Erneuerbare Energien. Abschlussbericht*, Trier; URL http://www.netzwerkexzellenz.uni-trier.de/?dl=yes&file_id=50&ctrlhash=1490744a6236-7c282a67f62e7d6932eb (10.4.2008).
- Harm, Katrin/Tobias Jaeck (2013): *Bürgerumfrage Halle 2012, (Saale)*; auch unter <http://www.soziologie.uni-halle.de/publikationen/pdf/1302.pdf> (14.12.2015).
- Harm, Katrin/Tobias Jaeck/Alexander Naß/Reinhold Sackmann (2010): *Bürgerumfrage Halle 2009, Halle (Saale)*; auch unter <http://www.soziologie.uni-halle.de/publikationen/pdf/1001.pdf> (27.1.2016).
- Harter, Stefan (2014): *Lärmschutz stoppt Wohn-Silo*, in: *Volksstimme*, 7.6.2014, http://www.volksstimme.de/nachrichten/magdeburg/1289722_Laermschutz-stoppt-Wohn-Silo.html (15.6.2015).
- Harth, Annette (2012): *Stadtplanung*, in: Frank Eckert (Hg.), *Handbuch Stadtsoziologie*, Wiesbaden, S. 337–364.
- Häußermann, Hartmut/Walter Siebel (1987): *Neue Urbanität*, Frankfurt a.M.
- Häußermann, Hartmut/Walter Siebel (1988): *Die schrumpfende Stadt und die Stadtsoziologie*, in: Jürgen Friedrichs (Hg.), *Soziologische Stadtforschung, Sonderband Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Opladen, S. 78–94.
- Häußermann, Hartmut/Walter Siebel (2004): *Schrumpfende Städte – schrumpfende Phantasie*, in: *Merkur* 8/2004, S. 682–692.
- Hechler, Daniel/Peer Pasternack (2012): *Hochschulorganisationsanalyse zwischen Forschung und Beratung*, Wittenberg.
- Hechler, Daniel/Peer Pasternack (2018): *Hochschulen und Stadtentwicklung in Sachsen-Anhalt, unter Mitwirkung von Jens Gillissen, Uwe Grelak, Justus Henke, Sebastian Schneider, Peggy Trautwein und Steffen Zierold*, Berlin.
- Heidenreich, Martin (2005): *The renewal of regional capabilities. Experimental regionalism in Germany*, in: *Research Policy* 34, S. 739–757.
- Heilmeyer, Florian (2010a): *Halberstadt: Kultivierung der Leere*, in: *Ministerium für Landesentwicklung und Verkehr des Landes Sachsen-Anhalt (Hg.), Internationale Bauausstellung Stadtbau Sachsen-Anhalt 2010. Weniger ist Zukunft. 19 Städte – 19 Themen*, Berlin, S. 621–629.
- Heinicke, Katrin/Stephan L. Thomsen (2011): *Qualifikation und Fähigkeiten: Ein empirischer Vergleich von Sachsen-Anhalt mit ausgewählten Bundesländern*; URL <http://goo.gl/3aANJ> (23.8.2012).
- Heinze, Rolf, G. (2000): *Inszenierter Korporatismus im sozialen Sektor*, in: Heinz-Jürgen Dahme/Norbert Wohlfahrt (Hg.), *Netzwerkökonomie im Wohlfahrtsstaat. Wettbewerb und Kooperation im Sozial- und Gesundheitssektor*, Berlin, S. 31–46.

- Henke, Justus/Peer Pasternack/Sarah Schmid (2016): Third Mission bilanzieren. Die dritte Aufgabe der Hochschulen und ihre öffentliche Kommunikation, Halle-Wittenberg; auch unter <http://www.hof.uni-halle.de/journal/texte/Handreichungen/HoF-Handreichungen8.pdf> (1.7.2016).
- Henke, Justus/Peer Pasternack/Sarah Schmid (2017): Mission, die dritte. Gesellschaftliche Leistungen der Hochschulen neben Forschung und Lehre: Konzept und Kommunikation der Third Mission, Berlin.
- Hensling, Gudrun (2008): Halle (Saale). weinberg campus. Der erfolgreiche Wandel im Stadtteil Heide-Süd, Halle (Saale).
- Hentig, Hartmut von (1970): Wissenschaftsdidaktik, in: ders./Ludwig Huber/Peter Müller (Hg.), Wissenschaftsdidaktik. Referate und Berichte von einer Tagung des Zentrums für interdisziplinäre Forschung der Universität Bielefeld am 11. und 12. April 1969, Göttingen, S. 14–40.
- Hesse, Markus (2004): Mitten am Rand. Vorstadt, Suburbia, Zwischenstadt, in: Kommune 5/2004, S. 70–74.
- Hirsch-Kreinsen, Hartmut (2010): Die ‚Hightech-Obsession‘ der Innovationspolitik, in: Jürgen Howaldt/Heike Jacobsen (Hg.), Soziale Innovation. Auf dem Weg zu einem postindustriellen Innovationsparadigma, Wiesbaden, S. 70–84.
- Hohn, Stefanie/Clas Meyer (2010): Erforschung der positiven Effekte der Netzwerkbildung bei Kommunen, die am Wettbewerb „Stadt der Wissenschaft“ teilgenommen haben. Evaluationsbericht, Osnabrück, http://www.stadt-der-wissenschaft.de/pdf/stadt_der_wissenschaft_evaluationsbericht.pdf (7.6.2011).
- Höhne, Romy/Peer Pasternack/Steffen Zierold (2012): Ein Jahrzehnt Hochschule-und-Region-Gutachten für den Aufbau Ost (2000–2010). Erträge einer Meta-Analyse, Halle-Wittenberg; auch unter www.hof.uni-halle.de/dateien/ab_5_2012.pdf (27.11.2013).
- Holtkamp, Lars (2007): Local Governance, in: Arthur Benz/Susanne Lütz/Uwe Schimank/Georg Simonis (Hg.), Handbuch Governance, Wiesbaden, S. 366–377.
- HoMe, Hochschule Merseburg (2015): Hochschulentwicklungsplan der Hochschule Merseburg 2015–2025, Merseburg; auch unter <http://www.hs-merseburg.de/fileadmin/redaktion/Hochschule/Hochschulmanagement/HEP/hep.pdf> (15.9.2015).
- Hotz-Hart, Beat/Adrian Rohrer (2014): Nationen im Innovationswettbewerb. Ökonomie und Politik der Innovation, Springer Gabler, Wiesbaden.
- Howaldt, Jürgen/Michael Schwarz (2010): Soziale Innovation – Konzepte, Forschungsfelder und -perspektiven, in: Jürgen Howaldt/Heike Jacobsen (Hg.), Soziale Innovation. Auf dem Weg zu einem postindustriellen Innovationsparadigma, Wiesbaden, S. 87–108.
- HRK, Hochschulrektorenkonferenz (2018): Hochschulkompass online. Liste der Hochschulen, http://www.hs-kompass2.de/kompass/xml/download/hs_liste.txt (19.7.2018).
- HS Harz (2010): studieren.forschen.leben. Studium in Wernigerode und Halberstadt, Wernigerode.
- HS MDS, Hochschule Magdeburg-Stendal (2014): Hochschulstandort Stendal – Unser Selbstverständnis, o.O. [Stendal].
- Huber, Ludwig (1999): Drei Probleme der Forschung über Hochschulen. Diskutiert am Beispiel des Wissenschaftlichen Zentrums für Berufs- und Hochschulforschung der Universität Gesamthochschule Kassel, in: Das Hochschulwesen 2/1999, S. 54–59.
- Humboldt, Wilhelm von (1993): Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin [1810], in: ders., Werke in fünf Bänden, Bd. IV: Schriften zur Politik und zum Bildungswesen, hrsg. von Andreas Flitner/Klaus Giel, 4. Aufl., Stuttgart, S. 255–266.
- Humboldt, Wilhelm von (1993a): Antrag auf Errichtung der Universität Berlin, Mai 1809, in: ders., Werke in fünf Bänden, Bd. IV, Stuttgart, S. 29–37.
- Hüning, Lars/Lisa Mordhorst/Ronny Röwert/Frank Ziegele (2017): Hochschulbildung wird zum Normalfall – auch in räumlicher Hinsicht? Eine Analyse der Ausbreitung von Hochschulstandorten seit 1990, Gütersloh; auch unter <http://www.che.de/cms/?getObject=1184&getLang=de> (25.11.2017).
- Hüther, Otto (2010): Von der Kollegialität zur Hierarchie? Eine Analyse des New Managerialism in den Landeshochschulgesetzen, Wiesbaden.
- HWWI, Hamburgisches Weltwirtschaftsinstitut/Berenberg (2015): Städteranking 2015. Die 30 größten Städte Deutschlands im Vergleich, Hamburg; URL <http://www.hwwi.org/fileadmin>

/hwwi/Publikationen/Partnerpublikationen/Berenberg/2015-10-05_Staedteranking_ANSI_CHT_FINAL.pdf (4.8.2016).

- IBA-Büro (Hg.) (2007): Die anderen Städte. IBA Stadtumbau 2010. Band 5: Instrumente, Berlin.
- IBA-Büro (Hg.) (2009): Die anderen Städte. IBA Stadtumbau 2010. Band 9: Potentiale, Berlin.
- Ibert, Oliver (2005): Wie lassen sich Innovationen planen?, in: Informationen zur Raumentwicklung 9/2005, S. 599–607.
- Ibert, Oliver (2011): Dynamische Geographien der Wissensproduktion – Die Bedeutung physischer wie relationaler Distanzen in interaktiven Lernprozessen, in: ders./Hans Joachim Kujath (Hg.), Räume der Wissensarbeit. Zur Funktion von Nähe und Distanz in der Wissensökonomie, Wiesbaden, S. 49–70.
- IfS, Institut für Stadtforschung und Strukturpolitik (Hg.) (2004): Neue Bewohner für die Innenstadt. Sozialwissenschaftliche Studie in Merseburg im Auftrag der Internationalen Bauausstellung Stadtumbau Sachsen-Anhalt 2010 (IBA). Endbericht – Entwurf, Berlin.
- INSM, Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft (2012): Städteranking 2012: Das Stärken-Schwächen-Profil. Magdeburg, http://www.insm-staedteranking.de/2012_pdf/magdeburg.pdf (17.6.2013).
- Inzelt, Annamária/Philippe Laredo/Paloma Sanchez/Marina Marian/Frederica Viganò/Nicolas Carayol (2007): Third Mission, in: University, OEU Observatory of the European (Hg.), Strategic Management of University Research Activities. Methodological Guide. Prime Network of Excellence, S. 117–154.
- ISS, Internationale Sommerschule Halle, Organisationsbüro (2005): Internationale Sommerschule Halle, Halle (Saale); http://www.sachsen-anhalt.de/LPSA/fileadmin/Elementbibliothek/Bibliothek_Politik_und_Verwaltung/Bibliothek_MBV/Broschueren/2005/Broschuere.pdf (11.8.2008).
- IW Consult, Institut der deutschen Wirtschaft Köln Consult (2012): Städteranking 2012. Die größten deutschen Städte im Test, Köln, http://www.insm-staedteranking.de/downloads/endbericht_staedteranking_2012.pdf (17.6.2013).
- Johnson, Steven (2013): Wo gute Ideen herkommen. Eine kurze Geschichte der Innovation, Scoventa Verlag, Bad Vilbel.
- Kaube, Jürgen (2011): Inszeniert mal schön. Lübeck als Wissenschaftsstadt, in: F.A.Z., 30.3.2011, S. N5.
- Kaube, Jürgen (2014): Es ist alles entschieden, jetzt brauchen wir Beratung, in: F.A.Z., 20.4.2014, URL <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/forschung-und-lehre/mehr-forschung-ueber-hochschulen-gewuenscht-12896201.html> (24.4.2014).
- Kauffmann, Albrecht/Martin T.W. Rosenfeld (Hg.) (2012): Städte und Regionen im Standortwettbewerb. Neue Tendenzen, Auswirkungen und Folgerungen für die Politik, Hannover.
- Keim, Karl-Dieter (2001): Forschungs- und Entwicklungsprogramm zur Regenerierung der ostdeutschen Städte, in: ders. (Hg.), Regenerierung schrumpfender Städte. Zur Umbaudebatte in Ostdeutschland, Erkner 2001, S. 9–39.
- KGE Kommunalgrund (Hg.) (2009): www.wissenschaftshafen.de, o.O.; URL http://www.wissenschaftshafen.de/2011-07-14_WissH.pdf (4.8.2011).
- Kil, Wolfgang (2004): Luxus der Leere. Eine Streitschrift, Wuppertal.
- Klaßen, Iris/Gero Stenke (2014): Mit Wissen wachsen, in: Wissenschaft & Wirtschaft 22/2014, S.42–45.
- Koch, Gertraud (2011): Raum als Wissenskategorie – Raumkonzepte und -praktiken in Prozessen der Wissensserzeugung, in: Oliver Ibert/ Hans Joachim Kujath (Hg.), Räume der Wissensarbeit. Zur Funktion von Nähe und Distanz in der Wissensökonomie, Wiesbaden, S. 269–285.
- Kocka, Jürgen/Ursula M. Staudinger (Hg.) (2009): Gewonnene Jahre. Empfehlungen der Akademie Altern in Deutschland, Stuttgart; online unter http://www.leopoldina.org/fileadmin/redaktion/Politikberatung/pdf/Gewonnene_Jahre.pdf (21.12.2013).
- Kocyba, Hermann (2004): Wissen, in: Ulrich Bröckling/Susanne Krassmann/Thomas Lemke (Hg.), Glossar der Gegenwart, Frankfurt a.M., S. 300–306.
- Koglin, Gesa/Karsten König/Gunter Quaißer/Jens Preische/Anni Fischer (2013): Wissens- und Technologietransfer in den Neuen Steuerungsmodellen zur Hochschulfinanzierung, TSB Technologiestiftung, Berlin.

- Köhler, Benjamin/Isabell Maue/Peer Pasternack (2014): Sachsen-Anhalt-Forschungslandkarte Demografie, Halle-Wittenberg; auch unter http://www.hof.uni-halle.de/dateien/pdf/O1_Demografie_FLK-LSA_DINA5.pdf (29.12.2015).
- Krücken, Georg/Frank Meier (2003): „Wir sind alle überzeugte Netzwerktäter“. Netzwerke als Formalstruktur und Mythos der Innovationsgesellschaft, <http://www.homes.uni-bielefeld.de/kruecken/importe/Krueckenmeier.pdf> (12.4.2008).
- Kühl, Stefan (2000): Das Regenmacher-Phänomen. Widersprüche und Aberglaube im Konzept der lernenden Organisation, Frankfurt/New York.
- Kühn, Manfred/Hanna Sommer (2013): Periphere Zentren – Städte in peripherisierten Regionen. Theoretische Zugänge, Handlungskonzepte und eigener Forschungsansatz, IRS, Erkner.
- Kühn, Manfred/Sabine Weck (2013): Peripherisierung. Ein Erklärungsansatz zur Einstellung von Peripherien, in: Matthias Bernt/Heike Liebmann (Hg.), Peripherisierung, Stigmatisierung, Abhängigkeit? Deutsche Mittelstädte und ihr Umgang mit Peripherisierungsprozessen, Wiesbaden, S. 24–46.
- Kujath, Hans Joachim/Axel Stein (2009): Rekonfigurierung des Raumes in der Wissensgesellschaft, in: Raumforschung und Raumordnung 5–6/2009, S. 369–382.
- Kujath, Hans Joachim/Kai Pflanz/Axel Stein/Sabine Zillmer (2008): Raumentwicklungspolitische Ansätze zur Förderung der Wissensgesellschaft, Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung/Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung, Berlin/Bonn, http://www.bbsr.bund.de/cln_032/nn_21272/BBSR/DE/Veroeffentlichungen/BMVBS/WP/2008/heft58__DL,templateld=raw,property=publicationFile.pdf/heft58_DL.pdf (20.8.2011).
- Kujath, Hans Joachim/Peer Pasternack/Verena Radinger-Peer (2018): Governanceformen des regionalen Wissenstransfers, in: Lorenz Blume/Rolf-Dieter Postlep (Hg.), Hochschulen und nachhaltige Regionalentwicklung, Hannover [i.Ersch.].
- Kunze, Max/Jürgen Marezki/Cecile Prinz/Nico Scholz (2012): Neue Aufgaben für Hochschulen und Museen. Lebenslanges Lernen und demografischer Wandel, in: Klaus Friedrich/Peer Pasternack (Hg.), Demografischer Wandel als Querschnittsaufgabe. Fallstudien der Expertenplattform „Demografischer Wandel“ beim Wissenschaftszentrum Sachsen-Anhalt, Halle (Saale), S. 289–303.
- Kunzmann, Klaus R. (2004): Wissensstädte: Neue Aufgaben für die Stadtpolitik, in: Ulf Matthiesen (Hg): Stadregion und Wissen. Analysen und Plädoyers für eine wissensbezogene Stadtpolitik, Wiesbaden, S. 29–41.
- Landesamt für Verbraucherschutz des Landes Sachsen-Anhalt (Hg.) (o.J. [2007?]): Ein halbes Jahrhundert Veterinärmedizin in Stendal. Vorträge anlässlich der Festveranstaltung zum 50-jährigen Bestehen des Standort Stendal 2006 und des 100-jährigen Bestehens des Landesveterinär- und Lebensmitteluntersuchungsamtes in Halle 2000, Stendal; auch unter http://www.verbraucherschutz.sachsen-anhalt.de/fileadmin/Bibliothek/Politik_und_Verwaltung/MS/LAV_Verbraucherschutz/veterinaermedizin/publikationen/50-jahre-veteriar-in-stendal.pdf (29.12.2015).
- Landeshauptstadt Magdeburg (2013): Magdeburg 2025. Integriertes Stadtentwicklungskonzept der Landeshauptstadt Magdeburg Gesamtstadt, Magdeburg; auch unter http://www.magdeburg.de/PDF/SEK_Integriertes_Stadtentwicklungskonzept_der_LH_Magdeburg.PDF?ObjSvrID=37&ObjID=11368&ObjLa=1&Ext=PDF&WTR=1&_ts=1407221607 (26.1.2015)
- Landfried, Klaus/Ulrike Senger (2004): Neue Lehr- und Lernformen. Lehren und Lernen im Zeichen ganzheitlicher Persönlichkeitsentwicklung, in: Winfried Benz/Jürgen Kohler/Klaus Landfried (Hg.), Handbuch Qualität in Studium und Lehre. Evaluation nutzen, Akkreditierung sichern, Profil schärfen [Loseblattsammlung], Berlin, E 5.4.
- Landkreis Harz (2010): Anzeigensonderveröffentlichung zum Standort Landkreis Harz, Beilage der Harzer Volkstimme am 1.10.2010.
- Lange, Bastian (2007): Die Räume der Kreativszenen. Culturepreneurs und ihre Orte in Berlin, Bielefeld.
- Laredo, Philippe (2007): Revisiting the Third Mission of Universities: Toward a Renewed Categorization of University Activities?, in: Higher Education Policy 20 (4), S. 441–456.
- Leipzig Charta (2007), Leipzig Charta zur nachhaltigen europäischen Stadt. Angenommen anlässlich des Informellen Ministertreffens zur Stadtentwicklung und zum territorialen Zusammenhalt in Leipzig am 24./25. Mai 2007; <http://www.bmvbs.de/SharedDocs/DE/A/nlage/StadtUndLand/Stadtentwicklung/leipzig-charta-zur-nachhaltigen-europaeischen-sta>

- dt-angenommen-am-24-mai-2007.pdf;jsessionid=BB22391DF1204574ADA0584325A32438?__blob=publicationFile (18.6.2013).
- Lenhardt, Gero (2005): Hochschule, Fachmenschentum und Professionalisierung, in: Manfred Stock/Andreas Wernet (Hg.), Hochschule und Professionen (=die hochschule 1/ 2005), Wittenberg, S. 92–109.
- Lewin, Dirk (1998): Die Fachhochschule der anderen Art. Konzeptrealisierung am Standort Stendal. Zustandsanalyse, Wittenberg.
- Lewin, Dirk (2000): Studieren in Stendal – Untersuchung eines innovativen Konzepts. 2. Zwischenbericht, Wittenberg.
- Leydesdorff, Loet (2012): The Triple Helix of University-Industry-Government Relations, o.O.; URL <http://eprints.rclis.org/16559/1/The%20Triple%20Helix%20of%20University-Industry-Government%20Relations.Jan12.pdf> (18.12.2013).
- Leydesdorff, Loet/Henry Etzkowitz (1996): Emergence of a Triple Helix of University-Industry-Government Relations, in: *Science & Public Policy* 5/1996, S. 279–286.
- Liebmann, Heike (2004): Vom sozialistischen Wohnkomplex zum Problemgebiet? Strategien und Steuerungsinstrumente für Großwohnsiedlungen im Stadtumbauprozess in Ostdeutschland, Dortmund.
- Lindblom, Charles E. (1959): The science of „muddling through“, in: *Public administration review* 1/1959, S. 79–88.
- Lisowski, Rainer (2009): Von „Stadt der Wissenschaft“ zur Wissenschaftsstadt, in: *Wirtschaft & Wissenschaft* 2/2009, 14f.
- Lisowski, Rainer/Clas Meyer/Matthias Schmidt/Claus Spitzer-Ewersmann/Stefanie Wesselmann (2011): Wissensbasierte Stadtentwicklung. 16 Beispiele aus der Praxis. Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft, Essen; http://www.stifterverband.org/publikationen_und_podcasts/positionen_dokumentationen/wissensbasierte_stadtentwicklung/wissensbasierte_stadtentwicklung.pdf (20.9.2011).
- LM S, Landeshauptstadt Magdeburg, Stadtplanungsamt, IBA-Stabsstelle (Hg.) (2010c): Leben an und mit der Elbe. Werner-von-Siemens-Gymnasium Magdeburg, Magdeburg.
- LM S, Landeshauptstadt Magdeburg, Stadtplanungsamt/IBA-Stabsstelle (Hg.) (2010b): Leben an und mit der Elbe. IBA-Pfad Magdeburg. Ein Wegweiser durch die städtische Elblandschaft, Magdeburg.
- LM S, Landeshauptstadt Magdeburg, Stadtplanungsamt/IBA-Stabsstelle (Hg.) (2010d): Leben an und mit der Elbe. Wissenschaftshafen, Magdeburg.
- Locke, Stefan (2009): Von der Kauf- zur Wissenshalle, in *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 13.6.2009, S. 2.
- Löw, Martina (2008): Soziologie der Städte, Frankfurt a.M.
- Lübecker Katalog, Lübecker Katalog zum Thema „Von der Stadt der Wissenschaft zur Wissenschaftsstadt“ (2012), http://www.stadt-der-wissenschaft.de/pdf/luebecker_katalog.pdf (20.8.2016).
- Luhmann, Niklas (1984): *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*, Frankfurt a.M.
- Luhmann, Niklas (2002): *Das Erziehungssystem der Gesellschaft*, Suhrkamp, Frankfurt a.M.
- Luhmann, Niklas (2010): *Politische Soziologie*, Berlin.
- Markowitsch, Jörg/Karin Messerer/Monika Prokopp (2004): *Handbuch praxisorientierter Hochschulbildung*, Wien.
- Matthiesen, Ulf (2004): Wissen in Stadtregionen. Forschungsergebnisse und Streitfragen, Orientierungswissen und Handlungsoptionen, in: ders. (Hg.) *Stadtregion und Wissen. Analysen und Plädoyers für eine wissensbezogene Stadtpolitik*, Wiesbaden, S. 11–27.
- Matthiesen, Ulf (2007): Wissensmilieus in heterogenen stadtreionalen Räumen Ostdeutschlands – zwischen Innovationsressourcen und kulturellen Abschottungen, in: Gertraud Koch/Bernd Jürgen Warnken (Hg.), *Region – Kultur – Innovation. Wege in die Wissensgesellschaft*, Wiesbaden, S. 83–122.
- Matthiesen, Ulf/Gerhard Mahnken (2009): Das Wissen der Städte – zur Einleitung, in: dies. (Hg.) (2009), *Das Wissen der Städte. Neue stadtreionale Entwicklungsdynamiken im Kontext von Wissen, Milieus und Governance*, Wiesbaden, S. 13–29.
- Matthiesen, Ulf/Hans-Joachim Bürkner (2004): Wissensmilieus – Zur sozialen Konstruktion und analytischen Rekonstruktion eines neuen Sozialraum-Typus, in: Ulf Matthiesen (Hg), *Stadt-*

- region und Wissen. Analysen und Plädoyers für eine wissensbezogene Stadtpolitik, Wiesbaden, S. 65–98.
- Mayer, Karl Ulrich (Hg.) (2013): *Zukunft leben. Die demografische Chance*, Berlin.
- Mayntz, Renate (1993): Policy-Netzwerke und die Logik von Verhandlungssystemen, in: Adrienne Heritier (Hg.), *Policy-Analyse. Kritik und Neuorientierung*, PVS Sonderheft 24/1993, Op-laden, S. 39–56.
- MDR Kultur (2017): Urbane Kunst soll Halle-Neustadt zur Zukunftsstadt machen; URL <https://www.mdr.de/kultur/halle-neustadt-zukunftsstadt-freiraumgalerie-100.html> (21.8. 2018).
- Meier, Frank (2009): *Die Universität als Akteur. Zum institutionellen Wandel der Hochschulorganisation*, Wiesbaden.
- Melanchthon, Philipp (1989 [1523]): *De laude vitae scholasticae oratio – Grundlegung des gesellschaftlichen Lebens in der Schule*, in: Günther R. Schmidt (Hg.), *Philipp Melanchthon: Glaube und Bildung. Texte zum christlichen Humanismus*, Reclam, Stuttgart, S. 204–221.
- Memorandum Dialog Wissenschaft und Gesellschaft (1999), http://www.wissenschaft-im-dialog.de/fileadmin/redakteure/dokumente/push_memorandum_1999.pdf (29.4.2013).
- Merton, Robert K. (1985): *Die normative Struktur der Wissenschaft*, in: ders.: *Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen. Aufsätze zur Wissenschaftssoziologie*, Frankfurt am Main, S. 86–99.
- Metis (2015): *Europäische Strukturfonds Sachsen-Anhalt 2007 – 2013: Schlussevaluierung – Endbericht Fallstudie Magdeburg*, Januar 2015, o.O., http://www.europa.sachsen-anhalt.de/fileadmin/Bibliothek/Politik_und_Verwaltung/StK/Europa/Publikationen_Berichte/Berichte/Endbericht_Fallstudie_Magdeburg.pdf (24.4.2016)
- Metis (2015a): *Europäische Strukturfonds Sachsen-Anhalt 2007 – 2013: Schlussevaluierung – Endbericht Fallstudie Halle (Saale)*, März 2015, o.O., http://www.europa.sachsen-anhalt.de/fileadmin/Bibliothek/Politik_und_Verwaltung/StK/Europa/Publikationen_Berichte/Berichte/Endbericht_Fallstudie_Halle.pdf (24.4.2016)
- Meyer, John W./Brian Rowan (2009): *Institutionalisierte Organisationen. Formale Struktur als Mythos und Zeremonie*, in: Sascha Koch/Michael Schemmann (Hg.), *Neo-Institutionalismus in der Erziehungswissenschaft. Grundlegende Texte und empirische Studien*, Wiesbaden, S. 28–56.
- Meyer-Stamer, Jörg (2000): Michael E. Porter (*1947). *Das Cluster-Konzept: Wettbewerbsvorteile muss man sich schaffen*, in: *E+Z – Entwicklung und Zusammenarbeit* 2/2000, S. 40–43.
- MLU, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (2009): *Rektoratsbericht 2008 vom 25. Februar 2009 (in Fortschreibung des Berichtes für den Zeitraum vom 01.01.2006 bis 31.12.2007)*, Halle; <http://www.verwaltung.uni-halle.de/DEZERN1/PRESSE/rektoratsbericht08.pdf> (16.9.2011).
- MLU-Pressestelle, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Pressestelle (2018): *Land Art. Kunstprojekt der Uni Halle vernetzt Halle-Neustadt mit dem Weinberg Campus*, Pressemitteilung 049/2018 vom 17.4.2018; URL https://pressemitteilungen.pr.uni-halle.de/index.php?modus=pmanzeige&pm_id=2861 (30.10.2018).
- MLV LSA, Ministerium für Landesentwicklung und Verkehr des Landes Sachsen-Anhalt (2008): *Bauminister Daehre: Rund 5,3 Millionen Euro für Hochschulstandort Stendal* (Pressemitteilung Nr.: 056/08), 5. Juni 2008, o.O. [Magdeburg?], http://www.asp.sachsen-anhalt.de/presseapp/data/mwv/2008/056_2008.htm (27.1.2016).
- MLV LSA, Ministerium für Landesentwicklung und Verkehr des Landes Sachsen-Anhalt (Hg.) (2010a): *Aschersleben. Schnittstelle Durchfahrtsstraße*, o.O. [Magdeburg?].
- MLV LSA, Ministerium für Landesentwicklung und Verkehr des Landes Sachsen-Anhalt (Hg.) (2010b): *Halberstadt. Kultivierung der Leere*, o.O. [Magdeburg?].
- MLV LSA, Ministerium für Landesentwicklung und Verkehr des Landes Sachsen-Anhalt (Hg.) (2010d): *Hansestadt Stendal. Zentraler Ort im ländlichen Raum*, o.O. [Magdeburg?].
- MLV LSA, Ministerium für Landesentwicklung und Verkehr des Landes Sachsen-Anhalt (Hg.) (2010f): *Magdeburg. Leben an und mit der Elbe*, o.O. [Magdeburg?].
- MLV-LSA, Ministerium für Landesentwicklung und Verkehr des Landes Sachsen-Anhalt, Referat 22 – *Allgemeine Angelegenheiten der Raumordnung und Landesentwicklung* (2011): *Landesentwicklungsplan 2010 des Landes Sachsen-Anhalt*, in: *GVBl. LSA 2011 S. 160* (Nr. 6), Magdeburg; auch unter: <http://www.landesrecht.sachsen-anhalt.de/jportal/portal/t/19cb/page/bssahprod.psm?doc.hl=1&doc.id=jlr-LEPST2010rahmen%3AJuris-lr00&document>

- number=2&numberofresults=41&showdoccase=1&doc.part=X¶mfromHL=true#focus point (13.8.2012).
- MMZ, Mitteldeutsches Multimediazentrum Halle GmbH (Hg.) (2011): MMZ – Medienkompass 2011. Eine qualitative und quantitative Befragung der hallischen Medienbranche, unter Mitarbeit von Katerina Hagen und Christoph Bernstiel, Halle (Saale).
- Morath, Frank A. (1996): Interorganisationelle Netzwerke: Dimensions – Determinants – Dynamics, Konstanz; http://w3.uib.uni-konstanz.de/v13/volltexte/2000/393//pdf/393_1.pdf (20.3.2007).
- Moretti, Enrico (2004): Workers' Education, Spillovers, and Productivity. Evidence from Plant-Level Production Functions, in: American Economic Review 3/2004, S. 656–690.
- MuKJournal, Zeitschrift der Medien- und Kommunikationswissenschaften an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (2015): Ausgabe Wintersemester 2015/2016 (Heft 23), Halle (Saale).
- Müller, Walter (2007): weinberg campus. zwischen gestern und heute. Teil 1, weinberg campus e.V., Halle/Saale.
- Müller-Böling, Detlef/Mechthild Heikenfeld (2013): Masterplan Wissenschaft Dortmund 15.02.2013. Band 1: Ziele und Maßnahmen, Stadt Dortmund, Amt für Angelegenheiten Oberbürgermeisters und des Rates, Dortmund; URL https://www.dortmund.de/media/p/studium_forschung/masterplan_wissenschaft/Masterplan_Wissenschaft_2013_Band1.pdf (21.9.2018).
- Musselin, Christine (2007): Are Universities Specific Organisations?, in: Georg Krücken/Anna Kosmützky/Marc Torka (Hg.), Towards a Multiversity? Universities between Global Trends and National Traditions, Bielefeld, S. 63–84.
- MZ, Mitteldeutsche Zeitung (2016): Mehr Farbe in Neustadt. Die Freiraumgalerie weitet sich nach Westen aus: In der Hallorenstraße gestaltet ein Künstler in den nächsten Wochen eine Fassade, in: Mitteldeutsche Zeitung, 2.9.2016.
- MZ, Mitteldeutsche Zeitung (2016): Neustadt 2050 Halle ist weiter im Wettbewerb Zukunftsstadt, in: Mitteldeutsche Zeitung, 15.7.2016, S. 7.
- MZ-web (2015): Wie aus Neustadt ein E-Quartier wird, 15.9.2015; URL <https://www.mz-web.de/halle-saale/stadtentwicklung-in-halle-wie-aus-neustadt-ein-e-quartier-wird-22632438> (22.8.2018).
- MZ-web (2015): Idee gegen Leerstand in Halle Neustadt als Denkmal ohne Menschen?, 27.6.2015; URL <https://www.mz-web.de/halle-saale/idee-gegen-leerstand-in-halle-neustadt-als-denkmal-ohne-menschen--1052088> (26.10.2018).
- MZ-web (2016): Online-Umfrage zur Zukunftsstadt: Neustadt will mehr Farbe, Beitrag von Silvia Zöller, 19.3.2016; URL <https://www.mz-web.de/halle-saale/online-umfrage-zur-zukunftsstadt-neustadt-will-mehr-farbe-23749696> (15.8.2018).
- MZ-web (2017): Projekt Freiraumgalerie. Halles Graffiti-Profis sind gefragt wie nie, 25.7.2017; URL <https://www.mz-web.de/halle-saale/projekt-freiraumgalerie--halles-graffiti-profis-sind-gefragt-wie-nie-28025982> (30.10.2018).
- MZ-web (2017): Vermehrte Einbrüche Einwohner in Heide-Süd hoffen auf mehr Polizei, Abschnitt „Heide-Süd: Weinbergcampus und Wohngegend sollen enger zusammenrücken“, 13.9.2017; URL <https://www.mz-web.de/halle-saale/vermehrte-einbrueche-einwohner-in-heide-sued-hoffen-auf-mehr-polizei-28403924> (21.8.2018).
- MZ-web (2018): „Urban gardening“-Projekt in Halle-Neustadt „An der Eselsmühle“ geht es los, 13.3.2018; URL <https://www.mz-web.de/halle-saale/-urban-gardening--projekt-in-halle-neustadt--an-der-eselsmuehle--geht-es-los-29861442> (22.8.2018).
- MZ-web (2018): Wettbewerb um innovative Ideen. Wie sieht die „Zukunftsstadt“ Halle-Neustadt aus, 19.4.2018; URL <https://www.mz-web.de/halle-saale/wettbewerb-um-innovative-ideen-wie-sieht-die--zukunftsstadt--halle-neustadt--aus-30037824> (22.8.2018).
- Nagel, Reiner (2010): Kreativität in der Stadt – eine Frage der Entscheidung, in: Bau und Stadtentwicklung (BMVBS) Bundesministerium für Verkehr (Hg.), Kreativität planen. Positionen zum Wesen unserer gebauten und gelebten Umwelt. Baukulturwerkstatt „Kreativität planen“, Berlin, S. 5.
- Nitz, Corinna (2007): Studieren bei Cranach. Seminarbetrieb läuft (fast) unbemerkt, in: Mitteldeutsche Zeitung, 30.11.2007.
- Nohl, Arnd-Michael (2006): Interview und dokumentarische Methode. Anleitung für die Forschungspraxis, Wiesbaden.

- Nowotny, Helga (1999): Es ist so. Es könnte auch anders sein. Über das veränderte Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft, Frankfurt a.M.
- OECD, Organisation for Economic Co-operation and Development (1999): OECD science, technology and industry scoreboard 1999. Benchmarking Knowledge-based Economies; auch unter doi: 10.1787/sti_scoreboard-1999-en (18.3.2013).
- Oehler, Christoph (1986): Offenheit und Demokratisierung der Hochschule, in: Paul Kellermann (Hg.), Universität und Hochschulpolitik, Wien/Köln/Graz, S. 69–77.
- Parsons, Talcott (1960): Structure and Process in Modern Societies, Glencoe/III.
- Pasternack, Peer (2014): Qualitätsstandards für Hochschulreformen. Eine Auswertung der deutschen Hochschulreformqualitäten in den letzten zwei Jahrzehnten, Bielefeld.
- Pasternack, Peer u.a. (2014a): 50 Jahre Streitfall Halle-Neustadt. Idee und Experiment. Lebensort und Provokation, Halle (Saale).
- Pasternack, Peer/Isabell Maue (Hg.) (2013): Lebensqualität entwickeln in schrumpfenden Regionen. Die Demographie-Expertisen der Wissenschaft in Sachsen-Anhalt, Wittenberg; auch unter http://www.wzw-lsa.de/fileadmin/wzw-homepage/content/dokumente/Dokumente/Publikationen/WZW_Reihe_Nr11.pdf (29.12.2015).
- Pasternack, Peer/Axel Müller (2005): Wittenberg als Bildungsstandort. Eine exemplarische Untersuchung zur Wissensgesellschaft in geografischen Randlagen. Gutachten zum IBA-„Stadtbau Sachsen-Anhalt 2010“-Prozess, Wittenberg; auch unter http://www.hof.uni-halle.de/dateien/ab_7_2005.pdf (7.10.2013).
- Pasternack, Peer/Carsten von Wissel (2010): Programmatische Konzepte der Hochschulentwicklung in Deutschland seit 1945, Düsseldorf.
- Peck, Jamie (2008): Das Kreativitätsskript, in: wespennest 153, S. 102–109.
- Pellert, Ada (1999): Die Universität als Organisation. Die Kunst, Experten zu managen, Wien/Köln/Graz.
- Pellert, Ada (2002): Hochschule und Qualität, in: Thomas Reil/Martin Winter (Hg.), Qualitätssicherung an Hochschulen: Theorie und Praxis, W. Bertelsmann Verlag, Bielefeld, S. 21–29.
- Petermann, Sören/Susanne Täfler (2006): Bürgerumfrage Halle 2005, Halle (Saale); auch unter <http://www.sozilogie.uni-halle.de/publikationen/pdf/0603.pdf> (27.1.2016).
- Pinl, Claudia (2013): Bitte gratis. Die fatale Kultur des Ehrenamts, in: Blätter für deutsche und international Politik 9/2013, S. 13–16.
- Plum, Oliver/Robert Hassink (2011): Wissensbasen als Typisierung für eine maßgeschneiderte regionale Innovationspolitik von morgen?, in: Olver Ibert/Hans Joachim Kujath (Hg.), Räume der Wissensarbeit. Zur Funktion von Nähe und Distanz in der Wissensökonomie, Wiesbaden, S. 171–188.
- Polt, Wolfgang/Martin Berger/Helmut Gassler/Helene Schiffbänker/Sybille Reidl (2014): Breites Innovationsverständnis und seine Bedeutung für die Innovationspolitik. Begründung, Messung, Umsetzung. Studie der JOANNEUM RESEARCH im Auftrag des Schweizerischen Wissenschafts- und Innovationsrats (SWIR), Bern.
- Portz, Norbert (2011): Stadtentwicklung in Mittel- und Kleinstädten: Chancen und Herausforderungen, in: vhw FWS 3/2011, S. 115–118.
- Powell, Walter W. (1990): Neither Market Nor Hierarchy. Network Forms of Organization, in: Research in Organizational Behavior, Vol. 12, S. 295–336; http://www.stanford.edu/~woody/papers/powell_neither.pdf (2.4.2008).
- Prognos (Hg.) (2004): Prognos Zukunftsatlas 2004. Gesamtübersicht Prognos-Zukunftsatlas 2004 (Gesamtranking), https://www.prognos.com/fileadmin/pdf/pdf/Atlanten/Zukunftsatlas_04/RANKING_Zukunftsatlas-TABELLEN_END_f%C3%BCr_PDF_13-05-2004.pdf (1.11.2016).
- Prognos (Hg.) (2013): Prognos Zukunftsatlas 2013. Ergebnisübersicht Gesamtranking, http://www.prognos.com/fileadmin/images/publikationen/zukunftsatlas2013/Gesamtranking_Zukunftsatlas_2013_Regionen.pdf (11.12.2013).
- Prognos (Hg.) (2016): Prognos Zukunftsatlas 2016. Alles auf einen Blick. Das Ranking für Deutschlands Regionen, Berlin.
- Puchta, Klaus (2011): Ein alter Hafen verändert eine Stadt, in: Rainer Lisowski/Clas Meyer/Matthias Schmidt/Claus Spitzer-Ewersmann/Stefanie Wesselmann, Wissensbasierte Stadtentwicklung. 16 Beispiele aus der Praxis. Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft, Essen, S. 94–98; http://www.stifterverband.org/publikationen_und_podcasts/posit

ionen_dokumentationen/wissensbasierte_stadtentwicklung/wissensbasierte_stadtentwicklung.pdf (17.9.2011).

- Puchta, Klaus (2014): Interview mit Dr. Klaus Puchta, Teamleiter der Stabsstelle Wissenschaft im Büro des Oberbürgermeisters der Stadt Magdeburg, zu dem URBACT-Projekt EUniver-Cities, <http://www.cipu.lu/index.php/urbact/newsletter-et-articles/interview-mit-dr-klaus-puchta-teamleiter-der-stabsstelle-wissenschaft-im-buero-des-oberbuergemeisters-der-stadt-magdeburg-zu-dem-urbact-projekt-eunivercities> (24.7.2015)
- Raffelhüschchen, Bernd/Klaus-Peter Schöppner (2012): Deutsche Post Glücksatlas 2012, Bonn/München.
- Rahms, Helene (2007): Kein Interesse an Titelhamsterei. Die Wissenschaftsstadt will nicht Stadt der Wissenschaft werden, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 30.3.2007, S. 73.
- Rammert, Werner (2010): Die Innovationen der Gesellschaft, in: Jürgen Howaldt/Heike Jacobsen (Hg.), Soziale Innovation, VS Verlag, Wiesbaden, S. 21–52.
- Rammert, Wolfgang (1997): Innovation im Netz. Neue Zeiten für technische Innovationen: heterogen verteilt und interaktiv vernetzt, in: Soziale Welt 4/1997, S. 397–416; http://www2.tu-berlin.de/~soziologie/Crew/rammert/articles/Innovation_im_Netz.html (6.4.2008).
- Reckwitz, Andreas (2009): Die Selbstkulturalisierung der Stadt, in: Mittelweg 36, 2/2009, S. 2–34.
- Reckwitz, Andreas (2012): Die Erfindung der Kreativität. Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung, Berlin.
- Reichert, Sybille (2013): Von neuer Macht und Ohnmacht an unseren Universitäten, in: Jürgen Mittelstraß/Ulrich Rüdiger (Hg.), Macht und Wissenschaft. Heilige Allianzen und prekäre Verhältnisse, UVK, Konstanz, S. 73–88.
- Reif, Heinz (2006): Metropolen. Geschichte, Begriffe, Methoden, Berlin, <http://www.geschundkunstgesch.tu-berlin.de/uploads/media/001-2006.pdf> (17.9.2013).
- Richter, Ralph (2009): Vom Wachsen und Schrumpfen der Städte. Entwicklungslinien und Debatten aus stadtsoziologischer Sicht, in: Ausgabe 1. Zeitschrift für Weltverdopplungsstrategien, 1. Ausgabe, Leipzig 2009, S. 97–111.
- Rohrbeck, Felix (2014): Sie hassen die Provinz, in: Die Zeit 40/2014, S. 23f.
- Ronge, Volker (1996): Politikberatung im Licht der Erkenntnisse soziologischer Verwendungsforschung, in: Annette Vogel/Heine Alemann (Hg.), Soziologische Beratung. Praxisfelder und Perspektiven. 9. Tagung für angewandte Soziologie, Opladen, S. 135–144.
- Rosner, Ulf (2005): Regionalökonomische Effekte von Hochschulen, Magdeburg.
- Rothe, Rudolf (1985): Ergebnisse, Erfahrungen und Aufgaben der Hochschul-Bauplanung in der DDR. Ein Beitrag zur Qualifizierung der funktionellen und baulich-räumlichen Entwicklung von Hochschulkomplexen, Dissertation B, TU Dresden (unveröff.).
- Ruby, Andreas (2003): Amor Vacui. Ein Plädoyer für die Anerkennung des nicht bebauten Raums, in: db. deutsche bauzeitung 4/2003, S. 35–37.
- Rücker, Manfred (1999): Das Institut für Hoch- und Fachschulbau. Entwicklung, Aufgaben, Leistungen und Abwicklung, in: Monika Gibas/Peer Pasternack (Hg.), Sozialistisch behaut & bekunstat. Hochschulen und ihre Bauten in der DDR, Leipzig, S. 72–84.
- Sachse, Petra (lv.) (2013): Auf dem Weg zur Wissenschaftsstadt, in: gründer magazin. Magazin der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg 1/2013, S. 24f.
- Sack, Detlef (2012): Urbane Governance, in: Frank Eckert (Hg.), Handbuch Stadtsoziologie, Wiesbaden, S.311–335.
- Scharpf, Fritz W. (2000): Interaktionsformen. Akteurzentrierter Institutionalismus in der Politikforschung, Opladen.
- Schätzl, Ludwig (2003): Wirtschaftsgeographie – Theorie, Paderborn.
- Schelsky, Helmut (1969): Abschied von der Hochschulpolitik oder die Universität im Fadenkreuz des Versagens, Bertelsmann Universitätsverlag, Bielefeld.
- Schimank, Uwe (2001): Festgefahrene Gemischtwarenläden. Die deutschen Hochschulen als erfolgreich scheiternde Organisationen, in: Erhard Stölting/Uwe Schimank (Hg.), Die Krise der Universitäten, Wiesbaden, S. 221–242.
- Schimank, Uwe (2006): Autonomie und Steuerung wissenschaftlicher Forschung. Ein funktionaler Antagonismus, in: ders., Teilsystemische Autonomie und politische Gesellschaftssteuerung. Beiträge zur akteurzentrierten Differenzierungstheorie 2, Wiesbaden, S. 201–220.
- Schimank, Uwe (2007): Die Governance-Perspektive. Analytisches Potenzial und anstehende konzeptionelle Fragen, in: Herbert Altrichter/Thomas Brüsemeier/Jochen Wissinger (Hg.),

- Educational Governance. Handlungskoordination und Steuerung im Bildungssystem, Wiesbaden, S. 231–260.
- Schimank, Uwe (2012): Wissenschaft als gesellschaftliches Teilsystem, in: Sabine Maassen/Mario Kaiser/Martin Reinhart/Barbara Sutter (Hg.), *Handbuch Wissenschaftssoziologie*, Wiesbaden, S. 113–123.
- Schneider, Heidrun/Barbara Franke (2014): *Bildungsentscheidungen von Studienberechtigten. Studienberechtigte 2012 ein halbes Jahr vor und ein halbes Jahr nach Schulabschluss*, Hannover; auch unter http://www.dzhw.eu/pdf/pub_fh/fh-201406.pdf (18.1.2015).
- Schneider, Volker (2008): Politiknetzwerke und die Steuerung komplexer Gesellschaften, in: Ebner, Alexander/Klaus Heine/Jan Schnellenbach (Hg.): *Innovation zwischen Markt und Staat. Die institutionelle Dynamik des wirtschaftlichen Wandels*, Baden-Baden: Nomos Verlag, S. 169–192.
- Schneidewind, Uwe (2009): *Nachhaltige Wissenschaft. Plädoyer für einen Klimawandel im deutschen Wissenschafts- und Hochschulsystem*, Marburg.
- Schneidewind, Uwe (2016): Die „Third Mission“ zur „First Mission“ machen?, in: Cort-Denis Hachmeister/Justus Henke/Isabel Roessler/Sarah Schmid (Hg.), *Gestaltende Hochschulen. Beiträge und Entwicklung der Third Mission (=die hochschule 1/2016)*, Halle-Wittenberg, S. 14–22.
- Schneidewind, Uwe/Mandy Singer-Brodowski (2014): *Transformative Wissenschaft. Klimawandel im deutschen Wissenschafts- und Hochschulsystem*, Metropolis-Verlag, Marburg.
- Schubert, Herbert (Hg.) (2008): *Netzwerkmanagement. Koordination von professionellen Vernetzungen – Grundlagen und Beispiele*, Wiesbaden.
- Schug, Markus (2012): Eine Stadt der Wissenschaft. Mainzer Imagepflege mit 500 Veranstaltungen, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 04.02.2012, Rhein-Main-Zeitung, S. 54.
- Schulze, Werner (o.J. [2012]): Der Förderverein für den Standort Stendal der Hochschule Magdeburg, <https://www.walt.hs-magdeburg.de/campus/c-standortsd/foerderer/foerderkreis/f/foerderkreis.pdf> (20.8.2014).
- Schumpeter (1946): *Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie*, Bern.
- Schwentker, Björn/James W. Vaupel (2011): Eine neue Kultur des Wandels, in: *APUZ – Aus Politik und Zeitgeschichte* 10–11/2011, S. 3–10.
- Science2public – Gesellschaft für Wissenschaftskommunikation e.V. (2017): *halle.neu.stadt-2050, Unsere Vision*; URL <https://halle.neu.stadt-2050.de/unsere-vision/index.html> (25.10.2018).
- Science2public – Gesellschaft für Wissenschaftskommunikation e.V. (2018): *halle.neu.stadt-2050, Projekt*; URL <https://halle.neu.stadt-2050.de/phase2/#projekt> (25.10.2018).
- Science2public – Gesellschaft für Wissenschaftskommunikation e.V. (2018a): *Aktionsfeld 1: neu.stadt.campus – TeSD (Technologisch – Sozial – Digital)*; URL <https://halle.neu.stadt-2050.de/phase2/aktionen/aktionsfeld-1> (25.10.2018).
- Science2public – Gesellschaft für Wissenschaftskommunikation e.V. (2018b): *Aktionsfeld 2: frei.raum.mit.gestalten – Neustadt wird zum kreativen Quartier für partizipatives und engagiertes Leben*; URL <https://halle.neu.stadt-2050.de/phase2/aktionen/aktionsfeld-2> (25.10.2018).
- Science2public – Gesellschaft für Wissenschaftskommunikation e.V. (2018c): *Aktionsfeld 3: Innovationsquartier – In Neustadt entsteht ein Inkubator für neues Wohnen und lokale Ökonomie*, URL <https://halle.neu.stadt-2050.de/phase2/aktionen/aktionsfeld-3> (25.10.2018).
- Science2public – Gesellschaft für Wissenschaftskommunikation e.V. (2018d): *Informationen der Aktionsfelder*; URL https://halle.neu.stadt-2050.de/phase2/wp-content/uploads/2016/12/Aktionsfelder-Information_halle.neu._stadt-2050.pdf (30.10.2018).
- Science2public – Gesellschaft für Wissenschaftskommunikation e.V. (2018e): *Ergebnispräsentation Phase 2_Aktionsfeld 1*; URL https://halle.neu.stadt-2050.de/phase2/wp-content/uploads/2018/05/Ergebnispr%C3%A4sentation-Phase-2_Aktionsfeld-1.pdf (30.10.2018).
- Science2public – Gesellschaft für Wissenschaftskommunikation e.V. (2018f): *Ergebnispräsentation Phase 2_Aktionsfeld 2*; URL https://halle.neu.stadt-2050.de/phase2/wp-content/uploads/2018/05/Ergebnispr%C3%A4sentation-Phase-2_Aktionsfeld-2.pdf (30.10.2018).
- Science2public – Gesellschaft für Wissenschaftskommunikation e.V. (2018g): *Ergebnispräsentation Phase 2_Aktionsfeld 3*; URL https://halle.neu.stadt-2050.de/phase2/wp-content/uploads/2018/05/Ergebnispr%C3%A4sentation-Phase-2_Aktionsfeld-3.pdf (30.10.2018).

- Science2public – Gesellschaft für Wissenschaftskommunikation e.V. (2018h): Bildung als Brücke. Bewerbung für Phase 3 im Wettbewerb Zukunftsstadt; URL <https://halle.neu.stadt-2050.de/phase2/aktuelles/bildung-als-bruecke-bewerbung-fuer-phase-3-im-wettbewerb-zukunftsstadt> (30.10.2018).
- Scott, Allen J. (2006): Creative Cities. Conceptual Issues and policy questions, in: *Journal of Urban Affairs*, 1/2006, S. 1–17.
- Siebel, Walter (2008): Was macht eine Stadt kreativ?, in: Bernd Wagner (Hg.), *Jahrbuch für Kulturpolitik 2008*, unter Mitarbeit von Thomas Röbbke und Bernd Wagner, Essen, S. 273–284.
- Siebel, Walter (2009): Die Welt lebenswerter machen. Stadtplanung als Gesellschaftspolitik, in: *Mittelweg* 36 – 6/2009, S. 26–48.
- Sievert, Thomas (1997): *Zwischenstadt. Zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land*, Braunschweig.
- Simons, Harald (2015): Stadt und Umland. Perspektiven für nichturbane Räume und Zuwanderungsregionen, Leipzig; http://www.demografie.sachsen.de/download/Harald_Simons_Vortrag_Leipzig_23_04_2015_Panel1.pdf (3.1.2016).
- Simons, Harald/Lukas Weiden (2015): *Schwarmstädte in Deutschland. Ursachen und Nachhaltigkeit der neuen Wandlungsmuster*. Endbericht, Berlin; web.gdw.de/uploads/pdf/publikationen/GdW_Studie_Schwarmstaedte_Endbericht.pdf (7.9.2017).
- SK WISTA, Strategiekreis Wissenschaft in der Stadt (2018): *Wissenschaft in der Stadt. Ein Positionspapier*; URL https://wissenschaft-in-der-stadt.de/wp-content/uploads/2018/02/SK_WISTA_Positionspapier_2018.pdf (19.9.2018).
- Smith-Doerr, Laurel/Walter W. Powell (2003): Networks and Economic Life, in: Neil J. Smelser/Richard Swedberg (Hg.), *The Handbook of Economic Sociology*, S. 379–402; <http://www.stanford.edu/group/song/papers/NetworksandEconomicLife.pdf> (2.4.2008).
- Sonnabend, Michael (2013): Blick zurück nach vorn, in: *Wirtschaft & Wissenschaft* 1/2013, S. 3.
- SozialKulturProjekte e.V. Merseburg (2004): *Entwicklung eines diskursiven Planungsprozesses für das Stadtmarketing von Merseburg*, Hochschule Merseburg (FH), Fachbereich Soziale Arbeit. Medien.Kultur, unveröff.
- SPD, Sozialdemokratische Partei Deutschlands (1963): *Aufstieg durch Bildung. Kulturpolitisches Forum im Rahmen des 3. Deutschlandtreffens der SPD am 30. August 1963 in Hamburg, Hannover*.
- Stadt Halle (Hg.) (2006): *IT und Medien. Brancheninformationen Halle (Saale)*. Wirtschaftsförderung, Halle (Saale); auch unter http://relaunch-wifoe.itc-halle.de/opencms/export/sites/wifoe/pdfs/8_service/download/it_medien2/IT_und_Medien_2006_web.pdf (13.12.2010).
- Stadt Halle (2013): *Kooperation zwischen der Stadt Halle (Saale) und der Martin-Luther-Universität Halle Wittenberg*, <http://hallespektrum.de/nachrichten/vermischtes/stadt-will-zusammenarbeit-mit-uni-verbessern/31136/> (23.10.2014).
- Stadt Halle (2014): *Amtsblatt der Stadt Halle (Saale) 2/2014*, http://www.halle.de/Publications/5267/amtsblatt02_240114.pdf (14.3.2016).
- Stadt Halle (Hg.) (2014a): *Technologie und Wissenschaft. Brancheninformationen der Stadt, Halle (Saale)*; http://wissenschaft-in-halle.de/wp-content/uploads/2014/08/StadthalleSaale_Technologie-und-Wissenschaft-Brancheninformationen.pdf (20.8.2015).
- Stadt Halle, Dienstleistungszentrum Wirtschaft und Wissenschaft und Fachbereich Planen (2016): *halle.neu.stadt 2050. Dokumentation der ersten Phase zum Zukunftsstadt-Projekt der Stadt Halle im BMBF-Wettbewerb*, unter Mitarbeit von science2public – Gesellschaft für Wissenschaftskommunikation e.V., Fraunhofer Institut der Mikrostruktur von Werkstoffen und Systemen (IMWS), Halle (Saale).
- Stadt Halle (2016a): *Entwurf der Bewerbungsskizze zur 2. Phase des Zukunftsstadt Wettbewerbs vom 8.6.2016*, Halle (Saale), unveröff.
- Stadt Halle (2017): *Integriertes Stadtentwicklungskonzept der Stadt Halle (Saale) – ISEK Halle 2025*, http://www.halle.de/VeroeffentlichungenBinaries/757/1115/isek_beschlussexemplar_mit_nderungsantr_gen_korre.pdf (20.4.2018).
- Stadt Halle (2018): *Wettbewerb „Zukunftsstadt“*; URL <http://www.halle.de/de/Wissenschaft/Wettbewerbe/Wettbewerb-Zukunftsstadt> (25.10.2018).
- Stadt Halle/MLU, Stadt Halle (Saale)/Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (o.J. [2013]): *Vereinbarung über die Zusammenarbeit zwischen der Stadt Halle (Saale) und der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg*, <http://www.halle.de/push.aspx?s=downloads/de/>

- Wissenschaft/Forschung-und-Lehre/Universitaeten-Hoc-05620//Kooperation-zwischen-07964/kooperationsvereinbarung.pdf (20.4.2015).
- Stadt Halle/MLU, Stadt Halle (Saale)/Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (o.J. [2013a]): Maßnahmeplan. Laufzeit 1. Oktober 2013 bis 30. September 2014, http://www.halle.de/push.aspx?s=downloads/de/Wissenschaft/Forschung-und-Lehre/Universitaeten-Hoc-05620//Kooperation-zwischen-07964/ma_nahmenplan.pdf (20.4.2015).
- Stadt Halle/MLU, Stadt Halle (Saale)/Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (2013b): Universität und Stadt Halle intensivieren Zusammenarbeit – Kooperationsvereinbarung unterzeichnet, http://pressemitteilungen.pr.uni-halle.de/index.php?modus=pmanzeige&pm_id=2148 (20.4.2015).
- Stadt Halle/MLU, Stadt Halle (Saale)/Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (o.J. [2014]): Maßnahmeplan 2014/2015 zur Kooperationsvereinbarung zwischen der Stadt (Halle) und der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Halle (Saale).
- Stadt Halle/MLU, Stadt Halle (Saale)/Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (o.J. [2015]): Maßnahmeplan 2015/2016 zur Kooperationsvereinbarung zwischen der Stadt (Halle) und der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Halle (Saale), http://www.halle.de/push.aspx?s=downloads/de/Wissenschaft/Forschung-und-Lehre/Universitaeten-Hoc-05620//Kooperation-zwischen-07964/massnahmeplan_kooperationm_lu_240516.pdf (9.9.2016)
- Stadt Halle/MLU, Stadt Halle (Saale)/Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (2016): Vereinbarung über die Zusammenarbeit zwischen der Stadt Halle (Saale) und der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Halle (Saale), http://www.halle.de/push.aspx?s=downloads/de/Wissenschaft/Forschung-und-Lehre/Universitaeten-Hoc-05620//Kooperation-zwischen-07964/kooperationsvereinbarung_stadt_mlu_2016__1_.pdf (20.11.2016).
- Stadt Halle/MLU, Stadt Halle (Saale)/Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (2016a): Anlage zur Vereinbarung 2016/2017, http://www.halle.de/push.aspx?s=downloads/de/Wissenschaft/Forschung-und-Lehre/Universitaeten-Hoc-05620//Kooperation-zwischen-07964/massnahmeplan_bis_30__september_2017.pdf (20.11.2016)
- Stadt Köthen/Anhalt (Hg.) (2006): Stadtentwicklungskonzept. Fortschreibung [StadtBüro Hunger. Stadtforschung und -planung. Bearbeiter: Wolfram Wallraf/Klaus Rasche/Sebastian Lopitz], Berlin; http://www.koethen-anhalt.de/media/pdf/verwaltung__stadtrat/planung/stek/stek-2006.pdf (30.8.2012).
- Stadt Leipzig (Hg.) (2011): Wissensort Leipzig. Zur Situation und Perspektive der Hochschul- und Forschungseinrichtungen in der Stadt Leipzig, Leipzig; http://www.leipzig.de/imperia/md/content/61__stadtplanungsamt/seko/report_12__stadtwerkstatt (30.1.2012).
- Staemmler, Johannes/Ulrike Tiefenbacher (2015): Analyse Wissenschaftsstadt Bochum, Essen; <http://www.university-bochum.de/Science-Scorecard-Abschlussbericht-Bochum.pdf> (20.10.2016).
- StatLA LSA, Statistisches Landesamt Sachsen-Anhalt (2015): Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Bevölkerung der Gemeinden. Natürliche Bevölkerungsbewegung. Stand: 31.12.2014 (Statistische Berichte AI, All, A III. hj-2/14), Halle (Saale); https://www.statistik.sachsen-anhalt.de/download/stat_berichte/6A102_hj_2014_02.pdf (20.1.2016).
- StatBA, Statistisches Bundesamt (2015a): Fachserie 11, Reihe 4.1 Bildung und Kultur. Studierende an Hochschulen. Wintersemester 2014/2015, Wiesbaden.
- StatBA, Statistisches Bundesamt (2015b): Fachserie 11 Reihe 4.3.1 Bildung und Kultur. Nichtmonetäre hochschulstatistische Kennzahlen 1980–2014, Wiesbaden.
- StatBA, Statistisches Bundesamt (2015c): Fachserie 11 Reihe 4.4. Bildung und Kultur: Personal an Hochschulen 2014, Wiesbaden.
- StatBa, Statistisches Bundesamt (2017): Fachserie 11 Reihe 4.1. Bildung und Kultur: Studierende an Hochschulen Wintersemester 2016/2017, Wiesbaden.
- StatBA, Statistisches Bundesamt (2017a): Private Hochschulen 2016, Wiesbaden, URL https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/BildungForschungKultur/Hochschulen/PrivateHochschulen5213105167004.pdf?__blob=publicationFile (10.10.2018).
- StatÄBL, Statistische Ämter des Bundes und der Länder (2018): Gemeindeverzeichnis online, https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/LaenderRegionen/Regionales/Gemeindeverzeichnis/Administrativ/Archiv/GVAuszugQ/AuszugGV2QAktuell.xlsx?__blob=publicationFile (19.7.2018)
- StatÄBL, Statistische Ämter des Bundes und der Länder (2018a): Städte in Deutschland nach Fläche und Bevölkerung auf Grundlage des ZENSUS 2011 und Bevölkerungsdichte online,

- https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/LaenderRegionen/Regionales/Gemeindeverzeichnis/Administrativ/Aktuell/05Staedte.xlsx?__blob=publicationFile (20.7.2018)
- Steets, Silke (2011): Die Stadt als Wohnzimmer und die Floridarisierung der Stadtpolitik, in: Heike Hermann/Carsten Keller/Rainer Neef/Renate Ruhne (Hg.), Die Besonderheit des Städtischen. Entwicklungslinien der Stadt(soziologie), Wiesbaden, S. 87–103.
- Steglich, Ulrike (2010): Dessau-Roßlau: Urbane Kerne – Landschaftliche Zonen, in: Ministerium für Landesentwicklung und Verkehr des Landes Sachsen-Anhalt (Hg.), Internationale Bauausstellung Stadtumbau Sachsen-Anhalt 2010. Weniger ist Zukunft. 19 Städte – 19 Themen, Berlin, S. 611–619.
- Stehr, Nico (2001): Moderne Wissensgesellschaften, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, 36/2001, S. 7–13.
- Stehr, Nico/Marian Adolf (2009): Die neue Macht der Kreativität. Wissensklassen in modernen Gesellschaften, in: Stephan A. Jansen/Eckhard Schröter/Nico Stehr (Hg.), Rationalität der Kreativität? Multidisziplinäre Beiträge zur Analyse der Produktion, Organisation und Bildung von Kreativität, Wiesbaden, S. 185–206.
- Stein, Axel/Joachim Kujath (2013): Peripherisierte Städte im Wettbewerb der Wissensgesellschaft, in: Matthias Bernt/Heike Liebmann (2013) (Hg.), Peripherisierung, Stigmatisierung, Abhängigkeit. Deutsche Mittelstädte und ihr Umgang mit Peripherisierungsprozessen, Wiesbaden, S. 148–177
- Stein, Martin (2010): Bildung als Motor von Stadtentwicklung, in: Ministerium für Landesentwicklung und Verkehr des Landes Sachsen-Anhalt (Hg.), Internationale Bauausstellung Stadtumbau Sachsen-Anhalt 2010. Weniger ist Zukunft. 19 Städte – 19 Themen, Berlin, S. 544–557.
- Steinhart, Anita/Jacqueline Matheis (Red.) (o.J.): Stadt Halle (Saale). Wettbewerb Zukunftsstadt – 2. Phase. halle.neu.stadt 2050 – vernetzt – integriert – transformiert. Zusammenfassung zentraler Aktivitäten und Ergebnisse, isw Institut für Strukturpolitik und Wirtschaftsforschung gGmbH, unveröff.
- Sternberg, Rolf/Arne Vorderwülbecke/Udo Brixy (2014): Global Entrepreneurship Monitor. Unternehmensgründungen im weltweiten Vergleich. Länderbericht Deutschland 2013, Hannover/Nürnberg.
- Stichweh, Rudolf (2006): Die Universität in der Wissensgesellschaft. Wissensbegriffe und Umweltbeziehungen der modernen Universität, in: Soziale Systeme 1/2006, S. 33–53.
- Stichweh, Rudolf (2012): Städte zwischen Wissens- und Weltgesellschaft, in: Stadt Heidelberg (Hg.), Wissen – schafft – Stadt. Stadt – schafft – Wissen. Internationale Bauausstellung Heidelberg. Dokumentation Auftaktveranstaltung am 4. und 5. Oktober 2012, S. 20–25; URL http://www.unilu.ch/files/stw_staedte-zwischen-wissens-und-weltgesellschaft-iba-symposium-heidelberg-2012.pdf (20.6.2013).
- Stoetzer, Matthias-Wolfgang/Christian Krähmer (2007): Regionale Nachfrageeffekte der Hochschulen. Methodische Probleme und Ergebnisse empirischer Untersuchungen für die Bundesrepublik Deutschland, Jena; <http://econstor.eu/bitstream/10419/43652/1/635774461.pdf> (17.4.2013).
- Strohschneider, Peter (2014): Zur Politik der Transformativen Wissenschaft, in: André Brodocz/Dietrich Herrmann/Rainer Schmidt/Daniel Schulz/Julia Schulze Wessel (Hg.), Die Erfassung des Politischen. Festschrift für Hans Vorländer, Wiesbaden, S. 175–192.
- studio urban catalyst (2003): Zwischenpalastnutzung, in: arch+. Zeitschrift für Architektur und Städtebau 167/2003, S. 56–57.
- Sydow, Jörg (2003): Dynamik von Netzwerkorganisationen – Entwicklung, Evolution, Strukturierung, in: W.H. Hoffmann (Hg.), Die Gestaltung der Organisationsdynamik. Stuttgart, S. 327–356; http://www.wiwiss.fu-berlin.de/institute/management/sydow/media/pdf/Sydow__2003_-_dynamik_von_netzwerkorganisationen.pdf (Zugriff 6.4.2008).
- Tata, Lars (2004): Die Stadt in der Sozialen Arbeit. Stadt und Hochschule. Partnerschaft zum gegenseitigen Nutzen. Dissertation, Bochum.
- Teichler, Ulrich (1999): Profilierungspfade der Hochschulen im internationalen Vergleich, in: Jan-Hendrik Olbertz/Peer Pasternack (Hg.), Profilierung – Standards – Selbststeuerung. Ein Dialog zwischen Hochschulforschung und Reformpraxis, Weinheim, S. 27–38.
- Thiel, Joachim (2011): Hoffnungsträger Kreativität? Ambivalenzen einer (Sozial-)Ökonomie der kreativen Stadt, in: Heike Herrmann/Carsten Keller/Rainer Neef/Renate Ruhne (Hg.), Die

- Besonderheit des Städtischen: Entwicklungslinien der Stadt(soziologie), Wiesbaden, S. 105–123.
- Uyarra, Elvira (2010): Conceptualizing the Regional Roles of Universities. Implications and Contradictions, in: *European Planning Studies* 8/2010, S. 1227–1246.
- Voigt, Manfred (Interview) (2010): Abwassersystem flexibel gestalten, in: Ministerium für Landesentwicklung und Verkehr des Landes Sachsen-Anhalt (Hg.), *Hansestadt Stendal. Zentraler Ort im ländlichen Raum*, o.O. [Magdeburg?], S. 22–23.
- Wald, Andreas/Dorothea Jansen (2007): Netzwerke, in: Arthur Benz/Susanne Lütz/Uwe Schimank/Georg Simonis (Hg.), *Handbuch Governance. Theoretische Grundlagen und empirische Anwendungsfelder*, Wiesbaden, S. 93–105.
- Wallraf, Wolfram/Kai Reichelt (2001): *Stadtentwicklungskonzept Wernigerode. Gesamtstädtischer Teil*, Berlin; auch unter http://www.wernigerode.de/media/dokumente/pdf/planen_und_bauen/sek2001.pdf (27.1.2016).
- Wallraf, Wolfram/Kai Reichelt/Marit Reichelt/Tuan Dung Nguyen (2004): *Stadtentwicklungskonzept Wernigerode. Fortschreibung 2004. Gesamtstädtischer Teil*, Berlin; auch unter http://www.wernigerode.de/media/dokumente/pdf/planen_und_bauen/sek2004.pdf (27.1.2015).
- WBGU, Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung *Globale Umweltveränderungen* (2016): *Der Umzug der Menschheit: Die transformative Kraft der Städte*. Hauptgutachten, Berlin.
- Weber, Max (1922): *Wirtschaft und Gesellschaft*, Tübingen.
- Wefing, Heinrich (2004): In den Ruinen des Industriezeitalters. Undichte Städte, unsichere Prognosen: Die Berliner Ausstellung „shrinking cities“ nimmt ein Angstgespenst aufs Korn – aber nicht Stellung, in: *F.A.Z.*, 21.9.2004, S. 33.
- Weingart, Peter (1999): Neue Formen der Wissensproduktion: Fakt, Fiktion und Mode, in: *TA-Datenbank-Nachrichten* 3–4/1999, S. 48–57, <http://www.itas.fzk.de/deu/tadn/tadn993/wein99a.htm> (20.6.2012).
- Weingart, Peter (2003): *Wissenschaftssoziologie*, Bielefeld.
- Weingart, Peter (2008): Was ist gesellschaftlich relevante Wissenschaft, in: Annette Schavan (Hg.), *Keine Wissenschaft für sich. Essays zur gesellschaftlichen Relevanz von Forschung*, Edition Körber, Hamburg, S. 15–24.
- Weiske, Christin/Jürgen Schmitt (2000): Metamorphosen der Stadt: Cities on the Move. Thesen zur Diskussion um das städtische Wachstum, in: *RaumPlanung* 91, S. 161–163.
- Wernigerode (2008): *Verwaltungsbericht 2007*, <http://www.wernigerode.de/de/verwaltungsbericht-2007.html> (20.3.2013)
- Wernigerode (2009): *Verwaltungsbericht 2008*, <http://www.wernigerode.de/de/verwaltungsbericht-2008.html> (20.3.2013).
- Wernigerode (2010): *Verwaltungsbericht 2009*, <http://www.wernigerode.de/de/verwaltungsbericht-2009.html> (20.3.2013).
- Wernigerode (2011): *Verwaltungsbericht 2010*, <http://www.wernigerode.de/de/verwaltungsbericht-2010.html> (20.3.2013).
- Wernigerode (2012): *Verwaltungsbericht 2011*, <http://www.wernigerode.de/de/verwaltungsbericht-2011.html> (20.3.2013).
- Wiechmann, Thorsten (2015): Das Schrumpfen akzeptieren. Europas Städte im demografischen Wandel, in: *APUZ – Aus Politik und Zeitgeschichte* 31–32/2015, S. 27–33.
- Wiechmann, Thorsten (2016): *Die Planung des Unplanbaren. Zur Wirklichkeit von Stadt- und Regionalplanung zwischen Utopie und Ohnmacht*, in: *Jahrbuch StadtRegion 2015/2016*. Schwerpunkt: Planbarkeiten. Herausforderungen und Dynamiken räumlicher Planung, Leverkusen/Opladen, S. 23–42.
- Wilkesmann, Uwe (2001): *Netzwerkstrukturen*, in: Anke Hanft (Hg.), *Grundbegriffe des Hochschulmanagements*, Neuwied, S. 310–314.
- Willke, Helmut (1997): *Die Supervision des Staates*, Frankfurt a.M.
- Willke, Helmut (1998): *Organisierte Wissensarbeit*, in: *Zeitschrift für Soziologie* 3/1998, S. 161–177.
- Willke, Helmut (2002): *Dystopia. Studien zur Krisis des Wissens in der modernen Gesellschaft*, Frankfurt a.M.
- Windolf, Paul/Michael Nollert (2001): *Institutionen, Interessen, Netzwerke. Unternehmensverflechtung im internationalen Vergleich*, in: *Politische Vierteljahresschrift* 42, S. 51–78.

- Wirth, Louis (1974 [1938]): Urbanität als Lebensform, in: Ulfert Herlyn (Hg.), Stadt und Sozialstruktur. Arbeiten zur sozialen Segregation, Ghettobildung und Stadtplanung, München, S. 42–66.
- Wissel, Carsten von (2010): Die Hochschulen in regionalen Innovationsstrukturen, in: Peer Pasternack (Hg.), Relativ prosperierend. Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen. Die mitteldeutsche Region und ihre Hochschulen, Leipzig, S. 459–505.
- Wissenschaftsrat (2013): Empfehlungen zur Weiterentwicklung des Hochschulsystems in Sachsen-Anhalt (Drs. 3231-13), Braunschweig.
- Woollard, David/Michael Zhang/Oswald Jones (2007): Creating Entrepreneurial Universities. Insights from a new university business school, Glasgow, URL www.isbe.org.uk/content/assets/BP07-Prac.pdf (17.6.2014).
- Ziegenbein, Brigitta (2007): Universität als Stadtbaustein. Potenziale einer wissensbasierten Stadtentwicklung in den neuen Bundesländern, Weimar.
- Zierold, Steffen (2012): Stadtentwicklung durch geplante Kreativität? Kreativwirtschaftliche Entwicklung in ostdeutschen Stadtquartieren, Halle-Wittenberg; auch unter http://www.hof.uni-halle.de/dateien/ab_1_2012.pdf (20.4.2016).

Verzeichnis der Übersichten

Übersicht 1: Methodische Zugänge im Überblick.....	39
Übersicht 2: Thematische Interessen der hochschulbezogenen Forschung und der Politik im Hinblick auf die Sitzorte und -regionen der Hochschulen.....	44
Übersicht 3: Formen der Integration von Hochschulen in den städtischen Kontext.....	49
Übersicht 4: Anwesenheitseffekte von Hochschulen.....	53
Übersicht 5: Die „Triple Helix“-Konfigurationen: etatistisches Modell, laissez-faire-Modell und Modell der überlappenden institutionellen Sphären.....	56
Übersicht 6: Modus 1 & 2 der Wissensproduktion.....	62
Übersicht 7: Quellen der Third-Mission-Debatte.....	79
Übersicht 8: Zusammenfassung der zentralen Third-Mission-relevanten Unterscheidungen.....	83
Übersicht 9: Konzepte und ihre Bezugsebenen.....	95
Übersicht 10: Auswertung von 68 Studien: Begründungen und konkurrierende Einschätzungen der Handlungsempfehlungen zur Hochschulbildung in regionalen Kontexten.....	100
Übersicht 11: Auswertung von 68 Studien: Begründungen und konkurrierende Einschätzungen der Handlungsempfehlungen zu Forschung und Transfer in regionalen Kontexten.....	101
Übersicht 12: Vorteile, Erfolgsfaktoren, Hemmnisse und Risikofaktoren der Netzwerkbildung.....	110
Übersicht 13: Bedeutung von Klein- und Mittelstädten in Deutschland.....	128
Übersicht 14: Universitäten in deutschen Klein- und Mittelstädten.....	129
Übersicht 15: Verteilung staatlicher Hochschulen und Studierender nach Stadtgrößen.....	129
Übersicht 16: Indikatoren und Faktoren der Clusteranalyse.....	134
Übersicht 17: Statistische Vergleichsdaten zu den ausgewählten Mittelstädten.....	140
Übersicht 18: Teilnehmende Städte und Gewinner des Wettbewerbs „Stadt der Wissenschaft“.....	151
Übersicht 19: Bewerbungen um den Titel „Stadt der Wissenschaft“.....	153
Übersicht 20: Wissenschaftslandschaft Sachsen-Anhalt.....	166
Übersicht 21: Angehörige der Hochschulen in Halle (2014).....	170
Übersicht 22: Selbstbeschreibung der Ziele und Leistungen des Fachbereichs Wissenschaft, Stadtverwaltung Halle.....	175
Übersicht 23: Angehörige der Hochschulen in Magdeburg (2014).....	194
Übersicht 24: Angehörige der Hochschule 2014 Merseburg.....	210
Übersicht 25: Angehörige der Hochschule Harz in Wernigerode (2014).....	210
Übersicht 26: Angehörige der Hochschule 2014 in Stendal.....	211

Übersicht 27: Hochschule Merseburg: Aktivitätsspektrum	215
Übersicht 28: Kommunalpolitisches Engagement von Hochschulangehörigen: Beispiel Wernigerode	217
Übersicht 29: Aktivitäten der Hochschule Harz jenseits standardisierter hochschulischer Angebote für die Stadt- und Regionalentwicklung	219
Übersicht 30: Stendal: Wirtschaftsbeirat und Sozialbeirat	220
Übersicht 31: Kooperationen der IBA-Bildungsstädte mit wissenschaftlichen Einrichtungen (mit und ohne Erfolg)	237
Übersicht 32: IBA-Bildungsstädte und Wissenschaftseinrichtungen: Kooperationsstatistik.....	239
Übersicht 33: Qualitätsprogramm vs. Relevanzprogramm.....	246
Übersicht 34: Zielkonflikte zwischen konkurrierenden Anforderungen an Hochschulen	280
Übersicht 35: Risiken des Kooperierens	281
Übersicht 36: Lokale Herausforderungen und Beispiele hochschulischer Aktivitäten für die Stadtentwicklung.....	282
Übersicht 37: „Lübecker Katalog“: Etablierung einer Wissenschaftsstadt – Kurzfassung	286
Übersicht 38: Modell lokalen Hochschulhandelns.....	288
Übersicht 39: Exemplarische Ableitung hochschulischer Aktivitäten aus lokalen Handlungserfordernissen.....	292
Übersicht 40: Maßnahmenbeschreibung in einem Handlungsprogramm zur Steigerung der Verbindlichkeit.....	294
Übersicht 41: Hochschulische lokale Aktivitäten: Ziele und Umsetzungsinstrumente	295
Übersicht 42: Zusammenspiel von Hochschulen und lokalen Partnern.....	299
Übersicht 43: Akteurskreise der Hochschulen und exemplarische Aktivitäten	301
Übersicht 44: Interaktionspartner der Hochschulen	301
Übersicht 45: Lokales Wissensmanagement: inhaltsbezogenes Arbeitsmodell	303
Übersicht 46: Offene Lehr- und Lernformen im Studium	307
Übersicht 47: In die Untersuchung einbezogene Städte	309
Übersicht 48: Katalog städtischer Merkmale zur Selbstcharakterisierung	312
Übersicht 49: Wissenschaft-Stadt-interaktionsfokussierte Selbstbeschreibung ...	315
Übersicht 50: Interaktionstypen in der Wissenschaft-Stadt-Beziehung	317
Übersicht 51: Interaktionstypen in der Wissenschaft-Stadt-Beziehung	319
Übersicht 52: Orientierungen und mögliche Maßnahmen für die Gestaltung von Wissenschaft-Stadt-Kooperationen in Stichworten	324

Autoren und Mitwirkende

Daniel Hechler M.A., Studium Politikwissenschaft, Philosophie und Neueren Geschichte an der Universität Leipzig. Seit 2002 studentischer und seit 2007 wissenschaftlicher Mitarbeiter, seit 2011 Forschungsreferent am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF) sowie Redakteur der Zeitschrift „die hochschule“. Arbeitsschwerpunkte: Hochschulorganisationssoziologie, Hochschule im urbanen Raum. eMail: daniel.hechler@hof.uni-halle.de

Peer Pasternack, Prof. Dr., Studium der Politikwissenschaft an der Universität Leipzig. Seit 2004 Forschungsdirektor bzw. Direktor des Instituts für Hochschulforschung (HoF) an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (MLU), Lehrveranstaltungen am Institut für Soziologie der MLU und Herausgeber der Zeitschrift „die hochschule. journal für wissenschaft und bildung“. Arbeitsschwerpunkte: Hochschulpolitik, Hochschulorganisation, Bildung und Wissenschaft in demografisch herausgeforderten Regionen, Wissenschaftszeitgeschichte. eMail: peer.pasternack@hof.uni-halle.de, Netz: www.peer-pasternack.de

Steffen Zierold, Dipl.-Soz., Studium der Soziologie an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Seit 2011 wissenschaftlicher Mitarbeiter bzw. Forschungsreferent am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF). Arbeitsschwerpunkte: Kopplung von Hochschul- und Regionalentwicklung in demografisch herausgeforderten Regionen, kultur- und kreativwirtschaftliche Entwicklungen im Kontext der Stadtentwicklung, Hochschulorganisation. eMail: steffen.zierold@hof.uni-halle.de

Uwe Grelak M.A., Studium der Germanistik, Philosophie und Biologie an der Universität Leipzig. 2007 Gründung der Agentur Argwohn und selbstständig tätig, parallel seit 2011 freier Mitarbeiter am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF). Dortiger Arbeitsschwerpunkt: Bildung im demografischen Wandel und Bildungszeitgeschichte. eMail: uwe.grelak@hof.uni-halle.de; <http://www.argwohnlaborat.de>

Justus Henke, Mag. rer. soc. oec., Volkswirt, seit 2012 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF). Arbeitsschwerpunkte: Hochschulentwicklung, Bildungsstatistik sowie gesellschaftliche Wirkungen und Interaktionen von Hochschulen. eMail: justus.henke@hof.uni-halle.de

Die Studien im HoF-Forschungsprogramm „Raumbezogene Wirkungen von Hochschulen, Forschungs- und Bildungseinrichtungen“ 2007–2018



Peer Pasternack (Hg.): **Stabilisierungsfaktoren und Innovationsagenturen. Die ostdeutschen Hochschulen und die zweite Phase des Aufbau Ost**, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2007, 471 S. ISBN 978-3-931982-56-0. Online unter <http://www.hof.uni-halle.de/dateien/pdf/Stabilisierungsfaktoren-und-Innovationsagenturen.pdf>

Der Band resümiert, wie es die ostdeutschen Hochschulen vermocht haben, ihre Strukturen zu konsolidieren und sich in den allgemeinen Hochschulreformentwicklungen zu platzieren. In Einzelstudien werden die demografischen Entwicklungen als wesentliche Determinante der Hochschul(kapazitäts)entwicklung, die quantitativen und qualitativen Entwicklungen der Stu-

dierendenschaft, die Außenwahrnehmung der ostdeutschen Hochschulen, die Stärken und Schwächen der ostdeutschen Forschungslandschaft sowie der Sonderfall Berlin analysiert. Sodann interessieren Zukunftsfragen: Welche Beiträge können die ostdeutschen Hochschulen leisten, um zur Entwicklung ihrer (meist entwicklungsgeschwächten) Regionen beizutragen? Am Ende stehen Handlungsoptionen für drei zentrale Zukunftsherausforderungen: Studienkapazitätsauslastung, Nachwuchsentwicklung und -sicherung sowie die Rolle der Hochschulen für die Etablierung regionaler Innovationsstrukturen.



Peer Pasternack: **Forschungslandkarte Ostdeutschland**, unt. Mitarb. v. Daniel Hechler, Institut für Hochschulforschung, Wittenberg 2007, 299 S. ISBN 978-3-937573-12-0. Online unter <http://www.hof.uni-halle.de/dateien/pdf/Forschungslandkarte-Ostdeutschland.pdf>

Bei der Exzellenzinitiative von Bund und Ländern hatten die ostdeutschen Universitäten unterdurchschnittlich abgeschnitten. War damit alles wesentliche über die Wissenschaft in den östlichen Bundesländern gesagt? Um dies zu beantworten, wird ein realistisches Bild benötigt. Die Forschungslandkarte dokumentiert und beschreibt die Forschungslandschaft gegliedert nach ihren verschiedenen Sektoren: Forschung an Universitäten und Fachhochschulen, öffentlich finanzierte außeruniversitäre Forschung (gemeinschaftsfinanzierte Institute, Landesinstitute

und Ressortforschung) sowie Industrieforschung. Die Sektoren werden mit ihren Institutionen, fachlichen Profilen, der finanziellen und personellen Ausstattung sowie ihren Leistungsdaten dargestellt. Im Ergebnis werden Stärken und Schwächen herausgearbeitet sowie regionale Wissenschaftscluster identifiziert.

Peer Pasternack (Hg.): **Relativ prosperierend. Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen: Die mitteldeutsche Region und ihre Hochschulen**, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2010, 542 S. ISBN 978-3-931982-51-1. Online unter <http://www.hof.uni-halle.de/dateien/pdf/Relativ-prosperierend.pdf>



Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen stellen in sozioökonomischer Hinsicht die leistungsstärkste Großregion Ostdeutschlands dar. Gemeinsam bezeichnen sich die drei Länder als „Region Mitteldeutschland“ und untermauern dies durch länderübergreifende Kooperationen. Zusammen haben sie neun Millionen Einwohner:innen. Innerhalb Ostdeutschlands lässt die mitteldeutsche Region am ehesten erwarten, bis zum Auslaufen des Solidarpakts II im Jahre 2020 in die Nähe des zentralen Solidarpaktziels gelangen zu können: selbsttragende Entwicklungen. Gleichwohl ist die Entwicklung auch dort eine fragmentierte. Neben einigen Leistungsiseln stehen Problemzonen. Die Studien fragen danach, welchen Beitrag die Hochschulen leisten können, um die soziale und ökonomische Entwicklung zu stabilisieren.



Daniel Hechler / Peer Pasternack: **Scharniere & Netze. Kooperationen und Kooperationspotenziale zwischen den Universitäten und den außeruniversitären Forschungseinrichtungen in Sachsen-Anhalt**, unt. Mitarb. v. Reinhard Kreckel und Martin Winter, WZV Wissenschaftszentrum Sachsen-Anhalt, Wittenberg 2011, 107 S., ISBN 978-3-943027-02-0. Online unter http://www.hof.uni-halle.de/dateien/pdf/WZV_Arbeitsberichte_1_2011.pdf

Wissenschaftspolitische Bemühungen um wissenschaftliche Leistungssteigerung zielen auf eine Verstärkung der Kooperation zwischen universitärer und außeruniversitärer Forschung. Kooperationen haben bestimmte Voraussetzungen, insbesondere

eine gemeinsames Interesse der potenziellen Partner. Die Interessen sind in der Wissenschaft vorrangig kognitiv bestimmt. Deshalb sind Entfernungswiderstände gegen fachliche Kooperationen eher gering. Zugleich kann aber die räumliche Nähe niedrigere Transaktionskosten einer Zusammenarbeit ermöglichen. Die Gestaltung günstiger Kontexte zielt darauf, Gelegenheitsstrukturen zu schaffen, in denen potenzielle Partner die Chance haben, ihre gemeinsamen Interessen zu entdecken. Im Ergebnis werden kooperationsrelevante Erfolgsfaktoren identifiziert und über den untersuchten Einzelfall hinaus eingeordnet.



Steffen Zierold: **Stadtentwicklung durch geplante Kreativität? Kreativwirtschaftliche Entwicklung in ostdeutschen Stadtquartieren**, Institut für Hochschulforschung, Halle-Wittenberg 2012, 63 S. Online unter http://www.hof.uni-halle.de/dateien/ab_1_2012.pdf

Der generelle gesellschaftliche Wandel von der Industriegesellschaft zur wissensbasierten Dienstleistungsgesellschaft ist in den ostdeutschen Städten mit deindustrialisierenden Transformationsfolgen und einem zugespitzt verlaufenden demografischen Wandel verbunden. Daraus ergeben sich umfassende Anpassungserfordernisse. Dazu zählt die Neuausrichtung der Kommunen, die den Umstrukturierungsprozess gestalten und dabei neue Wege gehen müssen. Hierbei wird in zahlreichen Städten die aktive Förderung der Kultur- und Kreativwirtschaft

als eine Möglichkeit betrachtet, produktiv mit den sich überlagernden Wandlungsprozessen umzugehen. Die Studie analysiert dies an Beispielen in den Städten Halle (Saale) und Erfurt:

Inwieweit ist administrative kommunale Planung in der Lage, Bedingungen zu schaffen, um Kultur- und Kreativwirtschaft zu entwickeln und zu fördern?



Peer Pasternack (Hg.): **Jenseits der Metropolen. Hochschulen in demografisch herausgeforderten Regionen**, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2013, 571 S. ISBN 978-3-931982-83-6. Online unter <http://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/Jenseits-der-Metropolen.pdf>

Fragt man nach den Entwicklungschancen der demografisch herausgeforderten Regionen, sind zwei zentrale Komponenten einzubeziehen: wirtschaftliche Stabilität und soziale Stabilität. Die wirtschaftliche Stabilität erfordert eine Steigerung des technisch-technologischen Innovationsgeschehens, und die gesellschaftliche Stabilität erfordert soziale Innovationen. Diese Innovationen werden wesentlich über wissenschaftliche Entwicklungsfaktoren vornehmlich über endogene Entwicklungspotenziale zu erschließen sein. Die regionalen Hochschulen sind die institutionell stabilsten Agenturen der Wissensgesellschaft. Indem sie sich auf die Herausforderungen ihrer jeweiligen Region einlassen, können sie zu einem zentralen Verdünnungshemmnis in den demografisch herausgeforderten Regionen werden.

Indem sie sich auf die Herausforderungen ihrer jeweiligen Region einlassen, können sie zu einem zentralen Verdünnungshemmnis in den demografisch herausgeforderten Regionen werden.



Gesa Koglin / Karsten König / Gunter Quaißer / Jens Preische / Anni Fischer: **Wissens- und Technologietransfer in den Neuen Steuerungsmodellen zur Hochschulfinanzierung. Instrumente – Wirkungen – Perspektiven**, regioverlag, Berlin 2013, 124 S. ISBN 978-3-9292 73-85-4. Online unter https://www.technologies-stiftungberlin.de/fileadmin/daten/media/publikationen/130408_Wissens-_und_Technologietransfer.pdf

Neben Forschung und Lehre gehört der Wissens- und Technologietransfer zu den gesetzlich verankerten Aufgaben der Hochschulen. Die Politik trägt damit der Bedeutung des Forschungstransfers für die Innovationsfähigkeit der Volkswirtschaft Rechnung. Mit der Einführung der Neuen Steuerungsmodelle zwischen Ländern und Hochschulen verändern sich die Möglichkeiten der Länder zur Förderung des Transfers. Die Steuerungsinstrumente zum Transfer werden verglichen, nicht zuletzt im Blick auf ihre Wirksamkeit. Am Ende stehen Handlungsempfehlungen zu ihrer Optimierung.

	Institut für Hochschulforschung (HoF) <small>an der Universität Halle-Wittenberg</small>
	Jens Gillessen Peer Pasternack Zweckfrei nützlich: Wie die Geistes- und Sozialwissenschaften regional wirksam werden Fallstudie Sachsen-Anhalt
3'13	HoF-ARBEITSBERICHTE

Jens Gillessen / Peer Pasternack: **Zweckfrei nützlich: Wie die Geistes- und Sozialwissenschaften regional wirksam werden. Fallstudie Sachsen-Anhalt**, Institut für Hochschulforschung (HoF), Halle-Wittenberg 2013, 124 S. ISBN 978-3-937573-34-2. Online unter http://www.hof.uni-halle.de/dateien/ab_3_2013.pdf

Geistes- und Sozialwissenschaften stehen in einer Hinsicht traditionell unter Druck: Ihr Nutzen sei nicht so recht zu erkennen. Vor diesem Hintergrund werden ihre regionalen Entwicklungsbeiträge untersucht und sichtbar gemacht. In einer Außenperspektive finden sich die Ausstattungen und Strukturen

der Fächergruppe, ihre spezifischen Wertschöpfungsbeiträge und demografischen Effekte in Augenschein genommen. Qualitativ beschrieben werden ihre Beiträge zur Aufklärung der Gesellschaft, Pflege des kulturellen Erbes und Minimierung gesamtgesellschaftlicher Risiken. In einer ergänzenden Innenperspektive wird das geschichtlich gewachsene – und gegenüber Nützlichkeitsimperativen traditionell skeptische – Selbstverständnis der Fächergruppen auf mögliche regionale Relevanzen hin befragt. Am Ende stehen Handlungsoptionen.



Uwe Grelak / Peer Pasternack: **Die Bildungs-IBA. Bildung als Problembearbeitung im demografischen Wandel: Die Internationale Bauausstellung „Stadtumbau Sachsen-Anhalt 2010“**, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2014, 504 S. Online unter <http://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/Die-Bildungs-IBA.pdf>

Die Internationale Bauausstellung „Stadtumbau Sachsen-Anhalt 2010“ (2002–2010) war ein Experiment von bundesweiter Bedeutung, das auch in internationalen Fachkreisen Beachtung gefunden hat: Die IBA zielte darauf, der Herausforderung schrumpfender Städte zu begegnen, indem diese Städte selbst exemplarische Antworten entwickeln. Insgesamt 19 Städte hatten sich an der IBA beteiligt. 15 dieser Städte entwickelten dafür lokale Profile, die auf Bildungsfragen entweder fokussiert

waren oder diese explizit einbezogen. Sie hatten erkannt: Den weniger vorhandenen Menschen müssen unter Schrumpfungsbedingungen mehr bildungsinduzierte Teilhabechancen eröffnet werden, wenn die allgemeine Wohlfahrt gesichert werden soll. Diese 15 Städte werden hier untersucht.



Peer Pasternack (Hg.): **Wissensregion Sachsen-Anhalt. Hochschule, Bildung und Wissenschaft: Die Expertisen aus Wittenberg**, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2014, 225 S. ISBN 978-3-931982-88-1. Online unter http://www.hof.uni-halle.de/dateien/pdf/Pasternack_LSA_Studien.pdf

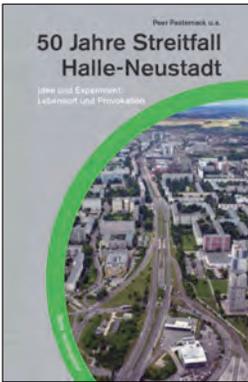
33 HoF-Studien zur Wissensregion Sachsen-Anhalt – die möchte man nicht unbedingt alle in aller Ausführlichkeit lesen. Aber vielleicht die wichtigsten Resultate. Daher sind diese für den schnellen Leser zusammengefasst worden, jeweils auf drei Seiten, dazu Handlungsoptionen, die sich aus den Untersuchungsergebnissen ableiten lassen. Für HoF ist Sachsen-Anhalt vor allem ein sozialwissenschaftlich ‚interessanter Fall‘. Seit seiner Gründung widmet das Institut daher seinem Sitzland eine spezielle Aufmerksamkeit. Die Überschriften der fünf Hauptkapitel

des Bandes markieren zugleich die Breite der realisierten Forschungen: „Stadtentwicklungspotenziale“, „Forschungspotenziale“, „Bildungspotenziale“, „Organisations- und Steuerungspotenziale“ sowie „Zeitgeschichte als Ressource“.

Peer Pasternack / Steffen Zierold: **Überregional basierte Regionalität. Hochschulbeiträge zur Entwicklung demografisch herausgeforderter Regionen. Kommentierte Thesen**, unt. Mitarb. v. Thomas Erdmenger, Jens Gillissen, Daniel Hechler, Justus Henke und Romy Höhne, Institut für Hochschulforschung (HoF), Halle-Wittenberg 2014, 120 S. Online unter <http://www.hof.uni-halle.de/journal/texte/Handreichung/HoF-Handreichungen4.pdf>



Da sich demografische Schrumpfung unmittelbar regional-räumlich auswirkt, haben die Hochschulen in davon betroffenen Regionen zwei grundsätzliche Möglichkeiten der Reaktion: Ihre Strategien können darauf zielen, sich von der Sitzregion entweder abzukoppeln oder sich explizit anzukoppeln. Die Handreichung liefert in Form kommentierter Thesen die entsprechenden Argumente, skizziert das bereits heute bestehende regionsbezogene Leistungsprofil der Hochschulen, stellt diesbezügliche Hemmnisse, Ambivalenzen und deren Ursache dar, wägt Vor- und Nachteile ab und formuliert Handlungsoptionen, all dies jeweils gegliedert nach der Bildungs- und Forschungsfunktion sowie den sozialräumlichen Funktionen der Hochschulen.



Peer Pasternack u.a.: **50 Jahre Streitfall Halle-Neustadt. Idee und Experiment. Lebensort und Provokation**, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 2014, 608 + XXXII S. Online unter <https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/Pasternack-Halle-Neustadt.pdf>

Seit 1964 errichtet, wurde Halle-Neustadt – heute größter Stadtteil von Halle (Saale) – 2014 50 Jahre alt. 25 der bisherigen Jahre lagen in der DDR, weitere 25 dann im vereinigten Deutschland. Unumstritten war Halle-Neustadt von Beginn an nicht. Der industrielle Plattenbau brach gründlich mit der Vorstellung von der gewachsenen Stadt. Doch die Einwohner arrangierten sich. Ab 1990 verwandelte sich Halle-Neustadt in rasend kurzer Zeit vom Prototyp der geplant expandierenden sozialistischen Stadt in der DDR zum Prototyp der ungeplant schrumpfenden Stadt in Ostdeutschland. Indes: So wie die

einst gebraucht worden war für 90.000 Menschen, so wird sie heute benötigt für 45.000. Peer Pasternack und 46 weitere Autor.innen liefern in 123 Artikeln, illustriert mit 300 Abbildungen, kontroverse Ansichten zu dieser größten Stadt, die nach 1945 im Osten Deutschland errichtet worden war.



Justus Henke / Romy Höhne / Peer Pasternack / Sebastian Schneider: **Mission possible. Gesellschaftliche Verantwortung ostdeutscher Hochschulen: Entwicklungschance im demografischen Wandel**, Institut für Hochschulforschung (HoF), Halle-Wittenberg 2014, 118 S. ISBN 978-3-937573-46-5. Online unter <http://www.hof.uni-halle.de/journal/texte/Handreichungen/HoF-Handreichungen6.pdf>

Es werden die zentralen Herausforderungen, vor denen die ostdeutschen Hochschulen stehen, und empirisch ermittelte Reaktionsweisen darauf dargestellt sowie darüber hinausgehende Handlungsoptionen entwickelt.



Michael Fritsch / Peer Pasternack / Mirko Titze (Hg.): **Schrumpfende Regionen – dynamische Hochschulen. Hochschulstrategien im demografischen Wandel**, Springer VS-Verlag, Wiesbaden 2015, 302 S. ISBN 978-3-658-09123-1. Online unter <https://link.springer.com/book/10.1007/978-3-658-09124-8>

Seit 2011 hatte HoF das Verbundprojekt „Hochschulstrategien für Beiträge zur Regionalentwicklung unter Bedingungen demografischen Wandels“ im BMBF-Förderprogramm „Wissenschaftsökonomie“ koordiniert. Die Verbundpartner waren das Leibniz-Institut für Wirtschaftsforschung Halle (IWH) und die Professur für Unternehmensentwicklung, Innovation und wirtschaftlichen Wandel der Universität Jena. Untersucht wurde, wie Hochschulen auf veränderte Umfeldbedingungen reagieren

und welche demografischen Herausforderungen durch die Hochschulen selbst (mit-)bearbeitet werden (können). Die Analyse zeigt sehr deutlich, dass die Hochschulen eine Vielzahl an Beiträgen zur wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung auch an ihren jeweiligen Standorten leisten, die weit über die Ausbildungsfunktion hinausgehen.



Justus Henke / Peer Pasternack / Steffen Zierold (Hg.): **Schaltzentralen der Regionalentwicklung. Hochschulen in Schrumpfungsregionen**, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2015, 315 S. ISBN 978-3-931982-93-5. Online unter <http://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/schaltzentralen-der-Regionalentwicklung.pdf>

Verfolgen Hochschulen explizite oder implizite Strategien, mit denen sie regional wirksam werden? Vor dem Hintergrund des demografischen Wandels interessiert dies vor allem in Schrumpfungsregionen, da dort die Regionalentwicklung besonders kritisch ist. Entsprechend hoch sind in den demografisch herausgeforderten Regionen auch die Erwartungen, die sich an die Hochschulen richten. Aktivitäten und Strategien der ostdeutschen Hochschulen wurden recherchiert, systematisiert

und ausgewertet. Für sechs Fallregionen, drei ost- und drei westdeutsche, sind zudem vergleichende Tiefensondierungen durchgeführt worden. Im Ergebnis können Hindernisse und Risikofaktoren sowie Lösungsansätze und Erfolgsfaktoren herausgearbeitet werden. Abschließend wird ein Modell regionalen Hochschulhandelns präsentiert.



Justus Henke / Peer Pasternack / Sarah Schmid: **Third Mission bilanzieren. Die dritte Aufgabe der Hochschulen und ihre öffentliche Kommunikation**, Institut für Hochschulforschung (HoF), Halle-Wittenberg 2016, 109 S.; online unter <http://www.hof.uni-halle.de/journal/texte/Handreichungen/HoF-Handreichungen8.pdf>

Zunächst werden die Unterscheidungskriterien erläutert, nach denen hochschulische Aktivitäten der Third Mission oder anderen Handlungsfeldern zuzuordnen sind. Darauf aufbauend wird das Modell einer Third-Mission-Bilanz entwickelt, dessen Leitgedanke es ist, ein möglichst aufwandsarmes, d.h. nicht zusätzlich bürokratisierendes Berichterstattungsformat zu schaffen. Folglich finden sich auch die Möglichkeiten der Daten-

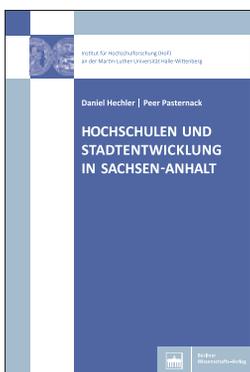
kompiletion und die bestehenden technischen Voraussetzungen an Hochschulen behandelt. Das Ergebnis ist ein auf die meisten Hochschulkontexte anpassbares und mit jeder Datenmenge umsetzbares Modell aus vier aufeinander aufbauenden Modulen.



Justus Henke / Peer Pasternack / Sarah Schmid: **Mission, die dritte. Gesellschaftliche Leistungen der Hochschulen neben Forschung und Lehre: Konzept und Kommunikation der Third Mission**, Berlin 2017, 274 S. ISBN 978-3-8305-3705-2.

Hochschulen leisten heute durch Aufgaben wie Weiterbildung, Wissenstransfer oder Gründungsförderung weit mehr, als grundständige Studienangebote oder zweckfreie Grundlagenforschung zu betreiben. Diese zusätzlichen Aufgaben, häufig Third Mission genannt, beschreiben gesellschaftsbezogene Aktivitäten einer Hochschule, die im Kontext von Lehre und Forschung stattfinden, ohne selbst oder ohne allein Lehre bzw. Forschung zu sein. Es werden die Third Mission konzeptualisiert und die Third-Mission-Situation an deutschen Hochschulen dargestellt, schließlich Handlungsoptionen entwickelt.

Leitende Gedanken dabei sind: Die Hochschulen können mit der Entfaltung ihrer Third Mission ihre Umweltkontakte systematisieren, und sie können sich damit eine zusätzliche Legitimationsressource erschließen.



Daniel Hechler / Peer Pasternack: **Hochschulen und Stadtentwicklung in Sachsen-Anhalt**, unter Mitwirkung von Jens Gillessen, Uwe Grelak, Justus Henke, Sebastian Schneider, Peggy Trautwein und Steffen Zierold, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2018, 347 S. ISBN 978-3-8305-3828-8. Inhalt und Zentrale Ergebnisse unter <http://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/LSA-Hochschule-Stadtentwicklung-Ergebnisse.pdf>

Werden Hochschulen und Wissenschaft für die Stadtentwicklung genutzt, und wie können sie erfolgreich in entsprechende Konzepte eingebaut werden? Welche kulturellen, sozialen und ökonomischen Wirkungen sind von ihnen zu erwarten, und wie werden solche Erwartungen erfüllt? Wie werden Hochschulen als Agenturen der Verteilung des Wissens im Raum wirksam?

Welche Prägungen der Raumstruktur sind durch Hochschulen leistbar, etwa als regionale Infrastruktur? Diese Fragen sind für die sachsen-anhaltischen Hochschulstädte untersucht worden.

Schriftenreihe „Hochschul- und Wissenschaftsforschung Halle-Wittenberg“

Peer Pasternack / Sebastian Schneider / Peggy Trautwein / Steffen Zierold: *Die verwaltete Hochschulwelt. Reformen, Organisation, Digitalisierung und das wissenschaftliche Personal*, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2018, 361 S.

Daniel Hechler / Peer Pasternack: *Hochschulen und Stadtentwicklung in Sachsen-Anhalt*, unter Mitwirkung von Jens Gillessen, Uwe Grelak, Justus Henke, Sebastian Schneider, Peggy Trautwein und Steffen Zierold, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2018, 347 S.

Peer Pasternack (Hg.): *Kurz vor der Gegenwart. 20 Jahre zeitgeschichtliche Aktivitäten am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF) 1996–2016*, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2017, 291 S.

Justus Henke / Peer Pasternack / Sarah Schmid: *Mission, die dritte. Die Vielfalt jenseits hochschulischer Forschung und Lehre: Konzept und Kommunikation der Third Mission*, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2017, 274 S.

Uwe Grelak / Peer Pasternack: *Theologie im Sozialismus. Konfessionell gebundene Institutionen akademischer Bildung und Forschung in der DDR. Eine Gesamtübersicht*, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2016, 341 S.

Peer Pasternack: *20 Jahre HoF. Das Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg 1996–2016: Vorgeschichte – Entwicklung – Resultate*, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2016, 273 S.

Peer Pasternack / Isabell Maue: *Die BFI-Policy-Arena in der Schweiz. Akteurskonstellation in der Bildungs-, Forschungs- und Innovationspolitik*, unt. Mitarb. v. Daniel Hechler, Tobias Kolasinski und Henning Schulze, BWV Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2016, 327 S.

Peer Pasternack: *Die DDR-Gesellschaftswissenschaften post mortem: Ein Vierteljahrhundert Nachleben (1990–2015). Zwischenfazit und bibliografische Dokumentation*, unt. Mitarb. v. Daniel Hechler, BWV Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2016, 613 S.

Peer Pasternack: *Die Teilakademisierung der Frühpädagogik. Eine Zehnjahresbeobachtung*, unter Mitwirkung von Jens Gillessen, Daniel Hechler, Johannes Keil, Karsten König, Arne Schildberg, Christoph Schubert, Viola Strittmatter und Nurdin Thielemann, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2015, 393 S.

Daniel Hechler / Peer Pasternack: *Künstlerische Hochschulen in der DDR. 25 Jahre zeit-historische Aufklärung 1990–2015: Eine Auswertung mit bibliografischer Dokumentation*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2015, 146 S.

Justus Henke / Peer Pasternack / Steffen Zierold (Hg.): *Schaltzentralen der Regionalentwicklung: Hochschulen in Schrumpfungsregionen*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2015, 330 S.

Peer Pasternack: *Akademische Medizin in der DDR. 25 Jahre Aufarbeitung 1990–2014*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2015, 274 S.

Roland Bloch / Monique Lathan / Alexander Mitterle / Doreen Trümpler / Carsten Würmann: *Wer lehrt warum? Strukturen und Akteure der akademischen Lehre an deutschen Hochschulen*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2014, 274 S.

Peer Pasternack (Hg.): *Wissensregion Sachsen-Anhalt. Hochschule, Bildung und Wissenschaft: Die Expertisen aus Wittenberg*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2014, 225 S.

Johannes Keil: *Und der Zukunft zugewandt? Die Weiterbildung an der Humboldt-Universität zu Berlin 1945–1989*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2014, 358 S.

Uwe Grelak / Peer Pasternack: *Die Bildungs-IBA. Bildung als Ressource im demografischen Wandel: Die Internationale Bauausstellung „Stadtumbau Sachsen-Anhalt 2010“*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2014, 504 S.

Romy Hilbrich / Karin Hildebrandt / Robert Schuster (Hg.): *Aufwertung von Lehre oder Abwertung der Professur? Die Lehrprofessur im Spannungsfeld von Lehre, Forschung und Geschlecht*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2014, 330 S.

Reinhard Kreckel / Karin Zimmermann: *Hasard oder Laufbahn. Akademische Karrierestrukturen im internationalen Vergleich*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2014, 277 S.

Peer Pasternack (Hg.): *Jenseits der Metropolen. Hochschulen in demografisch herausgeforderten Regionen*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2013, 571 S.

Daniel Hechler / Peer Pasternack: *Traditionsbildung, Forschung und Arbeit am Image. Die ostdeutschen Hochschulen im Umgang mit ihrer Zeitgeschichte*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2013, 505 S.

Peer Pasternack (Hg.): *Hochschulen nach der Föderalismusreform*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2011, 368 S.

Peer Pasternack (Hg.): *Relativ prosperierend. Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen: Die mitteldeutsche Region und ihre Hochschulen*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2010, 547 S.

Eva Bosbach: *Von Bologna nach Boston? Perspektiven und Reformansätze in der Doktorandenausbildung anhand eines Vergleichs zwischen Deutschland und den USA*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2009, 182 S.

Roland Bloch: *Flexible Studierende? Studienreform und studentische Praxis*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2009, 336 S.

Reinhard Kreckel (Hg.): *Zwischen Promotion und Professur. Das wissenschaftliche Personal in Deutschland im Vergleich mit Frankreich, Großbritannien, USA, Schweden, den Niederlanden, Österreich und der Schweiz*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2008, 400 S.

Anke Burkhardt (Hg.): *Wagnis Wissenschaft. Akademische Karrierewege und das Fördersystem in Deutschland*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2008, 691 S.

Peer Pasternack (Hg.): *Stabilisierungsfaktoren und Innovationsagenturen. Die ostdeutschen Hochschulen und die zweite Phase des Aufbau Ost*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2007, 471 S.

Robert D. Reisz / Manfred Stock: *Inklusion in Hochschulen. Beteiligung an der Hochschulbildung und gesellschaftlichen Entwicklung in Europa und in den USA (1950-2000)*, Lemmens Verlag, Bonn 2007, 148 S.

Peer Pasternack: *Qualität als Hochschulpolitik? Leistungsfähigkeit und Grenzen eines Policy-Ansatzes*, Lemmens Verlag, Bonn 2006, 558 S.

Anke Burkhardt / Karsten König (Hg.): *Zweckbündnis statt Zwangsehe: Gender Mainstreaming und Hochschulreform*, Lemmens Verlag, Bonn 2005, 264 S.

Reinhard Kreckel: *Vielfalt als Stärke. Anstöße zur Hochschulpolitik und Hochschulforschung*, Lemmens Verlag, Bonn 2004, 203 S.

Irene Lischka / Andrä Wolter (Hg.): *Hochschulzugang im Wandel? Entwicklungen, Reformperspektiven und Alternativen*, Beltz Verlag, Weinheim/Basel 2001, 302 S.

Jan-Hendrik Olbertz / Peer Pasternack / Reinhard Kreckel (Hg.): *Qualität – Schlüsselfrage der Hochschulreform*, Beltz Verlag, Weinheim/Basel 2001, 341 S.

Barbara M. Kehm / Peer Pasternack: *Hochschulentwicklung als Komplexitätsproblem. Fallstudien des Wandels*, Deutscher Studien Verlag, Weinheim 2001, 254 S.

Peer Pasternack (Hg.): *DDR-bezogene Hochschulforschung. Eine thematische Eröffnungsbilanz aus dem HoF Wittenberg*, Deutscher Studien Verlag, Weinheim 2001, 315 S.

Peter Altmiks (Hg.): *Gleichstellung im Spannungsfeld der Hochschulfinanzierung*. Deutscher Studien Verlag, Weinheim 2000, 107 S.

Peer Pasternack: *Hochschule & Wissenschaft in SBZ / DDR / Ostdeutschland 1945-1995. Annotierte Bibliographie für den Erscheinungszeitraum 1990-1998*. Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1999, 567 S.

Jan-Hendrik Olbertz / Peer Pasternack (Hg.): *Profilbildung – Standards – Selbststeuerung. Ein Dialog zwischen Hochschulforschung und Reformpraxis*, hrsg. unt. Mitarb. v. Gertraude Buck-Bechler und Heidrun Jahn. Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1999, 291 S.

Peer Pasternack: *Demokratische Erneuerung. Eine universitätsgeschichtliche Untersuchung des ostdeutschen Hochschulumbaus 1989-1995. Mit zwei Fallstudien: Universität Leipzig und Humboldt-Universität zu Berlin*. Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1999, 427 S.

Heidrun Jahn / Jan-Hendrik Olbertz (Hg.): *Neue Stufen – alte Hürden? Flexible Hochschulabschlüsse in der Studienreformdebatte*. Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1998, 120 S.

Weitere Buchveröffentlichungen aus dem Institut für Hochschulforschung (HoF) 2013–2018

Peer Pasternack / Daniel Hechler / Justus Henke: *Die Ideen der Universität. Hochschulkonzepte und hochschulrelevante Wissenschaftskonzepte*, UniversitätsVerlag-Webler, Bielefeld 2018, 212 S.

Reinhard Kreckel: *On Academic Freedom and Elite Education in Historical Perspective Medieval Christian Universities and Islamic Madrasas, Ottoman Palace Schools, French Grandes Écoles and „Modern World Class Research Universities“* (Der Hallesche Graureiher 1/2018), Institut für Soziologie der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Halle 2018, 51 S.

Peer Pasternack / Benjamin Baumgarth / Anke Burkhardt / Sabine Paschke / Nurdin Thielmann: *Drei Phasen. Die Debatte zur Qualitätsentwicklung in der Lehrer_innenbildung*, W. Bertelsmann Verlag, Bielefeld 2017, 399 S.

Verbundprojekt Heterogenität als Qualitätsherausforderung für Studium und Lehre (Hg.): *Damit das Studium für alle passt. Konzepte und Beispiele guter Praxis aus Studium und Lehre in Sachsen-Anhalt*, Magdeburg 2017, 149 S.

Benjamin Baumgarth / Justus Henke / Peer Pasternack: *Inventur der Finanzierung des Hochschulsystems. Mittelvolumina und Mittelflüsse im deutschen Hochschulsystem*, Hans-Böckler-Stiftung, Düsseldorf 2016, 134 S.

Anke Burkhardt: *Professorinnen, Professoren, Promovierte und Promovierende an Universitäten. Leistungsbezogene Vorausberechnung des Personalbedarfs und Abschätzung der Kosten für Tenure-Track-Professuren*. GEW, Frankfurt a.M. 2016, 67 S.

Peer Pasternack / Isabell Maue: *Die Akteurskonstellationen im Schweizer Bildungs-, Forschungs- und Innovationssystem*, unt. Mitarb. v. Tobias Kolasinski, Schweizerischer Wissenschafts- und Innovationsrat (SWIR), Bern 2015, 71 S.

Anke Burkhardt / Sigrun Nickel (Hg.): *Die Juniorprofessur. Neue und alte Qualifizierungswege im Vergleich*, edition sigma, Baden-Baden 2015, 456 S.

Michael Fritsch / Peer Pasternack / Mirko Titze (Hg.): *Schrumpfende Regionen – dynamische Hochschulen. Hochschulstrategien im demografischen Wandel*, Springer VS-Verlag, Wiesbaden 2015, 302 S.

Verbundprojekt Heterogenität als Qualitätsherausforderung für Studium und Lehre (Hg.): *Damit das Studium für alle passt. Konzepte und Beispiele guter Praxis aus Studium und Lehre in Sachsen-Anhalt*, Magdeburg 2015, 144 S.

Peer Pasternack: *Qualitätsstandards für Hochschulreformen. Eine Auswertung der deutschen Hochschulreformqualitäten in den letzten zwei Jahrzehnten*, Bielefeld 2014, 224 S.

Benjamin Köhler / Isabell Maue / Peer Pasternack: *Sachsen-Anhalt-Forschungslandkarte Demografie*, Institut für Hochschulforschung (HoF), Halle-Wittenberg 2014, 84 S.

Peer Pasternack u.a.: *50 Jahre Streitfall Halle-Neustadt. Idee und Experiment. Lebensort und Provokation*, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 2014, 608 + XXXII S.

Peer Pasternack / Isabell Maue (Hg.): *Lebensqualität entwickeln in schrumpfenden Regionen. Die Demographie-Expertisen der Wissenschaft in Sachsen-Anhalt*, WZW Wissenschaftszentrum Sachsen-Anhalt, Wittenberg 2013, 166 S.

Peer Pasternack / Reinhold Sackmann (Hg.): *Vier Anläufe: Soziologie an der Universität Halle-Wittenberg. Bausteine zur lokalen Biografie des Fachs vom Ende des 19. bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts*, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 2013, 256 S.

Sebastian Bonk / Florian Key / Peer Pasternack (Hg.): *Rebellion im Plattenbau. Die Offene Arbeit in Halle-Neustadt 1977–1983. Katalog zur Ausstellung*, Institut für Hochschulforschung (HoF), Halle-Wittenberg 2013, 48 S.

HoF-Handreichungen

Online unter <http://www.hof.uni-halle.de/journal/handreichungen.htm>

Justus Henke / Peer Pasternack: *Hochschulsystemfinanzierung. Wegweiser durch die Mittelströme*, Halle-Wittenberg 2017, 93 S.

Justus Henke / Peer Pasternack / Sarah Schmid: *Third Mission bilanzieren. Die dritte Aufgabe der Hochschulen und ihre öffentliche Kommunikation*, Halle-Wittenberg 2016, 109 S.

Martina Dömling / Peer Pasternack: *Studieren und bleiben. Berufseinstieg internationaler HochschulabsolventInnen in Deutschland*, Halle-Wittenberg 2015, 98 S.

Justus Henke / Romy Höhne / Peer Pasternack / Sebastian Schneider: *Mission possible – Gesellschaftliche Verantwortung ostdeutscher Hochschulen: Entwicklungschance im demografischen Wandel*, Halle-Wittenberg 2014, 118 S.

Jens Gillessen / Isabell Maue (Hg.): *Knowledge Europe – EU-Strukturfondsfinanzierung für wissenschaftliche Einrichtungen*, Halle-Wittenberg 2014, 127 S.

Peer Pasternack / Steffen Zierold: *Überregional basierte Regionalität. Hochschulbeiträge zur Entwicklung demografisch herausgeforderter Regionen. Kommentierte Thesen*, unt. Mitarb. v. Thomas Erdmenger, Jens Gillessen, Daniel Hechler, Justus Henke und Romy Höhne, Halle-Wittenberg 2014, 120 S.

Peer Pasternack / Johannes Keil: *Vom ‚mütterlichen‘ Beruf zur differenzierten Professionalisierung. Ausbildungen für die frühkindliche Pädagogik*, Halle-Wittenberg 2013, 107 S.

Peer Pasternack (Hg.): *Regional gekoppelte Hochschulen. Die Potenziale von Forschung und Lehre für demografisch herausgeforderte Regionen*, Halle-Wittenberg 2013, 99 S.

Peer Pasternack / Daniel Hechler: *Hochschulzeitgeschichte. Handlungsoptionen für einen souveränen Umgang*, Halle-Wittenberg 2013, 99 S.

Daniel Hechler / Peer Pasternack: *Hochschulorganisationsanalyse zwischen Forschung und Beratung*, Halle-Wittenberg 2012, 99 S.

die hochschule. journal für wissenschaft und bildung

Herausgegeben für das Institut für Hochschulforschung (HoF) von
Peer Pasternack. Redaktion: Daniel Hechler

Ältere Hefte online unter <http://www.hof.uni-halle.de/journal/archiv.htm>

Themenhefte (2006–2018):

Daniel Hechler / Peer Pasternack (Hg.): *Arbeit an den Grenzen. Internes und externes Schnittstellenmanagement an Hochschulen* (2018, 279 S.; € 20,-)

Daniel Hechler / Peer Pasternack (Hg.): *Einszweivierpunktnull. Digitalisierung von Hochschule als Organisationsproblem. Folge 2* (2017, 176 S.; € 17,50)

Daniel Hechler / Peer Pasternack (Hg.): *Einszweivierpunktnull. Digitalisierung von Hochschule als Organisationsproblem* (2017, 193 S.; € 17,50)

Peter Tremp / Sarah Tresch (Hg.): *Akademische Freiheit. ‚Core Value‘ in Forschung, Lehre und Studium* (2016, 181 S.; € 17,50)

Cort-Denis Hachmeister / Justus Henke / Isabel Roessler / Sarah Schmid (Hg.): *Gestalten der Hochschulen. Beiträge und Entwicklungen der Third Mission* (2016, 170 S.; € 17,50)

Marion Kamphans / Sigrid Metz-Göckel / Margret Bülow-Schramm (Hg.): *Tabu und Tabuverletzungen an Hochschulen* (2015, 214 S.; € 17,50)

Daniel Hechler / Peer Pasternack (Hrsg.): *Ein Vierteljahrhundert später. Zur politischen Geschichte der DDR-Wissenschaft* (2015, 185 S.; € 17,50)

Susen Seidel / Franziska Wielepp (Hg.): *Diverses. Heterogenität an der Hochschule* (2014, 216 S.; € 17,50)

Peer Pasternack (Hg.): *Hochschulforschung von innen und seitwärts. Sichtachsen durch ein Forschungsfeld* (2014, 226 S.; € 17,50)

Jens Gillesen / Johannes Keil / Peer Pasternack (Hg.): *Berufsfelder im Professionalisierungsprozess. Geschlechtsspezifische Chancen und Risiken* (2013, 198 S.; € 17,50)

Martin Winter / Carsten Würmann (Hg.): *Wettbewerb und Hochschulen. 6. Jahrestagung der Gesellschaft für Hochschulforschung in Wittenberg* (2012, 328 S.; € 17,50).

Karsten König / Rico Rokitte: *Weltoffen von innen? Wissenschaft mit Migrationshintergrund* (2012, 210 S.; € 17,50)

Edith Braun / Katharina Kloke / Christian Schneijderberg (Hg.): *Disziplinäre Zugänge zur Hochschulforschung* (2011, 212 S.; € 17,50)

Peer Pasternack (Hg.): *Hochschulföderalismus* (2011, 217 S.; € 17,50)

Carsten Würmann / Karin Zimmermann (Hg.): *Hochschulkapazitäten – historisch, juristisch, praktisch* (2010, 216 S.; € 17,50)

Georg Krücken / Gerd Grözinger (Hg.): *Innovation und Kreativität an Hochschulen* (2010, 211 S.; € 17,50)

Daniel Hechler / Peer Pasternack (Hg.): *Zwischen Intervention und Eigensinn. Sonderaspekte der Bologna-Reform* (2009, 215 S.; € 17,50)

Peer Pasternack (Hg.): *Hochschulen in kritischen Kontexten. Forschung und Lehre in den ostdeutschen Regionen* (2009, 203 S.; € 17,50)

Robert D. Reisz / Manfred Stock (Hg.): *Private Hochschulen – Private Higher Education* (2008, 166 S.; € 17,50)

Martin Winter: *Reform des Studiensystems. Analysen zum Bologna-Prozess* (2007, 218 S.; € 17,50)

Peer Pasternack: *Forschungslandkarte Ostdeutschland*, unt. Mitarb. v. Daniel Hechler (Sonderband 2007, 299 S., € 17,50)

Reinhard Kreckel / Peer Pasternack (Hg.): *10 Jahre HoF* (2007, 197 S., € 17,50)

Karsten König (Hg.): *Verwandlung durch Verhandlung? Kontraktsteuerung im Hochschulsektor* (2006, 201 S.; € 17,50)

Georg Krücken (Hg.): *Universitäre Forschung im Wandel* (2006, 224 S.; € 17,50)

HoF-Arbeitsberichte 2013–2018

Online unter http://www.hof.uni-halle.de/publikationen/hof_arbeitsberichte.htm

- 107: Anke Burkhardt / Florian Harrlandt: *Dem Kulturwandel auf der Spur. Gleichstellung an Hochschulen in Sachsen. Im Auftrag des Sächsischen Staatsministeriums für Wissenschaft und Kunst*, unter Mitarbeit von Zozan Dikkat und Charlotte Hansen, 2018, 124 S.
- 106: Uwe Grelak / Peer Pasternack: *Konfessionelle Fort- und Weiterbildungen für Beruf und nebenberufliche Tätigkeiten in der DDR. Dokumentation der Einrichtungen und Bildungsformen*, 2018, 107 S.
- 105: Uwe Grelak / Peer Pasternack: *Das kirchliche Berufsbildungswesen in der DDR*, 2018, 176 S.
- 104: Uwe Grelak / Peer Pasternack: *Konfessionelles Bildungswesen in der DDR: Elementarbereich, schulische und nebenschulische Bildung*, 2017, 104 S.
- 103: Peer Pasternack / Sebastian Schneider / Peggy Trautwein / Steffen Zierold: *Ausleuchtung einer Blackbox. Die organisatorischen Kontexte der Lehrqualität an Hochschulen*, 2017, 103 S.
- 102: Anke Burkhardt / Gunter Quaißer / Barbara Schnalzer / Christoph Schubert: *Förderlandschaft und Promotionsformen (B3). Studie im Rahmen des Bundesberichts Wissenschaftlicher Nachwuchs (BuWiN) 2017*, 2016, 103 S.
- 101: Peer Pasternack: *25 Jahre Wissenschaftspolitik in Sachsen-Anhalt: 1990–2015*, 2016, 92 S.
- 100: Justus Henke / Peer Pasternack / Sarah Schmid / Sebastian Schneider: *Third Mission Sachsen-Anhalt. Fallbeispiele OVGU Magdeburg und Hochschule Merseburg*, 2016, 92 S.
- 1'16: Peer Pasternack: *Konsolidierte Neuaufstellung. Forschung, Wissenstransfer und Nachwuchsförderung am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF) 2011–2015*, 124 S.
- 3'15: Peggy Trautwein: *Lehrpersonal und Lehrqualität. Personalstruktur und Weiterbildungschancen an den Hochschulen Sachsen-Anhalts*, unter Mitarbeit von Thomas Berg, Sabine Gabriel, Peer Pasternack, Annika Rathmann und Claudia Wendt, 44 S.
- 2'15: Justus Henke / Peer Pasternack / Sarah Schmid: *Viele Stimmen, kein Kanon. Konzept und Kommunikation der Third Mission von Hochschulen*, 107 S.
- 1'15: Peggy Trautwein: *Heterogenität als Qualitätsherausforderung für Studium und Lehre. Ergebnisse der Studierendenbefragung 2013 an den Hochschulen Sachsen-Anhalts*, unter Mitarbeit von Jens Gillessen, Christoph Schubert, Peer Pasternack und Sebastian Bonk, 116 S.
- 5'13: Christin Fischer / Peer Pasternack / Henning Schulze / Steffen Zierold: *Soziologie an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Dokumentation zum Zeitraum 1945 – 1991*, 56 S.
- 4'13: Gunter Quaißer / Anke Burkhardt: *Beschäftigungsbedingungen als Gegenstand von Hochschulsteuerung. Studie im Auftrag der Hamburger Behörde für Wissenschaft und Forschung*, 89 S.
- 3'13: Jens Gillessen / Peer Pasternack: *Zweckfrei nützlich: Wie die Geistes- und Sozialwissenschaften regional wirksam werden. Fallstudie Sachsen-Anhalt*, 127 S.
- 2'13: Thomas Erdmenger / Peer Pasternack: *Eingänge und Ausgänge. Die Schnittstellen der Hochschulbildung in Sachsen-Anhalt*, 99 S.
- 1'13: Sarah Schmid / Justus Henke / Peer Pasternack: *Studieren mit und ohne Abschluss. Studienerfolg und Studienabbruch in Sachsen-Anhalt*, 75 S.

Peer Pasternack

20 Jahre HoF

Das Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg 1996–2016:
Vorgeschichte – Entwicklung – Resultate

Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2016, 273 S.
ISBN 978-3-8305-3720-5. € 25,-

Das Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF) war eine Gründung gegen mancherlei Wahrscheinlichkeiten. Warum und wie es 1996 dennoch dazu kam, verdient, erzählt zu werden. Peer Pasternack rollt die Gründungsgeschichte auf, wobei er die Darstellung zugleich ins Exemplarische hebt.

Die Vorgeschichte des Instituts umfasst das Zentralinstitut für Hochschulbildung der DDR und die Projektgruppe Hochschulforschung Berlin-Karlshorst – erstere Teil der DDR-Ressortforschung, die bisher wenig zeithistorische Aufmerksamkeit gefunden hat, letztere eine Transformationseinrichtung im doppelten Sinne: als Teil der Umbrüche in der ostdeutschen Wissenschaft und als Analytikerin dieses Prozesses, konkret im Hochschulwesen. 1996 schloss sich daran die Gründung des HoF in Wittenberg an. Auch die 20 Jahre seitdem halten reichlich Stoff für eine exemplarische Erzählung bereit: Wie sich ein ‚Ost-Institut‘ als ein gesamtdeutsches zu konsolidieren vermochte, welche Neuerfindungen seiner selbst es dabei zu bewerkstelligen hatte, wie sich Forschung jenseits der Bindung an eine Einzeldisziplin organisieren lässt, auf welche Weise sich ein Institut auf das Sitzland einlassen kann, ohne darüber zum Regionalinstitut zu werden, und wie sich bei alledem externe und interne Turbulenzen produktiv wenden lassen.



Peer Pasternack (Hg.)

Kurz vor der Gegenwart

20 Jahre zeitgeschichtliche Aktivitäten am Institut für
Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF) 1996–2016

Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2017, 291 S.
ISBN 978-3-8305-3796-0. € 20,-

Das Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg widmet sich seit seiner Gründung vor 20 Jahren zwar vorrangig der forschenden Aufklärung gegenwartsbezogener Entwicklungen. Daneben aber hat es kontinuierlich auch zeithistorische Themen bearbeitet. Insgesamt wurden 52 Projekte zur Bildungs-, Hochschul- und Wissenschaftszeitgeschichte durchgeführt, deren Ergebnisse in 41 Büchern, 20 Forschungsberichten und 166 Artikeln dokumentiert sind. Der vorliegende Band fasst diese für jedes Projekt auf jeweils fünf Seiten zusammen.

Die Themen reichen von den programmatischen Konzepten der Hochschulentwicklung in Deutschland seit 1945, dem Phänomen akademischer Rituale oder der Entwicklung

der Hochschulbildungsbeteiligung in West und Ost seit 1950 über das Verhältnis von Politik und Wissenschaft in der DDR, den Hochschulbau in der DDR, die dortige wissenschaftliche Zeitschriftenlandschaft, den (Nicht-)Zusammenhang von Bildungs- und Beschäftigungssystem in der DDR, das dort existierende konfessionelle Bildungswesen, die DDR-Gesellschaftswissenschaften, Weiterbildung an DDR-Universitäten, den Spezialsektor der Militär- und Polizeihochschulen in der DDR, die künstlerischen Hochschulen in der DDR und die Aufarbeitung der ostdeutschen akademischen Medizin nach 1989, desweiteren die Entwicklung privater Hochschulen seit 1950 im internationalen Vergleich, die 50jährige Geschichte des Schweizerischen Wissenschaftsrats oder die westdeutsche DDR-Forschung vor und die gesamtdeutsche DDR-Forschung nach 1989 bis hin zur ostdeutschen Wissenschaftstransformation ab 1990 und den Umgang der ostdeutschen Hochschulen mit ihrer Zeitgeschichte.



*Peer Pasternack / Sebastian Schneider / Peggy Trautwein /
Steffen Zierold*

Die verwaltete Hochschulwelt

Reformen, Organisation, Digitalisierung und
das wissenschaftliche Personal

Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2018, 361 S.
ISBN 978-3-8305-3898-1. € 27,-

Für die Hochschulorganisation waren in den vergangenen 20 Jahren zwei politisch induzierte Reformen prägend: die New-Public-Management-inspirierten Governance-Reformen und der Bologna-Prozess. Sie waren mit zwei zentralen Versprechen verbunden: Die Governance-Reform versprach, Entstaatlichung werde mit Entbürokratisierung verbunden sein, und die Studienstruktur-Reform versprach, die Strukturierung erbringe eine Entlastung von den bisher nötigen fortwährenden Improvisationsanstrengungen. Dem stehen gegenteilige Wahrnehmungen des wissenschaftlichen Personals gegenüber: Die Entstaatlichung habe neue Bürokratieranforderungen gebracht, und die Verwaltung der strukturierten Studiengänge mit neuen Belastungen einher. Die Hochschulen haben darauf vor allem auf zwei Wegen reagiert: durch die Einführung von Hochschulmanagementstrukturen neben der herkömmlichen Verwaltung und die Weiterentwicklung digitaler Assistenzsysteme. Die hier vorgelegte Studie fragt nach den Wirkungen und wie diese sich zu den Wahrnehmungen verhalten.

